

ANGLIA

ZEITSCHRIFT FÜR ENGLISCHE PHILOLOGIE

Begründet von Moritz Trautmann und Richard P. Wülker

In Verbindung mit

Karl Brunner, Douglas Bush, Wolfgang Clemen
Georg Kartzke, Kemp Malone, Frederick Norman
L. L. Schücking, Charles Sisson

Herausgegeben von

HERMANN M. FLASDIECK BOGISLAV VON LINDHEIM

HELMUT PAPAJEWSKI WALTER F. SCHIRMER

BAND 76

(NEUE FOLGE BAND 62)



MAX NIEMEYER VERLAG - TÜBINGEN

1958

INHALT

Aufsätze

Levin L. Schücking, <i>Memorabilia</i>	1
Wolfgang Clemen, Gedanken zu Levin L. Schückings Lebenswerk	27
Charles L. Wrenn, On the Continuity of English Poetry	41
→ Otto Funke, Zur Rhythmik des altenglischen Alliterationsverses — eine kurze Betrachtung	60
Karl Brunner, Die Überlieferung der mittenglischen Versromanzen	64
Max Lüthi, Zur Rolle des Volks bei Shakespeare	74
Walter F. Schirmer, Shakespeares klassizistische Gegenspieler . .	90
John M. Steadman, Milton and Patristic Tradition: the Quality of Hell-Fire	116
Victor Lange, Erzählformen im Roman des achtzehnten Jahrhunderts	129
Heinz Reinhold, Kritik an den religiösen und moralischen Anschau- ungen in Dickens' Werken im 19. Jahrhundert	145
Gustav Kirchner, Der Ausrufsatz im Neuenglischen	177
Walther Fischer, Britisch/Amerikanisch ON "zu Ungunsten von", "gegen" und verwandte Wendungen unter anglo-irischem Einfluß . .	203
Heinrich Straumann, Amerikanische Literatur in Europa. Eine geschmacksgeschichtliche Überlegung	208
Bibliographie der Veröffentlichungen von Levin L. Schücking (ohne Besprechungen) zusammengestellt von B. Ehrl	217
Morton W. Bloomfield, <i>Piers Plowman and the three Grades of Chastity</i>	227
Robert W. Ackerman, <i>Gawain's Shield: Penitential Doctrine in Gawain and the Green Knight</i>	254
Curt F. Bühler, <i>The Revisions and Dedications of the Epistle of Othea</i>	266
Ewald Standop, Bemerkungen zu einer neuen Verslehre mit Analyse von East Coker IV	271
Hans Käsmann, Zur Rezeption französischer Lehnwörter im Mittel- englischen	285
Hermann M. Flasdieck, Die Entstehung des engl. Phonems [ʃ], zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Quantität	339
Hans Schabram, Ae. <i>þ(r)istra</i> "coniuncta"	411
Joseph Slater, Goethe, Carlyle, and the Open Secret	422
Bogislav von Lindheim, Die weiblichen Genussuffixe im Alteng- lischen	479
James L. Rosier, <i>The Vocabulary of Ralph Lever's Arte of Reason</i>	505
Richard Gerber, Übermensch und Treue (Chapman)	510

Miscelle

Pierre Legouis, John Donne and William Cowper	536
---	-----

Besprechungen

The South English Legendary, ed. Charlotte d'Evelyn and Anna J. Mill (W. F. Schirmer)	299
The Complaint against Hope, ed. by Kenneth G. Wilson (Karl Brunner)	300
Nils Erik Enkvist, The Seasons of the Year (Karl Heinz Göller)	301
Nottingham Mediaeval Studies, ed. by Lewis Thorpe (K. J. Höltgen)	303
The Descent of Euphues: Three Elizabethan Romance Stories: Euphues, Pandosto, Piers Plainness, ed. with an introduction by James Winny (F. K. Stanzel)	304
John W. Draper, The Tempo-Patterns of Shakespeare's Plays. [Anglistische Forschungen, Heft 90] (Hermann Fischer)	306
Wolfgang Clemen, Kommentar zu Shakespeares Richard III. Interpretation eines Dramas (Max Lüthi)	307
Fredson Bowers, On Editing Shakespeare and the Elizabethan Dramatists (L. L. Schücking)	312
Fritz Meyen, Johann Joachim Eschenburg 1743–1820 (K. J. Höltgen)	313
Douglas Knight, Pope and the Heroic Tradition. A Critical Study of his Iliad (Yale Studies in English 117) (Rudolf Sühnel)	315
George de F. Lord, Homeric Renaissance. The Odyssey of George Chapman (Yale Studies in English 131) (Rudolf Sühnel)	316
R. A. Knox, On English Translation (The Romanes Lecture 1957) (Rudolf Sühnel)	317
Chapman's Homer, ed. by Allardyce Nicoll (Bollingen Series XLI.) (Rudolf Sühnel)	317
Ennis Rees, The Tragedies of George Chapman: Renaissance Ethics in Action (K. A. Preuschen)	318
SAMLA Studies in Milton. Essays on John Milton and his Works by Members of the South Atlantic Modern Language Association (Edgar Mertner)	322
Richard Heinrich Grün, Das Menschenbild John Miltons in <i>Paradise Lost</i> . Eine Interpretation des Epos im Lichte des Begriffes <i>Disobedience</i> (Edgar Mertner)	326
Robert Martin Adams, Ikon: John Milton and the Modern Critics (Edgar Mertner)	327
James Whaler, Counterpoint and Symbol. An Inquiry into the Rhythm of Milton's Epic Style (Edgar Mertner)	329
Ian Watt, The Rise of the Novel: Studies in Defoe, Richardson and Fielding (F. K. Stanzel)	334
Deutschland und die Deutschen im englisch-sprachigen Schrifttum 1948–1955. Eine Bibliographie bearbeitet von Richard Mönnig (K. J. Höltgen)	336

John O. McCormick, Amerikanische Lyrik der letzten fünfzig Jahre (Karl Heinz Göller)	337
Anthology of American Verse, ed. H. Lüdeke (John O. McCormick)	338
Einar Haugen, Bilingualism in the Americas: a Bibliography and Research Guide (Werner F. Leopold)	427
Karl Horst Schmidt, Die Komposition in gallischen Personennamen (Anton Scherer)	430
Ernst Schwarz, Germanische Stammeskunde (Hans Kuhn)	434
Karl Brunner und Rudolf Hittmair, Mittelenglisches Lesebuch für Anfänger (Heinrich Christoph Matthes)	442
E. J. Dobson, English Pronunciation 1500–1700 (Martin Lehnert)	443
Börje Holmberg, James Douglas on English Pronunciation c. 1740 (Martin Lehnert)	448
Norman E. Eliason, Tarheel Talk: An Historical Study of the Eng- lish Language in North Carolina to 1860 (Hans Galinsky)	452
Kurt Wittig, Phonetik des amerikanischen Englisch (Hans Galinsky)	460
Hans Galinsky, Amerikanisches und Britisches Englisch (Siegfried Korninger)	474
Julius Wirl, Grundsätzliches zur Problematik des Dolmetschens und des Übersetzens (P. L. Jaeger)	476
N. R. Ker, Catalogue of Manuscripts Containing Anglo-Saxon (Helmut Gneuss)	539
Cynewulf's Elene, ed. by P. O. E. Gradon (B. v. Lindheim) . .	544
Kyng Alisaunder, ed. by G. V. Smithers (Karl Brunner)	547
Willi Erzgräber, William Langlands "Piers Plowman" (M. W. Bloomfield)	550
Edward Surtz, The Praise of Pleasure, Philosophy, Education and Communism in More's Utopia (Horst Oppel)	554
Arthur Gerstner-Hirzel, The Economy of Action and Word in Shakespeare's Plays (Richard Gerber)	557
Anna Maria Crino, John Dryden (Anne-Marie Imbert)	559
Gerhard Müller-Schwefe, Das persönliche Menschenbild Matthew Arnolds in der dichterischen Gestaltung (Edgar Mertner)	561
Max Wildi, Die Dramen von T. S. Eliot (Ewald Standop)	564
G. Malcolm Laws, American Balladry from British Broad-sides (Wolfgang Schmidt-Hidding)	566
R. W. Zandvoort and Assistants, Wartime English (Fritz Fiedler)	569
Eingegangene Schriften	571
Personalnachrichten	338, 478, 572

Printed in Germany

Satz und Druck: Ferd. Oechelhäusersche Buchdruckerei, Kempten/Allgäu

LEVIN L. SCHÜCKING

ZUM 80. GEBURTSTAG

29. 5. 1958

MEMORABILIA

von

Levin L. Schücking

Die Nationalökonomien erzählen von einem ihrer Kollegen, der, aufgefordert, eine Skizze seines Lebenslaufes zu entwerfen, zu ihrem nicht geringen Erstaunen mit der Feststellung begann, er – nennen wir ihn der Vorsicht halber Professor Nachtwächter – sei noch nicht ganz sicher, ob die Wissenschaft nicht einmal in Zukunft die Nationalökonomie aller Zeiten in eine vor-nachtwächterische und eine nach-nachtwächterische aufteilen würde. Eine so überraschende Selbsteinschätzung ist vom Schreiber dieser Zeilen als Ergebnis der freundlichen Aufforderung des Herausgebers der *Anglia*, für sie einen kurzen Rückblick auf sein, sich dem Abschluß des achten Jahrzehnts näherndes Leben und Schaffen zu werfen, nicht zu befürchten. Daß seine Tätigkeit der Zeit nach mit einem gewissen Bruch der vorherrschenden Tradition, nämlich des sogenannten "Positivismus" in der Philologie zusammenfällt, springt freilich ins Auge, aber dieser Wandel ist zeitbedingt, erfolgt vielerorten – wenn auch in verschiedener Weise – gleichzeitig, und der Verfasser wäre schon beglückt, wenn man ihm zugestehen wollte, mit in der ersten Reihe der neuen Schlachtordnung gefochten zu haben. Der "Positivismus" hat freilich noch jüngst in keinem Geringeren als Ernst Robert Curtius etwas wie einen Verteidiger gefunden, und in der Tat gibt es Erscheinungen im neuesten Wissenschaftsbetrieb – nicht nur in Deutschland –, die geeignet sind, nachträglich ein erklärendes Licht auf eine Methode fallen zu lassen, die doch wenigstens irgendwelche tatsächlichen – wenn auch oft noch so unerheblichen – Zusammenhänge ermittelt hat; aber um zu verstehen, wie falsch dieses Licht die Dinge erscheinen läßt, muß man um das Jahr 1900 herum

Student an einer Hochburg des Positivismus, wie etwa Göttingen, gewesen sein, um den ganzen Jammer und das Seelenbeengende, ja, Entwürdigende einer Lehre empfunden zu haben, die alle Versuche, über die bloße Ermittlung von Tatsachen herauszukommen, mit unverhohlener Abneigung betrachtete und sich mit der Stellung von Aufgaben begnügte, die der Philologie seitens eines geistreichen Ungarn die Bezeichnung "die Wissenschaft des Nichtwissenswerten" eintrug. Nicht nur in Ungarn übrigens stießen diese Dinge auf Beantwortung. Wahrscheinlich hat man schon die von der deutschen geistigen Welt mit einem so erstaunlich starken Echo aufgenommenen Warnungen des Rembrandt-Deutschen (Julius Langbehn) von 1890 vor dem Versuch, "das Genie auf Flaschen zu ziehen" und vor methodischer Verspießerung überhaupt, als gegen die selben Tendenzen gerichtet aufzufassen; deutlich aber machten lustige Karikaturen, wie etwa Ernst von Wolzogens Roman *Das dritte Geschlecht* vom Jahre 1900, in dem eine gewisse Art von pseudo-gelehrter Goethe-Philologie dargestellt wurde, die an unseren Universitäten damals blühende Lehrweise zum Gegenstand ihres amüsanten Spottes. Eine ernsthafte Wirkung auf die allgemeine Verknöcherung ging davon natürlich nicht aus. Ich erinnere mich, wie zu jener Zeit ein wegen seiner grundlegenden Untersuchungen auf dem Gebiet der Englischen Sprachgeschichte mit Recht hoch angesehener Ordinarius sich bei mir erkundigte: "Woran arbeiten Sie jetzt?" Ich antwortete: "Ich versuche, dem Problem auf die Spur zu kommen, warum Shakespeare bei seinen Lebzeiten nicht entfernt so hoch wie von der Nachwelt eingeschätzt wurde¹⁾", worauf der Frager kopfschüttelnd bemerkte: "Das ist doch kein Problem; es ging ihm eben wie Richard Wagner: manche mochten ihn, und andere mochten ihn nicht." Schon eine solche Themastellung, die uns heute nicht gerade extravagant erscheint, hatte ja in Göttingen vor einem halben Jahrhundert etwas Unsolides an sich; lief man doch Gefahr, damit zu einem Ergebnis zu gelangen, das zumindest einen Rest von Subjektivität enthielt, dessen man sich vor den hundertprozentig objektiven Ergeb-

¹⁾ Vgl. *Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit*. Heidelberg 1908.

nissen der hierorts so besonders gefeierten exakten Wissenschaften schämen zu müssen glaubte. Bereits einige Jahre vorher, in den in Freiburg, Berlin und München verbrachten Studiensemestern, waren mir, da die Dinge hier ähnlich aussahen, oft Zweifel an meiner Berufung für das philologische Handwerk gekommen; aber wenn in den historischen Seminarräumen an der Paulinerkirche in Göttingen von der germanistischen Leitung die gemeinsame Treibjagd auf die Vers-Cäsur bei den mittelhochdeutschen Lyrikern eröffnet wurde, so drohte mich das sogar in einen derartig gesteigerten Zustand von Niedergeschlagenheit und Gedrücktheit zu versetzen, daß nur ein besonderes geistiges Antidotum die innere Aufrechterhaltung ermöglichte; ich fand es, indem ich vor Anfang der Stunde stets rasch ein paar Seiten aus Heinrich Heines Prosa zu mir nahm: die magische Wirkung dieser Medizin schwächte sich trotz dauernden Gebrauchs nicht ab.

Im Erfolge nachhaltiger freilich erwies sich der Besuch von Vorlesungen, die, obgleich eigentlich nur am Rande des gewählten Arbeitsgebiets gelegen, doch zeitweilig zu etwas wie seinem seelischen Mittelpunkt aufrückten, nämlich die von Robert Vischer, dem Sohn des großen Ästhetikers, vorgetragene Kunstgeschichte. Die Kunsthistoriker waren uns damals methodisch weit voraus. Sie hatten sozusagen ihre philologischen Kinderkrankheiten hinter sich. Die äußeren Entstehungszusammenhänge der Werke, die Stoffgeschichte, die Künstlerbiographie und was sich sonst bei uns in den Vordergrund drängte, hatten sie der großen Aufgabe der Interpretation des Kunstwerks, dem Verständnis der Besonderheit seiner Form, dem Versuch, einen Ausdruck für die Eigenart seiner Wirkung zu finden, untergeordnet – noch heute, nach beinahe sechzig Jahren, zehre ich von dem, was mir auf solche Art von der Kunst etwa Dürers, Michelangelos oder Tizians an unvergänglichen Einsichten und wohlbegründeten Wertungen vermittelt wurde; aber vielleicht hat sich doch die unbewußt gebliebene Anregung auch in meiner späteren Arbeit als methodisch fruchtbar erwiesen.

Zunächst allerdings galt es die üblichen Praestanda in Literatur- und Sprachgeschichte zu praestieren, um am 28. Februar 1901 das Rigorosum hinter mich bringen zu

können. Dazu gehörte eine Dissertation über die "Stofflichen Beziehungen der Englischen Komödie zur Italienischen bis Lilly", für deren Thema ich Lorenz Morsbach Dank schulde, in dessen *Studien* sie hernach erschien. Der höfliche junge Unteroffizier in der Göttinger Infanteriekaserne, der sich durch Abschreiben mit der Hand einen kleinen Nebenerwerb verschaffte – Schreibmaschinen waren damals noch unbekannt – meinte, als er mir die von ihm für unglaublich billiges Geld zur Einreichung hergestellte lesbare Fassung einhändigte, es schiene ihm eine sehr tüchtige Arbeit zu sein. Glücklicherweise fiel das Urteil des sachverständigeren Fakultätsreferenten nicht allzu gegenteilig aus. Ein Teil der Kritik freilich bezweifelte dann später die Richtigkeit – wenn auch nicht der hauptsächlichen Ergebnisse, so doch – der hier zwischen Lilly und den Italienern angenommenen Zusammenhänge. Aber nach fast einem Menschenalter machte mir eine Pariser Arbeit von Violet M. Jeffery über *John Lyly und die Italienische Renaissance* die Freude, sie auf das Allerentschiedenste zu bestätigen.

Der Doktorprüfung folgte ein längerer Studienaufenthalt in London. Er hatte seine Schwierigkeiten. Sie lagen nicht nur im Klima. Die Ausbildung deutscher Philologen in England zu erleichtern, fand sich nämlich damals niemand bemüssigt. In einem Lande, das sich jedem Fremden, namentlich jedem Ausländer mit einer fast wie Feindseligkeit anmutenden Haltung verschloß, auf private Mittel zu einer Berührung angewiesen zu sein, ohne die der Zweck des Aufenthalts sich nicht erreichen ließ, hieß aber für die meisten doch, vor einer unlösbaren Aufgabe stehen. Der Anschlußbegierige war auf das boarding-house angewiesen. Nun hat der enorme Wandel, der in den sozialen Verhältnissen seit dem ersten Weltkriege eingetreten ist, auch den Charakter der englischen Boardinghäuser so verändert, daß er nicht wiederzuerkennen ist. Damals sagte mir eine junge Engländerin aus gutem Hause naserümpfend: "No decent people ever go to a boarding house." Und in der Tat, die pensionierten Dienstboten, die "Nurses", die im Handel tätigen jungen Ausländer und wer sonst das engbrüstige Haus in Norland Square mit mir teilte, konnte man schwerlich zur Bildungsschicht rechnen. Dazu kam, daß die schon angedeutete

insulare Eigenart des englischen Volkstums – nichts auch hat sich stärker gewandelt! – damals noch einen für Ausländer oft schlechthin grotesken Charakter trug. “Können Sie den neuen Gast nicht verstehen?” fragte mich eines Tages in der Pension eine “Nurse”. – “Nein, er ist ein Grieche.” – “O”, meinte sie erstaunt, “I thought foreigners understood each other!” Daß angesichts solcher zwischen den Völkern gähnenden Klüfte, die an das Verhältnis der Alten Griechen zu den βαρβαροι erinnerten, ein besonderer Brückenschlag namentlich zugunsten derer notwendig war, die ihr Beruf zum Vermittler zwischen England und ihrem Vaterland bestimmte, konnte nur der leugnen, dem die neuphilologische Aufgabe mit der des bloßen Dolmetschers zusammenfiel. Trotzdem war auf diesem Gebiet noch immer nichts geschehen, als ich, ein Vierteljahrhundert später, Ordinarius in Leipzig geworden, von der bewunderungswürdigen Aufgeschlossenheit des Sächsischen Ministeriums Nutzen zu ziehen beschloß und den sehr fortschrittlichen Dresdener Ministerialdirektor Mencke-Glückert denn auch in der Tat bewog, dem alten Übel abzuhelfen. Es gelang, in den Etat des sächsischen Landtags eine kleine Summe – dreitausend Mark – für ein “German Academic Bureau” in London einzustellen, das sich der deutschen Akademiker annehmen, ihnen zu geeignetem Personen- und Familienverkehr verhelfen und überhaupt in jeder Weise die Wege bahnen sollte. Diese Einrichtung kam 1926 zustande und spielte sich unter der Leitung unserer persönlichen Freundin, Miß Sylvia Colenso, der Enkelin des berühmten gleichnamigen Bischofs, deren Deutschfreundlichkeit und ausgebreitete Beziehungen sie zu dieser Tätigkeit hervorragend geeignet machten, sofort auf das beste ein. Im Jahre darauf schon übernahm dann der “Akademische Austauschdienst” die Idee und sandte den tatkräftigen Professor Eduard Brenner mit sehr viel größeren Mitteln und gleichem Programm nach London. Es ergab sich von selbst, daß das bestehende Unternehmen im neuen aufging: Miß Colenso wurde Professor Brenners rechte Hand; die englischen offiziellen Stellen zeigten das denkbar freundlichste Entgegenkommen, die Aufgaben erweiterten sich fast automatisch immer mehr, und es schien eine Reihe von Jahren hindurch, als ob der Einrichtung, aus der Professor Brenner

nach einiger Zeit auf seinen Wunsch ausschied, die allerglucklichste Entwicklung bestimmt sein sollte. Am Ende hätte daraus etwas Ähnliches werden können wie das auf viel breiterer Basis ruhende Londoner Französische Institut, dem der Milton-Forscher Professor D. Saurat vorstand. Aber ach, die nationalsozialistische Herrschaft, die unsere Gründung alsbald als eine Art gut getarntes Spionage-Institut mißbrauchte, ließ auch diese Blüten verdorren, und in dem von ihr vom Zaun gebrochenen Zweiten Weltkrieg verschwand es dann naturgemäß von der Bildfläche.

Im Frühjahr 1902, nach einem so regelrechten Nebelwinter, wie ihn London nur jemals erlebte, wieder in die geliebte westfälische Heimat nach Münster zurückzukehren, mußte mir wie eine rechte Erlösung erscheinen. Es folgte die Übersiedlung zur Habilitation nach Göttingen. Ich hatte für die Bewerbung zur Privatdozentur eine Arbeit über "Die Satzverknüpfung im Beowulf" vorzulegen. Dieses akademische Gesellenstück enthält eine Einleitung, die – ein wenig schamhaft und vom Thema nicht eigentlich erfordert – die neuesten sprachpsychologischen Theorien von Wundt heranzuziehen suchte, und da sich Morsbach auf eine in ihr entwickelte These später noch zur Ablehnung von Deutschbeins *System der Neuen englischen Syntax* berufen hat, so mochte die Schrift insofern nicht ganz verfehlt sein; aber in der Hauptsache erscheint sie mir heute als ein typisches Beispiel jener Gattung besonders leerer Produkte der oben charakterisierten positivistischen Richtung; sie stellt im Grunde eine klägliche Vergeudung von Arbeit, Druckerschwärze und Papier dar. Nur subjektiv wurde sie mir von Wichtigkeit: ich las mich auf diesem Wege genügend ins Angelsächsische ein, um mit leidlich gutem Gewissen den Auftrag meines Lehrers Moritz Heyne übernehmen zu können, seine Beowulf-Ausgabe neu zu edieren (1908 u. ö.), dieselbe, die später durch Else von Schaubert eine so muster-gültige Fassung erhalten hat.

Und nun folgten sechs Jahre Privatdozententum, d.h. Dasein auf der akademischen Schattenseite. Ich habe später eine Reihe von deutschen Universitäten von innen heraus gründlich kennen gelernt und auch dort gelegentlich unzufriedene und verbitterte Privatdozenten gefunden. In der Tat

muß der Gegensatz zwischen der Gleichheit ihrer wichtigsten Amtsfunktion mit der der Ordinarien und der Ungleichheit ihrer Stellung an der Universität sie wohl stets zu geborenen Rebellen machen. Aber die Grollhaltung und Gereiztheit der Privatdozenten in Göttingen vor einem halben Jahrhundert war doch vielleicht ohne Parallele im übrigen Deutschland. Sie hing mit der hier von alters herkömmlichen, schon von Heinrich Heine so witzig verspotteten spießigen Steifheit des *genius loci* und mit einem wahren Bedürfnis aller Würdenträger nach einem möglichst genauen hierarchischen Aufbau zusammen. Es war schließlich derselbe Drang, der auch die Ordinarien, wenn etwa einem Kollegen ein Jubiläumsfestessen gegeben wurde, stets eine Sitzordnung einhalten ließ, aus der man eine fehlerlose Anciennitätsliste hätte herstellen können.

Die anglistische Dozententätigkeit, in die ich eintrat, war derzeit wie manche andere nicht unwesentlich dadurch erweitert, daß man die Tore der Universität für das weibliche Geschlecht geöffnet hatte. Zwar hinkte Preußen einer Reihe anderer deutscher Staaten in Hinsicht auf Bildungsfragen wieder einmal beträchtlich nach, indem erst das Jahr 1908 hier die Erlaubnis zur regelrechten Immatrikulation für Frauen brachte, allein die Genehmigung zum Hören von Vorlesungen ging ihr bereits um einige Jahre voraus, so daß schon in meinem ersten Kolleg 1904/5 der Blick auf ebenso viele weibliche wie männliche Köpfe fiel. Dieser Vortrupp des anrückenden weiblichen Bildungsheeres unterschied sich nun freilich ungemein stark von der Hauptmacht von später, und zwar am auffälligsten durch eine zwar nicht von allen, aber doch von viel zu Vielen als Bekundung ihres wissenschaftlichen Ernstes auffällig zur Schau getragene Verachtung aller modischen Äußerlichkeiten. Sie stand den Frauen nicht wohl an. Sie schuf den Unbehagen einflößenden Typ der Studentin mit der ungepflegten Frisur, der schlechtsitzenden Bluse unbestimmter Farbe, den schlotterichten Röcken und der mehr als naturgemäßen Fußbekleidung, der glücklicherweise schon zehn Jahre später fossil war. Diese von den männlichen Kommilitonen mit einem gewissen Ingrimms als geschlechtslos bezeichnete Gattung gestattete sich niemals, das Kolleg zu schwänzen, sondern höchstens einmal zu spät zu kommen.

Wenn bei derartiger Gelegenheit eine solche Eule der Minerva mit hastigen und ungraziösen Schritten von der Tür auf ihren Platz zusteuerte, nahm das die männliche Zuhörerschaft wohl zum willkommenen Anlaß, durch äußerst heftiges Scharren ihre grundsätzliche Abneigung gegen den ganzen Schlag auszudrücken. Erweitert wurde der Abstand zwischen den Geschlechtern durch den Altersunterschied. Fast alle diese ersten Studentinnen waren ja mindestens fünf bis zehn Jahre älter als ihre männlichen Kameraden. Sie hatten durchgehends schon selber unterrichtet und ihr Fach größtenteils gewählt, weil sie bereits vorhandene und – was die Neusprachlerinnen anbetraf – im Ausland erworbene gründliche Kenntnisse noch zu vertiefen trachteten. Selbständiges Urteil und Lebenserfahrung ließ sich ihnen denn auch nicht absprechen. Noch mehr: sie verbanden sich mit einer Schulung des Geschmacks, die in den meisten Fällen sozusagen schon in der Kinderstube begonnen hatte. Wies doch eine Statistik in der kurz vor dem ersten Weltkriege in Berlin veranstalteten Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ nach, daß ungefähr 85% der Studentinnen aus akademischen oder diesen in sozialer Hinsicht entsprechenden Kreisen stammten. Dem gegenüber war der Student ein unsicherer Anfänger, rekrutierte sich infolge der in großen Teilen Deutschlands damals noch herrschenden, beklagenswerten Abneigung gegen den Lehrerberuf zumeist aus kleinbürgerlichen Verhältnissen – das Arbeitertum war fast gänzlich unbeteiligt –, stand sozusagen noch am Anfang seiner seelischen Entwicklung und konnte sich also in vieler Hinsicht nicht als ernsthafter Rivale von Frauen erweisen, deren Reife und Bildung das Arbeiten mit ihnen zu einem wahren Vergnügen machten. Er tröstete sich mit dem naiven Vorurteil, das, allen Gegenbeispielen zum Trotz, von vielen Dozenten getsilt wurde, daß die Frauen im Grunde doch nur die Fähigkeit des Wiederkäuens besäßen.

Da die Akten über diese Frage längst geschlossen sind, so erübrigt sich der Versuch, dazu noch etwas Grundsätzliches zu sagen. Aber ich kann das Thema des Frauenstudiums nicht verlassen, ohne ein Wort über die Wirkung hinzuzufügen, die es auf das andere Geschlecht ausgeübt hat. Kein Jubiläum, soviel ich sehe, hat jemals den Tag gefeiert, an dem sich zuerst

junge Männer und junge Frauen zusammen auf die Kollegbank setzen durften, und doch hat man es hier mit einem überaus wichtigen Wendepunkt in unserer Kultur zu tun. Viel Rohheit und Wüstheit ist ja, teils bewußt, teils unmerklich durch diese Art der Kameradschaft mit gebildeten Frauen zum Verschwinden gebracht worden. Das mißverständene Ideal von Männlichkeit, das bei uns so lange – genährt von den veralteten Sitten der Korporationen – vorgeherrscht hatte, verlor sich dabei zum guten Teil von selbst. Die Achtung vor der Frau aber steigerte sich durch das stillschweigende Verschwinden des bis dahin weit verbreiteten unsinnigen Irrtums, daß Bildung und Wissen sich mit rechter Weiblichkeit und Liebesfähigkeit nicht vertragen. Auch hat es manchem sich auf dem Katheder vorher gelegentlich etwas lasziv gebenden Dozenten durchaus nicht geschadet, daß er seinen Vortrag jetzt einem gemischten Auditorium anpassen mußte. Der Zimmerlichkeit andererseits ist die akademische Luft nicht günstig. Was aber die positivistische Richtung in der Philologie angeht, so braucht nicht ausgeführt zu werden, daß sie bei der neu aufgetauchten Gruppe nicht gerade begeisterten Widerhall fand. Einer Lehrtätigkeit gegenüber, die sich bestrebte, die menschlichen Werte in dem von ihr traktierten Stoff nicht verkümmern zu lassen, legte sie vielmehr eine aufmunternde Sympathie an den Tag. –

Ein glücklicher Zufall, nämlich die ererbten Beziehungen zur Familie Hueffer, ließ mich in dieser Zeit bei wiederholten Aufenthalten in England in nahe Berührung mit einer Reihe bekannter Schriftsteller geraten. Ford Madox Hueffer, dem ich bald in Freundschaft verbunden war, machte mich mit ihnen bekannt. Sein Vater entstammte der durch Talente vielerlei Art ausgezeichneten Münsterischen Patrizierfamilie Hueffer; in seiner Jugend ein Freund meines eigenen ihm gleichaltrigen Vaters, war Hueffer senior frühzeitig nach England gegangen und dort dank einer ganz ungewöhnlichen musikalischen Begabung „Musical Critic“ der *Times* geworden, als welcher er sich die größten Verdienste um die Einführung Richard Wagners in das britische Musikleben erworben hatte. Daß er „inter pocula“ nicht minder lebhaft für die Philosophie seines Landsmannes Schopenhauer warb, bezeugt ein launiger Klapp-

hornvers keines Geringeren als Dante Gabriel Rossettis, mit dem er sich gelegentlich zum Skat traf:

'There's a solid fat German called Huffer,
A hypochondriacal buffer, (jovialer Ausdruck, etwa: "altes Haus")
To declaim Schopenhauer
From the top of a tower
Is the highest ambition of Huffer.'

Was Hueffer senior in so vertraute Beziehungen zu dem berühmtesten der Präeraffaeliten gebracht, war seine Heirat mit der Tochter des Malers Ford Madox Brown, dessen anderer Schwiegersohn, William Michael Rossetti, der bekannte Bruder des Maler-Dichters war. Dieser Ehe nun entstammte mein nach seinem Großvater benannter Freund Ford Madox Hueffer, dessen künstlerische Erbmasse ihn für die Literatur vorherbestimmt hatte, in der er sich bald einen Namen machte. Hueffer, eine ungemein komplexe und mit mehr Phantasie begabte Natur als zur Bewältigung der praktischen Lebensaufgaben wünschenswert, befand sich häufig in Schwierigkeiten aller Art; besonders auch solchen finanziellen Schlages, was ihn indessen nicht verhinderte, mit bewunderungswürdiger Großzügigkeit und Uneigennützigkeit rechts und links seinen Mitmenschen zu helfen, vor allem, unbekannte Talente zu fördern und verkannte zur Anerkennung zu bringen. Manche nachmals ihn selbst weit überragende Berühmtheiten hatten ihm daher viel zu danken. So war ich dabei, als er Granville Barker, der damals den Theaterdirektor im Londoner Westend spielte, die Zustimmung abrang, das Drama eines ihm befreundeten, eben erst bekannt gewordenen Schriftstellers aufzuführen, der sich selbst anscheinend nicht getraut hatte, an den Mächtigen heranzutreten. Er hieß John Galsworthy und sein Stück: *The Silver Box*. –

Mit Galsworthy und seiner Gattin Ada, dem Urbild der Irene Forsyte, bin ich damals und später verschiedentlich zusammen gewesen und glaube der Erste zu sein, der in Deutschland, und zwar in einem ausführlichen Feuilleton der *Frankfurter Zeitung* für dessen literarische Leistung geworben hat. Eine unpersönliche Höflichkeit und Zurückhaltung waren seine am meisten ins Auge fallenden Merkmale. Immer wieder wunderte man sich, wie dieser im Verkehr so verschlossene

Charakter zur künstlerischen Arbeit kam, die doch ohne intime Bekenntnisse die höchsten Ziele nicht zu erreichen erlaubt. Von der "daring self-exposure", die nach einem klugen Wort von H. G. Wells das Mark der guten Unterhaltung ist, konnte im Gespräch mit ihm wirklich nicht die Rede sein. Trotzdem kam ich ihm im Verlaufe der folgenden Jahre ein wenig näher; die Erfahrungen des ersten Weltkrieges bedeuteten jedoch für diese Beziehungen einen Rückschlag, von dem sie sich nie wieder völlig erholten. In erhöhtem Maße galt dasselbe von meiner Freundschaft mit Hueffer. Er hatte, leider wohl bewußt, sich damit in dem immer leicht xenophoben England keine Sympathien zu erwerben, aber vielleicht um der Deutlichkeit eines Profils halber, das ihn von seiner Umgebung unterscheiden sollte, in der Gesellschaft stets ein wenig mit seiner deutschen Herkunft kokettiert, nun aber, als die Kriegsleidenschaft und ein überall Spionen riechender nationalistischer Fanatismus geradezu lebensgefährlichen Character annahmen, hielt er es für geboten, dem erhabenen Vorbild seiner Souveräne und der Familie Battenberg zu folgen, nämlich seinen deutschen Namen aufzugeben und sich hinfort Ford Madox Ford zu nennen. Ich muß gestehen, daß ich diesen Gesinnungswechsel nicht ganz ernst nehmen konnte. Aber wie man auch darüber denken mochte, so war mir doch das Ende eines wirklich nahen Verhältnisses schmerzlich. Hueffer hatte mich in meiner westfälischen Heimat besucht, hatte in meinem Jenaer Englischen Seminar einen Vortrag über seine persönlichen Erinnerungen an die Praeraffaeliten gehalten; er hatte mich zu William Michael Rossetti mitgenommen – so wie ihn stelle ich mir den alten Tizian vor –, ja sogar – an einem Apriltag des Jahres 1906 – mich bei dem sehr schwer zugänglich gewordenen Algernon Charles Swinburne eingeführt, dem göttlichen Lyriker, der in der kuriosesten Symbiose von der Welt mit dem eitlen und geschwätzigen Watts-Dunton zusammen lebte. (Wenn einmal Gäste empfangen werden mußten, hatte Watts-Dunton eine unausstehliche Manier, den tauben und ziemlich menscheuen Dichter, dem Publikum vorzuführen, wie der Budenbesitzer auf dem Jahrmarkt die Seejungfrau.) Kurz, ich fühlte mich Hueffer tief verpflichtet und war bekümmert, es ihm nicht mehr zeigen zu können.

Der Tod Wülckers in Leipzig im Jahre 1908 hatte inzwischen eine Verschiebung in der Besetzung der Lehrstühle zur Folge, die mich 1910 auf den in Jena führte. Die Anglistik in Jena war nur Extraordinariat und als solches mit dem nicht eben fürstlichen Jahresgehalt von sage und schreibe 2400 Mark verbunden. Den Anregungen, beim Ministerium für eine finanzielle Besserstellung einzutreten, pflegte der im Namen der vier "Sächsischen Erhalterstaaten" amtierende Kurator einen ehernen Widerstand entgegen zu setzen. Sein ständiges Argument in diesem und ähnlichen Fällen war: "Die armen Reisigsammler auf der Rhön würden es nicht verstehen, wenn die Steuern der Steigerung der Jenaer Professorengehälter halber erhöht werden müßten." Die "Reisigsammler auf der Rhön" waren aus diesem Grunde, obgleich sie nie jemand zu Gesicht bekommen hatte, und nicht Wenige zweifelten, ob sie überhaupt Steuern bezahlten, sehr unbeliebt im Saale-Athen, und die Sparpolitik ihres beamteten Fürsprechers nicht minder; aber wie erquickend wirkte nicht trotzdem die schöne Menschlichkeit dieses Spitzenfunktionärs auf denjenigen ein, der aus dem steifen, verjunkteten Preußen kam, wo ein Universitätskurator stets auf hohem Roß saß und sich in eine Wolke von Unnahbarkeit hüllte. In der Tat, hier wehte eine ganz andere Luft, als ich sie in Göttingen gewohnt gewesen war; hatten auch die mittlerweile verflossenen hundert Jahre das Antlitz der Stadt, in der Goethe, Schiller, Humboldt und Schlegel residiert, nicht unverändert gelassen, so waren eben doch noch Spuren genug von dem alten humanen, idealistischen Deutschland ihrer Zeit übriggeblieben, und der große Philanthrop Ernst Abbe hatte sie gewissermaßen als sein Erbe um eine neue soziale Tradition bereichert, die sich auf die ganze geistige Atmosphäre des Gemeinwesens auswirkte.

Unter den verschiedenen Rangklassen der Universitätslehrer, den ordentlichen, außerordentlichen Professoren und Privatdozenten, herrschte denn auch eine wundervolle Harmonie. Die Dauer-Verdrossenheit der Letztgenannten, die in Göttingen nicht aussterbende "Privatdozentenkrankheit", war hier unbekannt. An dem Professorentisch im "Bären" z. B., wo die Unverheirateten zusammen speisten, gab es keine Überlegenheit des Ranges, sondern nur eine des Humors. Der

Versuch, die positivistischen Arbeitsmethoden und die öde, im luftleeren Raum geübte philologische Problematik abzuschütteln und bei der Interpretation der Literatur die Phänomene aus einem kulturhistorisch-soziologischen Untergrund hervorwachsen zu lassen stellte sich in solcher Umgebung sozusagen wie von selbst ein. Die Ansätze zu der neuen Fragestellung, die freilich, wenn man will, zunächst nicht über ein skizzenhaftes oder embryonales Stadium hinaus kamen, liegen in dem Aufsatz der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift* von 1913 "Literaturgeschichte und Geschmacksgeschichte" vor, der Keimzelle, aus der zehn Jahre später die *Soziologie der literarischen Geschmacksbildung* erwuchs; 1931 dann bei Teubner in Leipzig neu erschienen; 1938 ins Russische, 1943 ins Slowakische, 1944 ins Englische, 1950 ins Spanische übersetzt. (Vervollständigt durch die Ausführungen über "Literarische Fehlurteile" in den *Essays über Shakespeare, Pepys, Rossetti, Shaw u. A.* Wiesbaden 1948.) Die Veranlassung zu diesem Versuch gaben realistische Beobachtungen aus der Gegenwart, wie sie dem Enkel eines Romanschriftstellers, der sich selbst eine Weile im Kreise gleichgestimmter Freunde (Börries v. Münchhausen, Lulu von Strauss u. Torney u. Andere) um dichterischen Lorbeer bemüht, und die Besonderheit von deren Weg zum Erfolg beständig im Auge behalten hatte, vielleicht näher als vielen Anderen liegen mußten. Denn wer, der das Leben und Treiben in der literarischen Welt eingehender betrachtete, konnte bei dem so weit verbreiteten, fast mystischen Glauben beharren, wonach der Ruhm eine mehr oder minder selbstverständliche Funktion der Qualität wäre, also das Gute, wie man in unberechtigtem Optimismus zu sagen pflegte, sich durchsetzen müsse? Hängen nicht in Wirklichkeit das bloße Dasein und dann der Erfolg des Kunstwerks von unendlich vielen Momenten außerhalb seiner selbst ab, deren verschiedene Kategorien zu bestimmen eine Hauptaufgabe der Forschung sein sollte? Dabei hat sie es zu verschiedenen Zeiten mit ganz abweichenden, teils überaus einfachen, teils aber auch verwickelten soziologischen Tatbeständen zu tun. War mir nicht noch eben erst ein triviales aber charakteristisches Beispiel der ersten Art begegnet? Ich hatte, wie erwähnt, für Galsworthy ins Horn gestoßen, fand aber zu meinem nicht geringen

Erstaunen keinerlei Echo. In meiner eigenen, literarisch interessierten Familie verweigerte man mir die Gefolgschaft. Man begriff nicht, was ich an diesem 'Man of Property' mit seinem Gewimmel von Forsytes, deren Familienbeziehungen so schwer auseinanderzuhalten seien, Besonderes fände. Weibliche, auf ihren guten Geschmack pochende Bekannte in Jena, die das Buch auf meine Empfehlung hin angeschafft, drückten mir höflich, aber unverhohlen ihre Enttäuschung darüber aus. Sie schienen damit nur die allgemeine Meinung wiederzugeben. Der kleine Verlag wenigstens, der es unter dem unzutreffenden Titel *Der reiche Mann* herausgebracht, machte keine Geschäfte damit und gab seine Rechte daran wieder auf. Dann aber übernahm das große Wiener, offenbar mit dem notwendigen Propaganda-Apparat arbeitende Haus Zsolnay die Bücher des Briten, um sie mit kräftigerem Trommelschlag dem doch ewig auf ausländische Berühmtheiten hungrigen deutschen Publikum vorzusetzen, und siehe da: auf einmal bekümmerte sich die ganze Lesewelt unseres Vaterlandes um die ehelichen Angelegenheiten im Hause Forsyte; eine Auflage folgte der anderen, und die ungnädigen, über die Fehlanlage ihrer Büchergroschen noch jüngst so mißmutig gewesen Jenaer Gesellschaftsdamen sprachen jetzt in den höchsten Tönen von Galsworthy und gebärdeten sich in ihren Kreisen als die überlegenen Pioniere und Literaturfeinschmecker.

Der Fall betrifft nur einen sehr unbedeutenden Sektor aus der Lehre von der Geschmacksbildung, stellt sozusagen nur eine unwichtige Illustration dar, aber auch er trug zu der grundsätzlichen Skepsis gegenüber dem Erfolge bei, der den Kern der "Soziologie der literarischen Geschmacksbildung" ausmacht. Daß diese keine umfangreichere Darstellung gefunden hat, muß ein Vorwurf bleiben, jedoch daran tragen die bösen Zeitverhältnisse nicht wenig Schuld. Die Idee mindestens, die mir lange vorgeschwebt hat, mich an einer Geschichte des literarischen Geschmacks in England zu versuchen, verlangte denn doch zu ihrer Verwirklichung eine Dauerbenutzung englischer Bibliotheken, wie sie von 1914 ab durch die nun folgenden Kriegs-Karenz- und Isolationszeiten auf lange hinaus schlechthin undenkbar geworden war. So ist es nachher bei einzelnen Vorstößen in der angedeuteten Richtung wie dem

Vortrag in der Bayerischen Akademie der Wissenschaft 1953 Heft 8 geblieben: "Gullivers Reise zu den guten Pferden, geschmacksgeschichtlich betrachtet."

Von einem mehr soziologischen Gesichtspunkt aber schien mir auch die Shakespeare-Erklärung betrachtet werden zu müssen. Und bei ihr kamen solche Hindernisse in der Materialbeschaffung nicht infrage. Die bisherige Shakespeare-Interpretation krankte m. E. daran, daß man einen mehr als dreihundert Jahre alten Dramatiker genau so wie Ibsen las und versäumte, die durch die Zeitumstände gegebenen Entstehungsbedingungen einer Kunst zu beachten, deren Charakteristisches und gelegentlich geradezu Verwirrendes in der Mischung der psychologisch allerfortgeschrittensten mit den – aus ihrer Stellung in der Geschichte des Dramas leicht erklärlichen – allerprimitivsten Zügen bestand. Mein Glaube, auf diesem Gebiet eine Reihe bezeichnender Formen – wie etwa die der naiven Selbsterklärung des Schurken, dem deshalb noch nicht das Odium des Zynismus aufgeprägt sein soll – zum ersten Male richtig gedeutet zu haben, ("Primitive Kunstmittel und moderne Interpretation" hieß die in der *GRM* 1912 erschienene Darstellung dieser Lehre, die dann als *Die Charakterprobleme bei Shakespeare* anno 1919, dritte Auflage 1932, eine ausführliche Begründung erfuhr) fand zwar, wie man weiß, Bestätigung und ein lebhaftes Echo in England und Amerika, allein der 'New Criticism' unserer Tage entzog der ganzen Betrachtungsweise seine Gunst. Die Anwendung des Begriffs "primitiv" auf Shakespeare erscheint ihm als geradezu blasphemisch und nur aus der Verbohrtheit naturalistischer Grundanschauung beim Kritiker erklärbar. Die m. E. für eine wissenschaftliche Betrachtung in erster Linie notwendige Einstellung gegenüber dem Text: wie ist das gedacht? tritt bei ihm zurück oder wird sogar aufgegeben, ja es gilt als Verdienst, sich der Shakespeareschen Form von einem unhistorischen Gesichtspunkt wie der Ibsenschen zu nahen – niemand denkt an das Publikum und die Absicht des Dramatikers mehr – und abermals kommt sich, wie vor Zeiten, derjenige als der beste Shakespeare-Erklärer vor, der die tiefste Symbolik in die Werke des Dramatikers hineinliest.

Ich bin mit dieser Betrachtung über die Jenaer Amts-

periode weit hinausgeschritten, die 1910 in den lachenden Friedenszeiten begann, von deren auf ewig untergegangener seelischer Heiterkeit und Unbeschwertheit sich, wie schon Andere festgestellt, nur derjenige, der sie miterlebt hat, eine Vorstellung machen kann. Damals ging ein junger, ungewöhnlich deutschfreundlicher englischer Student, der Sohn eines Cambridger Philosophie-Professors, bei uns im Hause ein und aus, dessen strahlendes jungenhaftes Wesen, dessen Herzensfreundlichkeit und sprudelnde Lustigkeit ihn überall Liebling werden ließen. Er hieß Charles Sorley. Er war einer der Ersten, der dann im Kriege fiel. Seine echt empfundenen, nach seinem Tode mit seinen Briefen zusammen veröffentlichten Gedichte haben seinem Namen in seinem Vaterlande eine gewisse Dauer gesichert. Wer sich von dem Jena unmittelbar vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges ein gutes, wenn auch oft ein wenig sarkastisch beleuchtetes Bild machen will, muß zu den erwähnten Briefen greifen.

Aber ehe ich in Gedanken Jena verlasse, darf vielleicht noch einer Arbeit gedacht werden, die dort entstand, nämlich der *Untersuchungen zur Bedeutungslehre der angelsächsischen Dichtersprache*, Heidelberg 1915. Sie entsprang der Beschäftigung mit dem Glossar der *Beowulf*-Ausgabe und der sich aus ihr ergebenden Erkenntnis der Notwendigkeit, diese Dichtersprache als einen eigenen Ausdrucksstil zu begreifen, dessen Sinn, der sich von der Prosabedeutung oft weit entfernt, wir in vielen Fällen bisher nicht richtig erfaßt haben. Eine Dissertation meines späteren Breslauer Schülers Ernst Glogauer über den *Bedeutungswandel der Konjunktionen in der angelsächsischen Dichtersprache*, die vielleicht nicht genug Beachtung gefunden hat, führte weiter in das hier vorliegende Phänomen ein. (Der "nicht-arische" Verfasser ist vor einiger Zeit als Emigrant in La Paz in Bolivien gestorben . . .)

Mehr Federn setzte dann die These in Bewegung, die, mit aller Vorsicht in die Form der Frage gefaßt, in *PBrB* 42, (1917) mit dem Titel: "Wann entstand der Beowulf?" der bisherigen Auffassung, daß dieses Epos zu Anfang des 8. Jahrhunderts entstanden sein müsse, den Fehdehandschuh hinwarf und es nicht vor Ende des 9. datiert wissen wollte. Ein Hagel von Widerspruch schlug mir hierauf entgegen. Nicht einmal der

negative Teil meiner Beweisführung, daß nämlich sämtliche bisher gängigen Argumente für die Datierung auf völlig unsicherem oder bestimmt falschem Grunde ruhten, – was sich teilweise mühelos durch die bisher unterbliebene Auswertung der Ergebnisse der Untersuchung der Heiligen-Vitae durch die Monumenta Germaniae-Forscher ergab – fand bei den Gegnern die Anerkennung, auf die sie doch rechnen zu können glaubte. Aber wie wenig haben mich deren eigene Beweisgründe für den alten Zeitansatz überzeugt! Die Zustimmung von Glunz andererseits, der eine eigene, mit neuen Gesichtspunkten erarbeitete Theorie zur Unterstützung meiner Auffassung in sichere Aussicht stellte, ist leider durch seinen jähen Tod auf dem Schlachtfelde nicht spruchreif geworden. ‘Adhuc sub iudice lis est’. Indes man kann nicht verkennen, daß die allerneueste englische *Beowulf*-Kritik die frühere Sicherheit im Datierungsansatz denn doch in einigem Maße eingebüßt zu haben scheint, was immerhin die Hoffnung erlaubt, daß es auf die Dauer mit der *Beowulf*-These ähnlich wie mit der später in Hinsicht auf die altenglischen *Waldere*-Fragmente von mir aufgestellten gehen wird. Sie besagt, daß eine alte altenglische *Waldere*-Tradition aus der Luft gegriffen und ein blosses Phantom ist, das spätaenglische Gedicht, (dessen Handschrift man früher, wie niemand bestreitet, falsch datierte), vielmehr nichts als eine Bearbeitung des deutschen *Waltharius Manu Fortis* darstellt (vgl. ‘Waldere und Waltharius’ *Engl. Studien* Bd. 60 1925). Nachdem nämlich diese gleichfalls umstürzlerische Behauptung zuerst von germanistischer Seite auf das Schroffste, um nicht zu sagen, Unhöflichste abgelehnt worden, haben sich neuerdings namhafte Forscher wie Panzer und Genzmer unzweideutig zu ihr bekehrt. Andere werden folgen.

Jedoch wichtiger vielleicht als die Ergebnisse in Streitfragen solcher Art wäre es, den weltanschaulichen Urgründen und der besonderen Lebenseinstellung bei den Angelsachsen näher zu kommen. Für sie suchte ersichtlich der *Beowulf*-Verfasser – namentlich in den Reden des Epos – einen dichterischen Ausdruck. Seine Form, eine ausgesprochene Ethopoeie, hat man indessen vielleicht nicht immer richtig verstanden. Nachdem die ‘Presidential Address’ der ‘Modern Humanities Research Association’ für 1929 über ‘Das Königsideal im

Beowulf'' auf diesem Gebiet die ersten Schritte getan hatte, (wiederabgedruckt in den *Englischen Studien* Bd. 67, 1932) indem sie die Lehre des Augustinus vom "rex justus" im Beowulf nachwies, ist die Aufgabe in den Abhandlungen der Philologisch-Historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Leipzig, 1933, in größerem Umfange in Angriff genommen worden. Sie trägt den Titel: *Heldenstolz und Würde im Angelsächsischen*, mit einem Anhang: *Zur Charakterisierungstechnik im Beowulf* und setzt sich mit einem Grundphänomen der altenglischen Gesellschaftsethik auseinander, das – vornehmlich in Begriffen wie 'beot, gylp, wlanc' und 'wlencu' – den Ausgleich zwischen dem hergebrachten germanischen gesteigerten Anspruch auf Würde und der neuen christlichen Demutsforderung erkennen läßt.

Der Erscheinungsort dieser Schrift verrät schon, daß sie bereits der 1925 einsetzenden Leipziger Zeit angehört. Ihr voran gehen also noch fast zehn Jahre Breslau, eine Zeitspanne, die die ungeheuren Umwälzungen im staatlichen Leben Deutschlands umfaßte: das Ende des ersten Weltkrieges, den Zusammenbruch des Obrigkeitsstaates und schließlich die Hunger- und Inflationsjahre in der Anfangsperiode der Republik. Der wissenschaftlichen Arbeit war dieser Zeitabschnitt nicht günstig. In ihr entstand zwar die Walzels Handbuch angehörende *Geschichte der Altenglischen und Frühmittelenglischen Literatur*, von 1927, die Hecht weiterführte, aber jede sonstige Tätigkeit wurde durch die Schwierigkeiten behindert, die die phantastische Geldentwertung damals dem bloßen Sattwerden in den Weg stellte. Ich hatte wenigstens noch das Glück, der unmittelbaren Not für mich und meine Familie grobenteils durch die Mitarbeit an dem Londoner *New Statesman* begegnen zu können, und zwar in Gestalt von alle paar Wochen veröffentlichten Briefen aus und über Deutschland, für die ich vielfach von meinen mitten im politischen Leben stehenden Brüdern mit Rat und Material versorgt werden konnte. Das gab mir überdies die Chance, immer wieder eine Lanze für Oberschlesien – das damals brennendste Problem – und für eine gerechtere Behandlung des am Boden liegenden Heimatlandes überhaupt zu brechen. Es war wohl die einzige deutsche Stimme in dieser Zeit, der es durch den Zufall guter persön-

licher Beziehungen möglich war, als die eines Deutschen, dem man Vertrauen schenkte, immer wieder direkt zu einem größeren britischen Publikum zu sprechen. Vielen dort kamen denn auch diese Aufsätze zu Gesicht; in Deutschland freilich las sie niemand oder dankte mir für solche Arbeit. Daß ich gleichzeitig als Vorsitzender der Schlesischen Friedensgesellschaft in Breslau die Ideale der Völkerverständigung und des "Nie wieder Krieg" an meinem schwachen Teil in öffentlichen Versammlungen zu verbreiten half, zog mir im Gegenteil von vielen Seiten unbegreiflich gehässige Angriffe zu. Trotzdem waren die zehn Jahre in der schlesischen Metropole wohl die schönsten meines Lebens; häusliche Verhältnisse trugen dazu ebenso bei, wie die Freundschaft mit Kollegen, zu denen in erster Linie der Altphilologe Wilhelm Kroll, der Germanist Siebs und der Kunsthistoriker Landsberger gehörten. Die gemütlich warme Atmosphäre, die durch die nahen menschlichen Beziehungen an dieser Universität geschaffen wurde, war in der Tat ohnegleichen.

Sehr viel entfernter voneinander lebten die Leipziger Professoren, zu denen ich seit 1925 zählte. Dafür bot Sachsens einzige, von den staatlichen Organen überaus pfleglich behandelte Alma Mater Arbeitsmöglichkeiten, die gegenüber den miserablen Büchereiverhältnissen in Jena und Breslau geradezu ideal anmuteten. Hatte doch Leipzig für das noch vereinte Anglistische und Romanistische Seminar einen eigenen geschulten und überaus sachverständigen Bibliothekar, den Dr. Walther Ebisch angestellt, eine 'anima candida', deren mit der größten Dankbarkeit zu gedenken ich noch aus einem besonderen Grunde alle Ursache habe. Mehr als ein Jahrzehnt vorher nämlich hatte ich, nachdem ich mich der Zustimmung von Wilhelm Franz versichert, mit ihm zusammen einen Antrag an die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft gerichtet, sie möge – vielleicht in Zusammenarbeit Mehrerer – das dringendste Desiderat der Shakespeare-Forschung, eine umfassende Shakespeare-Bibliographie in Angriff nehmen. Ich bekam die Antwort, daß diese Forderung durch den Umfang des zu bearbeitenden Materials sich als utopisch kennzeichne. Jetzt nun, mit Dr. Ebischs Hilfe, schien mir die Möglichkeit gegeben, den angeblich utopischen Plan selbst zu verwirklichen. Das

„Sächsische Forschungsinstitut für Neuere Philologie“, eine Erbschaft Lamprechts, gab denn auch bereitwillig auf der Stelle die notwendigen Zuschüsse dafür her; Dr. Ebisch arbeitete mit ebensoviel Scharfsinn wie Gewissenhaftigkeit das Schema der Einzelrubriken aus und trug mit wahrem Bienenfleiß das weitschichtige Material zusammen. So konnte dann in gemeinsamer Beratung i. J. 1931 die *Shakespeare Bibliography* entstehen (Supplement 1937), um die sich auf meines Freundes McKerrow Empfehlung die 'Clarendon Press' beworben hatte.

Solch erfreuliches Zusammenwirken deutscher und englischer Kräfte setzte persönliche Berührungen voraus, wie sie nur durch wiederholte Londoner Aufenthalte ermöglicht werden konnten. Sie erlaubten mir auch die Beschaffung des Materials zu meiner *Familie im Puritanismus, Studien über Familie und Literatur im 16., 17. und 18. Jahrhundert* von 1929. Mit der Idee zu diesem Buch hatte ich mich lange getragen, seitdem ich in der GRM XII von 1924 „Die Grundlagen des Richardsonschen Romans“ untersucht hatte. Es ging also durchaus nicht, wie ein oberflächlicher Kritiker in der *Historischen Zeitschrift* meinte, auf einen gelegentlichen Hinweis bei Tröltzsch zurück, dessen gewiß bewunderungswürdigen *Soziallehren* es im Gegenteil nichts verdankte; es lag vielmehr auf der Linie der schon so lange von mir verfolgten soziologischen Literaturbetrachtung. Der ungeheure Wandel von Satire und Lehrgedicht als bevorzugter literarischer Ausdrucksform in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur Darstellung gemütvoller Innerlichkeit in der zweiten hängt ja ersichtlich mit von derjenigen seelischen Veränderung im Publikum ab, die aus einer wärmeren häuslichen Atmosphäre, oder wenn man will, aus der gesteigerten Innigkeit der Familienbeziehungen, aber auch aus dem stärkeren Anteil des Familienlebens an der schönen Literatur hervorgeht. Wenn man ein einfaches Beispiel haben will: Samuel Richardson pflegte jeden Abend, was er am Tage an *Pamela oder die belohnte Tugend* neu geschrieben, seiner Gattin vorzulesen. Daß auf solche Weise auch der *Hamlet* entstanden sei, kann man sich dagegen nicht gut vorstellen. – Die Untersuchungen über die Ursprünge und die besonderen englischen Formen des Familienlebens aber führte bald auf die fesselnde Frage der Anfänge des

Puritanismus und seine Anknüpfung an das Mittelalter, sowie auf seine Weiterentwicklung zum eigentlichen Kern des sozialen Lebens: der Familientheokratie des 17. Jahrhunderts. Hier nun stieß man auf die von der Wissenschaft bisher total vernachlässigte, überaus reiche und gehaltvolle Literatur der *Conduct Books*, die in ihren schönsten Blüten – wie etwa Daniel Rogers über die „Würde der Ehe“ von 1642 – recht eigentlich schon ein verklärtes bürgerliches Leben ausmalt. Man kann deshalb getrost sagen, daß ohne ihre Berücksichtigung sich eine Geschichte des Bürgertums in Europa nicht wohl schreiben ließe. – In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg waren diese alten Schmöcker noch in Überfülle auf dem Markt vorhanden. Sie häuften sich geradezu auf den Bücherkarren von Tottenham Court Road und Nachbarschaft. Schlug man einen auf, so fand man meist in sehr stark vergilbter Tinte als Besitzernamen den einer Frau. Sie kosteten so gut wie nichts. Als ich nach dem ersten Weltkrieg wiederkam, waren sie jedoch beinahe verschwunden, und was von ihnen noch geblieben, Bücher von Berühmtheiten wie Baxter und Taylor, war im Preise überraschend gestiegen. Ein sachkundiger Freund erklärte mir die Erscheinung damals damit, daß die frommen Werke – was wie ein sarkastischer Witz der Weltgeschichte anmutet –, mittlerweile zu vielen Hunderten von Wagenladungen in die Munitionsfabriken gewandert seien. Der Rest hatte inzwischen das Interesse auch – und besonders – amerikanischer Käufer gefunden. Ich war froh, einige wichtige Exemplare dieser in allen festländischen Bibliotheken unbekannten Büchergattung für das Leipziger Seminar erwerben zu können, wo sie, im Gegensatz zu fast sämtlichen sonstigen Bücherschätzen, auch den großen Brandbombenangriff vom 4. Dezember 1943 überdauert haben.

Im übrigen galt meine Arbeit in den fast zwanzig Leipziger Jahren vornehmlich Shakespeare. Sehr verschiedene Dinge kamen in Betracht: die große, mit Else von Schaubert zusammen verfaßte Georg-Müller-Ausgabe des Schlegel-Tieck (1925–29) und die schon in Jena begonnenen doppelsprachigen Texte für den Tempel-Verlag sowie die ausführliche Edition des *Hamlet*, englisch und deutsch, mit längerer Einleitung und Exkursen, Leipzig, im Dieterich-Verlag 1941 u. ö. In das

kritische Gespräch über die Entstehung und Überlieferung der Shakespeareschen Urfassungen, in den Streit um die 'transmission'-Frage und allerlei, was damit zusammenhängt, griffen dagegen sechs einzelne Abhandlungen ein, darunter drei selbständige Leipziger Akademieschriften. Der von nahezu der ganzen englischen Shakespeareforscher-Prominenz verfochtenen, aber unhaltbaren These von Shakespeares angeblich handschriftlich erhaltenem Anteil an dem *Sir Thomas More-MS* war der Aufsatz im ersten Band der *Review of English Studies* von 1925 gewidmet (vgl. dazu auch die *GRM XXXIII* von 1952). – Die *Zum Problem der Überlieferung des Hamlettextes* betitelte Akademieschrift von 1931 suchte Licht auf die Entstehung, besonders aber die Überlänge gewisser Shakespeare-scher Dramen durch die Frage nach der grundsätzlichen Zeilenzahl der Elisabethanischen Stücke zu werfen. Derselbe Gedanke tauchte übrigens unmittelbar darauf, unabhängig von mir, bei dem Australier A. Hart auf, dessen Name heute in der englischen Fachliteratur mit ihm meist einzig verknüpft erscheint, ohne freilich – man sieht es bei John Dover Wilson etwa – für die sich aus ihm ergebenden zwingenden Schlußfolgerungen allgemein die notwendige Anerkennung gefunden zu haben. – Eine weitere Abhandlung (*Review of English Studies* XI, 1935) "The Churchyard Scene in Shakespeare's Hamlet V, 1 an Afterthought?" gilt dem Nachweis, daß die außergewöhnliche Länge des *Hamlet* – außer Ben Jonsons Lesedramen des längsten Elisabethanischen Theaterstücks – sich zum Teil aus dem nachträglichen Einschub der Totengräberszene erklärt. Die vierte Schrift beschäftigt sich mit dem, auch für die Shakespeare-Überlieferung nicht unwichtigen Problem, ob nicht die berühmten *Zusätze zur Spanish Tragedy* (1938) in Wirklichkeit als Ersatz von als veraltet betrachteten Stellen derselben Tragödie zu gelten haben. Die fünfte *Über einige Nachbesserungen bei Shakespeare* (1943) sucht die in den vorhergehenden gewonnenen Einsichten für eine Reihe von Shakespeare-Stücken (*Tit. Andr.*, *Rich. III.*, *Hamlet*, *J. Caes.* und *L. L. L.*) zu verwerten, indem sie die Behandlung von Einlagen und Ersatzteilen und die auf sie bezüglichen Methoden und Tendenzen der Folio-Herausgeber prüft, eine Reihe grundsätzlicher Fragen, worin ich, trotz aller Bewunderung der Arbeiten von

Forschern wie W. W. Greg, Dover Wilson und Anderen nicht mit ihnen übereinstimmen kann. Angeführt darf schließlich noch werden eine neue Erklärung der "Kindertruppenstelle im Hamlet", im *Archiv für das Studium der Neueren Sprachen*, 179 (von 1941). – Eine größere Monographie: *Der Sinn des Hamlet*, Leipzig 1935 (ein wenig erweitert in der englischen Übersetzung der Oxford University Press 1937) setzt sich zum Ziel, den Weg zu diesem dramatischen Kunstwerk, seiner Handlung und Überlieferung zu erleichtern. – Neben den genannten Schriften her läuft eine Reihe kleinerer, die Walther Ebisch in der *Bibliographie der wissenschaftlichen Arbeiten von L. L. S. anlässlich seines sechzigsten Geburtstags*, Leipzig, bei Alfred Lorentz, 1938 gewissenhaft verzeichnet.

Ich weiß nicht, welchem Umstande ich es zu danken hatte, daß eine solche Bibliographie sich in dieser Zeit überhaupt an das Licht trauen durfte, wurde ich doch sogar auf besonderen Befehl des sächsischen "Statthalters" Mutschmann meines Sitzes in der staatlichen Prüfungsbehörde beraubt, nachdem ich schon längst aus sämtlichen Fakultätskommissionen ausgestoßen worden war. Auch unterlag ich dauernder, sich in den verschiedensten Formen äußernder Überwachung. Am bedenklichsten wurde die Situation für mich freilich erst, als ein deutscher Student in Aberdeen – ich habe über ihn später sehr genaue Feststellungen machen können – der sich bei einem schottischen Aufenthalt im Mai 1938 als hochbezahlter Spitzel unmerklich an meine Fersen geheftet hatte, einen Bericht über angeblich von mir getane antinazistische Äußerungen nach Berlin erstattete. Er hatte ein höchst peinliches Untersuchungsverfahren daheim zur Folge. Es kostete mich um ein Haar meinen Leipziger Lehrstuhl. Solche schmähhlichen Vorgänge entsprachen dem Charakter der Zeit. Sie stand im Zeichen der Zerstörung aller Werte. War doch auch die physikalische Vernichtung Leipzigs von 1943 nur ein Sinnbild für die vorausgegangene geistige. Denn was war unter dem Naziregiment aus dieser Stadt geworden, die wirklich die deutsche Kultur "auf höchster Ebene", wie die politischen Journalisten zu sagen pflegen, darstellte – mit ihrer einzigartigen Mischung von Bildungsinteressen, die durch die Worte Buchhandel, Gewandhaus, Theater, Reichsgericht,

Graphische Akademie, Konservatorium, Universität gekennzeichnet ist. Welch eine Blüte geselliger Kultur stellten nicht ihre Vereinigungen dar, bei denen man, wie z.B. bei den "Bibliophilen", Vertreter aus allen Berufsgruppen traf. Ihre Vergnügtheit mutet zwar nachträglich fast erstaunlich an. Wie ahnungslos tanzte man auf dem Vulkan! Es war sogar ein ganz besonders fröhlicher Bibliophilen-Abend, in den plötzlich die Nachricht hineinplatzte, die dann allerdings wie eine Giftwolke jählings alle Stimmung erstickte: "Aus Berlin wird telefonisch gemeldet, daß der Reichstag brennt; die Kommunisten haben ihn angezündet". Erst auf dem unerwartet früh angetretenen Nachhausewege kam plötzlich die Gewißheit auf, daß die Kommunisten wohl sehr wenig mit dieser Feuersbrunst zu tun hätten. Sie war die passende Einleitung zu den zwölf Jahren Nazizerstörung. – Übrig geblieben war schließlich nur noch die "Symposion-Gesellschaft" im Hotel Sedan, in der sich allmonatlich eine Reihe von Getreuen zusammenfand, die ihrer Anti-Nazigesinnung sicher war. Darunter befanden sich der alte und der neue Thomas-Kantor, Straube und Ramin; der Verfasser von *Jena oder Sedan* der Schriftsteller Beyerlein, der Inselverleger Kippenberg, der Graphiker und Maler Tiemann; der tapfere Philosoph Theodor Litt und der Reichsgerichtsrat Fröhlich, der einzig deshalb seinen Posten nicht aufgab, um bei den kollegialen Abstimmungen seiner Behörde durch sein Veto die Todesurteile zu verhindern, die von den mit Blut geschriebenen Nazigesetzen verlangt wurden. Daß er auf seinem Posten aushielt, ist ihm schlecht bekommen: er ist nach 1945 in einem "Lager" elend zugrunde gegangen. – Aber schließlich lag nun auch unser Treffpunkt, das gastliche Hotel Sedan in Asche. Es war wahrlich an der Zeit, den in doppeltem Sinne heißen Boden Leipzigs zu verlassen. Mein Recht auf die Emeritierung, die dazu notwendig war, wurde zwar eine Weile heftig bestritten aber doch endlich erkämpft: eine von Adolf Hitler unterschriebene, aus dem "Führerhauptquartier" datierte Urkunde vom 26. Oktober 1944 entband mich von meinen amtlichen Verpflichtungen und sprach mir für meine "akademische Wirksamkeit und dem Deutschen Volke geleisteten treuen Dienste" seinen Dank aus. Das war mehr, als ich meinerseits Herrn Hitler hätte bescheinigen können.

Jetzt nahm mich das bescheidene Heim im Loisachtal auf, das ich mir schon 1932, ahnungslos, was es einmal als Zuflucht bedeuten würde, geschaffen hatte. Es gelang mir auch, noch im letzten Augenblick meine Bücher und Papiere hierher zu retten. Die Machthaber freilich, die bald darauf an der alten Wirkungsstätte herrschten, hatten auf der Stelle das Recht auf Pensionszahlung als ein bürgerliches Vorurteil erkannt, und mangels jeglicher Einnahmen sah ich mich deshalb allmählich genötigt, Englischen Sprachunterricht für zwei Mark die Stunde in Gar-misch anzubieten. Aber da berief mich das gastliche Erlangen auf seinen verwaisten anglistischen Lehrstuhl, Erlangen, eine Stadt, in deren ehrwürdigen alten Mauern sich im Sommer die Schwalben wie zu des unvergeßlichen Rückerts Zeiten jagen, und wo die vom Lande kommenden großen Ochsen noch mit so vorbildlicher, fast demonstrativer Ruhe ihre Karren durch den Verkehrslärm ziehen, daß sich der hastige Passant seiner eigenen Nervosität zu schämen beginnt. Kaum jemals vorher habe ich Zuhörer von der Aufgeschlossenheit der Heimkehrer gehabt, die in den nun folgenden Semestern dort die Kollegbänke drückten, lebenserfahren, gereift und lernhungrig. Mit vielen von ihnen stehe ich noch heute im Briefwechsel. In diese Periode fällt die Veröffentlichung meines Buches über *Shakespeare und den Tragödienstil seiner Zeit*, (Bern 1947), die weitere Ausarbeitung eines 1938 vor der Britischen Akademie in London gehaltenen Vortrags *The Baroque Character of the Elizabethan Tragic Hero*. Es versucht, eine Reihe des Wichtigsten auszusondern, das Shakespeares Tragödie mit derjenigen seiner bedeutendsten Mit-Dramatiker und Zeitgenossen gemeinsam hat, Merkmale, auf denen sich für die Stilbestimmung der Zeit so sicher aufbauen läßt, wie etwa auf dem charakteristischen Phänomen des Spitzbogens für die Gotik.

Die Erlanger Zeit fand 1952 ihr Ende mit einer abermaligen Emeritierung, diesmal als Bayerischer Ordinarius. Aber es ging mir wie den Zirkuskünstlern, die auf das letzte Auftreten doch noch ein allerletztes und dann ein unwiderruflich letztes folgen lassen: ein Lehrauftrag an der nahen Universität München erlaubte mir von 1952–57 in einer Reihe von Vorlesungen die Berührung mit der akademischen Welt aufrechtzuerhalten, die ich immer dankbar als Jungbrunnen empfunden

habe. Währenddessen entstand eine Neubearbeitung des doppelsprachigen Tempel-Shakespeare für die Darmstädter Deutsche Buchgemeinschaft und schließlich ein Werkchen von besonders persönlichem Charakter, nämlich die zweisprachigen *Englischen Gedichte aus sieben Jahrhunderten*, Leipzig, 1956. In gewissem Sinne sind sie die Fortsetzung meiner *Anthology of Modern English Poetry* (Tauchnitz, Band 5000), von 1931, eines Buches, das damals zu meinem nicht geringen Stolz die beiden großen britischen Verlage von Harrap und von Heinemann für England zu übernehmen anboten, weil sie es – im Gegensatz übrigens zu Mario Praz's abfälligem Urteil über das Buch in der "Stampa" – für die beste existierende Sammlung zeitgenössischer englischer Lyrik erklärten.

*

*

*

Es ist für den Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, gewiß viel Geduld und gleichzeitig viel Wohlwollen nötig gewesen, um so breite Ausführungen des Verfassers über sich selbst nicht als Rodomontaden aufzufassen, und nicht auf den Verdacht zu geraten, es solle ihm doch, gewissermaßen hintenherum, ein wenig von der eingangs erwähnten übertriebenen hohen Meinung des Professors Nachtwächter über sich selbst suggeriert werden. Aber dem ist nicht so. Ging der Verfasser auch vielleicht niemals ganz so weit wie Bernhard Shaw, als er vor dem Vorhang erklärte, daß er seinerseits mit dem Zuschauer, der bei seiner Premiere pfiß, sympathisiere, so hat er doch die ehrliche Überzeugung, daß ihm für seine Arbeit weit mehr freundlicher Beifall, als er ihn verdiente, zuteil geworden ist. Das Schicksal sorgt schon für einen Ausgleich. Wie König Hroðgar im Beowulf sagt: "Fela sceac gebidan leofes on laðes seðe longe her worolde bruceð" . . .

GEDANKEN ZU LEVIN L. SCHÜCKINGS LEBENSWERK

Der achtzigste Geburtstag eines verehrten und berühmten Meisters ist für die jüngeren Fachgelehrten nicht nur ein Tag der Danksagung und des Glückwunsches, sondern führt ganz unwillkürlich auch zu einer Selbstprüfung innerhalb des eigenen Faches. Denn besser als eine rein theoretische Überlegung vermag das Lebenswerk eines bedeutenden Gelehrten der jüngeren Generation Gesichtspunkte und Beurteilungsmaßstäbe für den eigenen wissenschaftlichen Werdegang und Beruf zu geben. Lernen wir von anderen ja doch nicht nur auf dem Weg über einzelne Bücher und Aufsätze. Wichtiger noch für die Selbstorientierung wie auch für die Erkenntnis der Notwendigkeiten und Möglichkeiten unseres Faches ist der Blick auf ein ganzes, vielgliedriges und dennoch in sich zusammenhängendes Lebenswerk. Denn es geht uns dabei auf, wie die verschiedenen wissenschaftlichen Qualitäten, die in ihm hervortreten, sich gegenseitig ergänzen und stützen. Es wird uns klar, wie die große Leistung und der entschiedene Forschungsbeitrag, die wir in diesem oder jenem Buch bewundern, gar nicht hätten erwachsen können, wenn nicht daneben Arbeiten stehen würden, die auf einem ganz anderen Gebiet liegen.

Schückings wissenschaftliches Werk ist in seiner Thematik und Methode vielfältiger und umfassender als das irgendeines anderen deutschen Anglisten der letzten Jahrzehnte. Die weit über hundert Schriften und Aufsätze, die (außer den Besprechungen) die Bibliographie von Walter Ebisch bereits 1938 aufführte, beziehen sich ebensowohl auf rein linguistische Untersuchungen wie auf die alt- und mittelenglische Literaturgeschichte, auf Shakespeare und das elisabethanische Drama, auf das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert wie auf die moderne Zeit. Hinzu kommen noch die Beiträge zur Soziologie

der Literatur und die Äußerungen zur neueren deutschen Literaturgeschichte. Das Bild eines Wissenschaftlers von vielseitiger Bildung, weitem Horizont und verschiedenartigsten Interessen ergibt sich, so daß es fast schwerfällt zu sagen, wo innerhalb dieses imponierenden Reichtums der beherrschende Schwerpunkt liegt.

Trotzdem zeichnen sich durchgängige Grundlinien ab. Da fällt zunächst die philologische Basis auf, von der Schückings wissenschaftliche Arbeit ausging und die in abgewandelter Form auch in dem späteren Schaffen wiederkehrt. Zwar hat Schücking die ausschließlich linguistische Fragestellung, wie sie in den *Grundzügen der Satzverknüpfung im Beowulf* (1904) und in den *Untersuchungen zur Bedeutungslehre der angelsächsischen Dichtersprache* (1915) vorliegt, später nicht wieder aufgenommen. Doch vollzieht sich auch schon die letztgenannte Untersuchung vor dem Hintergrund einer neuen grundsätzlichen Besinnung auf angelsächsische Lebensauffassung und Weltanschauung, wie die gedankenreiche Einleitung erkennen läßt. Viele spätere Arbeiten sind ohne das sichere philologische Können, das sich in diesen frühen Studien verrät, nicht denkbar. Schücking vermochte eine Arbeitsweise zu entwickeln, die auf besonders glückliche Art sprachliche Untersuchungen und Detailbeobachtungen am Text größeren geistigen Zusammenhängen einordnet und für Erkenntnisse grundsätzlicher Natur fruchtbar macht. Der Blick für textliche Einzelfragen, Wortbedeutungen und Lesarten, wie er auch an der Neubearbeitung von Heynes *Beowulfausgabe* (1908/1931) und in dem *kleinen angelsächsischen Dichterbuch* (1919/1933) geschult wurde und sich noch in einer Reihe weiterer Wort- und Bedeutungsstudien¹⁾ bewähren konnte, kam auf altenglischem Gebiet vor allem der grundlegenden Akademieschrift über *Heldenstolz und Würde im Angelsächsischen* (1933) zugute, die auf eindrucksvolle Weise das Ineinandergreifen philologischer Einzeluntersuchung mit weitreichender geistes- und kulturgeschichtlicher Betrachtung demonstriert. Immer wieder wird hier auf dem Weg über die Worterklärung, welche

¹⁾ Vgl. *Engl. Studien* Bd. 44, Bd. 53, Bd. 56 sowie *Klaeber-Festschrift* (1929) und *Förster-Festschrift* (1929).

etymologische, semantische und auch textkritische Überlegungen miteinschließt, zu Grundbegriffen der angelsächsischen Lebensauffassung und des altenglischen Persönlichkeitsideals vorgestoßen, wobei auch für die literarhistorische und kulturgeschichtliche Einordnung des Beowulfepos sich neue Gesichtspunkte ergeben und nicht zuletzt auch wichtige Erkenntnisse über die Charakterisierungstechnik erarbeitet werden. Schückings These der späteren Datierung des Beowulfepos, für welche die Erkenntnisse dieser Schrift eine weitere Bestätigung erbrachten¹⁾, ist in der Beowulf-Forschung stark beachtet worden; seinem Standpunkt hat man sich in letzter Zeit (D. Whitelock) sehr angenähert.

Die Schrift ist weder als eine rein literarhistorische noch als eine rein philologische Untersuchung zu definieren, sondern läßt im Gegenteil die ursprüngliche Zusammengehörigkeit beider Bereiche sehr evident werden. Schücking selbst würde in seiner bescheidenen Art sicher einwenden, daß dies doch hier in der Natur der Sache liege, denn wie könnte man denn auf dem Feld der altenglischen Literatur zu neuen geistigen Erkenntnissen kommen, ohne den Weg über die einzelnen Worte zu gehen! Trotzdem ist auffällig, wie wenig solcher Untersuchungen mit weiterweisenden Perspektiven und dem Blick auf das Ganze auf alt- und mittelenglischem Gebiet in den letzten Jahrzehnten bei uns entstanden sind, obwohl auch in der benachbarten Germanistik in diesem Zeitraum eine Reihe vorzüglicher Beispiele dafür zu verzeichnen wäre.

Die Philologie hat nun auch ihren Anteil an Schückings zahlreichen Arbeiten; die sich auf Shakespeare und das elisabethanische Drama erstrecken und ihm schon seit langem den unbestrittenen Platz des führenden deutschen Shakespeare-Forschers gesichert haben. Denn die große englisch-deutsche Gesamtausgabe der Werke Shakespeares, die Schücking von 1912 an zusammen mit Else von Schaubert besorgte, stellte ihn

¹⁾ Vgl. L. L. Schücking, "Wann entstand der Beowulf? Glossen, Zweifel und Fragen." In: *Beitr. z. Gesch. d. dt. Spr. u. Lit.*, Jg. 42 (1917), S. 347-410.

Vgl. L. L. Schücking, "Zur Beowulfdatierung. Eine Replik." In: *Beiträge z. Gesch. d. dt. Spr. u. Lit.*, Jg. 47 (1923), S. 293-311.

vor die Notwendigkeit, die textkritischen Probleme bei Shakespeare neu zu durchdenken und bei umstrittenen Punkten des englischen Textes auch gelegentlich eine eigene Stellung zu beziehen. Auf der anderen Seite bedeutete die genaue Durchsicht der Schlegel-Tieckschen Übersetzung auf ihre Ungenauigkeiten und Fehler hin einen steten Umgang mit den Übertragungs- und Bedeutungsproblemen von Shakespeares Sprache. Da bei der Neubearbeitung der Edition des Tempel-Verlags für die Deutsche Buchgemeinschaft (1955) nun überdies noch eine Reinigung des deutschen Textes von ganz offenbaren Versehen und mißverständlichen Wendungen unternommen wurde, gesellte sich zu der philologischen Aufgabe der sorgfältigen Ermittlung und Zusammenstellung der Übersetzungsirrtümer¹⁾ die nicht minder schwierige, in das ästhetische Gebiet hinüberreichende Aufgabe einer behutsamen Ausbesserung der klassischen deutschen Vorlage überall dort, wo dies unumgänglich nötig war. Diese noch gar nicht zureichend gewürdigte bedeutende editoriale Leistung Schückings hat ihn mit den Shakespeareschen Dramen immer wieder nicht nur durch eine Beschäftigung mit ihren allgemeinen literarischen Aspekten nahegebracht, sondern auch auf dem Weg über die oft winzigen Details textkritischer und übersetzungsmäßiger Fragen. Die 1941 in der Sammlung Dieterich erschienene englisch-deutsche *Hamlet-Ausgabe* konnte zeigen, wie diese Kleinarbeit in einem ausführlichen Kommentar ihre Vertiefung erfuhr und wie sie sich gleichzeitig – in der gedankenvollen wichtigen Einleitung – mit der grundsätzlichen Erörterung der schwierigen Deutungsprobleme des Dramas verbinden konnte. Schon 1935 hatte Schücking in *Der Sinn des Hamlet. Kunstwerk – Handlung – Überlieferung* (engl. Übers. 1937) eine Gesamterklärung der Tragödie gegeben, das erste Beispiel für eine systematisch von Szene zu Szene vorgehende fortlaufende Interpretation eines Shakespeareschen Dramas in Deutschland. Schücking hat sich also mit dem *Hamlet* auf verschiedenste Weise beschäftigt²⁾. Er hat die Einseitigkeit, die gerade in

¹⁾ Vgl. dafür auch die Zusammenstellung aller Übersetzungsfehler im zehnten Band der von Schücking herausgegebenen großen *deutschen Shakespeare-Ausgabe* bei Georg Müller in München (1925–29).

²⁾ Vgl. auch *RES* vol. 4 (1928); vol. 11 (1935).

der Shakespeare-Forschung, wie ein Blick auf die letzten Jahrzehnte lehrt, die vorwiegende Tendenz war, vermieden. Mikroskopie und Makroskopie konnten sich auch auf diesem Arbeitsgebiet Schückings die Waage halten. Stehen wir aber nicht gerade in dieser Beziehung heute in einer besonderen Gefahr, indem auf der einen Seite die mikroskopische Betrachtungsweise immer spezieller und eingengt zu werden droht, während auf der anderen Seite die Künster der großen Zusammenhänge nicht selten den Boden unter den Füßen (d.h. die sichere Basis der Texte und Worte) zu verlieren scheinen?

Zu den überaus schwierigen Fragen der Textkritik, der Textüberlieferung und Verfasserschaft bei Shakespeare hat Schücking durch seinen geschärften Blick für den Text selbst ganz Entscheidendes beitragen können. In Abständen erscheinen immer wieder Akademieschriften und Einzelaufsätze, die jene höchst strittigen Kernprobleme der Shakespeare-Philologie von einem neuen Gesichtswinkel aus anpacken und oft eine ebenso überraschende wie überzeugende Lösung darbieten¹⁾. Eine besondere Art von Scharfsinn begegnet sich hier mit einem ausgeprägten Stil- und Qualitätsgefühl für das Eigentümliche von Shakespeares Diktion, so daß auch Echtheitsfragen mitunter in einer neuen Beleuchtung erscheinen wie in jenen wichtigen Untersuchungen zu *Titus Andronicus*, *Richard III*, *Hamlet*, *Julius Caesar* und *Love's Labour's Lost*, die unter dem Titel *Über einige Nachbesserungen bei Shakespeare* 1943 als Leipziger Akademieschrift erschienen. Doch die gleiche Stilkennerschaft in Verbindung mit einem neuen Durchdenken der Textstruktur bewährte sich auch bei Shakespeares Zeitgenossen, wie die Akademieabhandlung über *Die Zusätze zur Spanish Tragedy* (1938) zeigt, die das schwierige Textproblem dieses Dramas einer überzeugenden Lösung zugeführt hat. Mitunter waren die Voraussetzung für neue Gesichtspunkte in diesen heiß umstrittenen Fragenkomplexen erhebliche Forscherbemühungen, durch die neues Material bei-

¹⁾ Vgl. auch die Anmerkungen zur Hamlet Ausgabe, sowie *MLR*, 19 (1924); *RES*, 1 (1925); *RES*, 11 (1935) *GRM* 1954.

Siehe auch die ausführliche Besprechung der neuen *Arden-Edition* von *King Lear* in *Anglia* 74 (1956).

gebracht werden mußte. So konnte Schücking schon 1931 – etwa gleichzeitig mit dem australischen Gelehrten Alfred Hart, doch völlig unabhängig von diesem – umfangreiche statistische Erhebungen über den Umfang der elisabethanischen und Shakespeareschen Dramen vorlegen, die insbesondere hinsichtlich des Problems der “Überlänge” des *Hamlet* und anderer Shakespeare-Tragödien¹⁾ zu neuen Schlußfolgerungen führen mußten und die bisherigen Theorien ins Wanken brachten (*Zum Problem der Überlieferung des Hamlet-Textes*, 1931).

Diese bis in sein hohes Alter fortgesetzten textkritischen Beiträge²⁾ Schückings in ihrer Bedeutung für die Shakespeare-Philologie im einzelnen zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Die Erwähnung dieser Seite von Schückings Forscherarbeit sollte in diesem Zusammenhang lediglich die enge Bindung philologischer Methodik und Akribie an die ästhetische, stilistische und formale Beschäftigung mit Shakespeare insgesamt verdeutlichen. Für jeden, der von der Altphilologie herkommt, wird das ohnehin eine Binsenwahrheit sein. Doch hat die Neuphilologie, und zwar gerade die Anglistik, sich in den letzten dreißig Jahren zunehmend von der klassischen Philologie, dem eigentlichen Vorbild und Urgrund für alle neueren Philologien, entfernt und hat, was ihren literarhistorischen Zweig anbelangt, entweder zur Geisteswissenschaft oder zur Kulturkunde hintendiert, während ihr linguistischer Zweig sich mehr und mehr verselbständigte und die enge Fühlung mit der gleichzeitigen stilistisch-literarisch-kulturgeschichtlichen Textinterpretation der alt- und mittelenglischen Schriftdenkmäler verlor. Hierdurch hat sich denn auch jenes eigenartige Mißverständnis entwickeln können, als ob der “Philologe” im Bereich der Anglistik nur derjenige sei, der sich mit historischer Grammatik, Laut- und Formenlehre, Geschichte der Syntax, Namenkunde, usw. beschäftige, während jemand, der innerhalb der neueren Literaturgeschichte ab 1500 Texte interpretierte, als Nichtphilologe angesehen wurde; – ein Mißverständnis, über das jeder klassische Philologe nur den Kopf schütteln würde. Auf die z. T. verständlichen und berechtigten

¹⁾ Vgl. auch *Forschungen und Fortschritte* (1943).

²⁾ Ein neuer Münchener Akademievortrag über *Die Streichungen in der Othello-Quarto* wird 1958 erscheinen.

Gründe, die zu dieser Spaltung und Entwicklung hingeführt haben, kann hier nicht eingegangen werden. Das Mißverständnis als solches wird dadurch ja auch keineswegs geringer. Doch sind es eben diese Zusammenhänge, zu deren Überdenken die Betrachtung des Schückingschen Lebenswerkes unwillkürlich anregen muß.

Dabei wäre Schücking selbst der Letzte, der nun in den philologischen Untersuchungen einen Selbstzweck sehen würde. Ging es ihm doch auch bei den speziellen textkritischen Auseinandersetzungen letztlich immer wieder um ein richtiges und maßstabgerechteres geistiges Verstehen der betreffenden Werke. Das geistige Verstehen, das sachgerechte Urteilen, die ästhetische Würdigung – dies stand für Schücking, der nie bloß „untersucht“, sondern auch stets gewertet und sich zu Wertungen bekannt hat, immer obenan. Die Philologie sollte ein Helfer dazu sein.

Das Bemühen um bessere Maßstäbe für eine sachgerechtere Beurteilung trägt daher auch die thematisch breiter angelegten Werke Schückings zur Shakespeare-Forschung und nicht – wie so oft in dem umfangreichen Shakespeare-Schrifttum der letzten Jahrzehnte – das Bestreben, eine „neue Deutung“ zu präsentieren. Bereits in der höchst verdienstvollen Abhandlung *Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit* (1908) kommt dieses später auch in den Schriften zur Soziologie der Literatur wiederaufgenommene und dort vielfach begründete Anliegen zum Ausdruck, einen großen Dichter nicht einfach von heute aus, mit den Kriterien und Augen der Gegenwart, zu beurteilen, sondern sich vielmehr um ein Verständnis zu bemühen, das dem seiner eigenen Zeit sich zumindest anzunähern versucht und zeitgenössische Maßstäbe in die eigene Beurteilung miteinzubeziehen trachtet. Die Verse Popes, die Schücking seiner Akademieschrift über *Heldenstolz und Würde im Angelsächsischen* vorangeschickt hat,

A perfect judge will read each *work* of wit
With the same spirit that its author writ.

könnten daher auch als Motto über Schückings berühmtestem und einflußreichstem Buch, den *Charakterproblemen bei Shakespeare* (1919, engl. Übers. 1922) stehen, dessen Untertitel bezeichnenderweise lautet: *Eine Einführung in das Verständnis*

des Dramatikers, während auch das erst nach dem zweiten Weltkrieg erschienene wichtige Buch *Shakespeare und der Tragödienstil seiner Zeit* (1947), welches die Problemstellung der British Academy Lecture *The Baroque Character of the Elizabethan Tragic Hero* (1938) wesentlich erweiterte, von diesem Grundimpuls noch Zeugnis ablegt. Verständnis-Hilfe zu sein, die Dinge in ihre rechte Perspektive zu rücken und uns vor dem Anlegen falscher Maßstäbe zu bewahren, das ist ein Ziel vieler Schriften Schückings und ein Anliegen, das auch in seiner Lehrtätigkeit auf hervorragende Weise zum Ausdruck kam. Die bleibende Bedeutung der Charakterprobleme besteht – von heute aus gesehen, mehr noch in dem, was dieses Buch in der Shakespeareforschung damals in Bewegung gesetzt und in der Betrachtungsweise einer ganzen Generation revolutioniert und korrigiert hat, als in seinen Einzelergebnissen und den Einzelanalysen Shakespearescher Charaktere. Kann man nämlich in dieser letzten Hinsicht bei den Shakespeareforschern mittleren und jüngeren Alters heute auch abweichende Ansichten feststellen, so wird es doch kaum einen Shakespeareinterpreten geben, der nicht – bewußt oder unbewußt – etwas von der Schückingschen Blick-Korrektur in sich aufgenommen hat und sich bei der Beschäftigung mit Shakespeares Charakteren vor einem naiven Realismus oder Psychologismus der Beurteilung unwillkürlich in acht nimmt. Wie auch ein in ganz anderer Richtung forschender englischer Kollege dem Schreiber dieser Zeilen einmal gestand, ist in uns allen ein „Residuum Schückingscher Skepsis“ noch wirksam.

Zu einer neuen Blickrichtung und Sehweise beizutragen und neue Maßstäbe und Methoden für die Erklärung der literarischen und künstlerischen Werke zu entwickeln, gehört recht eigentlich zu dem, was unter dem „Fortschritt der Wissenschaft“ im Bereich der philosophischen Fakultät verstanden werden kann. In hohem Maße gilt dies von mehreren Büchern Schückings. Jedoch kann dieses Ziel, wenn es nun verabsolutiert und ohne einen Einschub eigener neuer Forschung verfolgt wird, auch zu negativen Resultaten führen. Die Neigung zur „Umwertung“, zur „revaluation“, wie sie eine gewisse, wenn auch nicht beherrschende Richtung amerikanischer und englischer Literarkritik kennzeichnet, hat

vor allem in den Händen kleiner und unberufener Geister zu einer manchmal fast krankhaft anmutenden Sucht geführt, die großen Dichter und Dichtwerke alle paar Jahre einer Umwertung, "Neubewertung" zu unterwerfen. Die aus einem solchen Rigorosem gewonnenen Erkenntnisse lassen den betreffenden Dichter dann "in neuer Sicht" erscheinen. Sicherlich ist soviel daran richtig, daß jede Zeit sich neu um ihr Verhältnis zu dem literarischen und künstlerischen Vermächtnis der Vergangenheit bemühen muß. Aber vollzieht sich dieser Prozeß, wenn er gesund verlaufen soll, nicht sehr viel stärker unbewußt und nebenher, gleichsam als ein Nebenprodukt der fortlaufenden Beschäftigung mit den Gegenständen selbst, als auf jene programmatische und absichtsvolle Weise, die die "neue Sicht" von vornherein als Arbeitsziel bewußt postuliert, anstatt sie sich entweder aus der Arbeit selbst ergeben oder auch nicht ergeben zu lassen? Es wird da sozusagen beim falschen Ende angefangen. Zudem muß es eine Verfälschung des Zwecks der Literaturwissenschaft bedeuten, wenn die Geschichte der literarkritischen Bemühungen zu einer Aufeinanderfolge von subjektiven Sichten reduziert wird und es nachgerade so aussieht, als ob es konstante Beurteilungsmaßstäbe und gesicherte Erkenntnisse gar nicht mehr gäbe – oder aber nur im zweiten Rang, in einer untergeordneten Rolle geben könne.

Die hier nur gerade im Vorübergehen angedeutete Problematik trat im übrigen auch in der deutschen Literaturwissenschaft der zwanziger und dreißiger Jahre hervor. Doch hat sich Schückings Schaffen von all diesen Tendenzen bemerkenswert freigehalten, obwohl er seinerseits zu ihrem historischen Verständnis durch seine geschmacksgeschichtlichen Studien beitragen konnte¹⁾. Er hat zwar auf mehreren Gebieten zu einer neuen Sehweise hingeführt, doch lagen ihre Voraussetzungen in einer genaueren Erforschung und Analyse des Gegenstandes selbst und seiner Umwelt, innerhalb deren dieser Gegenstand zu verstehen war. Neue Gesichtspunkte und Kriterien konnten sich für Schücking hier unter anderem auch durch ein Beachten der soziologischen Komponenten ergeben, an denen die übliche meist auf das Ästhetische und Formale

¹⁾ Vgl. z.B. *Dt. Vierteljahrschr. f. Litwiss. u. Geistesgesch.* X (1932).

eingeeengte Literaturgeschichte im allgemeinen vorübergegangen war. Bereits vor dem ersten Weltkrieg hatte ein früher Aufsatz in der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift* die damals in der Tat völlig neue Blickrichtung skizziert: "Literaturgeschichte und Geschmacksgeschichte. Ein Versuch zu einer neuen Problemstellung" (1913). In grundsätzlicher Weise und unter stärkerer Berücksichtigung der soziologischen Kriterien war dann das Problem in dem nicht nur ins Englische, sondern auch ins Russische und andere Sprachen übersetzten Buch *Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung* (1923) behandelt worden, während die Nutzenanwendung der hier entwickelten Gesichtspunkte in mehreren Aufsätzen zum siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erfolgte¹⁾, vor allem aber dann in dem grundlegenden Werk *Die Familie im Puritanismus. Studien über Familie und Literatur im 16., 17. und 18. Jahrhundert* (1929). In diesem Buch zeigte sich, was manche späteren, gleichfalls am soziologischen Aspekt der Literaturgeschichte interessierte Studien oft außer acht gelassen haben: daß nämlich die Einführung soziologischer Gesichtspunkte in die Literaturbetrachtung auch das Heranziehen und Auswerten andersartiger Quellen bedingt, wie es sie *neben* den klassischen und bereits bekannten Literaturwerken noch aufzufinden gilt. So gesellt sich in dieser breit angelegten Darstellung zu dem neuen Element einer soziologisch orientierten Betrachtung noch die spezielle Forscherleistung einer in diesem Zusammenhang erstmaligen Auswertung der sogenannten *conduct-books*, die jene Lücke ausfüllen konnten, die gerade in der Literatur des Puritanismus hinsichtlich einer systematischen Darstellung der Lebensideale bestand. In dem umfangreichen Schrifttum über den Puritanismus ist dieses Buch bis heute eine der bestfundierte Darstellung, indem es an die Stelle allgemeiner Thesen, in denen sich die Behandlung jenes Themas so oft erschöpft, eine reiche Dokumentierung setzt, welche die Wesenszüge des Puritanismus Schritt für Schritt aus Beobachtungen an den Texten selbst sich er-

¹⁾ Vgl. *Neue Jahrbücher* Bd. IV; *GRM*, 12 (1924); *Festschrift Johannes Hoops* 1925. Aus neuerer Zeit siehe den Münchener Akademievortrag *Gullivers Reise zu den guten Pferden, geschmacksgeschichtlich betrachtet* [Sitzungsber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Phil. Abt. 1953 Heft 8].

geben läßt. Umgekehrt aber konnten die so gewonnenen Erkenntnisse dazu dienen, wichtige Literaturwerke aus dem allgemeinen "Kanon" in neuem Licht erscheinen zu lassen, was z. B. an der Behandlung Richardsons deutlich wird.

Mit der starken Berücksichtigung der Geschmacksgeschichte, mit seiner Lehre vom "Geschmacksträgertyp"¹⁾, seiner Aufmerksamkeit für Gesittungsnormen und gesellschaftliche Grundlagen der Literatur, wie sie im Rahmen der üblichen Literaturgeschichte dann auch in der Darstellung der *angelsächsischen und frühmittelenglischen Dichtung* (in Walzels Handbuch, 1927) zur Geltung kam, war Schücking damals neue Wege gegangen. Er erweiterte die Grenzen des Faches, indem er Gesichtspunkte von Nachbarwissenschaften für die Anglistik nutzbar machte und in literarkritisch anwendbare Kategorien umsetzte. Eine Erweiterung der Grenzen des Faches ist nun in den zwanziger und dreißiger Jahren gerade in der Neuphilologie wiederholt versucht worden, doch durchaus nicht immer mit wirklichem Erfolg und in der richtigen Weise. Die Erweiterung der Anglistik zur "Englandwissenschaft", bei der dann nicht mehr Literatur und Sprache, sondern die sogenannte "Auslandskunde" den Vorrang hatte, war nicht mehr Erweiterung, sondern Sprengung des Faches, und ein Sich-Entfernen von der Literatur- und Sprachgeschichte mußte eine Preisgabe der Grundlagen unserer Disziplin bedeuten. Schücking ist mit allen seinen Arbeiten jedoch innerhalb des Faches geblieben. Es hat für die mittlere und jüngere Generation darum auch ein Anknüpfen an seine vorbildliche Leistung geben können. Allerdings bliebe da noch viel zu tun, denn die Anregungen, die gerade von Schückings Schriften zur Soziologie der Literatur ausgehen, sind noch lange nicht ausgeschöpft und hinreichend realisiert worden. Freilich gilt auch hier, daß manches von dem, was Schücking in seiner *Soziologie der literarischen Geschmacksbildung* vor 35 Jahren in der Anglistik als Erster betonte und forderte, inzwischen (wenn auch erst sehr allmählich) zu einem Bestandteil des allgemeinen literarkritischen Bewußtseins geworden ist. Der neue *Pelican Guide to English Literature*, von dem bis

¹⁾ Vgl. *Dt. Vierteljahrschr. f. Litwiss. und Geistesgesch.* Jahrg. 4 (1926); Jahrg. 10 (1932); *Forschungen und Fortschritte*, Jahrg. 7 (1931).

jetzt 4 Bändchen erschienen sind, enthält z. B. unter den programmatischen Fragen, die der Herausgeber als Richtlinien für die Behandlung der Literatur in den einzelnen Epochen aufgestellt hat, einige, die in Schückings Schrift von 1923 bereits umrissen werden. Und liest man in der zweibändigen großen *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur* von Arnold Hauser (1953), so stößt man hier – in dem größeren Rahmen einer Gesamtdarstellung – allenthalben auf jene Zusammenhänge, die Schücking 1913 in dem erwähnten Aufsatz mit Recht noch als den “Versuch zu einer neuen Problemstellung” kennzeichnen mußte.

In der Geltung und Existenzweise der Wissenschaft vollziehen sich heute zwei gegenläufige Entwicklungen, die wir gerade in den letzten zehn Jahren besonders deutlich miterlebt haben. Auf der einen Seite hat sich der Kreis derer, die an den Resultaten und Inhalten der Wissenschaft teilhaben wollen, ungemein vergrößert und der Ruf nach wissenschaftlichen Darstellungen, die den Laien anzusprechen vermögen und ihm zugänglich sind, hat zu zahlreichen neuen Verlagsunternehmungen – nicht allein in Deutschland – geführt. Auf der anderen Seite ist die Spezialisierung in den Wissenschaften selbst immer weiter fortgeschritten, hat zu spezielleren und damit weniger leicht verständlichen Arbeitsmethoden geführt, die Forschung oft in abgelegene Gebiete verlagert und sie durch die schon vorangegangenen Untersuchungen mit so viel bereits stillschweigend vorauszusetzenden Ergebnissen und Begriffen belastet, daß für den Laien das unvorbereitete Einsteigen in einen solchen wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß immer schwieriger werden mußte. Es gehört aber zu unser aller Aufgabe, nach Wegen zu suchen, die aus diesem Dilemma herausführen. Denn in dem erstaunlich starken Bildungsinteresse breiter Schichten, das sich ja durchaus auch auf die Geisteswissenschaften erstreckt, steckt zweifellos ein echter Kern, während auf der anderen Seite eine Hinentwicklung der Fachwissenschaft zu einer exklusiven und sich meist auf Sondergebiete erstreckenden Beschäftigung, an der von Jahr zu Jahr immer weniger Fachgelehrte bzw. Spezialisten des betreffenden Gebietes überhaupt noch teilnehmen können, die Gefahr des Alexandrinismus und der völligen Isolierung in sich

schließt. Die Verantwortung, hier neue Brücken zu schlagen, liegt aber zweifellos bei den Wissenschaftlern selber.

Der Blick auf Schückings Lebenswerk zeigt, daß er dieser Problematik gegenüber aufgeschlossen war¹⁾. Die Lebensnähe, die die Thematik der meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten kennzeichnet, verbindet sich mit der Fähigkeit einen flüssigen, anschaulichen und klaren Stil zu schreiben, der ihm auch bei einem größeren Publikum Gehör verschaffen konnte. Es kam hinzu eine gesunde Abneigung gegen einen übermäßigen Anmerkungsapparat, gegen Weitschweifigkeit und dickleibige Bücher, die dem Leser es sauer machen, sich hindurchzukämpfen. Keines seiner Bücher überschreitet einen mittleren Umfang. Doch finden sich unter seinen Veröffentlichungen auch mehrere, die durchaus jenem Brückenschlag zwischen Fachwissenschaft und breiterem Bildungspublikum dienen. Hier sind neben dem *Tempel-Shakespeare* vor allem die Bände der Sammlung Dieterich (Nr. 71, 82, 109, 114) zu nennen, die englisch-deutsche *Hamlet-Ausgabe* (mit ausführlicher Einleitung und Kommentar, 1941), die Ausgabe der *Bacon Essays* (1954) und jener schöne, allzuwenig bekannte Band, in dem einige der besten und lesbarsten Aufsätze Schückings unter dem Titel *Essays über Shakespeare, Pepys, Rossetti, Shaw und Anderes* zusammengefaßt sind (1948). In ihnen begegnet uns die bei der jetzigen Neuphilologen-Generation immer seltener gewordene und doch heute doppelt erwünschte und notwendige Kunst, wissenschaftliche Themen prägnant, allgemein-verständlich und gleichzeitig literarisch-ansprechend darzustellen. Einen Einschub literarischer Begabung hat Schücking von seinem Großvater Levin Schücking, dem Freund der Droste, als Erbteil sicherlich auch mitbekommen. Davon zeugen nicht zuletzt seine eigenen Übertragungen englischer Gedichte, wie sie sich in der erst kürzlich (auch in der Sammlung Dieterich) veröffentlichten zweisprachigen Anthologie *Englische Gedichte aus sieben Jahrhunderten* (1956) finden. Auch dieser Band ist ein Beispiel für die Möglichkeit des

¹⁾ Schon das Vorwort seines 1908 erschienenen Buches *Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit* beginnt "Die Form der vorliegenden Studie entspringt dem Ehrgeiz, wissenschaftlich und doch nicht allzu schwer lesbar zu sein."

Wissenschaftlers, in die Breite zu wirken und das ihm anvertraute literarische Erbe eines anderen Volkes nicht nur wissenschaftlich zu durchforschen, sondern auch in der eigenen Sprache zugänglich zu machen.

So treten an Schückings Veröffentlichungen mehrere Züge hervor, deren Zusammentreffen in Forschung und Lehre man als einen besonderen Glücksfall im Wirken eines deutschen Professors bezeichnen darf. Den neuen Ideen steht als Regulativ das nüchterne und kritische Urteil gegenüber, das auch in den oft sehr eingehenden Rezensionen so kräftig und wohltuend zum Ausdruck kommt. Philologische Akribie vermag wiederum das ästhetische Stil- und Wertgefühl zu stützen und zu korrigieren, während eine weite Bildung und der daraus erwachsende Sinn für Proportion und Abstufung vor falschen Akzentsetzungen bewahrt. Ein unverkennbarer Einschluß gesunden Menschenverstandes hat schließlich Schücking auch die Grenzen der Wissenschaft und der gelehrten Forschung klar erkennen lassen.

Denn trotz der zahlreichen Veröffentlichungen, die wir von verschiedenem Blickpunkt aus an uns hier haben vorbeiziehen lassen, sah und sieht Schücking in ihnen nur einen Teil seiner Wirksamkeit. Er selber hielt die lebendige Wirkung im persönlichen Umgang mit seinen Schülern und im Kolleg für noch entscheidender. In jenem 1948 erschienenen Büchlein *Plaudereien mit Lothar Engelbert*, das viel humorvolle Selbstkritik an der Wissenschaft und den Professoren enthält, sagt der Verfasser in einem der fiktiven Gespräche von der "Gemeinschaft des Kollegs", daß in ihr: "sich der Lernende mit einer Persönlichkeit zusammenschließt, die ihr eigenes menschliches Verhältnis zu den geistigen Dingen auf ihn ausströmt und überträgt. Denn weder Buchdruck noch Rundfunk können lebendige Wärme und persönliches Fluidum ersetzen. Diese Seite der akademischen Tätigkeit ist deshalb in mancher Hinsicht die schönste. Sie zugunsten der Forschung zu vernachlässigen, schließt eine schwere Verantwortung ein, denn sie ist auch die höchsten Opfer wert. Ich für meine Person habe sie ohne Bedenken gebracht und bin in solchem Sinn am stolzesten auf die vielen dicken Bücher, die ich nicht geschrieben habe."

ON THE CONTINUITY OF ENGLISH POETRY

In a volume dedicated to one of the greatest living exponents of 'englische Philologie' in its full classical meaning, it seemed appropriate to choose a theme of the widest possible scope. I have taken the title of this paper, therefore, from the late R. W. Chambers' most influential essay *On the Continuity of English Prose*¹). Though Chambers lectured on a parallel study of poetry, he did not live to prepare anything of what he had written for the press.

Dryden's familiar statement that Chaucer was "the father of English poetry" made more than 250 years ago, though now scarcely echoed by any who have direct knowledge of earlier English literature, is still implicit in most textbooks that purport to cover the whole history of the subject. There is the famous denial of "Q" that *Beowulf* could have any relationship with the poetry of our century: and the latest *Illustrated History of English Literature*, that of Mr. A. C. Ward²), rules out, in effect, pre-Chaucerian literature primarily because of its lack of continuity with what followed.

While the question of continuity in prose could at least be examined, as Chambers' essay has magnificently shown, poetry presents a far more complicated and difficult collection of material. Moreover, even Chambers was not entirely able to avoid some confusion of a continuity of thought with one definitely of language. And the 12th-century *Peterborough Chronicle* is, in fact, far nearer to our own day in language and style than are the religious writings of the next period on which Chambers had laid so much emphasis. For our tradition

¹) Originally introductory to the ed. for the Early English Text Soc. of the *Harpfield Life of Thomas More*. Printed separately for the E.E.T.S. 1932, and reprinted Oxford 1957.

²) Vol. I, London 1953.

in style and language has descended from the East Midlands rather than the West so far as language is concerned, though in the matter of thought there are clear links with the latter.

One of the most obvious and significant difficulties in treating of continuity in English poetry is the fact of the revolutionary effects of printing. Milton was probably the last great English poet who wrote in deliberate consciousness of a reader aloud or reciter. Printing has transferred poetry from men's ears to their eyes – a change which fundamentally affected both its shape and its appeal. Prose, on the other hand, was far less subject to – though by no means free from – the effects of printing.

But enough has been said to indicate both the difficulties and the need for a discussion of English poetic continuity.

Two rough methods of approach suggest themselves at the outset. One might, first, try to look into matters of continuity for English poetry under such heads as 'form', 'matter' and 'thought-pattern'. Or, secondly, one might consider the whole span and development of poetry throughout the ages, seeking to determine just what qualities had been carried over from one age into another. Can such lines of study lead to some worth-while general impressions at least?

Four general features of Old English culture – and therefore of its poetry – may be broadly listed as follows: –

- (a) a love of ordered ceremony and ornament,
- (b) a genius for the progressive conserving of tradition,
- (c) a remarkable power of creatively assimilating foreign material,
- (d) 'Gnomic' moralizing.

Now from a superficial glance at English poetry, it would appear that all of these features have in some measure been retained. Yet such elements of continuity are largely hidden from the critic unacquainted with the techniques of earlier English poetry: and this through two causes in especial. First, almost any poetry older than Chaucer – and even that contemporary with him written outside of his own poetic tradition – can only be approached by such critics through the

medium of so-called translations. Yet these, for the most part, can convey little more than the subject-matter. Indeed Old English poetry is so much more intimately related to its special qualities of technique and language than is that of later periods that only a close study of its actual forms can render its aesthetic features – even to a limited extent – transferable to the modern mind. That complete fusion and harmony of form and matter which is proper to great poetry, too, must inevitably be missed by the critic unacquainted with Old English. Yet without consciousness of its subtle shapes and connotations, Old English poetry will scarcely seem to be poetry at all.

Closely related to this kind of difficulty is the second bar to the ability of the modern reader to see any worthy continuity: what may be termed the heresy of the subject-matter. This heresy is the judging – consciously or unconsciously – of a poem by its subject-matter alone. Chaucer, for instance, is often discussed as if he had written in prose; and *Piers Plowman* is criticized as if its maker had merely intended to provide a ‘sociological document’. Still more easily is such a poem as *Beowulf* read in translation as if it were nothing more than a collection of tales of monsters and monstrous adventures. Barriers of language there must inevitably be in the study of a poetry with so long a history as that of England, extending as it does over thirteen centuries from the work of Cædmon to that of Mr. T. S. Eliot. But this kind of difficulty is particularly heavy in a culture whose thought, as well as language, have been so deeply – and at times suddenly – influenced from abroad.

Yet barriers of language are in some ways less insurmountable than those of thought: for these – not merely in Britain but throughout Western Europe – are more fundamental. These barriers of language and thought – but even more, perhaps, this ‘heresy of the subject-matter’ mentioned above – make it a thing of extreme difficulty to grasp any concept of continuity for English poetry: since it seems well-nigh impossible (in Matthew Arnold’s phrase) “to see it clear and see it whole”. There is indeed much value in safeguarding oneself against this heresy of the subject-matter in remembering Coleridge’s saying that “The *immediate* object of poetry is pleasure, not truth”. The *immediate* – as distinct from any

remoter ultimate object – for example of the Old English poets of the earlier period was the pleasurable entertainment of their audiences: and this applies, to a more limited extent to Middle English poetry also. If, then, an Old English poem did not succeed in affording pleasures to its hearers *through its actual sounds*, it had failed to fulfill its *immediate* purpose.

R. W. Chambers, in an unpublished lecture, once roughly distinguished three historical periods of the civilization of Western Europe, each being separated from and incomprehensible to the other in the processes and patterns of its thought. These were first, the 'Middle Ages' in the broadest sense, extending from the breaking-up of the Western Roman empire to the reign of the English Henry VII; secondly the 'Modern Age' beginning with the Renaissance (if this somewhat outmoded term is permissible) of the 16th and 17th centuries, and ending with the outbreak of the war of 1914–18. Lastly our present 'Age of Transition', whose characteristics are necessarily complex and unclassifiable. St. Francis of Assisi, for instance, he said, would have been able to understand and share the thought-processes alike of St. Augustine of Hippo and St. Thomas More the last great Englishman before the 'Modern Age': or again, the Elizabethans and the early Victorians would have understood one another's minds. But, on the other hand, the early members of the Royal Society would not have understood More's thought and language: and literary students of the 20th century quite fail to find a common ground of basic thought with even the Victorians who wrote only sixty years before them. Now if this is anything like a true view, the student of earlier English poetry must learn not only a partly new language and a quite strange poetic technique of metre and diction, but must also acquire new ways of thinking and imagine new fundamental values. The student of mediaeval literature, therefore, needs not only what Coleridge called "that willing suspension of disbelief for the moment which constitutes poetic faith"; but he must go much further and seek to acquire by imaginative effort or mental simulation, for example, an actively sympathetic belief in the postulates and assumptions of that 'Catholic' faith which both founded and dominated almost the whole of mediaeval poetry.

Bearing in mind, then, this picture of barriers and difficulties, one may well lose heart and doubt whether indeed there can at all be any hope of discerning poetic continuity in so extended and vast a poetry as that of England. But here Aristotle's famous statement that poetry is more philosophical and more nobly serious than history – “φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον” may suggest encouragement in the search. For are there not some basic thoughts and feelings which to some extend transcend the barriers of time and place and culture – some things which we may count upon finding in the poetry of any language above the most primitive? Is there not something, for instance, common in basic thought and feeling between the OE exile's ‘elegiac’ meditation in *The Wanderer* and Gray's *Elegy*, or between the sadness of the OE *Seafarer* and W. B. Yeats' *The Meditation of the Old Fisherman*? Compare Yeats' first stanza with lines 80ff. of *The Seafarer*: –

You waves, though you dance by my feet like children at play,
Though you glow and you glance, though you purr and you dart,
In the Junes that were warmer than these are, the waves were more gay,
When I was a boy, with never a crack in my heart.

and

Dagas sind gewitene,
ealle onmedlan eorþan rice;
nearon nu cyningas ne careras
ne goldgiefan, swylce iu wæron,
þonne hi mæst mid him mærp̃a gefremedon
and on drythlicestum dome lifdon;
Gedroren is þeos duguð eal, dreamas sing gewitene.

But it may be said of this that such ‘continuity’ is merely general to poetry, and is scarcely peculiar to English.

Then there is another negative thought-barrier. OE poetry has only the slightest treatment of love – and that mainly impersonal – in the so-called *Husband's Message* and *Wife's Complaint*, in the fragment (also in the Exeter Book) of *Wulf and Eadwacer*, and the lines in the *Exeter Book* Gnomical Verses on the sailor's return to his Frisian wife. As a poetic theme love was alien to the Germanic mind. For the Germanic peoples of whom the Anglo-Saxons were one, anciently held marriage to be a practical matter removed from the emotional

and ego-centric attitudes of Latin poetry. As Tacitus tells us of the Germanic tribes, 'Sera iuvenum venus'¹⁾. It was not till the contacts with Latin culture of the 12th century that English poetry began to assimilate something of that 'Latin' approach to love that has since been productive of so much of its most purely lyrical making. We must not, therefore, expect much continuity in English love-poetry before the 12th century. Yet it is perhaps worth noticing that the OE word *freond* meant in poetry a lover, and not merely a friend as in most prose. When the woman of *The Wife's Complaint* says "Frynd sind on eorðan"²⁾, she is referring to other and happier lovers.

Before approaching our subject more narrowly, there is another question to be asked: How far may poets of various periods be supposed to have had acquaintance with the work of their predecessors? Shelley, in the Preface to his *Revolt of Islam*, wrote: "A person familiar with Nature and with the most celebrated productions of the human mind, can scarcely err in following the instinct, with respect to selection of language, produced by that familiarity." Now in this context "the most celebrated productions of the human mind" will mean for the poet primarily the best poetry of his forerunners. For the poet, in using language, consciously or unconsciously is influenced by the shades of meaning, the verbal nuances, the associations and connotations and suggestive qualities of all the poetry he has ever read or heard. Nothing is ever quite lost that has once entered the poet's mind. When Wordsworth, for example, wrote that little poem on Lucy's death which Raleigh has supposed to illustrate the most successful application of his notorious theory of poetic language³⁾, he has been touched at the conclusion of its second stanza by the actual linguistic tone of Milton's *Paradise Lost*.

A slumber did my spirit seal;
I had no human fears:

¹⁾ *Germania*, cap. XX, 3. Cf. also Caesar, *De Bello Gallico*, lib. VI, 24, 4.

²⁾ *The Wife's Complaint*, 33.

³⁾ Walter Raleigh: *Wordsworth* (London, 1903.)

She seemed a thing that could not feel
The touch of earthly years.

No motion has she now, no force:
She neither hears nor sees:
Rolled round in earth's *diurnal* course
With rocks and stones and trees.

While there is here no specific direct echo of any passage of Milton, there is in the use of *diurnal* in the penultimate line a subtle yet strong suggestion of the linguistic atmosphere of *Paradise Lost*. Every poet, in an infinite variety of ways and degrees, cannot but show some kind of continuity from his predecessors: and we might therefore suppose that it should be possible in some fashion, however slight, to discern a kind of chain of continuing links from one poet to another throughout the history of English poetry. Thus, for instance, the OE poet of *Andreas* seems to have saturated himself with *Beowulf* and with echoes of traditional heroic verse-formulae: and the much later maker of *Judith* has clearly felt something of the same influences. Even across the vast mutations wrought by the Norman conquest one may feel in the homiletic strains of the late 12th-century *Poema Morale* something 'tradited' as it were from Hrothgar's moving sermon of farewell to Beowulf (1724ff.) Again, as late as the early 13th century we find a poet who uses the new style and tone of his age and yet describes Our Lady in an alliterative traditional phrase which must have been proper to the heroic diction of Germanic poetry before ever the Anglo-Saxons came to England:

Bricht in bure and eke in halle.

For this epithet *bricht in bure* is identical with the *björt í búre* of the Old Norse Poetic *Edda*¹⁾ and must have been a common poetic heritage of the Germanic peoples. To come to times near to our own, one may hear how in some of the work of G. M. Hopkins the rhythm of *Piers Plowman* has touched the mind of a Jesuit of the Victorian age.

Yet no-one has told us clearly what predecessors in poetry influenced Chaucer. In the West of England we can

¹⁾ *CF.* l. 3 of Lyric No 61 in Carleton Brown's *English Lyrics of the Thirteenth Century* (Oxford, 1933,) with *Guðrunarkviða hin forna* l. 2.

trace something of a continuity in rhythm and diction from Old English through such a poem as *Sir Gawain and the Green Knight* to Northern and Scottish writings of the early Tudor period: but in the East, continuity eludes us. What poetry had Chaucer in fact read? He seems so much nearer to our language and poetic forms than any of his contemporaries in the traditional and conservative West Midlands. Though the old notion that Chaucer's influence had moulded the English language has long been rightly discarded, he may yet be properly regarded as the 'father' of *Modern English* poetry, in as much as it was he more than any other, who acclimatized Continental metres and a common mediaeval Latin and French poetic diction to England. Through the 'aureate terms' of the 15th century, and thence through Spenser and Milton, we can trace the establishment in the poetic convention of those stock types of 'gaudy and inane phraseology' against which Wordsworth was to rebel. But between Chaucer and the OE poets it is hard to discern any connexion that might legitimately be termed 'continuity', though he does seem to show some acquaintance with predecessors perhaps as far back as the previous century. For example, the new and magical set of ideas connoted by the romantic word *Faerie* had entered English poetry from France through the Breton Lay before the close of the 13th century; and in fact Spenser's famous phrase "lond of Faerie" is first recorded in the Breton Lay of *Sir Orfeo*¹). Now the romantic appeal of this magic word "Faerie" is clearly heard in the course of the satiric realism and parody of Chaucer's *Sir Thopas*. Suddenly, as the farcical knight prepares for a combat, the giant exclaims from his forest lair:

Heer is the queen of Fayerye,
With harpe and pype and symphonie,
Dwelling in this place²).

And Chaucer had evidently read, too, his great West Midland alliterating contemporary the author of *Sir Gawain and the Green Knight*. For not only is there an echo of the description of King Arthur's feast from *Sir Gawain* at the beginning of *The*

¹) *Sir Orfeo* ed. Bliss (Oxford, 1954,) 1. 567.

²) *Sir Thopas*, 11. 102-4.

Squire's Tale; but after describing the Knight on the horse of brass in a manner reminding us of the entry of the Green Knight into Arthur's hall, Chaucer tells his audience that this knight's demeanour was such

That Gawain, with his olde curteisye,
Though he were come agayn out of Fairye,
Ne coude him nat amende with a word¹).

Nevertheless, it probably remains true that one cannot reach back from Chaucer to any point in poetic history before the Norman conquest, save only for that general kind of continuity of tradition in thought which has been touched upon already as a feature extending throughout the middle ages, and for the occasional use of traditional popular alliterative phrase. Twice indeed Chaucer uses a free type of alliterative rhythm for the express purpose of describing battles: once in the account of the great tournament in *the Knight's Tale* (2609ff.), and again in the battle of Actium in *The Legend of Good Women* (Cleopatra 56ff.). This deliberate use of the old traditional type of metre, however, by no means looks back to the ancient diction which went with it in OE poetry: nor is the alliteration like the OE type in anything more than a quite general fashion:

The helmes they tohewen and toshrede:
Out brest the blood, with sterne stremes rede,
With mighty maces the bones they tobreste.
He thurgh the thickeste of the throng gan threste.
Ther stomblen stedes stronge, and doun goth al.

In the forms of poetry then, as distinct from matter and thought-pattern, we must admit, it would seem, a gap at least in the East of England in our poetic continuity, and in this regard almost be prepared to recognize Chaucer as having ushered in a new age. But Western poetic continuity, though real enough, also ceased by the 16th century when the dialects of its areas lost their independent literary existence, though Scotland retained something of continuity because of the survival of a literary Scots language at least up to the time of Burns.

¹) *The Squire's Tale*, 95-7.

Having dealt with these preliminaries, it should be appropriate now to look again more narrowly at the question of poetic continuity, from the several aspects of form, subject-matter, and thought-pattern.

Broadly speaking, it may be said that English poetry during its later mediaeval period exchanged the heroic and primarily Germanic diction which had characterized Old English, for one which in several ways is a kind of 'Englishing' of a common European diction largely of Latin and French origin: and this poetic diction remained in frequent use from Chaucer to our own times. The sounds of English too – and to a less extent – its shapes have greatly changed since middle English. If, then, we are to consider that kind of continuity which belongs to forms, we must look for it in such elements as rhythm, metre, stress-patterns, etc. For the basic grammatical structure of the language has not changed, despite multifarious changes in meaning and the vast development of its vocabulary through the overlaying of mainly romance elements. Nor has its system of stress altered fundamentally. In metre English has passed from one primarily dependent upon stress and initial rhyming or alliteration, to one partly syllabic which yet retains much of the older stress-patterns: but with the replacement of alliteration by end-rhyme.

Despite some still-surviving academic tendencies inherited from the Latinate schoolmasters of the Renaissance to scan English quantitatively into iambs, dactyls, etc., the patterns of ordinary English verse have remained primarily a matter of stress which is variable in relation to the number of syllables in the line, but by no means purely dependent on the counting of syllables. For instance, the opening lines of Chaucer's *Prologue* to the *Canterbury Tales* show a wide variation in the number of emphatically stressed syllables to the line, though the number of syllables is more constant without being rigid:

Whan that Áprill with his shóures sóte,
The dróghte of Márche hath pérced to the róte,
And báthed évery véyne in swích lícúr
Of which vertú engéndred is the flóur;
Whan Zéphyrus éek with his swéte bréeth
Inspired hath in évery hólt and héeth

The téndre cróppes, and the yónges sónne
 Hath in the Rám his hálfe cóurs yrónne,
 And smále fówles máken mélodýe,
 That slépen ál the níght with ópen ye,
 (So prícketh hem Natúre in her coráges;)
 Thán lónge fólk to góon on pílgímáges.

If this passage is read aloud, it will be seen that the number of strong stresses per line (as indicated above) varies from 3 to 6, and that there is a relative freedom in the syllabic patterns not so very far removed from that of OE poetry. Again, though Chaucer's contemporary the maker of *Piers Plowman* was using a free variety of the traditional alliterative metre inherited by oral tradition from later OE times, it will be noticed in the opening lines of his *Prologue* (B text), on the other hand, how they seem to look forward to modern times in their syllabic patterns, despite the traditional alliteration:

In a sómer sésón whan sóft was the sónne,
 I shópe me in shroudes as I a shépe were,
 In hábite as an héremite únholý of wórkes,
 Went wýde in this wórld wóndres to hére.
 Ac on a Máy mórnyng on Máluerne hulles
 Me byfél a férlý, of fáiry me thóughte.

A comparison between these passages respectively from the East Midland tradition which looked forward and that of the West which looked backward, reminds us that English metre combined in a subtle compromise elements from both Germanic and Romance sources.

In *Pearl* – the work of the *Gawain*-poet who was Chaucer's contemporary also, we find the older alliterative line in its shorter form, combined with end-rhyme in stanzas. But indeed this blending of alliterative rhythm and something of the traditional poetic diction with end-rhyme was not new. It had been employed occasionally in OE for special purposes as in the opening lines of the epilogue to Cynewulf's *Elene*, or merely sporadically, or in a complete poem in the *Rhyming Poem* of the OE *Exeter Book*.

The fact is probably, however, simply that the chief patterns of stress in English have continued with relatively little change all through its history. Since the prosodic

patterns of OE poetry were primarily a rhetorically emphatic and dignified selection of patterns of actual speech, it follows that any continuity of form in English poetry – in so far as we can observe it – must be due to a fundamental continuity in the patterns of English speech. Yet the changes in metre touched upon above can be seen to overlap and merge into one another to some extent. Moreover, though alliteration has long since disappeared from poetry as an integral element in its rhythm, poets down to our own times have occasionally employed it as a stylistic device for special aesthetic effects. This is illustrated, for instance, in a primarily musical poet like Swinburne, whose *Dolores* seeks effects by deliberate alliteration. Or stylistic alliteration of another and more traditional kind is seen frequently in G. M. Hopkins.

One may conclude then, that – despite the changes in sound and meaning and choice of words on the one hand, and the partial re-orientation of the metre on the other – there is a real continuity in external form in English poetry, though of a limited kind. The opening lines of *Piers Plowman* quoted above, look back to OE in metre, and in fact conform fully to OE technical rules in rhythmic structure and alliteration.

Yet these same lines equally seem to look forward to even our own days in their shorter lines and partially syllabic pattern. Incidentally it may be added that these particular lines from *Piers Plowman* show no actual difference in the choice of words from the modern – apart from changes of meaning. They would be quite intelligible to an educated Englishman of our times if read in his contemporary pronunciation.

Something was said earlier concerning continuity of subject-matter. Of the four features of OE culture mentioned then, clearly the first two – the love of ordered ceremony and ornament, and the genius for the progressive conserving of tradition – must have made for continuity to some extent in the themes as well as in the forms of English poetry. The third, on the other hand, the power of creatively assimilating foreign material, has probably been a force working against continuity. But in this matter of continuity of theme, the last of the 4, the

'Gnomic' moralizing, has remained fairly constant through the ages. There is obviously a continuing didactic strain all through the progress of English poetry. Especially has this gnomic quality assumed the form of the casual meditation on mortal transitoriness and death. Compare, for example, this famous passage from the OE *Wanderer* with the still better known soliloquy of *Macbeth* on life and death (Act 5, sc. 5, 19ff.):

Hwær cwom mearg, hwær cwom mago? Hwær cwom mabþungfa?
 Hwær cwom symbla gesetu? Hwær sindon seledreamas?
 Eala beorht bune, eala byrnwiga,
 eala þeodnes þrymm. Hu seo þrag gewat,
 gewat under niht-helm swa heo no wære. (92ff.)

Why is it that Gray's *Elegy* is the best-known of all English poems? Is it not, perhaps, just because it expresses in the most widely receivable poetic form just this type of moralizing? In the more personal modern idiom made possible by the blending of Latin with Germanic culture, W. B. Yeats' familiar lines beginning "When you are old and grey" are again related to the traditional qualities of the foregoing passages. But if one compares Yeats' rendering of the French of Ronsard's *Sonnet pour Hélène*, it will be seen that his is a kind of very free 'Englishing'. He follows in a general way the ideas and setting of the French sonnet till he comes to its concluding couplet, but then turns it to an entirely different sombre meditation. Ronsard's traditional final admonition to the lady inherited from the Classics was this:

Vivez, si m'en croyez; n'attendez à demain;
 Cueillez dès aujourd'hui les roses de la vie.

And Yeats substitutes:

And, bending down beside the glowing bars,
 Murmur, a little sadly, how love fled,
 And paced upon the mountains overhead,
 And hid his face amid a crowd of stars.

Old English poetry had been basically religious: and this has remained true to some extent of English poetry throughout its history, whether the religious quality were Christian or some other. Nor have all the many secularizing influences – at least until our own age of transition – prevented a continuity

in this fundamental feature. Yet mysticism in anything like the strict sense of the term did not enter English poetry till it came from the Continent in the 13th century to flower in the 14th. Mysticism in poetry therefore can only show a continuity from the later middle ages: and as it is not a marked English quality, its continuity has not been at all complete.

Another aspect of subject-matter which has remained and multiplied throughout English poetry is the expression of simple pleasure in external nature. This appears as much the same in the opening lines of *Piers Plowman* already quoted, in the more personal expression of the *Prologue* to Chaucer's *Legend of Good Women*, in Elizabethan lyrics, or in Browning's *Home Thoughts from Abroad*. Even G. M. Hopkins, who seems to have anticipated much that was strong in the poetry of the half-century lately ended, with all his complex sensitiveness and gnarled tricks of language, can show the same fundamental approach to the simple poetry of nature in his *Harry Ploughman*. Not only does his delight here in so narrowly observing the physical qualities of the *Ploughman* look back to Middle English in its 'sprung rhythm' and queerly archaic vocabulary, but also the basic feeling for natural beauty is of that quite simple kind which Chaucer shared with the author of *Piers Plowman*.

But this simple kind of nature-poetry had already appeared to some extent in OE, though for the most part it was the more startlingly impressive natural phenomena which had appealed as symbols to the OE poets much as they did to Thomas Hardy. Yet, just as one may hear the poets of the 13th century echoing the moralizings of *Beowulf* or of *Cynewulf* though probably all unconsciously – so too the same century produced some simple lyrics of joy in nature which only enlarge or continue something already felt and expressed by OE poets. For instance, in *Beowulf*, when winter has passed and the Spring is approaching with the breaking of the ice in the Northlands, the poet tells us:

Holm storme weol,
won wið winde; winter yþe beleac
is-gebinde, oþðæt oþer com
gear in geardas, swa nu gyt do(i)ð,

þa ðe syngales sele bewitiað,
 wuldor-torhtan weder. Ða wæs winter scacen,
 fæger foldan bearm. (1131-37)

It is at least arguable that there is a real continuity between such a passage and the well-known Spring-song from the *Harley collection* of the 13th century, "Lencten is come wiþ loue to tounē". Here the very expression "to tounē" serves to fill out the line in exactly the same way, too, as the "in geardas" of the *Beowulf* passage.

Again, in the devotional poem to Our Lady from *MS. Nero A XIV* entitled *On God Ureisun of Ure Leŋdi* we find Paradise described very simply in the familiar terms of earthly nature in words that seem almost like an echo from the OE poem *The Phoenix*:

þer þe neure deað ne come, ne herm ne sorinesse.
 þer bloweð inne blisse blostmen hwhite and reade;
 þer ham neuer ne mei snou ne uorst iureden;
 þer ne mei non ualuwen, uor þer is eche sumer;
 ne non liuinde þing woc þer nis ne zeomer. (36ff.)

The OE Poem *The Phoenix*, describing the 'Earthly Paradise' in a very free adaptation of a Latin original, here shows the poet's own pleasure in just the same simple things of nature:

Ne mæg þær ren ne snaw,
 ne forstes fnæst, ne fyres blæst,
 ne hægles hryre, ne hrimes dryre,
 ne sunnan hætu, ne sincaldu,
 ne wearm weder, ne winter-scur
 wihte gewyrdan; ac se wong seomað
 eadig and ansund. Is þæt cæpele lond
 blostmum geblowen. (14-21)

But enough has been said to show that there is at least some clear continuity in subject-matter in English poetry from Anglo-Saxon times, and not merely from Chaucer's day: and it would scarcely be profitable to attempt here anything like a complete picture. The Germanic heroic themes of OE have long passed away; but such strands of continuity remain.

It is extremely difficult to try to determine with any confidence just how much continuity there may be in thought-

process in so far as this may be distinguished from subject-matter. Diction, semantic values and the whole background of thought have changed in the course of the ages, and vast new fields of thought and the new vocabulary to express them have been opened in England. Then too, as noticed at the beginning of this paper, the substitution through the effects of printing of readers for audiences for poetry must certainly have entailed great changes in mental climate. Many will feel also that there has occurred since the 'age of enlightenment' and its consequences a contraction of spiritual perceptiveness and capacities in those who now read what poets write.

Thought-process, like intonation in language, can hardly be defined with any real clarity. For this reason the question of its continuity cannot be pursued at all narrowly. In the best poetry form and subject-matter are intimately and inseparably integrated; and it is the poet's thought-process which brings about this integration. One cannot well make a clear division between form, matter, and thought – at least in the work of the greater poets. We may take, for example, the so-called 'palinode' of Chaucer's *Troilus and Criseyde*¹⁾ and set it beside *Hamlet's* final speech²⁾. Each of these passages contains one of those single lines of the type which Matthew Arnold, in his famous *Essay on Poetry* prefixed to Ward's *English Poets*, recommended as suitable 'touch-stones' by which the presence of the greatest poetry – that in 'the grand style' – could be detected. The single lines are:

Repayreth hoom from worldly vanite³⁾

from Chaucer, and

Absent thee from felicity awhile⁴⁾

from Shakespeare. Now Arnold, while selecting the line from *Hamlet* among his 'touch-stones', had denied greatness as a poet to Chaucer because of his lack of the quality of "high seriousness". Yet the pattern of these two single lines is identi-

¹⁾ Bk V, 1835 ff.

²⁾ Act V Sc. 6, 361 ff.

³⁾ *Troilus and Criseyde*, V, 1837.

⁴⁾ *Hamlet*, V, 6, 361.

cal in rhythm, stress and syllable; and their style appears to be exactly alike. Nor do they differ appreciably in tone and subject-matter. Wherein, then lies the distinction which makes one great but not the other? Or would Arnold, who does not seem to have paid much attention to anything of Chaucer outside of the *Canterbury Tales*, have recognized the line from *Troilus and Criseyde* as having the same qualities of greatness as that from *Hamlet*? If so, possibly he would not have denied poetic greatness to Chaucer. What then is in fact the proper distinction between the qualities of these two lines? Must it not lie in some difference of thought-process? But this example is meant really only as an illustrative puzzle, not as a solution to our problem.

It is natural that the greatest gaps in continuity of ways of thinking should have some relation to the great division between the mediaeval period and the modern epoch which ended when our present age of transition began. The Renaissance will probably therefore be found to be the greatest dividing line. After the Reformation and all that went with it, in Western Europe, the very texture of men's thoughts had changed so profoundly that, for example, men of Dryden's age could not in general understand the thought-processes of the author of *Piers Plowman*, or even Chaucer.

Whereas in the things that belong to language and subject-matter there is a continuity of many kinds, easily recognizable from at least Chaucer onwards, bridging to some extent all the revolutionary happenings of the 16th and 17th centuries, the changes in ways of thinking must inevitably show far less 'patternable' and far more uncertain strands of continuity than either external form or actual subject-matter. So great had been the changes in modes of thinking, in their intellectual – and especially in their spiritual – climate, that the transformation was markedly profound in those deeper aspects of thought and feeling in which the poet is particularly concerned. Moreover, it is scarcely possible, as has been shown, to separate for examination the processes of thought from those of choice of subject-matter.

Impressionistically, nevertheless, one may say that, for instance, Mr. T. S. Eliot has incurred that debt to the thought-

processes of the 'Metaphysical' poets of the 17th century which he himself has acknowledged. Or again, one may agree that Mr. Ezra Pound has shown some influence – however tenuous or misconceived – from direct approach to the thought of Anglo-Saxon poetry, in his work oddly named a translation of *The Seafarer*. Yet such things are more properly to be regarded as instances of poets deliberately looking back, rather than as examples of continuity. It is, nevertheless true, as remarked earlier, that a strongly traditional capacity for conserving ways of thinking, as well as external forms, is a definite English characteristic inherited from the Anglo-Saxons and surviving through the ages. Neither the Reformation nor the Cromwellian rebellion of the 17th century were able to change the traditional English preference for gradual rather than sudden movement, for incomplete rather than consummated revolution. But because of the relative failure of written poetry to survive between the Norman conquest and Chaucer, we cannot hope positively to say anything definite of the thought-processes of that period, though the gap in continuity suggested by the absence of written monuments may be in fact illusory. Yet at least from the 13th century onwards, instances of thought-continuity can be found, though their processes may seem uneven and obscure.

One may now, perhaps, be in a better position to ask what are the aspects and qualities in English poetry that have been carried continuously through the ages of its history? Clearly the longest strands are those of external form, in the survival of something of the syllabic and stress-patterns of OE poetry to this day, despite changes of every kind that have made the earlier language unintelligible to all but the professed student or specially keen amateur. Though our principal metres, and to some extent our poetic diction, go back only to Chaucer, there remains yet this kind of continuity from the days of Cædmon.

Subject-matter too has in some respect bridged the ages, though the Anglo-Saxons had their practical freedom from love and mysticism. Hrothgar's moving farewell to Beowulf¹⁾

¹⁾ *Beowulf* 1700ff., especially 1724ff.

is moralizing so often echoed by the didactic poets of the 13th century, which yet would not have seemed strange to Gray.

Poets have continued, uninterrupted by the vicissitudes of reform and revolution, to express in uncomplicated language their simple pleasure in those natural phenomena which alike the poet of *Beowulf*, Chaucer or Langland, Milton and Wordsworth could have shared. Nor have the elegiac tones of the OE poets ceased to find parallels throughout English poetic history. On the other hand, because of the English capacity for the creative assimilation of external material much has come into English poetry which could not at all have been visible or foreshadowed in its earlier phases. But such new foreign material, or method, once accepted, has commonly remained as a source of its own continuity unbroken thereafter.

Though continuity of thought has been found to be too complicated a matter for clear examination, the attempt made to indicate some of the threads of continuity that may be found running all through English poetry from the 7th to the 20th century, has, I trust, shown that there is a sense in which English poetry from *Beowulf* to *Four Quartets* is a whole, and that the effort to see it as a whole has value. The concept of continuity, then, suggested by R. W. Chambers for English poetry, is well worth exploring.

OXFORD

C. L. WRENN

ZUR RHYTHMIK DES ALTENGLISCHEN ALLITERATIONSVERSES

Eine kurze Betrachtung

Die folgenden Zeilen sollen von keiner neuen Theorie zur Alliterationsrhythmik handeln, sie wollen nur auf bestehende Unsicherheit in der Stellungnahme zu metrischen Grundfragen hinweisen und die Notwendigkeit, zu einer Entscheidung zu gelangen, betonen. Ich möchte daher im folgenden nur Hauptpunkte hervorheben und von jeder bibliographischen Häufung absehen.

Für unseren Problemkomplex stehen drei metrische Lehren im Vordergrund: Die Typenlehre von E. Sievers, die Zweitaktlehre von A. Heusler und deren Modifikation durch J. C. Pope¹⁾. Sie mögen kurz charakterisiert sein: Die Sieverssche Typenlehre fußt auf einer empirisch gewonnenen Analyse der sprachlich-grammatischen Struktur unter besonderer Beachtung der Akzentverhältnisse der gewöhnlichen Rede und der Silbenquantität. Auf diese Weise konstatierte S. für den germanischen Halbvers 5 Haupttypen, welche sprachliche Messungen (grammatische Silbenwerte), aber keine Rhythmenbilder darstellen. S. selbst sprach dem Alliterationsvers zunächst eine rhythmische Taktierung ab.

Die Typenlehre von S. ist noch immer in führenden Ausgaben altenglischer Dichtung (z. B. in den *Beowulf*-Ausgaben von Klaeber und Wrenn) zu finden und gilt da noch als eigentlich metrische Grundlage. Es wird zwar auf neuere Theorien hingewiesen – Klaeber, im besonderen, gibt eine kurze Erläuterung von Heuslers *System* (p. 282) –, aber sie erscheinen

¹⁾ Sievers, *Altgermanische Metrik*; 1893. Schipper, *Grundriß der engl. Metrik*, Wien 1895. A. Heusler, *Deutsche Verslehre* (DV) I. 1925. J. C. Pope, *The Rhythm of Beowulf. An Interpretation of the Normal and Hypermetric Verse-forms in Old English Poetry*. New Haven, 1942.

mehr als Modifikationen der älteren Theorie, und Klaeber bemerkt überdies: "the practical results of this mode of scansion, so far as textual criticism is concerned, are not seriously at variance with Sievers's well-known findings." S. selbst hat seine *Typenlehre* später, unter dem maßgebenden Einfluß seiner Schallanalyse, grundlegend modifiziert, wovon hier nicht weiter die Rede sein kann¹⁾).

A. Heusler, der frühzeitig in ausgesprochene Opposition zu S. trat, legte das Hauptgewicht auf die Einsicht, daß eine metrische Rhythmik auf einer zeitlichen Gliederung basieren müsse, daß die alliterierende Langzeile in 4 rhythmische Takte zerfalle, die sich in musikalischer Notierung als Rhythmenbilder darstellen ließen; die Halbzeile umfaßt demnach nach H. 2 Takte, weshalb der Name "Zweitaktlehre" für seine Theorie. Die sprachlichen Hebungen bilden jeweils den Beginn eines Taktes; einleitende und innere Auftakte werden als freiere rhythmische Gebärung zugestanden. Dadurch erhält der Alliterationsvers nach H. eine gewisse innere Freiheit. H. hält den altengl. Alliterationsvers, wie er in den größeren altengl. Dichtungen erscheint, für einen unsangbaren Sprechvortrag²⁾).

Pope schließt direkt an H. an, dessen System er rühmt; aber er möchte es in mehrfacher Hinsicht modifiziert wissen. Kein grundlegender Unterschied ist seine Änderung des Redetempos. H. hatte den $\frac{4}{4}$ -Takt in Anschlag gebracht; Pope möchte ein rascheres, das $\frac{2}{4}$ -Takttempo bevorzugen. Das wichtigste dagegen ist die Auftaktfrage: H. betrachtet, wie erwähnt, die Auftakte als extrarhythmisch, als eine Folge des freieren Sprechvortrages; P. will die Auftakte in den $\frac{2}{4}$ -Takt einbeziehen. Dies hat schwerwiegende rhythmische Folgen; es entstehen Überbelastungen des 2. und 4. Taktes, Verschiebungen des Hauptstabes in den 4. Takt, andererseits Pausen zu Beginn des 1. Taktes, die (nach Popes Theorie) durch einen Harfenakkord ausgefüllt wurden. Es mögen diese wenigen Bemerkungen genügen, um anzudeuten, daß die alliterierende Rhythmik bei Pope einen gleichmäßigeren, man könnte sagen

¹⁾ Vgl. Sievers, "Zu Cynewulf"; *Festschrift für Luick* (Marburg 1925).

²⁾ DV §§ 110ff.

„klassizistischen“ Charakter annimmt gegenüber der freieren, „barocken“ Form im Sinne Heuslers.

Eines erscheint mir gewiß: es geht heute nicht mehr an, mit den Sieversschen Typen allein die alliterierende Rhythmik zu erläutern; denn das taktierende Prinzip ist für jede Versform die *conditio sine qua non*, eine Einsicht, der sich Sievers selbst in späteren Jahren nicht mehr verschlossen hat.

Ich möchte nun die drei Theorien an einfachen Beispielen illustrieren; zugleich zeigt sich hierbei, wie die Sieversschen Typen in das System Heuslers sich einbetten lassen:

	<i>Sievers</i>	<i>Heusler</i>	<i>Pope</i>
wāpen ond gewādu	A $\underline{\text{ x }} \underline{\text{ x }} \underline{\text{ x }} \underline{\text{ x }}$	1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1	
hū he frōd ond gōd	B $\text{ x } \underline{\text{ x }} \underline{\text{ x }} \underline{\text{ x x }}$	1 1 1 1 1 - 1 1 1 1 1 1 1 1 ^{x)}	
him se yldesta	C $\text{ x } \underline{\text{ x }} \underline{\text{ x }} \text{ x x}$	1 - 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 ^{x)}	
frēan Scyldinga	D $\underline{\text{ x }} \underline{\text{ x }} \underline{\text{ x }} \text{ x}$	1 - 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1	
wordhord onlēac	E $\underline{\text{ x }} \underline{\text{ x }} \text{ x } \underline{\text{ x }}$	1 1 1 1 1 - 1 1 1 1 1 1 1 1	

In Zeile 2 und 3*) zeigt sich besonders deutlich der Unterschied zwischen Heusler und Pope; H. hat extrametrischen Auftakt, P. zieht den Auftakt in den Taktrhythmus. Dadurch ist er gezwungen, die Hebung des ersten Taktes als Pause zu symbolisieren und andererseits die beiden Hebungen in einen Takt zu konzentrieren! Ich glaube, daß die einfachen Rhythmenbilder bei Heusler für sich selbst sprechen dürften. Andererseits wird auch der grundlegende Unterschied zwischen Sievers und Heusler deutlich. Bei S. handelt es sich um sprachliche Silbenlängen und = kürzen, bei H. um metrisch-rhythmische Zeitmaße im Rede Verlauf.

Ich habe früher eine Bemerkung Klaebers zitiert, wonach für Zwecke textkritischer Belange kein Unterschied zwischen den Theorien von Sievers und Heusler bestünden; ich möchte diese Ansicht bezweifeln und dies an einigen Beispielen illustrieren.

Bekannt ist das metrische Problem der unkontrahierten und kontrahierten Formen; nach den Sieversschen Typen müßten in ff. Fällen unkontrahierte Formen in Anschlag gebracht werden:

Beowulf 820^a feorh-seoc flēon

1172^b swa sceal man dôn1180^a methodsceaft sêon

Nach Heusler hätten wir im ersten Falle: | ǫ ǝ | ǫ ˘ |
 oder bei unkontr. Form: | ǫ ǝ | ǫ ˘ ˘ | d.h. rhythmisch ist
 kein Unterschied, ob wir das eine oder das andere ansetzen. Im
 übrigen hat Sievers selbst (in *Metr. Stud.* IV) die Ansicht
 geäußert, daß ein Diphthong (z. B. *ēa*) auch zweisilbig gelesen
 werden könnte; von diesem Standpunkt aus würde ein Unter-
 schied ebenfalls verschwinden. Auf alle Fälle müßte man bei
 diesen Problemen zwischen rein sprachlicher Silbenzahl
 und metrischrhythmischer Messung unterscheiden.

Ein anderer Fall: Kürzlich hat Hofmann (*Angl.* 75.1 ff.)
 den Dichter von *Genesis* III wegen schlechter Rhythmik ge-
 tadelt und u. a. folgenden Verstypus als markant heraus-
 gestellt:

Gen. 1818^a drihtne gecoren2099^a eorlum bedroren

Holthausen hat diese Verse durch Erweiterung "regel-
 mäßig" gestaltet. Wenn wir sie aber nach Heusler rhythmi-
 sieren, so erhalten wir den Typus | ǫ ˘ ˘ | ǫ ˘ -, der me-
 trisch genügen dürfte, weil die Pause den 2. Takt füllen kann.

Ich muß es bei diesen dürftigen Andeutungen belassen;
 vielleicht ist aber doch deutlich geworden, daß – wenn man
 mit Heuslers Rhythmik Ernst macht – früher so beliebte
 Thesen einer Revision bedürfen.

BERN

O. FUNKE

DIE ÜBERLIEFERUNG DER MITTELENGLISCHEN VERSROMANZEN

In meinem Aufsatz "Der Inhalt der me. Handschriften und die Literaturgeschichte", *Anglia* 65 (1941), 81–86, hatte ich darauf hingewiesen, daß der Gesamtinhalt einer me. Handschrift allerlei Rückschlüsse auf die Geschmacksrichtung des mittelalterlichen Publikums und die Art der einzelnen Gedichte zuläßt. Meine damaligen Ausführungen hatten den Handschriftenbestand des 12., 13., und 14. Jahrhunderts zur Grundlage. Seither bin ich der Gesamtüberlieferung der "Versromanzen" nachgegangen, wie sie etwa von J. E. Wells, *A Manual of the Writings in Middle English* (New Haven, Conn. 1923–1951) oder in der *Cambridge Bibliography of Engl. Lit.*, I, S. 130–160 (Cambridge 1940) aufgezählt werden. Hierbei wurde unberücksichtigt gelassen, ob es sich bei allen dort angeführten Verserzählungen um "Romances" handelt, oder etwa nach Ansicht der alten Dichter und ihrer Leser um lehrhafte Werke. Ebenso habe ich die in der *Cambr. Bibliography* eben dort aufgenommenen Prosaerzählungen, die auf alte Verserzählungen zurückgehen mögen, nicht weiter untersucht.

Im ganzen handelt es sich dabei um rund 100 Handschriften, in denen solche Versromanzen erhalten sind. Die Untersuchung beruht auf den Handschriftenkatalogen oder sonstigen Beschreibungen der Handschriften, für einige hat mir Dr. H. H. Kühnelt nähere Angaben beige-steuert. Die Handschriften stammen – nach Angabe dieser Beschreibungen – aus dem 13. Jahrhundert (eine), aus dem 14. (zwanzig), aus dem 15. Jahrhundert (zweiundsiebzig), fünf aus dem 16. Jahrhundert; hierzu kommt noch das *Percy Folio Ms.* (Brit. Mus. Add. 27.879) aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Drei der Romanzen sind uns nur aus alten Drucken aus dem 16. Jahrhundert bekannt, sechs weitere sind außer in Handschriften auch aus solchen bekannt, wobei dahingestellt

bleiben soll, wie viele der im *Percy Folio Ms.* enthaltenen Texte auch auf Drucke, die uns nicht erhalten sind, zurückgehen. Einundfünfzig der Romanzen sind uns nur in einer Handschrift erhalten, neun in zwei, vier in drei, sieben in vier, drei in fünf, drei in sechs, drei in sieben, eine in acht, zwei in neun; in noch mehr lediglich *The Tale of Gamelyn*, die bekanntlich in zahlreichen Handschriften der *Canterbury Tales* anstelle der unvollendeten Erzählung des Kochs erscheint. Da sie in anderen Handschriften nicht vorkommt, kann sie hier unberücksichtigt bleiben.

Bei ganz wenigen Handschriften ist ziemlich deutlich, daß sie von vornherein nur einen Versroman enthielten. Sicher scheint dies wohl bei der Hs. Hunterian Museum Glasgow 188, welche die 14.044 allit. Zeilen lange *Geste Historiale of the Destruction of Troy* enthält, weiter bei Hs. Brit. Mus. Additional 40.753 mit dem *Buik of King Alexander* des Schotten Gilbert Hay. Bei allen anderen, die nur einen Text enthalten, ist dies weniger sicher, doch wird es bei der späten Abschrift des *Richard-Löwenherz-Romans* in der Hs. Douce 228 der Bodleiana zutreffen, einer Papierhandschrift aus in der Länge nach gefalteten Bogen, die so recht den Eindruck einer privaten Abschrift durch eine historisch interessierte Person macht, zumal der Text die historischen Zusätze enthält, die vor allem in Handschriften vorkommen, in denen dieser Roman in Chroniktexte eingefügt ist (s. später). Es ist eher anzunehmen, daß solche Handschriften bloß fragmentarisch erhaltene, größere waren. Versromane eines Dichters enthält die Handschrift Corpus Christi Col. Cambridge 80, welche die beiden langen Werke des Londoner "skinner" Henry Lovelich (oder Lonelich) *History of the holy Grail* (23 784 Zeilen) und *Merlin* (27 852 Zeilen) enthält.

Alle anderen Handschriften sind Sammelhandschriften allerlei Art, in denen eine oder mehrere Romanzen hineingeschrieben wurden. Lediglich Romanzen enthalten Hs. Laud Misc. 108/II (Sum. Cat. Bodl. Libr. 1486), eine typische Spielmannshandschrift¹⁾, in der *King Horn* und *Havelok*

¹⁾ Nach der Ansicht von W. W. Skeat, Ausgabe des *Havelok*, Clarendon Press, S. VII.

abgeschrieben sind. Erst nachträglich wurde sie mit zwei Legendenhandschriften in einem Band zusammengebunden, so daß sie jetzt der zweite Teil des Bandes ist. Sie könnte allerdings schon vorher nur mehr ein Teil einer größeren Handschrift gewesen sein, die ähnlich wie die ungefähr gleichzeitige des *King Horn*, Harley 2253 des Brit. Mus., außer dieser Versromanze noch allerlei englische und französische didaktische und humoristische Gedichtchen enthält. Bloß Romanzen enthält ferner heute die Hs. Egerton 2862 des Brit. Mus. (bis 1906 im Besitz des Herzogs von Sutherland, s. Beschreibung von E. Kölbing, *E. Studien* VII, 191) und der erste Teil der Hs. Lambeth Palace 491 (der zweite Teil ist rund 50 Jahre jünger und wurde erst später zugebunden); vielleicht war auch die Hs. Lincoln's Inn 150 (s. Beschreibung von E. Kölbing, *E. Studien* VII, 194) ursprünglich als Romanzenhandschrift gedacht, in welche später auf fol. 109ff. der (nicht vollständig erhaltene) Text von *Piers the Ploughman* auf leer gebliebenen Seiten beigefügt wurde. Ziemlich sicher scheint dies beim Ireland-Ms. der Fall gewesen zu sein, in welche erst später die ersten vier Blätter mit den "Records" des "Court of Hale" zugebunden und in die ebensolche (in lateinischer Sprache) auf den 40 letzten Blättern hineingeschrieben wurden (s. Beschreibung bei Robson, *Three Early Engl. Metrical Romances*. Camden Soc. 1842). Die Romanzenhandschrift lag anscheinend unvollendet herum und wurde dann zur Abschrift dieser Aufzeichnungen über den "Manorial Court" der Familie Ireland benützt. Von diesen ist die Hs. Egerton 2862 allerdings zu Anfang und anscheinend auch zu Ende defektiv, sie könnte daher ursprünglich auch Abschriften anderer Werke als der Romanzen enthalten haben.

Die übrigen Handschriften, in denen Romanzentexte auf uns gekommen sind, sind Mischhandschriften recht verschiedener Art, die einen oder auch mehrere Romanzentexte zusammen mit allerlei anderen Dingen enthalten.

Die älteste unter ihnen ist, abgesehen von Harley 2253 (s. oben), die Auchinleck-Hs. (National Libr. of Scotland Adv. 19. 2. 1) aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts. An ihrer Herstellung waren fünf oder sechs Schreiber beteiligt¹⁾,

¹⁾ S. die Beschreibung von E. Kölbing, *E. Studien* VII, 178f. Die ein-

sie war reich illuminiert, doch ist sie defektiv, Illuminationen sind herausgeschnitten, Blätter verloren gegangen¹). Aus Inhalt, Ausstattung und den verschiedenen Schreibern hat Laura Hibbard Loomis "The Auchinleck MS. and a possible London Bookshop 1330–1340" PMLA LVII (1942), 595–627 auf Entstehung in einem weltlichen, kommerziellen Skriptorium geschlossen. Ihre 49 Inhaltsnummern sind Romanzen, Legenden, didaktische Werke, unter die auch eine Liste normannischer Barone eingefügt ist (fol. 105^b–107^b).

Im Inhalt sind eine ganze Reihe anderer, späterer Handschriften ähnlich. Auch sie enthalten Romanzen neben religiösen und didaktischen Werken, spätere auch einige kleine Gedichte Chaucers oder Lydgates allgemein moralisch-didaktischen oder ähnlichen Inhalts. Da und dort finden sich daneben auch historische Werke. In späteren erscheint neben Gedichten didaktische, religiöse oder historische Prosa. Derart ist die zwischen 1400 und 1403 entstandene nordenglische Handschrift Galba E IX der Cottoniana, an der 6 Schreiber mitgearbeitet haben²); auf etwa 1400 ist anzusetzen die Handschrift Laud Misc. 622 (Sum. Cat. Nr. 1414) der Bodleiana; auf die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts Caligula A II der Cottoniana; auf die Mitte des 15. Jahrhunderts Ms. Ff. II, 38 der Univ. Bibl. Cambridge; ins 15. Jahrhundert weiter die Hs. Caius College Cambridge 175/96, Chetham College Manchester, 8009, Adv. 19. 3. 1. der National Library of Scotland, XIII. B. 29 der Nationalbibliothek in Neapel; aus dem späten 15. oder 16. Jahrhundert stammt Harley 2252 des Brit. Museums. Manche von ihnen sind vielleicht früh oder von vornherein in

zeln Schreiber sind nicht nur an der Schrift kenntlich, sie zeigen auch Unterschiede in der Orthographie, ja in ihrer Kenntnis des Englischen und den ihren Schreibungen zugrunde liegenden Mundarten, s. A. J. Bliss "Some Notes on the Auchinleck Manuscript" *Speculum* XXVI (1951), 652–658.

¹) Zwei wurden vor 1837 von David Laing erworben und befinden sich in der Univ.-Bibl. in Edinburgh, vier weitere wurden nacheinander in Bucheinbänden in der Univ.-Bibl. der Universität St. Andrews gefunden, die letzten 1949, s. G. V. Smithers "Two newly-discovered Fragments from the Auchinleck Ms." *Medium Aevum* XVIII (1949), 1–12.

²) S. die genaue Beschreibung von B. von Lindheim, "Studien zur Sprache des Manuskriptes Galba E IX". *Wiener Beiträge zur engl. Philologie*, Bd. LIX (1937), S. 5–6.

Privatbesitz gewesen, der sich da und dort aus nachträglichen Eintragungen erweisen läßt. Ziemlich deutlich ist dies bei dem "Fillingham Ms." (Brit. Mus. Add. 37.492) der Fall gewesen, recht sicher bei dem "Findern Ms." (Ff. I. 6 der Univ. Bibl. Cambridge). Hier sind von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis ins 16. verschiedene religiöse und didaktische Gedichte, einige Gedichte von Chaucer, von Lydgate, einige (6) Geschichten aus Gowers *Confessio Amantis*, die Romanze *Sir Degrevant* und ein Fragment von 566 Zeilen aus einer englischen Bearbeitung von Jacques de Longeyon *Les Voeux du Paon* (*Alexander and Cassanus*) und dazwischen allerlei Notizen über den Haushalt und sein Inventar von Mitgliedern der Familie Findern (auch Frauen) und Verwandten und auch professionellen Schreibern hineingeschrieben worden¹). In anderen stammen die Eintragungen zwar von einer Hand, erstrecken sich aber wohl auf eine Reihe von Jahren und betreffen auch allerlei Werke der schönen und lehrhaften Literatur, die den Aufzeichner gerade interessiert haben werden. Sie waren kaum von professionellen Schreibern zusammengeschrieben worden. Aus Papier (Wasserzeichen), Feder und Tinte ist dies deutlich bei der Handschrift Ashmole 61 (Sum. Cat. 6922*) der Bodleiana. Sie enthält neben religiösen Gedichten und Hymnen auch eine Reihe von Romanzen und Legenden²). Ebenso von einem nicht professionellen Schreiber stammen die beiden Hss. Lincoln Cathedral Libr. A. 5. 2 (früher A. 1. 17. "Thornton Ms.") und Brit. Mus. Add. 31042, der sich in beiden mehrfach nennt. Sie gehen beide auf die Zeit zwischen 1422 und 1453/54 zurück, Brit. Mus. Add. 31042 ist vielleicht etwas später entstanden. Robert Thornton ist wahrscheinlich mit dem Gutsbesitzer von East Newton im "Wapentake" Ryedale (North Riding von Yorkshire) zu identifizieren³), und zumindest die Hs. aus Lincoln ist

¹) Genaue Beschreibung und Darlegung der Entstehungsgeschichte der Hs. von Rossell Hope Robbins "The Findern Anthology" *PMLA* LXIX (1949), 610-642.

²) S. die Beschreibung der Hs. bei A. J. Bliss, *Sir Orfeo* (Oxford 1954), S. XI-XII.

³) Margaret Sinclair Ogden, "The 'Liber de diversis Medicinis'" (Ausgabe von medizinischen Rezepten in der Hs. von Lincoln), *EETS* 207 (1938), S. XI-XIII.

nach Eintragungen von Familiendingen ziemlich lange im Besitz der Familie verblieben¹). Beide enthalten neben Romanzen allerlei Gedichte und auch historische und allgemein für den Besitzer wertvolle Prosaaufzeichnungen. Ebenfalls von einem Schreiber stammt das Asloan Ms. (im Besitz des Lord Talbot von Malahide Castle nördl. Dublin) aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, *A Miscellany in Prosa and Verse, written by John Asloan in the reign of James V*²). Es enthält von Romanen aber nur die schottische Bearbeitung der sieben weisen Meister von Rom.

Alle diese Handschriften zeigen also, daß das Interesse der Leser, bzw. Besteller oder der Hersteller, soweit diese nicht professionelle Schreiber waren, sehr weitgehend war. Es beschränkt sich nicht auf eine Literaturgattung, sondern umfaßt erzählende so gut wie religiöse und didaktische Literatur, und auch lehrhafte Prosa ist bei manchen der späteren Zeit nicht unberücksichtigt.

Noch mannigfaltiger waren die Interessen der Schreiber der sogenannten *Commonplace Books*, in welche alles eingetragen wurde, was für den Besitzer gerade von Interesse war. Ein typisches Beispiel ist die Hs. Balliol College Oxford 354, das einem Londoner Bürger und Kaufmann Richard Hill gehörte³). Von Romanen hat er hier allerdings nur den von den sieben Meistern von Rom eingetragen, von längeren historischen Gedichten *The Siege of Rouen*. Ein anderes solches *Commonplace-Book* ist die Hs. Trinity College Dublin 432 aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, aufgezeichnet von einem Bürger in Nottingham⁴), die aber außer allerlei Werken erbaulicher und lehrhafter Richtung, politischen Gedichten und dem Mysterienspiel *Abraham und Isaak* lediglich eine gekürzte Fassung der Romanze von König *Robert von Sizilien* enthält, die, einem "Doctor" in den Mund gelegt⁵), wohl ihres didaktischen Inhalts wegen hereingekommen ist (s. auch weiter unten).

¹) Ebenda S. XIII.

²) Hg. W. A. Craigie, *Scot. T. S.* 2nd ser. 14, 16 (1922–24).

³) S. R. Dyboski, "Songs, Carols etc.". *EETS ES CI* (1907), S. XII bis XVI; Inhaltsangabe des Ms. S. XXXIV–LIX.

⁴) S. R. Brotanek, *Mittelengl. Dichtungen aus der Hs. 432 des Trinity Coll. in Dublin* (Halle 1940), S. 2–6.

⁵) Abdruck ebenda S. 36 ff.

Einzelne als Romanzen anzusehende Werke sind auch in rein religiösen Sammelhandschriften überliefert. Bei der Abschrift eines Teiles der englischen Bearbeitung des Rolandsliedes (*Song of Roland*) in der Handschrift Lansdowne 388 des Brit. Mus. (15. Jahrhundert) kann dies Zufall sein, wenn auch der abgeschriebene Teil von Rolands tapferem Vertrauen auf Gottes Hilfe vor seinem Ende in den hauptsächlich religiös-didaktischen Inhalt der Handschrift hineinpassen mag. Bei anderen Romanzen ist es deutlicher, warum sie in solche Handschriften aufgenommen wurden. So ist die Erzählung von *Joseph von Arimathea* (709 allit. Langzeilen) bloß in dem großen religiös-didaktischen Sammelwerk, der Vernon-Hs. (Sum. Cat. 3938 der Bodleiana) aus dem Ende des 14. Jahrhunderts überliefert. Man faßte sie wohl trotz ihres rein fabulösen Inhalts als Legende auf, von denen diese Handschrift ja enthält, was dem Schreiber irgendwie erreichbar war und passend erschien. Ihr wohl klösterlich-geistlicher Schreiber hat denn auch die Romanzen von *Robert von Sizilien* (*Robert of Cicyle*) und *The King of Tars* unter allerlei didaktische Gedichte aufgenommen. *Robert of Cicyle* ist eine Geschichte von der Bekehrung eines übermütigen Königs, *The King of Tars* eine solche von der wunderbaren Bekehrung eines sarazenischen Sultans zum Christentum. Sie erinnern damit an Predigtbeispiele, ja an Legenden. Beide erscheinen auch in der dem Vernon-Ms. fast gleichem Simeon-Hs. (Brit. Mus. Add. Ms. 22.283). *King of Tars* ist auch im Auchinleck-Ms. unter anderen Legenden erhalten, *Robert of Cicyle*, abgesehen von der gekürzten Fassung in der Hs. 432 des Trinity Coll., Dublin, in der vollen Form noch in einer Reihe von Hss. religiösen Inhalts und zwar Trinity College Oxford 57, Cambridge Univ. Libr. II. IV. 9, Brit. Mus. Harley 1701; hingegen zusammen mit der Romanze über die Belagerung Trojas (*Seege of Troy*) und dem religiös-didaktischen Traumgedicht *Speculum Gydonis* in der Hs. Harley 525 des Brit. Mus. und in der Hs. Cambridge Univ. Libr. Ff. II. 38 zusammen mit zahlreichen anderen Romanzen mitten unter diesen. Auch andere Versromane, die in religiös-didaktische Handschriften aufgenommen wurden, haben doch irgendeine Beziehung zu Morallehren oder dem biblischen Geschehen. So erscheint die

Märchengeschichte von wiedergefundenen und vereinigten Eltern durch den von einem Einsiedler erzogenen Sohn *Sir Degaree* in der Hs. Rawlinson F 34 (Sum. Cat. 14. 528) der Bodleiana unter Legenden (sie ist in der Auchinleck-Hs. auch nach den dort abgeschriebenen Legenden eingereiht und vor der zum größten Teil didaktischen Rahmenerzählung von den sieben weisen Meistern von Rom, steht aber in Egerton 2862 unter Romanzen und erscheint auch im Percy Folio-Ms.); die Märchengeschichten *The Wedding of Sir Gawain* und *Sir Launval*, die immerhin belohnte Treue zum Inhalt haben, in der Hs. Rawlinson C 86 (Sum. Cat. 11. 951) der Bodleiana nach allerlei religiösen Gedichten, der *Northern Passion* und Werken von Lydgate; die Rittergeschichte *Li Beaus Desconus* von allerlei Abenteuern und der Befreiung einer in eine Schlange verzauberten Jungfrau durch den tapferen, unehelichen Sohn Gawains in der sonst nur religiöse und didaktische Werke enthaltenden Hs. Lambeth Palace Libr. 306; in den Hss. Lincoln's Inn 150, Caligula A II, Nationalbibl. Neapel XIII B 29, Ashmole 61 (Bodl. Libr. Sum. Cat. *6922) steht aber diese Romanze unter anderen in Mischhandschriften.

Die fabulöse, historisch begründete Versgeschichte von der Zerstörung Jerusalems (*Titus and Vespasian*, manchmal auch *The Vengeance of Goddes Death* nach dem französischen *La Venjance Nostre Seigneur* benannt) ist begreiflicherweise auch in manchen sonst nur religiöse Werke enthaltenden Handschriften überliefert, so die Fassung in kurzen Reimpaa- ren in den Hss. Brit. Mus. Add. 10.035 und 26.523, die in alliterierenden Langzeilen zusammen mit dem *Prick of Conscience* und *Piers the Ploughman* in der Hs. H M der Henry Huntington Libr., San Marino, Californien (früher Ashburnham CXXX). Sonst ist dieses Gedicht in mehreren Mischhandschriften erhalten, nur in der Hs. Magdalene College Cambridge Pepys 2014 (alte Nummer 47) in einer rein historischen, zusammen mit einer Kaiser- und Papschronik und der Robert von Gloucester gemeinhin zugeschriebenen Verschronik. Auch der Roman von den sieben Meistern von Rom (*The Seven Sages of Rome*) ist als didaktisches Werk, dessen Erzählungen sich zu Predigtbeispielen eignen mochten, in der Hs. Rawlinson poet. 175 (Sum. Cat. 14. 667) der Bodleiana in einen bloß reli-

giöse Werke (*Prick of Conscience*, *Northern Passion*, *Speculum Gidonis* usw.) enthaltenden Band aufgenommen; sonst erscheint er nur in Mischhandschriften außer in Egerton 1995 des Brit. Museums, einer vornehmlich historische Werke (Gedicht *The Siege of Rouen*, Chronik der Londoner Bürgermeister, gew. *Gregory's Chronicle* genannt) enthaltenden Sammlung, freilich zu Anfang, worauf vor den historischen Dingen noch ein paar Auszüge aus Anstandsbüchern und Rezepte folgen, so daß es sich um einen Sammelband für einen Londoner Bürger gehandelt haben kann.

In sonst nur historische Werke enthaltenden Handschriften erscheinen außer diesen beiden auch andere Romanzen, die ihr Inhalt dazu angeregt haben wird. Sie sollten die historischen Abhandlungen erläutern oder erweitern. Derart ist der kurze *Arthur* (642 Zeilen)¹⁾ in eine lateinische Chronik über die Könige Englands in der Hs. aus dem Besitz des Herzogs von Bath (*Liber Rubeus Bathoniae*) hineingestellt; die Hs. enthält allerdings auch ein paar volkstümliche Verheißungsverse auf die Wochentage und eine Katharinenlegende. Auch von dem Roman *Arthur und Merlin* im kurzen Reimpaar²⁾ ist ein allerdings nur kurzes Fragment von 62 Versen in eine Handschrift hineingeraten, die sonst nur eine Prosachronik enthält (Harley 6223 des Brit. Mus. von etwa 1560).

Der Roman von *Richard Löwenherz* ist außer in Romanzen- und Mischhandschriften und in den Drucken von Wynkyn de Worde (von 1509 und 1528) in zwei rein historischen Handschriften erhalten: Harley 4690 der Brit. Museum, die den Prosa-*Brut* enthält, und College of Arms HDN 58, wo er in die Robert von Gloucester zugeschriebene Verschronik hineingestellt ist (die Hs. enthält noch eine Prosachronik und die Verse auf die englischen Könige)³⁾. Es ist nun interessant, daß hier (und in der Hs. Douce 228 der Bodleiana, die bloß den *Richard*-Roman enthält, s. vorne) an mehreren Stellen⁴⁾ einige gar

¹⁾ Hg. Furnivall, *EETS OS* 2 (1864).

²⁾ Hg. E. Kölbing, *Altengl. Bibl.* 4, Leipzig 1890.

³⁾ Ed. MacCracken, "Lydgate's Minor Poems II", *EETS OS* 192 (1934).

⁴⁾ Nach Z. 2040, 2046, 2456 und 5940 meiner Ausgabe, *Wiener Beiträge zur engl. Phil.* Bd. XLII (1913).

nicht in den Zusammenhang passende Verse über Richards Heirat mit Berengere, der Tochter des Königs von Navarra, eingeschoben sind, die aber historischen Tatsachen mehr oder minder entsprechen. Sie dürften der Geschichte zuliebe hineingedichtet worden sein. In der Abschrift in der Romanzen-Hs. Egerton 2862 sind sie allerdings auch übernommen, nicht aber in die rein fabulistischen, erweiterten in den Hss. Caius College, Cambridge, 175/96 und Brit. Muss. Add. 31.042 (und in die auf derselben Textgrundlage beruhenden Drucke von Wynkyn de Worde)¹⁾.

INNSBRUCK

KARL BRUNNER

¹⁾ Die Abschrift im Auchinleck-Ms. reicht auch in den kürzlich gefundenen Fragmenten (s. vorne) nicht so weit.

ZUR ROLLE DES VOLKS BEI SHAKESPEARE

Die Art, wie Shakespeare seine Figuren von der gefräßigen, stinkigen, in Meinung und Verhalten töricht und brutal hin und her wogenden Menge sprechen läßt, die Art, wie er selber diese Menge und ihre Repräsentanten auf der Bühne zur Erscheinung bringt: Töpel, Trunkenbolde, blutrünstige und haltlose Aufrührer, ist geeignet, den modernen Leser in seinem demokratischen und sozialen Empfinden zu beleidigen und an Shakespeares Billigkeit zweifeln zu lassen. Dies um so mehr, als schon vor und besonders seit Georg Brandes' in der Nähe von Nietzsches Herrenmoral stehenden Bemerkungen zahlreiche Interpreten diese Züge in Shakespeares Werk überbetont haben. Andere haben auf die keineswegs seltenen freundlichen Aussagen über das einfache Volk und auf dessen lebenswerte Vertreter (Diener, Gärtner, Bauern . . .) verwiesen wie auch auf die gelegentlichen Ansätze zur Sozialkritik¹⁾; und vor allem ist eingewendet worden, daß hier wie überall der Rückschluß von der Meinung oder Empfindung einer Dramengestalt auf Shakespeares eigene Auffassung nur mit größter Vorsicht gezogen werden dürfe, daß Shakespeare im Rahmen seiner Zeit zu verstehen sei, daß alte und neu entstehende Bühnen- und Dichterkonventionen ihn ebenso stark beeinflussen wie die gesellschaftlich-politischen Anschauungen seiner Zeit und die Bedürfnisse seines Publikums. In der Festschrift zu Ehren eines Mannes, der diese Prinzipien in ihrer Gesamtheit vertreten und entwickelt hat, dem, als Menschen und Wissenschaftler, mit warmem Herzen und unbestechlichem

¹⁾ So Anselm Schlösser, Zur Frage "Volk und Mob" bei Shakespeare, *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik*, 4, (1956) S. 148–171. Seine Liste wäre durch Shylocks indirekte Kritik *Merchant*, IV 1, 89–98 zu ergänzen.

Blick zu urteilen selbstverständliche Gewohnheit ist, scheint es mir wohl angebracht, gerade zu der Frage "Shakespeare und das Volk" einige weitere Beobachtungen und Gedanken mitzuteilen.

I.

Die Masse, wie sie in Shakespeares Drama erscheint, ist vor allem andern durch ihren Wankelmuth gekennzeichnet. Shakespeares Darstellung steht hier in einer alten und zugleich breiten Tradition, man hat seine Auffassung u. a. im Chor der griechischen Tragödie, in der klassischen lateinischen Literatur, in der Bibel, in Shakespeares Quellen, namentlich den Chroniken Halls und Holinsheds, vorgebildet gefunden, ebenso bei Chaucer und im Werk von Shakespeares Vorläufern und Zeitgenossen¹⁾. Dagegen ist bis jetzt noch nicht betont worden, daß diese zentrale Eigenschaft von Shakespeares Volksmassen, der Wankelmuth, in hohem Grade den manieristischen und barocken Stiltendenzen des 16. und 17. Jahrhunderts entgegenkommt: insbesondere der Vorliebe für schlagartige Wendungen, der Erkenntnis, daß alle Dinge ein Janusgesicht tragen, daß alles ständig bereit ist, in sein Gegenteil umzuschlagen, daß Schein und Sein auseinanderklaffen. Insofern ist das Volk oft nur Partner oder Spiegelbild der Hauptfiguren, und dieser Kontrast- und Spiegelcharakter der Masse ordnet sich wiederum in den barocken Gesamtstil ein, der alle Figuren und Vorgänge als wechselseitige Spiegelungen oder Variationen darzustellen liebt.

Als Hauptbeleg für den auf der Bühne vorgeführten Wankelmuth des Volks pflegt *Julius Caesar* angeführt zu werden. Aber gerade hier ist, wie ich anderswo zu zeigen suchte²⁾, Unsicherheit, Neigung zu abrupten Schwenkungen oder schwermütigen Wandlungen ein die meisten der Hauptgestalten charakterisierender Zug; das Thema wird in den verschiedensten Einzelstimmen auf sehr verschiedene Art

¹⁾ Nachweise in den Arbeiten von Robert Oehme, *Die Volksszenen bei Shakespeare und seinen Vorgängern* (Diss. Berlin 1908) und Frederick Tupper, "The Shakespearean Mob" (*PMLA* 1912).

²⁾ Verf., *Shakespeares Dramen* (Berlin 1957) S. 11–32. Hier auch die Nachweise für Shakespeares Teilhabe an Manierismus und Barock.

variiert, und das mehrmalige Hin- und Herschwanken der Menge, breit instrumentiert, wirkt wie eine Antwort aus der Tiefe; selbst die rohe Blutrünst und Rachelust der Cinnaszene kann als grobes und diffuses Abbild der subtilen Grausamkeit der Hauptfiguren gesehen werden. Wie Caesar, Brutus, Cinna der Poet in ihren Entschlüssen schwanken, ihre Meinung, teils sogar mehrmals, ändern, wie Brutus und Cassius von ihrer Philosophie abfallen, so taumelt auch das Volk unsicher her und hin. Jene freilich tun es, bedrängt vom Schicksal oder von der eigenen Seele, die Menge aber läßt sich von Führern und Verführern drängen; immerhin lassen auch Caesar und Brutus sich bereden (jener von seiner Gattin, von Decius Brutus, dieser von Cassius), so daß selbst hier die Parallelität sichtbar wird. Die tiefe Unsicherheit, die weithin vom Gegenklang der Scheinsicherheit begleitet ist, äußert sich nicht nur im Urteil, Fühlen oder Handeln der Protagonisten, sondern in großartiger Stilkonsequenz auch in der Haltung des Volks, das in mehrmaligem Wechsel von der einen Partei zur andern taumelt und doch, im Zustande ärgsten Außersichseins (in barocker Terminologie: im Zustand des Selbstverlusts) mit rasender Selbstsicherheit sein Zerstörungswerk tut: In der Cinnaszene erklingt das Hauptthema des Stücks, der Doppelklang Unsicherheit/Scheinsicherheit, in gräßlicher Vergrößerung. So darf weder Caesars nicht wegzuleugnende Unsicherheit noch die entsprechende des Volks isoliert gedeutet werden, beide erhalten ihren Sinn innerhalb der Gesamtstruktur des Stücks und müssen nicht als Zeichen der persönlichen Einstellung des Dichters zu Caesar oder zum Volk aufgefaßt werden.

Auch in andern Spielen besteht Partnerschaft zwischen dem Volk und den Großen. In *Heinrich VI.* entspricht die Verräterei der Menge der Verräterei der Mächtigen. Shakespeare hat gegen die Aussage seiner Quellen das Bild Jack Cades und seines Haufens geschwärzt – er brauchte zu der wilden Ehr- und Mordsucht der Großen den dumpfen, plumpen, regellosen Geltungs- und Vernichtungsdrang der Niederen. Wie die Großen (Warwick, Clarence u. a.) mehrmals die Partei wechseln, so fällt auch das Volk zuerst vom König zu Cade, dann von Cade zum König ab, wobei es diese breite Bewegung

innerhalb der kurzen Szene B IV 8 im kleinen demonstriert (in der Terminologie der barocken Fuge: Verkleinerung des Themas). Die Parallele dazu zeigt sich in der Szene C III 3, wo die großen Herrschaften auf dem französischen Parkett (das Volk trat auf einer Straße in Southwark auf) ebenfalls *en miniature* die raschen Schwenkungen vorführen, von denen der Verlauf der ganzen Trilogie geprägt ist; Ludwig XI. wendet sich von Königin Margaret ab zu König Eduard und Warwick, Eduard aber gibt unerwartet Ludwig und Warwick preis, worauf beide ebenso unvermittelt die Partei Margarets ergreifen und diese Warwick, den sie gehaßt, nun lieben will (wobei ihre Formulierung die manieristische Schärfe der Umkehr betont: "Warwick, these words have turn'd my hate to love"). Und wieder erweist es sich, daß nicht nur das Volk, sondern auch Könige der Verführung durch das geschickte Wort ausgesetzt sind: Margaret fürchtet, Ludwig lasse sich durch Warwicks Worte behexen ("Heaven's grant, that Warwick's words bewitch him"). Die Macht der verführerischen Rede, die in der Renaissance- und Barockdichtung eine so wichtige Rolle spielt, erweist sich ja am krassesten und nacktesten in Shakespeares Gesamtwerk nicht etwa am Volk, sondern an Lady Anne, die sich von Richard gewinnen läßt. Auch Heinrich VI. läßt sich leicht überreden, bald von der einen, bald von der anderen Gruppe seiner Anhänger, bald von den Gegnern, dann wieder von der Gattin, zwischenhinein folgt er der eigenen Stimme, die in entscheidendem Augenblick, dort, wo er sich gegen die Mörder Humphreys wendet, mit der des Volkes korrespondiert. In seiner Haltlosigkeit imitiert also das Volk nicht nur die Peers (von denen es zum Verrat angestiftet wird), sondern den Titelhelden selber; aber auch im echten Fühlen ist es mit dem König eins, Suffolk unterstreicht durch den Gleichklang der Verse die Identität von König und Volk, die, an sich beide schwach, gerade im Schmerz um den geliebten Protektor, als Getroffene also, eine Anwandlung von Stärke haben:

The king will labour still to save his life;
The commons haply rise to save his life (B III 1, 239/40)¹.

¹) Zitate nach der einbändigen *Oxford Edition*.

Der Korrespondenzen sind viele. In der Metaphorik brauchen nicht nur die Adligen Tierbilder, wenn sie vom Volk sprechen, Cade spricht seinerseits in Tierbildern von jenen. Und als sie sich vom Volk verlassen sehen, brauchen Cade und der König den gleichen Vergleich: die leichte Feder. Gewiß kein zufälliger Anklang, sonst wendet Shakespeare gerade dieses Bild nirgends auf das Volk an (wohl aber sagt es ein König, mit mehr Recht als er selber meint, von sich, Leontes im *Wintermärchen*: "I am a feather for each wind that blows" II 3, 153).

Cade: Was ever feather so lightly blown to and fro as this multitude? (B IV 8, 58)

King Henry: Look, as I blow this feather from my face,
And as the air blows it to me again,
Obeying with my wind when I do blow,
And yielding to another when it blows,
Commanded ever by the greater gust;
Such is the lightness of you common men
(C III 1, 84–89).

Und wenn hier, König Heinrich gegenüber, die Förster betonen, sie seien nicht Meineidige, sondern treue Untertanen des jeweils regierenden Königs, also jetzt Eduards, so ist auch das unwissentliches Echo ähnlicher Argumentationen der Großen (C I 1). Man hat von den rohen Spässen Cades mit den abgeschlagenen Häuption Lord Says und seines Schwiegersohns gesprochen¹⁾ ("Let them kiss one another, for they loved well, when they were alive. Now part them again, lest they consult about the giving up of some more towns in France." B IV 7, 137–41 – Anlehnung an Holinshed!), aber nicht bemerkt, daß sie in der Ironie Königin Margarets gegen York auf anderer Ebene ihre genaue Parallele finden:

Off with his head, and set it on York gates;
So York may overlook the town of York (C I 4, 179/80).

Beide Stellen stehen in der die Szene beschließenden Rede, sind also deutlich genug aufeinander bezogen. So äußert sich die Partnerschaft, die Spiegelbeziehung von Volk und Protagonisten in *Heinrich VI.*, ebenso wie in *Julius Caesar*, im großen Geschehen und in kleinen Einzelzügen.

¹⁾ Oehme S. 42.

Ähnlich liegen die Dinge im *Coriolan*. Der Held und das Volk sind Partner, beide in ihrer Weise maßlos, extrem, beide sich selber zu Narren machend, Coriolan in Zorn, Hochmut und Haß, in vertrotzter Unabhängigkeitsgebärde ("I'll never be such a gosling to obey instinct, but stand as if a man were author of himself and knew no other kin." V 3, 34–37), das Volk in seiner Abhängigkeit, Unsicherheit, Inkompetenz. Brents Stirling hat mit Recht betont, daß die Verschärfung gewisser ungünstiger Züge des Volkes (Feigheit, Wankelmut, Unselbständigkeit) und der Tribunen nicht Bekenntnischarakter zu haben braucht, sondern in erster Linie dramatischen Bedürfnissen entspringt: "Folly was to be balanced by folly, . . . the citizenry and tribunes exhibit faults which balance those of Coriolanus"¹). Doch wirkt hier nicht nur, wie Stirling meint, das Gesetz des Dramas an sich, sondern die manieristische Stiltendenz, die sich im *Coriolan* besonders stark ausprägt: in den hektischen Ausbrüchen des Titelhelden, den scharfen Wendungen der Handlung, der Personen, der Völker, der wirklichkeitsfernen Überspitzung der Situationen (gegen die Quelle läßt Shakespeare Coriolan ganz allein in die Feindesstadt dringen). Volk und Coriolan sind keineswegs nur Kontraste (hier äußerste Tapferkeit, dort beschämende Feigheit), sie entsprechen zugleich einander; nicht nur das Volk vollzieht plötzliche Schwenkungen (im letzten Akt läßt Shakespeare, wiederum gegen die Quelle, die Bürger von Corioli ruckhaft von Jubel und Huldigungsgeschrei zum Kreuzige ihn – "Tear him to pieces" V 5, 121 – übergehen), auch Coriolan ist hierin Meister, brüsk wird er vom Vaterlandshelden zum Verräter und ebenso wieder zum Retter des Vaterlandes; in der Verkleinerung erscheint der rasche Wechsel der Entschlüsse, des Verhaltens beim Wahlvorgang. Mangel an Geduld, von Menenius dem Volke vorgeworfen (I 1, 131/32), kennzeichnet auch Coriolan. Der eigentliche Abfall aber von sich selber, Coriolans eigentlicher Selbstverrat ist nicht sein Übergang zu den Volskern, sondern die Preisgabe oder Verleugnung seines Wesensprinzips: Er, der alle Tat um ihrer selbst willen getan haben will, der nicht von ihr und ihren

¹) Brents Stirling, *The Populace in Shakespeare* (N. Y. 1949) S. 44f.

Zeichen sprechen wollte ("he rewards his doings with doing them" II 2, 132/33), läßt sich so weit verrenken, daß er zum Rühmer seiner selbst wird ("he pays himself with being proud" sagt schon I 1, 34/35 einer der Bürger); der Verächter der Beute und der Beutegierigen preist den Volskern ohne Ironie die Beute an. Schwanken und Umkehr kennzeichnen die Plebs und den Großen, dort in primitiver, hier in differenzierter, komplizierter Erscheinungsform – beides, die schlagartige Wendung oder Verkehrung und die Variation des gleichen Themas auf verschiedenen Ebenen, sind Grundphänomene des barock-manieristischen Stils. Wie das Volk läßt auch Coriolan sich bereden, überreden: das Volk abwechselnd von den Tribunen und den Vornehmen, er von seinen Freunden und namentlich von der Mutter. Auch in der Metaphorik herrscht Entsprechung. Coriolan überschüttet das Volk mit Tiernamen, das Volk aber vergleicht seinerseits ihn einem Tier, und zwar noch bevor Coriolan selber zu Wort gekommen ist: "He's a very dog to the commonalty" (I 1, 29/30). So wird er von denen mit den gleichen Worten gebrandmarkt, die er, in unbeherrschter Häufung und Steigerung (*dogs, curs* – daneben *rats, geese, hare, monster, Hydra* u. a.¹⁾) auf sie anwendet. Wenn Coriolan das Volk Hydra nennt, "the beast with many heads" (III 1, 92, IV 1, 1/2), so bezeichnet sein eigener Freund ihn als *dragon* (V 4, 14), der Tribun als *viper, viperous traitor* (III 1, 262, 285). Wenn Coriolan das Wort *meazels* (Aussatz) auf das Volk anwendet, so der Volkstribun die Worte *disease* und *poison* auf ihn (III 2, 292, III 1, 77, 86). Noch komplexer werden die Dinge dadurch, daß Coriolan auch die Adligen mit Tiernamen beschimpft (er nennt Aufidius *slave, cur, false hound* V 5, 104, 107, 113) und daß sowohl das Volk als der Adel sich selber mit unedlen Tiernamen belegen. Menenius: "We lov'd him; but, like beasts and cowardly nobles . . ." (IV 6, 122/23 – also nicht nur das Volk, auch die Adligen feige, während umgekehrt das Volk zeitweise tapfer sein kann: I 6). Früher sprach der

¹⁾ Vgl. W. H. Clemen, *The Development of Shakespeare's Imagery* (London 1951), der S. 155 die Gesamtheit der in Coriolan auf das Volk angewendeten Nennworte "the most intense characterization by means of imagery ever attempted by Shakespeare" nennt.

gleiche Menenius von "beastly plebeians" (II 1, 107), die Volkstribunen aber sagten: "Nature teaches beasts to know their friends" (II 1, 6). Nicht selten wird ein Schimpfwort dadurch entkräftet, daß wir es auch oder sogar zuerst aus dem Munde der Beschimpften vernehmen. So berichtet Coriolan, daß das Volk, von seinem Hunger sprechend, Sprichwörter herausgeseufzt habe: "That hunger broke stone walls, that dogs must eat" (I 1 212) – eine nicht unwürdige und keineswegs ungeschickte Äußerung von seiten solcher, die so oft Hunde gescholten werden; fast spürt man etwas vom Stolz der Geusen, die einen Schimpfnamen sich zum Ehrennamen oder wenigstens zum Trotznamen erküren. Noch deutlicher ist der besonnene Stolz und die hier gar nicht clownische Auseinandersetzung mit einem verletzenden Wort an anderer Stelle: Den Vorwurf, der Atem des gemeinen Manns sei übelriechend, hören wir zuerst vom Volke zitiert; nur wer das Drama, wovor Levin L. Schücking so eindringlich gewarnt hat, naiv als ein Stück Leben nimmt, wird hier das Wesentliche im Psychologischen sehen: als ein Zeichen, wie stark das Volk durch jenen Anwurf sich getroffen fühle; innerhalb des Kunstwerks ist die Wirkung vielmehr so, daß die Schmähung, wenn sie dann später direkt ausgesprochen wird, nicht mehr die Frische und Treffsicherheit des Unerwarteten hat, sie ist zum voraus ausgehöhlt. Besonders da sie von den Betroffenen nicht bloß durch einfache Nennung vorweggenommen wird, sondern in würdiger Abwehr gleich zu einem Gegenzug Anlaß gibt: "They say, poor suitors have strong breaths: they shall know, we have strong arms too" (I 1, 62–64). Es gibt zu denken, daß der bei Shakespeare so oft vorkommende Anwurf (übler Atem des Volks) im *Coriolan* in solcher Art zum voraus entmachtet wird. Ebenso, daß Coriolan der Menge den Wankelmut gleichsam suggeriert, während wir ihn im *Julius Caesar* schon in der ersten Szene als Bühnenwirklichkeit vor uns haben. "With every minute you do change a mind" (I 1, 188). Wiederum dürfen wir nicht in erster Linie die psychologische Folgerung ziehen, Coriolan werde durch die Äußerung, die sich ja bewahrheiten wird, als Menschenkenner charakterisiert, sondern die künstlerische: der im Wort, als Vorwurf, schon vernommene Wankelmut des Volks wird später, wo er wirklich auftritt,

nicht mehr mit voller Kraft auf uns wirken. Überhaupt ist das Volk, das zu Beginn recht besonnen, sich selber kontrollierend und mit seinen Beschwerden (über Hunger und Beschimpfung) im Recht erscheint, in diesem Stück nicht so ungünstig dargestellt wie man meist meint. Seine Haltung, seine Äußerungen enthalten neben Schimpflichem auch Imponierendes (was man vom Volk im *Caesar* kaum sagen könnte), und die Flut von Schimpfworten, die es sich gefallen lassen muß, wirken nicht unbedingt so, daß sie unsere Vorstellung von diesem Volke prägen, im Gegenteil, es vollzieht sich, wenn auch nicht in gleich hohem Grade, etwas Ähnliches wie in *Heinrich VI.*, wo der keineswegs fleckenlose Herzog von York gerade als Opfer der Verhöhnung das Mitgefühl der Zuschauer innerhalb und außerhalb des Stückes gewinnt. Mit E. C. Pettet¹⁾ darf man annehmen, daß Shakespeare, wohl infolge des Bauernaufstands in Northamptonshire 1607, den *Coriolan* "with a sharpened sense of social consciousness" schrieb, aber kaum, wie Pettet meint, im Sinne einer Verhärtung seiner schon immer bestehenden Verachtung des Mob. Die Aussagen nicht nur Coriolans, sondern auch der übrigen Patrizier sind weitgehend "speeches in character". Des Menenius Reden tönen hohl: "For the dearth, the gods, not the patricians, make it" (I 1, 77) – das Abschieben der Verantwortung auf die Götter steht bei Shakespeare meist unter negativem Zeichen; hier erteilt der erste Bürger dem Patrizier eine wirkungsvolle Antwort. An *folly* hält das Volk dem Haupthelden trotz der Verschärfung der ungünstigen Züge noch keineswegs die Waage. Dieser übertrifft es freilich weit an Kraft und Reinheit der Grundhaltung, aber ebenso sehr im Unmaß; sein unvernünftiges Rasen treibt das Volk seinerseits zur Raserei, Coriolan und die Plebs sind Partner.

Partner sind Held und Volk auch in *Heinrich V.*, wo es, im Wechselspiel mit dem Helden, sich selber adelt, wahrhaft königlich wird, in *Heinrich VIII.*, wo dem lebenslustigen König ein lebenslustiges Volk entspricht, und im *Sommer-nachtstraum*, wo sich die Wirrnisse der Edlen und der Elfen in den andersartigen Wirrsalen der Handwerker spiegelt. Der

¹⁾ *Shakespeare Survey* 3 (1950) S. 37 ff.

Fürst aus *Romeo und Julia* schildert die streitenden Patrizier ebenso wie das streitende Volk *beasts* (I 1, 89), wie überhaupt von Shakespeare die Tiermetapher auf die Großen wie auf das Volk angewendet wird. In *Heinrich IV.* klagt der Erzbischof von York über die Unbeständigkeit und Undankbarkeit der Menge ("A habitation giddy and unsure hath he that buildeth on the vulgar heart" B I 3, 89/90), aber des Königs Rede über den Verrat der Großen aneinander (B III 1, 45–79) bildet den Gegengesang dazu: In der Welt der Königsdramen entspricht das Hin- und Herwogen der Menge dem treulosen Hin und Her der mächtigen Einzelnen, auch sie sind still-discordant, waving. Und wenn in *Heinrich V.* Volk und König beide zwar nicht Sicherheit, aber doch eine edle Festigkeit besitzen, so wäre die Erklärung, das Volk, das sich von jedem geschickten Führer leiten und handhaben lasse, sei eben tapfer, sobald der rechte Antrieb von oben komme¹⁾, zu einfach; vor dem Hintergrund der übrigen Spiele erweist sich das Zusammen von Volk und König in *Heinrich V.* als ein echter Einklang: Wie das Heer durch den Geist des Feldherrn, so wird auch dieser durch die Verfassung des Heers beeinflußt (H. 4 B I 1, 112–15, H. 5 IV 1, 114–18). Ähnlich wie das Verhältnis zwischen Individuum und wankelmütigem Schicksal ist auch das zwischen den Großen und der wankelmütigen Menge nicht starr und eingleisig, es ist ein Wechselverhältnis.

II.

Wenn es barockem Stil entspricht, daß das Volk zugleich Kontrast und Parallele zu den Hauptfiguren bildet, und ferner, daß es, wie manche Einzelcharaktere, schlagartig von der einen Haltung in die entgegengesetzte verfallen kann, so läßt sich aus der Kenntnis des Barocks auch sein Doppelgesicht neu deuten. Janus und Proteus sind Grundtypen des Barocks, der Gefährte des Simplizissimus heißt Baldanders. Wie bei Shakespeare der Schlaf, der Tod, der Wahn, das Schicksal, der Hof ambivalent erscheinen, so auch das Volk. Robert Oehme nennt bei der Zusammenstellung der Eigenschaften des Volks

¹⁾ Oehme S. 32.

Wankelmüt und Entschlossenheit, Feigheit und Tapferkeit, Torheit und Witz, Dankbarkeit und Undank, Frömmigkeit und Aberglauben, Roheit und Mitgefühl (S. Vf., 27–53), ohne so wie wir es jetzt getan haben, die Pole zu betonen. Shakespeare hat Adel und Erbärmlichkeit am Hofe, er hat ebenso Adel und Erbärmlichkeit des Volkes dargestellt: Adel der großen Herren, Erbärmlichkeit der Höflinge, Adel des Dieners oder Soldaten, Erbärmlichkeit des Massenmenschen, und darüber hinaus Hoheit und Selbstverrat in ein und derselben Person, Licht und Schmutz im Volk als ganzem und in einzelnen seiner Vertreter – selbst Jack Cade steigt, wie so viele der Protagonisten, in der Stunde der Not und des Todes. Wenn das Volk mit richtigem Gefühl Hamlet liebt und Richard III., der doch Kinder zu betören weiß, ablehnt, so darf man sich mit der einfachen Formel: das Volk hat einen gesunden Instinkt, aber kein Verstandesurteil, nicht zufriedengeben; im groben und großen stimmt sie, im einzelnen ist auch das Gefühlsurteil des Volkes unsicher, während es mitunter zu einer vernünftig-sachlichen Beurteilung der Dinge und zur Selbstkontrolle durchaus fähig ist, so gerade im *Coriolan* oder in *Heinrich VI.*, wo die Soldaten ganz richtig den Faktionengeist der Nobility für die Niederlagen in Frankreich verantwortlich machen (A I 1, 69 bis 77). Daß auch die in der Bildsphäre oft und aufdringlich sich ereignende Gleichsetzung von Volk und Tier, Volk und Hund nicht ausschließlich negativen Sinn, daß selbst sie noch ein zweites Gesicht hat, erhellt aus Richards Bemerkung “dogs bark at me” (I, 23). Die Reaktion des in andern Zusammenhängen verächtlich behandelten Tiers erscheint hier als ebenso berechtigt wie jene des Volks.

Mit dem in Shakespeares Dramen direkt und indirekt so oft gepriesenen Schlaf wird das einfache Volk immer wieder in Verbindung gebracht. “O sleep, o gentle sleep”, ruft Heinrich IV. aus, und schilt ihn im nächsten Augenblick “dull god”, weil er das einfache Volk bevorzugt; dieses nennt er “vile” und darauf “happy low” (B III 1, 4–31). Der goldene Schlaf, der die Könige flieht und den Brutus seinem Diener neidet: das niedere Volk (“the wretched slave”, H. 5 IV 1, 288), ist mit ihm gesegnet, ein verklärender Schimmer fällt von hier aus auf die übelriechenden “many” und ihre “loathsome beds” (H. 4 B

III 1, 16): Sie schlafen alle Nächte in Elysium, und in der Morgenstunde helfen sie Hyperion auf sein Pferd (H. 5 IV 1, 293–95); die Sonne, sonst dem König zugeordnet, wird hier vom König zum Volk in Beziehung gesetzt, wie denn überhaupt, nicht nur in *Heinrich V.*, eine gewisse Affinität besteht zwischen Volk und König, dessen Person das Ganze vertritt. Vaterlandsliebe und Königstreue zeichnen das Volk aus¹⁾, Richard II. deutet die Identität bildlich an: “But now the blood of twenty thousand men did triumph in my face, and they are fled; and till so much blood thither come again. have I not reason to look pale and dead?” (III 2, 76–79), Heinrich V. spricht von der “nakedness” des Königs (IV 1, 110) wie Lear von den “poor naked wretches” (III 4, 28).

Das Volk der vielen hat dramentechnisch seine eigene, bedeutsame Funktion. Neben den Einzelnen, die auf der Bühne stehen und über sie schreiten, bildet die “waving multitude”, die auch im äußeren Sinn über die Szene wogt, ein künstlerisches Wechselelement; beide lösen einander ab wie Vers und Prosa, Blankvers und Lied, Dialog und Monolog, Spiel und Spiel im Spiel, ernste und heitere Szenen, direkte Aussage und Bildaussage und so manches andere in Shakespeares reich kontrastiertem Drama. Auch sprachlich trägt das einfache Volk das seine zur Herstellung der komplexen Gesamtstruktur bei. Es ist wie die Natur vielfältig und fest in das Ganze verwoben. “Eine verborgene Tiefe wird hier aufgerissen”, sagt Wolfgang Clemen von der Schau in den Meeresgrund mit seinen “secrets of the deep”²⁾; in gewissem Sinne gilt das auch für das Volk, das, doppelgesichtig, habituelle Oberflächlichkeit und unbewußte Getriebenheit verbindet. In *Heinrich V.* wird es ausdrücklich mit dem Meer verglichen: “Behold, the English beach pales in the flood with men, with wives, and boys, whose shouts and claps outvoice the deep-mouth’d sea . . .” (V, Chorus, 9–11). Schon im *Gorboduc* hieß es: “So giddy are the common people’s minds, so glad of change, more

¹⁾ Oehme S. 46f.

²⁾ *Kommentar zu Richard III.* (Göttingen 1957) S. 107.

wavering than the sea" (V 1; 1419/20¹)). Das moderne Drama hatte mit dem antiken Chor gewissermaßen das weibliche Element verloren, den Urgrund, aus dem alles aufstieg, und damit die Ausgewogenheit von dramatischem Gegeneinander und lyrischem Umfangen. In der in Shakespeares Bildwelt gegenwärtigen Natur, in der Vielzahl seiner Personen und in den teils vorgeführten, teils berichteten Volksszenen ist ein Ersatz dafür erwachsen. Dem Volk bleibt, wie dem antiken Chor²), der tragische Untergang erspart: auch insofern gleicht es dem wogenden Meer, aus dem die einzelnen Gestalten aufsteigen. "The king is but a man . . ., and though his affections are higher mounted than ours, yet, when they stoop, they stoop with the like wing." So spricht der ins Volk der Soldaten untergetauchte Heinrich V. (IV 1, 106–13), der auch sprachlich hier die Prosa des Volkes annimmt (so wie umgekehrt das Volk im Gespräch mit Vornehmen für kurze Zeit in Versen sich ausdrücken kann); kurz danach aber wird die Melodie seiner Versrede aus der Prosa aufsteigen, so wie in Shakespeares Drama immer wieder aus der Menge der Einzelnen die geformte Persönlichkeit und aus dem Fluten des Schicksals die aktive Begabung aufsteigen.

Das Drama, und im besonderen Grade das des Barocks, spiegelt irgendwie auch innerseelisches Geschehen. "Die früheste Bühne ist der Kopf des Menschen"³). *Civil war*, von Shakespeare so oft dargestellt, wird von ihm selber zum *inward struggle* in der Seele des Einzelnen⁴) in Bezug gesetzt. "And let our hearts, and eyes, like civil war, be blind with tears, and break o'ercharg'd with grief" (H. 6 C II 5, 77/78). *Civil strife*, von Casca in den Himmel projiziert (I 3, 11), herrscht zentral im Menschen selber. Shakespeares Drama transponiert die äußeren Vorgänge nicht nur ins Kosmische, sondern auch ins Seelische, es spielt in diesem Sinne auf drei

¹) Zitiert bei Oehme S. 91 und bei Tupper S. 495.

²) Vgl. Robert Petsch, "Chor und Volk im antiken und modernen Drama" (in: *Gehalt und Form*, Dortmund 1925) S. 58.

³) Gerhart Hauptmann, *Ausblicke* (Berlin 1924) S. 14.

⁴) Vgl. Horst Oppel, "Das Problem des Willenskampfes bei Shakespeare", *Shakespeare-Jahrbuch* 89 (1953) S. 72–105.

Bühnen. Wenn Richard II. sich in viele Personen spaltet und so eine kleine Welt wird (V 5), wenn Falstaff von dem *little kingdom, man*, spricht (H. 4 B IV 3, 118), so liegt es nahe, umgekehrt das auf der Bühne erscheinende Königreich mit seiner Vielzahl von Gestalten und Vorgängen zusammenzufassen zur Einheit und zwar nicht nur, aber auch als Bild des vielfältigen Geschehens im Menschen selber aufzufassen. In diesem Königreich der Seele sind die Protagonisten Repräsentanten des Bewußtseins, die vielen aber und besonders das Volk, das so oft zu Tieren und zum Schlaf in Beziehung gebracht wird, des Unbewußten. Die Schule C. G. Jungs, die den Traum und das Märchen als "innerseelisches Drama" zu deuten sucht¹⁾, betont, daß das Bewußtsein das verworren und machtvoll wogende Reich des Unbewußten teils mit Härte beherrschen und ablehnen, teils liebevoll hegen, teils sich von seinen Kräften nähren muß: Drei Grundverhältnisse, wie wir sie zwischen Shakespeares Helden und seinem Volk wiederfinden. In *Heinrich VI.* wird das Volk mit Bienen verglichen, die den Führer nötig haben (B III 2, 125/26). Coriolan, der mit der eigenen Instinktwelt nicht im Einklang ist (vgl. oben S. 6), verharret in unfruchtbarer Ablehnung; Brutus überschätzt voreilig das noch unreife, unfreie Volk; Hippolyta bringt nur ein unfruchtbares Mitleid auf ("I love not to see wretchedness o'ercharg'd"), Theseus aber schöpft aus den verworrenen Anstrengungen klare Kraft ("Our sport shall be to take what they mistake" V 1, 85, 90), und Heinrich V. beseelt das Heer und läßt sich von ihm beseelen. So zeigt sich auch in diesem Aspekt das Wechselverhältnis zwischen Helden und Volk sinnvoll, es gleicht dem Wechselspiel zwischen mehr bewußten und mehr unbewußten Potenzen in der menschlichen Seele.

Shakespeare, "der erste englische Dichter, der Volksszenen in größerem Umfange verwendet", der dabei stärker als seine Vorgänger die Masse in Einzelstimmen auflöst²⁾, ist der "Ahnherr aller Volksszenen im europäischen Drama" genannt worden³⁾. Es ist verständlich, daß die negativen Züge seines

¹⁾ C. G. Jung, *Symbolik des Geistes* (Zürich 1948); Hedwig von Beit, *Symbolik des Märchens* (3 Bde., Bern 1952, 1956, 1957).

²⁾ Oehme S. 101f., Petsch S. 71.

³⁾ Friedrich Gundolf, *Shakespeare* (Berlin 1922) Bd. I S. 203.

“Volks” im 19. und 20. Jahrhundert Aufsehen erregt haben. Obschon unsere Ausführungen da und dort die Dinge in ein anderes Licht zu rücken suchten als Shakespeares demokratische Ankläger oder aristokratische Freunde es zu tun pflegen, leugnen wir doch keineswegs, daß die “Masse” (als Masse) in Shakespeares Spielen im ganzen schlecht wegkommt. Es ist dazu schon verschiedentlich bemerkt worden, daß, ganz abgesehen von den andersartigen politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen der Shakespearezeit, Masse auch heute nicht viel anders beurteilt wird als bei Shakespeare, weder vom Massenpsychologen noch vom wirklichen Demokraten; Mob, oft nur ein Werkzeug in der Hand von Diktatoren, ist alles andere als regimentsfähiges Volk im Sinne der Demokratie¹⁾; solches stand außerhalb von Shakespeares Blickkreis. Auch darf man seine Diener, Soldaten, Bauern nicht ohne Einschränkung als “Volk” bezeichnen, Shakespeares Zeit war gewohnt, in Standestypen zu denken²⁾. Daß er aber das konventionelle Bild des Volks aus antikem und zeitgenössischem Schrifttum nicht blind übernahm, sondern, wie man es bei ihm gewohnt ist, dem Gesamtstil seines Werks dienstbar machte, glauben wir gezeigt zu haben. Barocke Kunst war gewohnt, mit wuchtigen Massen zu arbeiten; im Drama wurde die Volksmenge zur Trägerin von Vergrößerungen, Vergrößerungen, Verzerrungen der Grundthemen. Und wenn wir in etwas kühnerem Ansatz gewagt haben, das Drama auch als Darstellung innerseelischen Geschehens aufzufassen, so sei dazu nachgetragen, daß die moderne Volkskunde in ähnlicher Richtung geht, wenn sie, statt das Volk in Ober- und Unterschicht zu teilen, heute “das Unterschichtliche in jedem Menschen” zu ihrem Forschungsgegenstand macht³⁾. Shakespeares “Volk”, das den Coriolan als einen Brecher von Bräuchen brandmarkt, während seine Großen, etwa Hamlet und Heinrich V. und eben Coriolan, sich etwas darauf zugute

¹⁾ Siehe dazu Tupper, Stirling, Schlösser.

²⁾ Vgl. Levin L. Schücking, “Shakespeares Persönlichkeitsideal”. *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung*, 3 (1927) S. 324, u. *Essays* (Wiesbaden 1948, Sammlung Dieterich) S. 177.

³⁾ S. Richard Weiss, *Volkskunde der Schweiz* (Erlenbach-Zürich 1946) S. 7ff.

tun, Brecher oder Stifter von Bräuchen zu sein¹⁾, entspricht einer Schicht in uns selber. Mit den großen Individuen zusammen bildet es einen Makrokosmos, der dem menschlichen Mikrokosmos vergleichbar ist. Volk und Fürst sind geheim einander zugeordnet, wie es die Anhänglichkeit an den echten König, Prinzen oder Protektor (Heinrich V., Hamlet, Humphrey) und die Ablehnung des Usurpators (Richard III., Claudius) andeutet. Volk und Große werden einander gegenseitig zum Schicksal und behalten beide doch ein Maß von Freiheit: "Every subject's duty is the king's, but every subject's soul is his own" (H. 5 IV 1, 189/90). Das Epitheton *giddy* aber, das so oft auf das Volk angewendet wird²⁾, es gehört für Shakespeare auch zum Menschen als solchem³⁾. Das Volk gleicht insofern dem Menschen, wie der Barock ihn sieht: schwindlig, verwirrt, und doch zu Hohem fähig. "For there is none of you so mean and base that hath not noble lustre in your eyes" (H. 5 III 1, 30/31).

ZÜRICH

MAX LÜTHI

¹⁾ *Hamlet* I 4, 15/16, H. 5 V 2, 299 ff. ("We are the makers of manners"), *Coriolan* II 3, 124–128.

²⁾ Vgl. oben S. 83, 85.

³⁾ *Viel Lärm um nichts* V 4, 109/10 ("man is a giddy thing"); vgl. H. 5 III 6, 28 ("giddy Fortune", ähnlich Lucretia 952).

SHAKESPEARES KLASSIZISTISCHE GEGENSPIELER

Eine der frühesten Arbeiten Schückings *Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit*¹⁾ untersucht die Aufnahme des Shakespeareschen Werks bei seinen Zeitgenossen, die keine Vorstellung von der ungeheuren Bedeutung des Shakespeare-dramas für das europäische Theater haben konnten, und Vorbehalte, ja Ablehnung äußerten, weniger aus kleinlicher Krittelei als auf Grund einer anderen Kunstanschauung. Denn die literaturtragende Schicht des Adels und der Humanisten huldigte einer klassizistischen Kunst, deren Richtlinien sie aus der Antike ableitete, und deren Beispiele sie vornehmlich in der französischen und englischen Senecadramatik gegeben sah. So hat die bedeutendste und vornehmlich das Drama behandelnde Poetik der Zeit, Sir Philip Sidneys *Defence of Poesie*, die in den 80er Jahren des 16. Jhs. im Kreise der *συνετοί* handschriftlich zirkulierte, das auf der Volksbühne gespielte Drama geflissentlich verschwiegen und den *Gorboduc* gelobt. Sidney starb, ehe Shakespeares Stücke die Volksbühne eroberten, aber seine Kunsttheorie war richtunggebend für den literarischen Kreis seiner ihn lange überlebenden Schwester Mary, Countess of Pembroke (1561–1621)²⁾, und die literarische

¹⁾ Heidelberg 1908.

²⁾ Über Mary Sidney vgl. die Biographie von F. B. Young (Lo. 1912), die einschlägigen Kapitel in den Philip Sidney-Biographien von H. R. Fox-Bourne (Lo. 1914) und M. W. Wallace (Cambr. 1915), B. Siebecks *Das Bild Sir Philip Sidneys* (Weimar 1939) und vor allem die von mir angeregte (maschinenschriftliche) Dissertation von Edna Crantz: *Mary Sidney, Countess of Pembroke* (Berlin 1943), worin "das Bild einer Frau und ihres literarischen Kreises im England der Renaissance" gezeigt wird, worauf der obige Aufsatz weitgehend basiert. Die Dissertation von E. A. Newcomb: *The Countess of Pembroke's Circle*, Univ. of Wisconsin, Madison 1937 (zitiert in der *Philotas* Ausgabe von Michel s. u. S. 108 Anm. 2.) war mir nicht zugänglich.

Tätigkeit dieses Kreises läßt ein Shakespeare befehlendes Kunstwollen erkennen.

Mary Sidney, die in ihrer Veranlagung und ihren künstlerischen Bestrebungen ihrem Bruder völlig ähnlich war, hatte eine gelehrte und künstlerische Erziehung genossen, den Grundsätzen von Castigliones *Cortegiano* gemäß, die unter Elisabeth eine neue Stellung der Frau im gesellschaftlichen Leben in England begründeten¹⁾. Wie ihr Bruder hatte sie zuhause und am Hofe, dem sie von ihrem 14. bis 16. Jahre als Hoffräulein Elisabeths angehörte, die Möglichkeiten und Unberechenbarkeiten höfischer Gunst kennengelernt. Ihr Bild von Federigo Zuccaro in Penshurst zeigt ein blasses, schmales und einen Zug von Melancholie tragendes Gesicht; es spiegelt aber auch den ererbten sittlichen Ernst wider und die streng protestantische Religiosität, die sie mit allen Sidneys teilt. Alle ihre Gaben kamen zur Entfaltung als sie 16jährig (am 21. April 1577) Henry Herbert den zweiten Earl of Pembroke heiratete – der, wie ihr Vater, die hohe Stellung des lord-deputy of Ireland bekleidete – und als Countess of Pembroke auf dessen Herrensitz Wilton bei Salisbury zog. Fortan wurde Wilton ein Name, der aus dem künstlerischen und literarischen Leben der englischen Renaissance nicht wegzudenken ist. Die neue Herrin war bestrebt, dem elisabethanischen Herrenhaus das gepflegte schloßartige Aussehen italienischer Renaissance-Paläste zu geben; „a Court-like pallace“ nennt es der Zeitgenosse Nicholas Breton, und er vergleicht es mit dem Hof von Urbino²⁾, mit gewissem Recht, denn in Wilton, wie in Urbino, tagte ein geselliger Zirkel von Dichtern, Gelehrten, Musikern, literarischen Freunden und gebildeten Adligen. Die Mitte dieses Hauses bildete Mary, die auch für den Hang zu religiöser Besinnlichkeit und für die gegenüber Italien strengeren

¹⁾ W. Schrinner: *Castiglione und die englische Renaissance*. Bln. 1939.

²⁾ *The Works in Verse and Prose of Nicholas Breton*, ed. A. B. Grosart, 2 Bde. 1879 (Chertsey Worthies' Library 3). II, 18 f: „court-like house“, „a kind of little Court“, „Court-like pallace“ (in: *Wils Trenchmour*, 1597) – I, c, 4, in der Widmung der *Pilgrimage to Paradise*, 1592 spielt Breton auf den *Cortegiano* an, worin die Herzogin Elisabetha Gonzaga gefeiert wird. „Who hath redde of the Duchesse of Vrbina, may saie the Italians wrote wel: but who knowes the Countesse of Penbrooke, I thinke hath cause to write better“.

sittlichen Normen bestimmend war. Noch ein halbes Jahrhundert später rühmte John Aubrey: "in her time Wilton was like a college, there were so many learned and ingenious persons. She was the greatest patronesse of witt and learning of any lady in her time."¹⁾ Sie gewährte ihren Schützlingen freies Wohnen im Schloß Wilton, so daß sie unabhängig ihre Talente entfalten konnten. Als eine Pallas Athene der Dichter wird Mary von Thomas Howell gefeiert²⁾, der Ruhm einer römischen Octavia wird ihr von Francis Meres zuerkannt³⁾ und ein auf Sappho geschriebenes Gedicht auf sie bezogen. Nächste der Königin Elisabeth wird keine Frau ihrer Zeit so oft an bedeutender Stelle erwähnt.

Trotzdem ist Bild und Bedeutung von Mary Sidney nicht von ihrer Biographie und nicht von ihrem literarischen Werk aus voll zu erkennen. Ihr Name ist mit ihres Bruders politisch-enzyklopädischem Roman *Arcadia* in die Literatur eingegangen; ihre literarische Tätigkeit erhielt Antrieb und Sinn von diesem Bruder, den sie zur geheimen Mitte ihres Kreises machte, und dessen dichterisches und geistiges Vermächtnis sie in ihrem Kreis zu verwirklichen bemüht war. Sidney, der häufig in Wilton weilte und dort die *Arcadia* schrieb, widmete dieses Buch seiner damals 18jährigen Schwester: "you desired me to do it and your desire to my heart is an absolute commandment". Als *The Countess of Pembroke's Arcadia* ist das Buch in die Literaturgeschichte eingegangen⁴⁾, und Mary hat, wozu sie der Dichter Thomas Howell aufforderte⁵⁾, das Werk vervollständigend herausgegeben. Edmund Spenser bezeugt, daß Mary für die Zeitgenossen die Sidney nächste und fast ebenbürtige Persönlichkeit war⁶⁾. 1591 überreichte er ihr die

¹⁾ J. Aubrey: *Brief Lives of Contemporaries*, ed. A. Clark, Oxf. 1898, 2 Bde., I, 310.

²⁾ In der Widmung seines Buches *Devises* (1581) ed. W. Raleigh, Oxf. 1906, S. 5f.

³⁾ Meres, F.: *Comparative Discourse of Our English Poets with the Greek, Latine and Italian Poets*. 1598 (An English Garner ed. E. Arber, 1897, Bd. II, 101).

⁴⁾ So in der ersten, von Fulke Greville besorgten Ausgabe 1590.

⁵⁾ *Devises*, S. 44 in dem Gedicht auf die damals (1581) noch ungedruckte *Arcadia* ("Written to a most excellent Booke, full of rare inuention").

⁶⁾ In dem der *Faerie Queene* vorangestellten Sonett *Remembraunce of that most Heroicke spirit . . .*

Ruins of Time, als Denkmal für Sidneys Ruhm; er schrieb die Totenklage *Astrophel*, dessen dichterisch erhöhte Idealgestalt auch auf Mary verklärendes Licht wirft. Sie hat nach Spensers Meinung das musische Erbe *Astrophels* angetreten; sie bewies es durch die zweite, von ihrer Hand stammende *Astrophel-Elegie*¹⁾ und durch die Pflege von Sidneys Andenken, in dem Kreis, den sie in Wilton um sich versammelte.

Dazu gehörte auch Spensers Freund Gabriel Harvey²⁾, der wie Sidney eine Nachahmung der antiken Prosodie befürwortete, ferner Michael Drayton³⁾, der Mary "the Muse of

¹⁾ "Ay me, to whom shall I my case complain . . ." (*The Doleful Lay of Clorinda*) Spensers *Works*, Oxf. 1910, I, 344.

²⁾ *The Complete Works*, ed. A. B. Grosart, 3 Bde. 1884/5 (Privatdruck). I, 276 f.; II, 16, 263 f., 319 ff., 329 (nach Crantz a. a. O. S. 81 ff.).

³⁾ *Works*, ed. J. W. Hebel, 5 Bde. Oxf. 1931–41. Drayton widmete Sidney und seiner Schwester je eine Ekloge: Sidney (= Elphin) ist in der ersten Fassung (*The Shepherds Garland, Fashioned in nine Eglogs*, 1593) die vierte Ekloge gewidmet. (Works I, 60 ff.) in der zweiten Fassung (*Pastorals, Contayning Eglogues*, 1606), die sechste (Works II, 546 ff.). – Mary (= Pandora) ist in der ersten Fassung die sechste Ekloge gewidmet (Works, I, 71 ff.), worin die überschwengliche Strophe steht (Z. 85 ff.):

Sapphos sweete vaine in thy rare quill is seene,
Minerva was a figure of thy worth,
Mnemosine, who brought the Muses forth,
Wonder of Britaine, learnings famous Queene,
Apollo was thy Syer, Pallas her selfe thy mother
Pandora thou, our Phoebus was thy brother

und in der zweiten Fassung die achte Ekloge (Works II, 560 ff.), worin sich die ausführliche Huldigung der mäzenatischen Geschwister und die Erwähnung Wiltons findet:

This is that Nymph, on that great Western Wast
Her Flocks far whiter then the driven Snow,
Faيرة Shepherdesse, cleere Willies bankes that grac'd,
Yet she them both for purenesse doth out-goe:
To whom all Shepherds dedicate their Layes,
And on her Altars open up their Bayes.

Sister, sometime she to that Shepheard was,
That yet for piping never had his Peere,
Elphin, that did all other Swaines surpasse,
To whom she was of living things most deare,
And on his Death-bed by his latest Will,
To her bequeath'd the Secrets of his Skill.

Zu Willies die Randbemerkung: River running by Wilton, neere the Plaine of Salisbury.

Britanye" nannte und die Geschwister als Pandora und Phoebus feierte, und schließlich Francis Meres, der in *Palladis Tamia* ihre Namen mit denen antiker und italienischer Dichter nannte. Als weitere Namen seien genannt Nathaniel Baxter, Sidneys Lehrer im Griechischen, der sein religiös-philosophisches Lehrgedicht *Sir Philip Sidney's Ourania* Mary widmete (1606)¹⁾ und darin bittet, daß sie das Mäzenatentum ihres Bruders weiterführe²⁾ und Barnabe Barnes, dessen erster Sonettzyklus³⁾ Mary, der Tochter der Sternengöttin Urania, zugeeignet ist; ferner der religiöse Pastoraldichter Nicholas Breton, der schon von Sidney protegierte Abraham Fraunce, der Hofdichter Thomas Churchyard, der in einem, 1593 in Hampton Court überreichten Neujahrsgedicht⁴⁾ unter den Hofdamen Elisabeths Mary Sidney den Dichterlorbeer zuspricht, und der Komponist Thomas Morley, der einen Satz Madrigale⁵⁾ für "the most rare and accomplished Lady, the Lady Mary, Countesse of Pembroke" schrieb. Schließlich die als Dramatiker noch zu erörternden Fulke Greville und Samuel Daniel, und zuletzt John Davies of Hereford, der noch den Spätglanz von Wilton erlebte und, wie Fraunce und Breton, Mary eine religiöse Dichtung widmete⁶⁾.

Unter all diesen kommt dem Klassizisten Abraham Fraunce besondere Bedeutung zu. Er zählte schon zu den Schützlingen Sidneys, dessen klassizistische Literaturkritik er in seiner, schon im Titel an Sidney erinnernden und Mary gewidmeten *Arcadian Rhetorike* (1584) fortgesetzt hatte. Er huldigte

¹⁾ *Sir Philip Sidney's Ourania, that is Endimion's Song and Tragedie, Containing all Philosophie, written by N. B.* London 1606.

²⁾ Astrophels Schatten spricht: "fates denie me learning to advance / Yet Cynthia [Mary] shall afford the maintenance / My dearest Sister keep my Tutor well!" Th. Corser: *Collectanea Anglo Poetica*, 1880, Bd. 55, 216, nach Crantz a. a. O. S. 38.

³⁾ *Parthenophil and Parthenope* 1593 in: *Works*, ed. Grosart 1875.

⁴⁾ "A pleasant Conceit" in *Progresses of Queen Elizabeth*, ed. J. Nichols, 3 Bde., Lo. 1828, Bd. III, 233 nach Crantz a. a. O. S. 86.

⁵⁾ "Canzonets or little short songs to three voyces" (in: *English Madrigal School*, ed. E. H. Fellowes, Bd. I). Der Widmungsbrief bei Young a. a. O. S. 178f.

⁶⁾ *Muse's Sacrifice* (1612). Über die vielfachen Huldigungen, die John Davies der Sidneyfamilie entgegenbrachte vgl. Crantz a. a. O. S. 90 ff.

Mary, der "peareles Pembrokiana"-Nymphe¹⁾, in einer Hexameterübersetzung von Tassos *Aminta*, deren Titel: *The Countesse of Pembrokes Yvychurch* (1591) auf das Ivychurch genannte Sommerhaus der Gräfin anspielt²⁾, und berührt sich mit dem eigensten Anliegen der Sidneys in *The Countesse of Pembrokes Emanuel*, einer in englischen Hexametern geschriebenen Christiade³⁾.

Die diesem Buch beigegebenen Psalmenübersetzungen vereinigen seine eigenen Bestrebungen mit denen von Mary und ihrem Bruder. Sidney hatte in seiner *Defence* die Poesie aus religiösem Urquell abgeleitet und gesagt: "and may not I presume . . . to shewe the reasonableness of this worde Vatis, and say that the holy Dauids Psalms are a diuine Poeme"⁴⁾. Gemäß dieser religiösen Überzeugung hatte Sidney auch eine Übersetzung der Psalmen⁵⁾ begonnen, wobei er statt des antikisierenden reimlosen Verses den Reimvers wählte, denn inzwischen war die Dichtung Clément Marots in seinen Gesichtskreis eingetreten⁶⁾. Dreiundvierzig Psalmen hat Sidney übersetzt, Mary ergänzte sie, dichterisch vollendeter, auf einhundertfünfzig⁷⁾. Teile dieses englischen Psalters erschienen zusammen mit Abraham Fraunces religiösem Epos.

1) Weitere Huldigungen von Zeitgenossen aufgeführt bei: A. Luce: *The Countess of Pembroke's Antonie*, Weimar, 1897, S. 7–16.

2) Fraunce zit. E. Koeppl, *Anglia* XI (1889), S. 16:

Yvychurches parck, prety Yvychurch, that on hill topp
Flowring hill topp sits, and looketh downe to the valleys,

.....

There that Nymph, brave Nymph, that peareles Pembrokiana
Yvychurches nymph doth meane herself to be present, . .

And with her owne person give grace and life to the pastime.

3) *The Countesse of Pembrokes Emanuel. Containing the nativity, passion buriall and resurrection of Christ: with certaine Psalmes. All in English hexameters 1591.* ed. A. B. Grosart (Miscellanies of Fuller Worthies' Library III) Lo. 1871.

4) Zitiert nach: *Sir Philip Sidney: Astrophel and Stella and Defence of Poesie*, ed. E. Flügel. Halle 1889. S. 70.

5) *The Complete Works of Sir Philip Sidney*, ed. A. Feuillerat. Bd. III. (Cambridge, 1923). S. 187–246.

6) Vgl. den Vergleich der Vers- und Strophenformen Sidneys und Marots bei Crantz a. a. O. S. 214 ff., sowie ihre Darstellung S. 128–40.

7) Vgl. A. Luce (s. o. Anm. 1) S. 24 f. erstmals gedruckt 1824:

Noch tiefer in die Anschauungen des Sidneykreises führt eine religiös-philosophische Schrift, die Mary übersetzte, Philippe de Mornays *Discours de la Vie et de la Mort*¹⁾, welche Übersetzung nicht gesondert erschien, sondern der Übersetzung des *Marc Antoine-Dramas*²⁾ einleitend vorangestellt war, was die beste Illustration ist für das Kunstwollen des Sidneykreises und für den weltanschaulichen Hintergrund der klassizistischen Dramatik³⁾. Von hier aus erklärt sich das Patronat, das Nicholas Breton⁴⁾ genoß. Breton stellte eine Prosa-Gebetsreihe für Mary zusammen *Auspicante Jehoua* mit dem Untertitel "Maries Exercise" (1597) und schrieb zwei an die Gräfin gerichtete Kurzepen *The Pilgrimage to Paradise, Joyned with The Countesse of Penbrookes loue* (1592) und *The Countesse of Penbrook's Passion* (1597). Die daraus sprechende puritanische Frömmigkeit, die wohl der Haltung Marys entsprach, zeigt in der erwähnten Gleich- und Entgegensetzung des Hofs von Urbino und des Kreises von Wilton⁵⁾, daß er den *Cortegiano* als ein die christlichen Tugenden lehrendes Buch auf-

The Psalmes of David, translated into divers and sundry kindes of Verse . . . Begun by . . . Sir Philip Sidney, Knt. and finished by the right honorable the Countess of Pembroke his sister . . . Transcribed by John Davies of Hereford . . . Chiswick by C. Whittingham for Robert Triphook, 23 Old Bond Street.

¹⁾ Das Hauptwerk des führenden protestantischen Politikers in Frankreich Philippe de Mornay, Seigneur du Plessis-Marley, *De la vérité de la religion chrétienne* (1581) hatte Sir Philip Sidney zu übersetzen begonnen. 1577 war de Mornay in England und verkehrte viel mit Sidney (Wallace a. a. O. S. 197 vgl. Crantz a. a. O. 141–6 und *Mémoires de Mme. de Mornay* ed. de Witt, Paris 1868).

²⁾ *Discourse of Life and Death. Written in French by Ph. Mornay. Antonius a Tragedie written also in French by Ro. Garnier. Both done in English by the Countesse of Pembroke.* At London. Printed for William Ponsonby 1592. Über Marys Mornay-Übersetzung vgl. A. Luce (S. 95, Anm. 1) S. 27 ff.

³⁾ In ähnlicher Weise wollte Fulke Greville seine staatspolitischen Abhandlungen und seine Tragödien als zusammengehörig aufgefaßt wissen: "The workes are Tragedies, with some Treatises annexed. The Treatises (to speake truly of them) were first intended to be for every Act a Chorus". *Life of Sir Philip Sidney*, ed. N. Smith, Oxf. 1907, S. 150. Vgl. auch *ibid.* S. 152.

⁴⁾ S. o. S. 91

⁵⁾ S. o. S. 91 Anm. 2 "If shee were the honour of witte, you are the comfort of discretion, if shee were the fauourer of learning, you are the main-teiner of Arte, and if she had the beauty of Nature, you beautifies Nature,

faßte, wie es der vom Cortegiano angeregte *Discourse betweene the Courtier and Countryman* (1618), mit den Necessary Notes for a Courtier und besonders die das dritte Buch des Cortegiano zum Ausgangspunkt nehmende Schrift *The Praise of vertuous Ladies and Gentlewomen* (1599)¹⁾ dartun. "Humillity and ciuillity" müssen zusammengehen, Gottesfurcht und Tugendliebe sind die "chiefe grace" eines Hofmanns, dessen "time is best spent in prayer, in study, in graue discourse and in good exercise". Seine Gelehrsamkeit sei "Diuinity, Philosophy, Policy, and History".

Diese Grundzüge der Anschauungen des Wiltonkreises erklären die Bedeutung der von hier ausgehenden dramatischen Erneuerungsbestrebungen. Sidneys Poetik, die den puritanischen Angriffen Gossons gegenüber als eine Rechtfertigung oder Verteidigung der Dichtkunst abgefaßt war, ging von dem aus Aristoteles abgeleiteten Grundgedanken aus: alle Poesie ist bildgewordene Philosophie ("whatsoever the Philosopher saith should be done, hee [the Poet] giueth a perfect picture of it . . . for he yeeldeth to the powers of the minde an image of that whereof the Philosopher bestoweth but a wordish description"²⁾) und ist als solche der Philosophie überlegen ("Poetrie is φιλοσοφωτερον"³⁾). Alle Poesie hat es mit Idealvorstellungen zu tun, die jenseits der Natur liegen ("the Poet . . . doth grow in effect into another nature: in making things either better then nature bringeth forth, or quite a new formes such as neuer were in nature"⁴⁾). Alle Poesie ist eine Allegorie auf das menschliche Leben ("μίμησις", that is to say, a representing, counterfeiting, or figuring forth to speake Metaphorically speaking pictures"⁵⁾) und führt empor zur Förderung tugendhaften Handelns ("the ending and end of all earthly learning

with the blessing of the spirite". in der Widmung zu *The Pilgrimage to Paradise*. (*Works* I, c, 4).

¹⁾ Der "Discourse" in *Works* II, u.; "Praise of Ladies" in *Works* II, c, 56; die zitierten Beispiele sind den "Necessary Notes" entnommen *Works* II, u, 15.

²⁾ S. 78.

³⁾ S. 80.

⁴⁾ S. 72.

⁵⁾ S. 73.

being vertuous action”¹⁾) . . . “so Poetry being the most familiar to teach it . . . is the most excellent workman”²⁾). Vor solchen Forderungen, die der Wiltonkreis sich zu eigen machte, konnte die heimische elisabethanische Dramatik einschließlich Shakespeares keine Gnade finden. Die formlosen Haupt- und Staatsaktionen der englischen Historienspiele, das dramatische Werk Christopher Marlowes, Kyds *Spanish Tragedy*, Shakespeares *Titus Andronicus* mußten ebenso abgelehnt werden, wie die pseudoantiken Mischstücke *Appius and Virginia*, *Horestes*, *Promus and Cassandra*, *Cambises*; sie waren für jemand, der kein Gefühl für den dramatischen Schwung dieser bühnenwirksamen Schaustücke hatte, geradezu beleidigend, sowohl durch die barocke Überfülle des Stoffs und die Einmischung burlesker Szenen wie durch das Fehlen einer ethischen Idee – Sidney sagte “fore-conceit of the work” – und die Zuchtlosigkeit der Form. Diese Dramen hatten, um Sidneys Worte zu gebrauchen, “neither decencie, nor discretion”³⁾ und waren als “grosse absurdities”⁴⁾ abzulehnen. Nachahmenswert erschienen dagegen die rhetorisch-mythologischen Dramen Senecas, die bereits an den englischen Juristenschulen und Universitäten Nachbildungen hervorgerufen hatten⁵⁾, und in Frankreich von der Plejade durchgesetzt worden waren⁶⁾. Was schon die Humanisten an Senecas Dramen bewundert hatten: die schulmäßige Form, den rhetorischen Stil, die stoische Moral, hatte zwar mit Dramatischem nicht viel zu tun, paßte aber zu Sidneys Vorstellung einer idealen Tragödie, die, der Lehrer- und Mahnernaufgabe der Dichtung entsprechend⁷⁾, “sheweth

¹⁾ S. 76.

²⁾ S. 86.

³⁾ S. 104.

⁴⁾ Ibid. vgl. die ähnliche Wendung bei Daniel “Gross Barbarism” s. u. S. 102, Anm. 5.

⁵⁾ Vgl. F. S. Boas: *University Drama in the Tudor Age*, Oxf. 1914.

⁶⁾ Über die Entwicklung und die Unterschiede der Senecadramatik in Italien, Frankreich, England vgl. die 200 Seiten umfassende Einleitung zu *The Poetical Works of Sir William Alexander*, ed. L. E. Kastner and H. B. Charlton, Manchester 1921, Bd. I und die dort angegebene Literatur.

⁷⁾ Die Leitsätze: “the Poet is indeed the right populer Philosopher” (S. 80) und “Poetrie euer sets vertue so out in her best cullours” (S. 82) begründen das Lob der *Gorboduc*-Tragödie: “Excepting Gorboducke . . . which

forth the Vicers that are couered with Tissue, that maketh Kings feare to be Tyrants, and Tyrants manifest their tyrannicall humours, that with sturring the affects of Admiration and Comiseration teacheth the vncertaintie of this world and vppon how weak foundations gilden roofes are builded”¹⁾).

Die Erfüllung dieser Forderungen fand er in den biblischen Dramen des Schotten George Buchanan, der dem Kreis der französischen Humanisten am Collège de Guienne in Bordeaux angehörte²⁾ und dessen klassizistisch regelrechte Tragödien “do iustly bring foorth a diuine admiration”³⁾. In der Tat ist Buchanans *Iephthes, sive Votum*⁴⁾ in dem einheitlichen Aufbau, dem knappen Dialog, der würdevollen reflexionsreichen Rhetorik ein Musterbeispiel einer Senecatragödie, und *Baptistes, sive Calumnia*⁵⁾ ist überdies ein politisches Stück, das im selben Sinne wie Sidneys *Arcadia*⁶⁾ lehrend und mahnend auf die Gegenwart Bezug nimmt. Es ist eigentlich eine staatsphilosophische Abhandlung, ein “De jure regni apud Scotos”⁷⁾ in dramatischer Form, denn durch den Mund des Täufers spricht Buchanan seine Ansichten über Art und Grenzen der Herrschaft aus, und in der Handlung, von der Buchanan sagt “speciem tirannidis illius temporis ob oculos posui”⁸⁾ sollte nicht die Tyrannis “jener Zeit” getroffen

notwithstanding as it is full of stately speeches, and well sounding phrases, clymyng to the height of Seneca his style, and as full of notable morallitie, which it dooth most delightfully teach, and so obtaine the very ende of Poesie” (S. 102).

¹⁾ S. 88.

²⁾ Boas a.a.O. S. 19: “The College of Guienne in Bordeaux had the distinction of producing between 1540 and 45 . . . the most notable neo-classic plays of the strictly humanist type written on French soil. These included the *Baptistes* and *Iephthes* of George Buchanan and the *Julius Caesar* of Muretus.”

³⁾ S. 105.

⁴⁾ Gedruckt Paris 1544, 1554, 1590.

⁵⁾ 1562 in Cambridge aufgeführt; gedruckt laut Cat. of Brit. Mus. Londini et protestant Antwerpiae 1578, laut Cat. Libr. of Congress “first publ. in 1641 (trad. by J. Milton) by order of the House of Commons”.

⁶⁾ Vgl. die grundlegende Studie von F. Brie: *Sidneys Arcadia*, Straßburg 1918 (Quellen und Forschungen 124). Vgl. auch die Äußerungen über die *Arcadia* in Fulke Grevilles *Life of Sir Philip Sidney*, ed. N. Smith, Oxf. 1907. S. 14ff.

⁷⁾ Buchanans Abhandlung dieses Titels datiert 1579.

⁸⁾ Boas, S., 41f., 60f.

werden, sondern die Kirchen- und Staatspolitik Heinrichs VIII. (= Herodes).

Damit war eine politische Senecatragedie inauguriert, und da diese von Sidney ausdrücklich gebilligt worden war¹⁾, so knüpfte Sidneys Freund, Biograph und Herausgeber²⁾ Fulke Greville hier an, im Bewußtsein, es sei "no small degree of honour to imitate, or tread in the steps of such a Leader"³⁾. Vielleicht ging Greville weiter als Sidney gutgeheißen hätte, denn seine Tragödien⁴⁾ wollen nicht nur "notable images of vertues, vices, or what els, with that delightfull teaching"⁵⁾ geben, sondern "trace out the high waies of ambitious Governours, and to shew in the practice, that the more audacity, advantage, and good successe such Soveraignties have, the more they hasten to their owne desolation and ruine"⁶⁾. Grevilles um das Jahr 1600 geschriebene Tragödien *Mustapha*, *Alaham*, *Antonie and Cleopatra*⁷⁾ sind dementsprechend nicht dramatisierte Geschichte, sondern dialogisierte staatspolitische Abhandlungen. "He that will behold these Acts upon their true Stage, let him look on that Stage wherein himself is an Actor, even the state he lives in, and for every part he may perchance find a Player, and for every Line (it may be) an instance of life, beyond the Authors intention, or application, the vices of former Ages being so like to these of this Age, as it will be easie to find out some affinity, or resemblance between them"⁸⁾. Diese Bemerkungen Grevilles sind für seine künstle-

¹⁾ S. o. Zitat S. 98 f.

²⁾ 1590 gab Greville die überarbeitete unvollendete Quartofassung als ersten Druck der *Arcadia* heraus unter dem Titel *The Countesse of Pembrokes Arcadia*, s. S. 92, Anm. 4.

³⁾ *Life of Sidney* a. a. O. (vgl. S. 99 Anm. 6) S. 150.

⁴⁾ *Poems and Dramas of Fulke Greville*, ed. G. Bullough, 2 Bde. Edinb. u. Lo. 1939. Über Greville vgl. Bulloughs Einleitungen und M. Croll: *The Works of F. Greville*, Diss. Univ. of Pennsylvania 1901.

⁵⁾ *Life of Sidney* a. a. O. S. 75.

⁶⁾ *Ibid.* S. 221.

⁷⁾ Bullough datiert (S. 48 u. 57) *Mustapha* 1594/6, *Alaham* 1598/1600, *Antonie and Cleopatra* 1600/1; Kastner und Charlton (in ihrer Ausgabe der Werke von Alexander S. CXLV und CLXXX f.) datieren *Mustapha* 1604/9, *Alaham* 1604/9, *Antonie and Cleopatra* 1600/4.

⁸⁾ *Life of Sidney*, S. 224.

rische Ambition aufschlußreich: wie seine Traktate kreisen auch seine Dramen um die *Declination of Monarchy*¹⁾, und er möchte, daß "a favourable Reader might easily find some consanguinitie between them."²⁾ Die politische Befrachtung der Dramen war so stark, daß Greville in Schwierigkeiten kam: von den drei Tragödien wurde, wie er sagt, "*Antonie and Cleopatra*, according to their irregular passions, in forsaking Empire to follow sensuality, . . . sacrificed to the fire"; er läßt aber den wahren Grund, die politische Zensur, erkennen in den Worten "apt enough to be construed, or strained to a personating of vices in the present Governors, and government"³⁾. Es handelt sich jedoch nicht um Schlüsseldramen, sondern um Aussprache der die damalige Zeit bewegenden politischen Fragen in ihrem Widerstreit⁴⁾. Die Stücke kreisen um das Problem der Monarchie und die Verantwortung des Herrschers gegenüber göttlichem und menschlichem Gesetz. *Alaham* schildert in Dialogszenen in Senecas Art mit Amme, Boten und Chören sowie mit einem Geist-Prolog das Schicksal eines schwachen Monarchen, den die Usurpationsgelüste seines Sohns, die ehebrecherische Leidenschaft seiner Frau und die Intrigen der Günstlinge in den Untergang reißen; *Mustapha* bringt als Gegenbeispiel den Fall eines tyrannischen Monarchen, wobei ebenfalls die Leidenschaft einer Frau in das Zentrum des Konflikts gestellt ist. Diese Einschaltung der "passion" gibt dem Ideendrama Zwangsläufigkeit, und der weltanschauliche Hintergrund, der in den Maximen und besonders in den Chören fühlbar wird, hebt es auf die Höhe einer philosophischen Diskussion. Denn Greville sieht das geschichtliche Geschehen sub specie aeternitatis. Die menschlichen Unvollkommenheiten, wie die mitfühlend dargestellte Lage der

1) Titel einer Abhandlung Grevilles vgl. *Life of Sidney*, S. 152.

2) Ibid. S. 151.

3) Ibid. S. 155f. der drohende politische Zugriff hing mit dem Daniel wegen seines *Philotas* gemachten Prozeß zusammen. Vgl. u. S. 108f.

4) Vgl. U. Ellis-Fermor: *The Jacobean Drama*³ Lo. 1947. S. 199 "This, then, is Greville's function in the history of contemporary drama, that he made explicit statement both of the ideas themselves and of the conflict between them, which were characteristic of the thought of his contemporaries."

Unterdrückten, sind letztlich notwendige Folge des Sündenfalls. Der dramatische Konflikt ist vor dem kosmischen Hintergrund des Kampfes der guten und bösen Mächte gesehen. Der Gegensatz zwischen himmlischer und irdischer Ordnung ist unüberbrückbar:

Oh wearisome Condition of Humanity!
Borne vnder one Law, to another bound.¹⁾

Aber das letzte Wort haben die guten Mächte, der Triumph gebührt den Tugendhaften, im Tod Bewährten²⁾. Immer wieder hat man bei der Lektüre der beiden Dramen Grevilles den Eindruck, daß hier eine eigenständige und nicht nebensächliche Vorstufe des heroischen Dramas von Dryden vorliegt, sowohl in den Themen und Charakteren, wie in der oft packenden Rhetorik und den durch sie zum Ausdruck gebrachten heroischen Gefühlen³⁾.

Es liegt aber auf der Hand, daß solche Dramen nicht mit den erfolgreichen Stücken der Volksbühne wetteifern konnten. Sie waren auch nicht für öffentliche Aufführungen geschrieben. Greville sagt: "I have made those tragedies, no Plaies for the stage, be it known, it was no part of my purpose to write for them, against whom so many good, and great spirits have already written"⁴⁾. Man höre auch Daniel, der über "Gross Barbarism" der Volksbühne klagt⁵⁾, die "idle fictions" und "grosse follies" verurteilt, mit denen "the Stage at this day abused men's recreations"⁶⁾, und sich entschuldigen zu müssen glaubt, daß Stücke von ihm auf den Theatern gespielt wurden⁷⁾.

¹⁾ *Mustapha* Schlußchor (Poems and Dramas II, 156).

²⁾ Vgl. Bulloughs Einleitung *ibid.* II, 61.

³⁾ Vgl. Ellis-Fermor: *Jacobean Drama* a. a. O. S. 194: "Greville is already anticipating not only his [Dryden's] themes and settings but something of his way of relating 'sentiment' to action. He strikes out fine heroic sentiments, as does Dryden and from similar themes." — Croll a. a. O. (S. 100, Anm. 4) weist auch auf Davenant hin, den Dryden "Vater des heroischen Dramas" nannte. Davenant "was an inmate, part of the time a page, in Lord Brooke's house" (S. 35).

⁴⁾ *Life of Sidney* a. a. O. S. 224.

⁵⁾ In der *Cleopatra*-Widmung an Mary Z. 35 (Ausg. v. Lederer S. 74).

⁶⁾ In der *Philotas*-Apologie (Ausg. v. Michel S. 156).

⁷⁾ In dem Letter to Viscount Cranbourne 1605: "my necessitie I confess hath driven me to a thing unworthy of me, and much against my harte, in

Man dachte nicht daran, die öffentlichen Theater zu reformieren; man ließ sie gelten, wie man heute die Kinos gelten läßt, man wollte das Drama reformieren und einer Erziehungswerte bergenden Kunst den Weg bereiten, gleichviel ob sie Fuß auf den zeitgenössischen Theatern faßte oder nicht¹⁾. Es genügte, wenn die nach dem klassisch-französischen Muster geschriebenen Dramen in privaten Aufführungen – die es sicher gab, von denen wir aber nichts wissen –, in Vorlesungen oder im Druck den Beifall der humanistischen Kreise fanden. Dieses erlesene Publikum wußte die Wahrung der antikischen Form und die von Greville angestrebten “Images of Life”²⁾ zu schätzen, und für den religiös und politisch überaus interessierten Wiltonkreis hatte die leidenschaftlich-ernste Rhetorik, mit der eine stoisch-protestantische Lebensansicht und die staatspolitische Diskussion über die Monarchie vorgetragen wurde, etwas Aufregendes und die Geister Mitreisendes. Unsere Einwände sind schwer zu begründen; denn von Dramen, deren Chöre guten und bösen Geistern in den Mund gelegt sind, teilweise in dialogischem Streit (wie in den ersten drei Akten von *Alaham*), und die Zeit und Ewigkeit im Wechselgesang auftreten lassen (wie nach dem dritten Akt von *Mustapha*), kann man nicht sagen, daß sie die Tragödie aus dem metaphysischen Zusammenhang herauslösen. Aber wir vermissen den inneren Bezug dieser philosophischen Partien zu der eigentlichen Handlung, die in der politischen Sphäre sich abspielt, in der weder der antike Schicksalsbegriff noch eine ausgleichende göttliche Gerechtigkeit entscheidend fühlbar wird. Diese Einwände hätten bei Buchanan und Greville kein Verständnis gefunden, auch nicht bei Sidney, obwohl dessen Auffassung des

making the stage the speaker of my lynes” (*Works*, ed. Grosart IV, LIII nach Kastner-Charlton: *Poetical Works of Alexander* LXXVIII).

¹⁾ Nach Kastner-Charlton (*Poetical Works of Alexander* I/CLXXVIII f.) war *Philotas* das einzige dieser Dramen, das für die öffentliche Bühne bestimmt war, obwohl die tatsächliche Aufführung gegen Daniels Willen geschah (Daniel wollte nur eine private Aufführung in Bath). Bezüglich *Cleopatra* sagen Kastner-Charlton (I/CLXXXI) “It is not impossible, however, that Daniel at a later date thought of reviving his *Cleopatra* for the stage.”

²⁾ *Life of Sidney*, S. 224, anklingend an Sidneys Wendung s. S. o. 97.

Dichters als "Vates . . . diuiner, foreseer, or Prophet"¹⁾ und seine Forderung der in der Dichtung fühlbaren "force of a diuine breath"²⁾ höher zu greifen scheint.

Marys weiblicher Instinkt dürfte sich jedoch der Grenzen dieser Tyrannentragödien, die trotz gewaltsamen Geschehens nur den Intellekt ansprachen, bewußt gewesen sein, denn sie wählte als Vorbild Garnier, in dessen Dramentrilogie *Porcie* (1563), *Cornélie* (1574), *Marc Antoine* (1578)³⁾ dem Mitfühlen mehr Raum gegönnt war, so daß die Bewährung im Fall der Heroen allgemein-menschliches Interesse beanspruchen konnte. Von der Trauer über den Einzelfall erhebt sich der Geist zu Betrachtungen des allgemeinen Menschenloses. Der Mensch, der die Kraft zum Dulden in sich trägt, weil er das irdische Leid als göttliche Bestimmung erkannt hat, muß, und sei es im Sterben-Können, über Gewalt und Schicksal triumphieren. Hier steht also nicht abstrakte politische Theorie im Mittelpunkt, sondern die Darstellung des "coeur magnanime", womit, wie Mary erkannte, eine weitgehende Annäherung der klassizistischen und christlichen Welten ermöglicht war: die antike "gravitas" erschien als christliche Größe. Dies nahm Mary gefangen, und mit sicherem Wertgefühl wählte sie das *Antonius*-Drama, um die rhetorisch-würdevolle Sprache der gereimten Alexandriner und die bilderreiche Poesie der Chöre in einer englischen Übersetzung nachzubilden⁴⁾. Die Art dieser Tragödie, die uns mehr wie eine dialogisierte Elegie anmutet als wie ein Drama, möge eine Inhaltsskizze dartun. Der erste Akt ist ein klagender Monolog Antons, der um der Leidenschaft willen eine Welt verspielte. Von Octavian mit Gefangennahme bedroht, von Cleopatra sich getäuscht wahnend, bleibt ihm als Befreiung nur der Tod, worauf der Chor einfällt: "when

¹⁾ *Defence*, a. a. O. S. 70.

²⁾ *Ibid.* S. 73.

³⁾ *Oeuvres complètes*, ed. L. Pinvert, 2 Bde. Paris 1923. Vgl. A. M. Witherspoon: *The Influence of Robert Garnier on the Elizabethan Drama*, New Haven 1924 (Yale Studies in English, 65).

⁴⁾ 1590, gedruckt 1592. Diese erste Ausgabe erfolgte zusammen mit der de Mornay-Übersetzung (s. o. S. 96, Anm. 2). Moderne Ausgabe: *The Countess of Pembroke's Antonie* ed. A. Luce, Weimar 1897 (Literarhistorische Forschungen Heft 3).

we began to be, began our woe" – darauf antwortet im zweiten Akt das Klageecho Cleopatras. Schuldbewußt wegen der Flucht aus der Seeschlacht und unter Antons Zweifel leidend, sieht auch sie ihr Leben verspielt, was der Chor zum Thema der Unbeständigkeit alles Irdischen erhöht: "Euery thing time ouerthrowes". Der dritte Akt variiert die Antoniusklage in einem Dialog mit Lucilius. Aufruhr und Tyrannei sind die Folge, wenn Könige der voluptas verfallen. Als Buße bleibt nur Verzicht und Tod, was der Chor mit einem Preis der Sterbensbereitschaft kommentiert. Im vierten Akt spricht Octavian mit rhetorischen Tyrannengebärden, denen Agrippa im Sentenzengespräch ein edleres Herrschaftsideal gegenüberstellt. Da meldet ein Bote Antons Tod, worauf Octavian die Gefangennahme Cleopatras beschließt. Der ganze fünfte Akt, der den zweiten gesteigert wiederholt, ist von Cleopatras Klagehymnen eingenommen als Begleitung der Beweinungszeremonien des Antonius. Von ihren Vertrauten umgeben, hinschmelzend in Tränen, erwartet sie den Gifftod.

Der Versuch, mit einem solchen kammerspielartigen und für einen engen Kreis geschriebenen Drama in Wettbewerb mit der Volksbühne zu treten, mußte, so scheint uns, aussichtslos bleiben. Aber damals sah es etwas anders aus. Die literarisch tonangebenden höfischen und humanistischen Kreise waren klassizistisch orientiert, und der Eindruck von Marys 1592 im Druck erschienener Übersetzung war doch so stark, daß ein von seiner Feder lebender Dramatiker der Zeit, der dem Erfolg nachlaufen mußte, plötzlich in die klassizistische Linie einschwenkte. Thomas Kyd, der erfolgreiche Verfasser der *Spanish Tragedy* und des *Urhamlet*, legt 1594, also zwei Jahre nach Marys Übertragung des *Marc Antoine*, eine Übersetzung von Garniers *Cornélie* vor¹⁾ und kündigte auch eine Übertragung des dritten, noch ausstehenden Garnier-Dramas, der *Porcie* an. Daß Kyds Übersetzung schlecht ist, der Marys nicht zu vergleichen, ist natürlich; die klassizistische Kunstform

¹⁾ Thomas Kyd: *Works*, ed. F. S. Boas, Oxf. 1901. *Cornelia* in Hazlitts Dodsley, Bd. V u. ed. H. Gassner, München 1894. Boas betont in der Einleitung (S. LXXIV) daß Kyd "inspired by her [Lady Pembroke's] example" die Übersetzung unternahm. Daß Kyd, wie Schick annimmt (Archiv 90, 190), im Wiltonkreis verkehrte, ist wenig wahrscheinlich.

mußte sein Talent beengen. Um so auffälliger ist das Umschwenken zu der anderen Kunstart. Offenbar glaubte er an eine neue, durch den Wiltonkreis heraufgeführte Senecamode klassizistischer Dramen und hoffte, Mary als Patronin zu gewinnen.

Diese aber hatte einen andern Schützling erwählt, der ihre hohen literarischen Absichten besser verwirklichen konnte: den jungen, auch von Spenser als Dichterhoffnung begrüßten Samuel Daniel. Damit vollzog sich ein weiterer Schritt in der inneren Entwicklung der klassizistischen Tragödie, die, bei gleichbleibender Strenge der äußeren Form, in ihrem Gehalt schon bei Garnier und Greville sich gewandelt hatte. Senecas, den Zuschauer in Aufregung und Schrecken versetzende grelle Affektgemälde mußten schon mit der Bevorzugung historischer vor mythologischen Themen zurücktreten. Eben damit konnte die Behandlung nationaler Fragen zur Aufgabe des Theaters werden; und statt des Rachemotivs traten – höchst aktuell, aber dramatisch matt – Spannungen zwischen Pflichten des Volks, Verantwortung des Herrschers, Vaterlandsliebe und religiöser Überzeugung in den Vordergrund. Dies politisch-philosophisch-erziehlische Streben kennzeichnet Grevilles Dramen. Mit Daniel ging die Entwicklung weiter zu einem förmlichen Seelengemälde. Daniel schrieb im Auftrag der Gräfin Mary und angeregt von Etienne Jodelles *Cléopâtre captive* (1552) ein Gegenstück zu dem *Antoniusdrama*, das Mary übersetzt hatte. Diese *Tragedie of Cleopatra* (1594)¹⁾ ist ein Höhepunkt der vom Wiltonkreis propagierten klassizistischen Tragödien. Alle geschichtlichen Begebenheiten werden vorausgesetzt, die Handlung ist nur eine innere Handlung und

¹⁾ Samuel Daniel: *Complete Works*, ed. A. B. Grosart, 5 Bde. Lo. 1885–96 (Privatdruck); *Daniel's The Tragedie of Cleopatra nach dem Drucke von 1611*, ed. M. Lederer, Louvain 1911 (W. Bangs Materialien zur Kunde des älteren Englischen Dramas, Bd. 31). In der ersten Fassung (Drucke von 1594, 1599, 1601, 1602, 1605) setzt das Stück unmittelbar vor dem Tod der Cleopatra ein; in der späteren Fassung (Drucke von 1607 u. 1611) unmittelbar nach dem Tod des Antonius. Vgl. die Einleitung in Lederers Ausgabe S. XIff. – Zur Stoffgeschichte vgl. W. Traub: *Auffassung und Gestaltung der Cleopatra in der englischen Literatur*, Würzburg 1938. Quellenvergleiche finden sich in: A. Bubern: *S. Daniels Cleopatra und Philotas und S. Brandons The Virtuous Octavia*. Diss. Königsberg 1913.

beschränkt sich auf ein seelisches Stimmungsgemälde. Eine Inhaltsangabe muß auf wenige Sätze zusammenschrumpfen: der erste Akt enthält einen Monolog Cleopatras, die durch Leid zur wahrhaft Liebenden geworden ist und dem sühnenden Freitod entgegensieht. Der zweite Akt beleuchtet Cleopatra aus der Sicht ihres Gegners Octavian, worauf, im dritten Akt, Cleopatra und Octavian sich begegnen. Cleopatra wird durch ihre Demut majestätisch erhöht, und der vermeintliche Sieger Octavian scheint um seinen Triumph betrogen. Der vierte Akt steigert Cleopatras Größe im Unglück: ihre früheren Vertrauten verraten sie und liefern ihren Sohn Caesario an Octavian, dessen finstere Pläne ein Brief Dolabellas meldet. In einem Monolog über das Fortleben der Seelen nimmt Cleopatra in gläubiger Hoffnung Abschied von der Welt. So bleibt für den fünften Akt nur ein Botenbericht und die Verkündigung von Cleopatras Tod. Jeder Akt wird vom Chor beschlossen.

Diese Tragödie, die offenbar Marys Idealvorstellung entsprach, hat, wie die Garniers und der "tragédie classique", eine einfache, einsträngige Fabel, von der nur die letzte, unheilvolle Krise gezeigt wird; sie hat einen lapidaren und in all ihren Unterteilungen von Akt und Szene vollkommen symmetrischen Bau, wobei ein Minimum an Handlung durch ein Maximum an pathetischer Rede wettgemacht wird. Sie hat in der Staats-handlung und in der Trägerin einer ideal konstruierten Leidenschaft dasselbe Thema wie Garnier, nämlich das Schauspiel menschlicher Würde und Größe im Unglück und angesichts des Todes, wodurch im Betrachter das erhabene Gefühl klassischer gravitas und göttlicher Schicksalsfügung geweckt werden sollte. Andererseits ist die Heldin im Vergleich zu Garniers Darstellung weicher, empfindsamer, menschlicher. Gegenüber Garniers herber, strenger Strichführung mutet Daniels Porträt wie eine Silberstiftzeichnung an, und durch diese feine psychologische Zeichnung wirkt die Heldin glaubhafter¹⁾. Darin dürfen wir wohl den Einfluß Marys sehen, wie es die Verswidmung der 1594 gedruckten Tragödie ausspricht.

¹⁾ Crantz a. a. O. S. 203f.

Loe heere the worke the which she did impose
 Who only doth predominate my Muse:
 The starre of wonder, which my labours chose
 To guide their way in all the course I vse.
 She, whose cleare brightnes doth alone infuse
 Strength to my thoughts, and make mee what I am;
 Call'd vp my spirits from out their low repose,
 To sing of state and tragick notes to frame.¹⁾

Das Ziel, von Staat und hoher Tragik zu dichten, verfolgte Daniel in seinem nächsten Drama, *Philotas* (1600)²⁾, aber so unglücklich, daß er in den Verdacht einer Anspielung auf die Essexverschwörung geriet. Dieser Verdacht mag trotz Daniels "Apology" begründet sein³⁾, obwohl das Stück, gemäß der vom Wiltonkreis geteilten politischen Überzeugungen nur eine allgemein gehaltene Warnung vor den Gefahren der Tyrannis und der Anarchie ausspricht. Allerdings, die dem Chor in den Mund gelegte Schlußfanfare

The wrath of Kings doth seldome measure keepe,
 Seeking to cure bad parts they lance too deepe.⁴⁾

und Daniels Dramenthema, "the frailty of greatnesse, and the vsuall workings of ambition, the perpetuall subiects of books and tragedies"⁵⁾, erinnert mehr an Fulke Greville und die Tyrannentragödien Buchanans als an die moderne Geschmacksrichtung Marys, derzufolge die Cleopatratragedie ein ethisch-psychologisches Drama geworden war, in vermeintlich genauester Befolgung der Aristotelischen Definition der Tragödie als "μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας μέγεθος ἐχούσης . . . δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν"⁶⁾. Wären unter Marys Anregung noch weitere

¹⁾ S. 73 der Ausgabe von Lederer. Die umgearbeitete Fassung *ibid.* S. 3, vgl. u. S. 109 Anm. 1.

²⁾ Gedruckt 1605, 1607, 1611, 1623. Ausgabe: *The Tragedy of Philotas By Samuel Daniel*, ed. L. Michel, New Haven, 1949 (Yale Studies in English 110).

³⁾ L. Michel (vgl. Anm. 2) vertritt die These "that the play only became actively the personal tragedy of Philotas after the influence of the Essex Tragedy had come to bear" (S. 17). Vgl. die langen politischen Darlegungen in seiner Einleitung 1-66 *passim* (insbes. S. 36-66: "The Essex Affair").

⁴⁾ Z. 2119f. S. 155 der Ausgabe von Michel.

⁵⁾ In der Apologie zu *Philotas* S. 166 der Ausgabe von Michel.

⁶⁾ Poet. VI, 2.

Tragödien entstanden, so hätten sie, um der, in den reinen Tyrannentragödien zu kurz kommenden, Aristotelischen Mitleidsforderung Genüge zu tun, nur Frauengestalten wie die Danielsche Cleopatra zu Heldinnen haben können, voll Seelenhoheit, aber mit soviel empfindsamer Regung, daß ein starkes Mitgefühl des Lesers oder Zuschauers erweckt wird¹⁾. Es ist derselbe Weg, den hundert Jahre später die erneut importierte französisch-klassizistische Tragödie in der Hand von Nicholas Rowe nahm, dessen weibliche Heldinnen in ihrem bemitleidenswerten Unglück bereits den Übergang bilden zu der Tragödienauffassung der neueren Zeit.

Die künstlerischen Errungenschaften der vom Wiltonkreis propagierten klassizistischen Tragödie²⁾ – die Synthese der religiösen und klassizistischen Haltung, die Verbindung einer kühlen gemessenen Form mit starkem menschlichem Gefühl, und die Tragödie als ideales Bild menschlicher Würde und Größe – haben es nicht dazu gebracht, daß sich England, ebenso wie Frankreich, um 1600 zugunsten der klassizistischen Tragödie entschied. Warum es nicht dazu kam, läßt sich schwer beantworten. Von uns aus urteilend möchte man es Shakespeare zuschreiben, dessen Charaktertragödien durch die Entwicklung einer inneren Notwendigkeit viel höher stehen als die seiner Vorläufer, die, wie das Beispiel Kyds zeigt, wenigstens zeitweise von dem Sieg des Klassizismus überzeugt waren. Aber diese Frage ist in unserem Zusammenhang nicht entscheidend, vielmehr geht es um das historische Faktum, daß auch zur Zeit von Shakespeares größten Bühnenerfolgen die vom Wiltonkreis hochgehaltene klassizistische Dramen-tradition gültig blieb, und zwar nicht als Reservat des kleinen

¹⁾ Vgl. die spätere Fassung der Danielschen Widmung seiner Cleopatra an Mary:

. . . who didst at first disclose
Vnto our times, what noble powers there are
In womens harts, and sent example far
To call vp others to like studious thoughts . . .

vgl. S. 108 Anm. 1.

²⁾ Die Reformbestrebungen betont Daniel mit einem Hinweis auf die Antike: "I sought to redeeme the stage from idlenesse to those grave presentments of antiquitie", nach Crantz a. a. O.

Wiltonkreises, sondern als Kunstanschauung der oberen Zehntausend. Der Shakespeare befreundete Ben Jonson, der in dem Widmungsgedicht der Shakespearefolio sagt "he was not of an age but for all time" hat ebendiesem Gedicht die vielzitierte Wendung von dem "little latin and less greek" eingeflochten. Diesen Einwand gegen Shakespeares mangelnde klassische Bildung hat er in vertrautem Kreis zu dem weitergehenden Einwand gegen Shakespeares unklassizistische Kunst verschärft, "That Shaksper wanted Arte"¹⁾. Das geschah in den Unterhaltungen mit dem schottischen Adligen Drummond of Hawthornden, der, wie diese Gesprächsnotizen und seine Bibliothek beweisen, beispielhaft war für die klassizistische Geschmacksrichtung bei den Gebildeten jener Tage.

Drummond war befreundet mit Sir William Alexander²⁾, dem Haupt der schottischen Schule, dessen streng klassizistische Tragödien *Darius*, *Croesus*, *Caesar*, *Alexander*³⁾ 1603–7, also gleichzeitig mit Shakespeares großen Tragödien, erschienen, und, wie die vielen Auflagen beweisen⁴⁾, sich großer Beliebtheit erfreuten. Alexander hatte keine Verbindung mit dem Wiltonkreis⁵⁾, teilte aber dessen Anschauungen, wie er auch dort geschätzt wurde. Das können wir aus dem Lob entnehmen, mit dem Marys Schützling Samuel Daniel im Jahr 1605 den Dramatiker Alexander bedachte⁶⁾, wie auch umgekehrt aus dessen Hochschätzung der *Arcadia* ("the most ex-

¹⁾ Ben Jonson, ed. C. H. Herford and P. Simpson, Oxf. 1925 ff. I, 133.

²⁾ *The Poetical Works of Sir William Alexander*, ed. L. E. Kastner and H. B. Charlton, 2 Bde, S. T. S. 1921–9.

³⁾ Der Titel lautet *The Alexandraean Tragedy*, weil Alexander nicht selbst auftritt, sondern, wie Charlton sagt, "the very philosophic and the very long-winded ghost of Alexander." (*Works*, CLXXXV).

⁴⁾ 1603 *Darius*; 1604 *The Monarchicke Tragedies (Darius, Croesus)*; 1607 desgl. (*Darius, Croesus, Alexandraean Tragedy, Caesar*); 1616 desgl.; 1637 desgl. (unter dem Titel *Recreations with the Muses*). Also 5 mal *Darius* (in vier Umarbeitungen), 4 mal *Croesus* (in drei Umarbeitungen), 3 mal *Alexandraean Tragedy* und *Julius Caesar* (in jeweils drei Umarbeitungen). Vgl. Charltons Einleitung zu *The Poetical Works*, a. a. O. S. CXCIV.

⁵⁾ L. Michel in seiner Ausgabe von Daniels *Philotas* (s. S. 108, Anm. 2) nennt auch Alexander und Brandon als Mitglieder des Wiltonkreises (S. 9 u. ö.). Belege für diese Annahme werden nicht gegeben.

⁶⁾ Charlton in der Einleitung zu *Poetical Works of Alexander*, S. CLXXVII.

cellent Work that, in my Judgment, hath been written in any Language that I understand")¹⁾. Es muß auch eine, vielleicht gegenseitige Beeinflussung der Dramatiker Greville und Alexander²⁾ angenommen werden, denn Alexander, der in seinem Poetiktraktat *Anacrisis* nur nebenbei auf die Tragödie zu sprechen kommt, ihre "gravity" hervorhebt und empfiehlt, eine wahre historische Begebenheit und eine große bekannte Persönlichkeit zum Vorwurf zu wählen³⁾, bewegt sich in seinem dramatischen Schaffen auf derselben klassizistischen Linie, die Greville, auch in der Theorie, vertritt. Greville erstrebte eine politische Tragödie, wie die französischen Senecanachfolger, wie Daniel im *Philotas*. Die politische Aufgabe, die Greville seinem dramatischen Schaffen setzte: "to trace out the high waies of ambitious Governours . . ." ⁴⁾ ist dieselbe, die sich Alexander stellt. Seine vier Tragödien haben alle dasselbe Thema: den Fall ehrgeiziger Großer. Der Ruin des Darius Codomannus, der Sturz des Croesus, die zur Ermordung der königlichen Familie führenden Diadochenstreitigkeiten, der Fall Caesars – sie sind politische Exempla, wie die "Tragödien" des *Mirror for Magistrates*. Sie ähneln sich zu sehr als daß eine Handlungsanalyse der einzelnen Dramen gerechtfertigt wäre. *Darius*, kurz und nicht mit Maximen überlastet, ist eben deshalb das bestkonstruierte Drama, während die Handlung des *Croesus* durch das "monarchische" Moralisieren locker gefügt erscheint und in der *Alexandraean Tragedy* in einer historienartigen Szenenreihe sich auflöst. Dafür ist hier, was dem Verfasser am Herzen lag, in den Reden der vielen Thronprätendenten, Gelegenheit, sich über Grundsätze und Pflichten von Staat und Herrscher zu verbreiten. Noch mehr "monarchische Tragödie" ist *Julius*

¹⁾ In dem Traktat "Anacrisis" (*Critical Essays of the Seventeenth Century*, ed. J. E. Spingarn, Bd. I [Oxford 1908], S. 186).

²⁾ U. Ellis-Fermor in: *The Jacobean Drama* a. a. O. bezeichnet Grevilles Dramen als "the direct result of the late Senecan revival under Daniel and Alexander" (S. 191) und spricht von "the late Senecan revival begun by Daniel and passing through Alexander to Greville" (S. 194). Diese Einordnung, die chronologisch einige Schwierigkeiten haben dürfte, betont die Gleichartigkeit der Bestrebungen Alexanders und des Wiltonkreises.

³⁾ *Anacrisis* (s. o. Anm. 1) S. 186.

⁴⁾ S. o. S. 100. Die Stelle steht in Grevilles *Life of Sidney*, a. a. O. S. 221.

Caesar, da der historisch gegebene und bereits mehrfach dramatisch behandelte Stoff einen klaren Aufbau begünstigte und gleichzeitig eine Monarchie-Erörterung erforderte.

Wie dieser politische Ideengehalt bezeugt auch die Form der Alexanderschen Dramen eine Übereinstimmung mit den Bestrebungen des Wiltonkreises. Das klassische Vorbild zeigt sich in den von Darius, Solon, Alexanders Geist und Juno gesprochenen Expositions-Prologen, in den langen Reden mit eingefügten Stichomythien und in den Chören (besonders hervorzuheben: *Darius* Akt II und *Alexandraean Tragedy* Akt III). Daß der jeweilige Tod des Helden durch Boten berichtet wird, bedarf keines besonderen Hinweises. In der Verwendung des Reimverses steht Alexander den Dramen Grevilles am nächsten. Während sich Mary Sidney und Kyd in ihren Garnierbearbeitungen des Blankverses bedienten, wählten Daniel, Greville und Alexander den Reimvers und zwar in einer eigentümlichen Mischform: kreuzweis gereimte Zeilen wechseln mit Reimpaaren und reimlosen Zeilen, wobei das öfteren die Verbindung der Kreuz- und Paarreime strophischen Charakter annimmt. Von kleineren Unterschieden ist dabei abgesehen (in Daniels *Cleopatra* finden sich keine reimlosen Zeilen, wohl aber in *Philotas*, während Greville oft Reimpaare durch einen Blankvers trennt). In dieser Reimverwendung läßt sich der Grundsatz erkennen, die Eintönigkeit der paarweisen Reime zu vermeiden; Alexander sucht diesem Ziel mit durchgehender Verwendung des Kreuzreimes zu entsprechen. Daß diese englischen Klassizisten noch nicht, wie dann Dryden, sich der Regel des Reimpaares unterwarfen, ist ein Beweis, daß man sich der Eigenständigkeit des englischen Klassizismus bewußt war und nicht den französischen Alexandriner bedenkenlos übernehmen wollte.

Verstechnisch unmittelbar neben Alexanders Stücke zu stellen ist das gleichfalls in kreuzweisem Reimvers geschriebene Drama *The Tragicomoedi of the vertuous Octavia* (1598)¹⁾ von Samuel Brandon, das zeitlich früher liegt, hier aber zuletzt behandelt wird, weil es eine weitere Stufe auf dem Weg zum heroischen Drama darstellt. Über den Verfasser und über Lady

¹⁾ Ed. R. B. McKerrow, The Malone Society Reprints, 1909.

Lucia Audelay, der das Stück gewidmet ist, wissen wir nichts. Es ist nicht anzunehmen, daß Brandon persönliche Beziehungen zum Wiltonkreis hatte¹⁾, er teilt aber dessen dramatische Bestrebungen. Sein Stück ist dem Danielschen Cleopatra-drama nachgebildet; es ist wie dieses und Mary Pembrokes Garnierbearbeitung ein Seelengemälde, das die politische Argumentation nur am Rand zu Wort kommen läßt. Aber anders als in den genannten Dramen ist die Frauengestalt weniger mit weichen als mit willensbetonten Zügen ausgestattet und deutet damit auf englischem Boden die heroisch-politischen Frauengestalten eines Corneille voraus. Nicht Cleopatra ist die Heldin, sondern die bisher passive, in den Dramen ein Schattendasein führende Octavia ist zur politisch verantwortungsvoll handelnden Frau erhoben. Der Schauplatz ist nicht Alexandrien, sondern Rom, und auch Caesar spielt eine bedeutendere Rolle als Antonius.

Der in drei Szenen aufgebaute erste Akt wird eingeleitet durch Octavias im Triumph fühlbare Unglücksahnungen, worauf ein Dialog zwischen Konsul und Offizier das hohe Ansehen Octavias erklärt: sie hat in Tarent zwischen dem Gatten und dem Bruder vermittelt und den Bürgerkrieg abgewehrt. Der zweite Akt stößt in die tragische Handlung vor mit der leidenschaftserfüllten Botenszene, worin Octavia Cleopatras Ankunft in Marc Antons Lager erfährt. In hartem Kontrast dazu steht das folgende Gespräch römischer Damen über Octavias "constancie". Im dritten Akt, der wie der vorhergehende aus zwei Szenen besteht, beginnt die von Eifersucht erregte Octavia mit leidenschaftlicher Rede, erhebt sich aber, als Caesar von rächendem Kriegszug spricht, zu dem Entschluß, einen Bürgerkrieg vom Staate abzuwenden. Da die nächste Szene, Caesar mit den Konsuln, kriegerisches Handeln festlegt, muß der, aus einer Szene bestehende vierte Akt das tragische Schicksal der Heldin vollenden. Im Empfinden schwankend zwischen Liebe zum Gatten und Eifersucht gegen Cleopatra muß sie verlieren, gleichviel, ob der Bruder oder der Gatte im politischen Kampfe siegt; man könnte, wie bei Dryden, von einem ständigen Konflikt zwischen Staats-

¹⁾ Vgl. dagegen die Bemerkung von L. Michel, s. o. S. 110, Anm. 5.

handlung und Liebeshandlung sprechen. Octavia rät nochmals zum Frieden¹⁾, aber ein Bote meldet, daß Antonius den Krieg bereits begonnen hat. So bringt der, gleich dem ersten dreiteilige, Schlußakt die höchste Gefühlsentfaltung, aber ohne Eintönigkeit, denn vor die große schmerzliche Liebesklage der treuen Octavia ist eine fast spielerische Szene der Hofdamen gestellt, die diskutieren "What is beautie? What is loue?²⁾;" und ihr folgt der Botenbericht über den Tod des Antonius, worauf Octavia leidvoll ausbricht: "O my Lord . . . O, that Octavia had been slaine for thee"³⁾. Darauf besingt der Chor das unerbittliche Geschick und die Gerechtigkeit des Himmels, womit für den Zuhörer die ethische Lehre der Bewährung zusammengefaßt wird⁴⁾. Da diese Bewährung nicht notwendigerweise den Tod des Helden oder der Heldin voraussetzt⁵⁾, ist Brandons *Vertuous Octavia* von großer dramengeschichtlicher Bedeutung: hier ist erstmals, zwei Menschenalter vor Dryden, die vom Mittelalter ererbte Tragödienauffassung überwunden⁶⁾.

Es soll nicht versucht werden, etwaigen Einflüssen dieser strengen Klassizisten auf die beliebten Dramatiker der Volksbühne nachzuspüren oder klassizistische Züge in Ben Jonsons Dramentheorie, George Chapmans Themenwahl, Beaumont-Fletchers auf das erhabene Gefühl hin angelegten Helden und Massingers "Märtyrerdramen" als Schritte auf dem Weg zur späteren heroischen Tragödie zu deuten. Wir müssen aber, als

1) "O Caesar shall my heart be made a stage
For you to play a bloudie tragedie?" (1668f.).

2) Z. 1967 ff.

3) Z. 1249f.

4) Octavia still distrest,
Doth not to vs declare,
How they most wretched are,
Who are with grieffe opprest:
But shewes what heauen requireth,
How through affliction great,
Great troubles and annoy:
We finde the doubtfull way,
That leades to vertues seate:
Which wisdomes selfe desireth. (2310–20)

5) Daher die Bezeichnung "Tragikomödie" nicht Tragödie.

6) Vgl. meine Literaturgeschichte (Tübingen 1954), I, 378.

Ergebnis dieses Überblicks eine Korrektur der heute noch verbreiteten Anschauung vornehmen. Gegenüber dem einseitigen Bild der Dramatik der elisabethanischen Zeit als einer um Shakespeare gruppierten Sternkonstellation, die in der Puritanerrevolution erlischt, worauf, in der Restaurationszeit, in geborgtem Licht matt leuchtend, die französische heroische Tragödie Drydens folgt, ist eine durchgehende Tradition klassizistischer Dramatik festzustellen, die demnach nicht in Bausch und Bogen von Frankreich importiert zu werden brauchte, deren Wurzeln gerade in der Shakespearezeit bloßgelegt werden konnten. Es gab eben in England beide Dramenarten nebeneinander. Beide waren geschätzt, einmal die eine mehr, dann die andere. Damit schwankte auch Shakespeares Ruhm. Stets war er angesehen, aber nie galt er als fehlerlos; erst die Romantik machte ihn zum Gott.

BONN

WALTER F. SCHIRMER

MILTON AND PATRISTIC TRADITION: THE QUALITY OF HELL-FIRE

The idea that Hell-fire sheds no light was familiar to at least four seventeenth-century writers besides Milton: (*Paradise Lost*, I, 61–9.) Herrick's *Noble Numbers*¹), Collop's *Catholicon Medici*²), Donne's *Ecclogue*³), and Walker's *History of Independency*⁴) all alluded to this belief. Herrick's acknowledged source was St. Basil, and an analogue has been noted in the latter's *Homily on the Twenty-Eighth Psalm*⁵). Nevertheless it would be unwise to attempt to trace Milton's indebtedness specifically to this source. The concept also appeared in Basil's other writings and the works of other Greek or Latin fathers. Any careful reader of the *Hexaemera* of Basil and Ambrose, the *Moralia* of Gregory the Great, or even Chaucer's *Persones Tale* would have known it. Its usefulness for Milton was enhanced by its traditional nature.

I.

In Basil's opinion, fire possessed two distinct properties – light and heat. Though to separate them exceeded man's ability, God could divide the caustic power of flame from its

¹) L. C. Martin (ed.), *The Poetical Works of Robert Herrick* (Oxford, 1956), 387, "Hell-fire":

The fire of Hell this strange condition hath,
To burn, not shine (as learned Basil saith.)

Cf. A. W. Verity (ed.), *Paradise Lost*, II (Cambridge, 1936), 372.

²) See my note, "John Collop and the Flames without Light," *N&Q*, n. s., II (1955), 582–3.

³) *The Poems of John Donne*, ed. Sir H. J. C. Grierson (London, 1945), 118.

⁴) David Masson (ed.), *The Poetical Works of John Milton*, III (London, 1890), 385.

⁵) Martin, 576; Walter W. Skeat (ed.), *Notes to the Canterbury Tales, The Complete Works of Geoffrey Chaucer*, Second Edition (Oxford, 1900), 452.

illuminative power, as in the miracles of the burning bush and the "three children" in Nebuchadnezzar's fiery furnace. In the separation of the two qualities resided the antithetical rewards of the blessed and the damned. The just enjoyed light without heat. Hell-fire, on the other hand, burned, but did not illuminate.

A fairly full statement of Basil's conception of Hell-fire appeared in Symeon Metaphrastes' sermon *De Futuro Iudicio*—one of twenty-four sermons on morals compiled from Basil's various writings. Symeon combined details of the homilies on Psalms 28 and 33 other works into a lurid portrait of the terrors of Hell:

Deinceps qui refertam variis sceleribus vitam traduxit, ei formidabiles quidam truculentique repraesentantur angeli, candentibus ignisque oculis horridum intuentes, nilque nisi igneum spirantes: adeo perversi animo iudicioque depravati sunt: nocti facie persimiles, prae truculentia atque in homines odio. Profundum postea barathrum ostenditur, atque impermeabiles tenebrae, ignisque in obscuritate lumine carens, urendi quidem vi praeditus, lucendi vero facultate destitutus: vermium etiam venenatorum & carnivororum genus quoddam perpetuo comedens, neque edendi satietate se explens, intolerabiles rodendo dolores inurens. Postremo, quae omnium gravissima est poena, opprobrium illud, neque quamlibet longo temporis cursu eluenda infamia . . .¹⁾

Cogita igitur, quaeso, terribiles in eos qui puniuntur, à deo impendentes poenas . . . Tum praeparatus ad punishmentem diabolo atque angelis eius, ignis, domini voce discinditur, ut quoniam duae in eo sunt facultates, urendi una, lucendi altera, quod asperum quidem ultionique in eo idoneum est, penes eos qui ut torreamur, meruerunt, permaneat: eius verò lucem atque splendorem alacris laetantium hilaritas sortiatur: adeò ut qui in punishmentem adhibetur ignis, sine lumine sit: qui verò in oblectamentum, absque urendi vi remaneat. Neque ea in re tibi addubitandum esse cogita. In ipsa enim factorum nostrorum remuneratione, ignis dividetur natura: cuius quidem lumen, iustorum oblectamento: urendi verò molestia, puniendorum tribuetur ultioni. Formidabilior autem ipsis tenebris aeternoque igne, infamia illa est, cui perpetuò peccatores sunt . . . Dei enim à nobis

¹⁾ *Sancti . . . Basilii Magni . . . Opera Omnia*, II, Pt. 2 (Paris, 1618), 118; Migne, *P. G.*, XXXII (Paris, 1857), 1297–1300:

Εἴτα βάρβαρον βαθὺ, καὶ σκότος ἀδιεξόδευτον, καὶ πῦρ ἀλαμπές ἐν τῷ σκότει, τὴν μὲν καυστικὴν δόναμιν ἔχον, τὸ δὲ φῶς ἀφρημένον.

Basil's belief that the heaviest penalty of Hell was disgrace and shame provides an interesting parallel to the humiliation of Satan and his colleagues in Book X of *Paradise Lost*. (All italics are mine with two exceptions: 1) texts from Scripture, and 2) quotations from Thomas Aquinas and Bonaventura.)

alienatio atque aversio, illi qui eam patitur, intolerabilior graviorque est quam caetera gehennae expectata supplicia: ut oculo privatio luminis, licet alius non adsit dolor¹⁾.

In his *Paraenesis sive Adhortatio ad Theodorum Lapsum*, St. John Chrysostom declared that Hell-fire differed from other flames inasmuch as it was inextinguishable and also burned without light:

Etenim cum ignem audis, cave putes esse huic igni similem: hic enim quidquid corripit, devorat et absumit; ille vero quos semel apprehendit, perpetuo comburit, nec unquam desistit; ideoque inextinguibilis dicitur . . . Quis enarraverit terrores a tenebris illis injectos animis nostris? *Quemadmodum enim ignis ille non consumit, ita neque lucet*: alioquin non essent tenebrae. Perturbationem nobis immissam, tremorem, resolutionem, stuporem, illud solum tempus declarare potest²⁾.

The idea was accessible to the Latin-reading world through Eustathius³⁾ *Metaphrasis* of Basil's *Hexaemeron* and through Ambrose's *Hexaemeron*, Gregory's *Moralia*, and other works.

Commenting on the text *Fiant luminaria* (Genesis 1:13)⁴⁾, Ambrose cited the miracle of the burning bush and the con-

¹⁾ Basil, *Opera*, II, Pt. 2, 119; cf. *P. G.*, XXXII, *loc. cit.*:

Τότε τὸ πῦρ ἡτοιμασμένον εἰς κόλασιν τῷ διαβόλῳ καὶ τοῖς ἀγγέλοις αὐτοῦ διακρίπτεται τῇ φωνῇ τοῦ Κυρίου· ἵνα ἐπειδὴ δύο εἰσὶν ἐν τῷ πυρὶ δυνάμεις, ἡ τε καυστική καὶ ἡ φωτιστική, τὸ μὲν δριμύ καὶ κολαστικὸν τοῦ πυρὸς τοῖς ἄξις τῆς καύσεως προσαπομείνῃ, τὸ δὲ φωτιστικὸν αὐτοῦ καὶ λαμπρὸν τῇ φαιδρότητι τῶν εὐφραينوμένων ἀποκληρωθῇ· ὥς ἀλαμπές εἶναι τὸ πῦρ τῆς κολάσεως, ἀκαυστον δὲ τὸ τῆς ἀναπαύσεως ἀπομείναι. Καὶ μὴ ἀμφίβαλλε. Ἐν γὰρ ταῖς τῶν βεβιωμένων ἡμῶν ἀνταποδόσεσι, τοῦ πυρὸς ἡ φύσις διαιρεθῆσεται· καὶ τὸ μὲν φῶς, εἰς ἀπόλαυσιν τοῖς δικαίοις· τὸ δὲ τῆς καύσεως ὀδυνηρὸν, τοῖς κολαζομένοις ἀποταχθήσεται.

²⁾ Migne, *P. G.*, XLVII (Paris, 1863), 289:

Τί ἂν τις, εἴποι τὰ ἀπὸ τοῦ σκότους δείγματα ταῖς ἡμετέραις ἐγγινόμενα ψυχαῖς; ὥσπερ γὰρ οὐκ ἔστιν ἀναλωτικὸν ἐκεῖνο τὸ πῦρ, οὕτως οὐδὲ φωτιστικόν· οὐδὲ γὰρ ἂν σκότος ᾔν.

³⁾ Migne, *P. G.*, XXX (Paris, 1857), 925: “. . . Deus volens famulum suum mirifica visione convertere, sic apposuit rubo flammam, ut solam vim claritudinis ejus, deposita torriditate, monstraret. Sicut et psalmus testatur dicens: *Vox Domini intercidentis flammam ignis* (Psal. xxviii, 7). Unde etiam in retributionibus delictorum quae in vita contraximus, ratio quaedam nos secretior docet *partiendam ignis esse naturam: cujus lux ad illuminandos deputabitur justos, ardor autem ad concremandos proficiet peccatores.*” Cf. Migne, *P. L.*, LIII (Paris, 1865), 923.

⁴⁾ In the Authorized Version, *Genesis* 1:14.

trasting rewards of the righteous and unrighteous as examples of the the divine ability to divide the nature of flame:

Ignis autem et illuminat et exurit. Unde Dominus volens Moysi ostendere suae operationis miraculum, quo Moysen ad obediendi studium provocaret, atque ad fidem inflammaret ejus affectum, in igne visus est in rubo, et rubus non exurebatur, sed tantum splendere ignis specie videbatur. Alterum igitur munus vacabat, alterum operabatur. Vacabat exustionis vis, operabatur illuminationis. Ideo stupebat Moyses, quia contra naturam suam ignis non exurebat rubum, qui etiam vehementiorem materiem consuevit exurere. Sed Domini ignis illuminare solet, exurere non solet.

At forte dicas: Quomodo scriptum est: *Ego sum ignis consumens* (Deut., iv, 24)? Bene admonuisti. Non solet consumere, nisi sola peccata. *In retributionis quoque meritorum colligimus dividi ignis naturam: ut alios illuminet, alios exurat, illuminet justos, exurat impios. Non eosdem quos illuminat, exurit; et quos exurit, illuminat: sed illuminatio ejus inextinguibilis est ad perfunctionem bonorum, exustio vehemens ad supplicium peccatorum¹).*

In his commentary on Job 10:22, Gregory explained the punishment of the damned as burning without and blindness within:

*Sicut mors exterior ab anima dividit carnem, ita mors interior a Deo separat animam. Umbra ergo mortis est obscuritas divisionis, quia damnatus quisque cum aeterno igne succenditur, ab interno lumine tenebratur. Natura vero ignis est, ut ex se ipso et lucem exhibeat, et concremationem: sed transactorum ille ultrix flamma vitiorum concremationem habet, et lumen non habet. Hinc est enim quod reprobis Veritas dicit: *Discedite a me, maledicti, in ignem aeternum, qui paratus est diabolo et angelis ejus* (Matth. xxv, 41). Quorum rursus omnium corpus in unius persona significans, dicit: *Ligate ei manus et pedes, et mittite eum in tenebras exteriores* (Matth. xxii, 13). Si itaque ignis qui reprobos cruciat lumen habere potuisset, is qui repellitur nequaquam mitti in tenebras diceretur. Hinc etiam Psalmista ait: *Super eos cecidit ignis et non viderunt solem* (Psal. lvii, 9). Ignis enim super impios cadit, sed sol igne cadente non cernitur, quia quo illos gehennae flamma devorat, a visione veri luminis caecat; ut et foris eos dolor combustionis cruciet, et intus poena caecitatis obscuret. . . . *Hic flamma quae succendit illuminat; illic . . . ignis qui cruciat obscurat . . . Horrendo igitur modo erit tunc reprobis dolor cum formidine, flamma cum obscuritate²).**

¹ Migne, *P. L.*, XIV (Paris, 1845), 192. Both paragraphs are from the *Hexaemeron*.

² Migne, *P. L.*, LXXV (Paris, 1849), 912–4. Cf. 915: “. . . flamma comburit, sed nequaquam tenebras discutit . . .”

Hell-fire, Gregory, declared, denies light for consolation, but provides it for greater suffering:

Quamvis illic ignis et ad consolationem non lucet, et tamen ut magis torqueat ad aliquid lucet. . . Ignis itaque qui in obscuritate cruciatur credendum est quia lumen ad tormentum servat¹).

Like Basil, Gregory regarded the miracle of the "three children" as evidence of the divine ability to separate the qualities of flame for rewarding the just and punishing the unjust:

Tres quippe Hebraeae gentis pueri, per Chaldaei regis imperium succensis camini ignibus. . . : quos tamen. . . rex. . . illaesis vestibus deambulantes vidit. Ubi aperte colligitur quia mira dispensatione conditoris ignis qualitas, in diversa virtute temperata, et vestimenta non attingit, et vincula incendit, sanctisque viris et ad inferendum tormentum flamma friguit, et ad solutionis ministerium exarsit. Sicut ergo electis ignis ardere novit ad solatium, et tamen ardere ad supplicium nescit; ita e diverso gehennae flamma reprobis et nequaquam lucet ad consolationis gratiam, et tamen lucet ad poenam; ut damnatorum oculis ignis supplicii et nulla claritate candeat, et, ad doloris cumulum, dilecti qualiter crucientur ostendat. Quid autem mirum si gehennae ignem credimus habere supplicium simul obscuritatis et luminis, quando experimento novimus quia et taedarum flamma lucet obscura²) ?

The *Glossa Ordinaria* on Job 10:22 also noted the peculiar property of Hell-fire:

"Umbra mortis." Mors est separatio a Deo; umbra obscuritas ejus; quia ignis poenalis cremationem habet, et non lucem, ut in utroque puniantur, qui in utroque peccaverunt³).

Haymo, bishop of Halberstadt, quoted extensively from both Gregory the Great⁴) and John Chrysostom⁵), in his discussion of Hell in *De Varietate librorum, sive de Amore coelestis patriae*:

Nulli enim occurrent oculis nostris, nisi soli poenarum ministri, et facies ubique dira tortorum, et, quod est omnium tetrius, nec aerii quidem ipsius erit ullum solamen aut lucis. Circumdabunt enim nos poenarum loca, tenebrae exteriores. Sed ignis ille, sicut naturam non habet consumendi, ita nec illuminandi, sed ignis obscurus et flamma tenebrosa⁶).

¹) *Ibid.*, 915.

²) *Ibid.*, 916. "Ecce quae maneat damnatos poena cognovimus; et instruente nos sacro eloquio, quantus in damnatione ignis, quanta in igne obscuritas, quantusque in obscuritate pavor sit, nullatenus ambigimus" (*ibid.*, 916).

³) Migne, *P. L.*, CXIII (Paris, 1852), 787.

⁴) Migne, *P. L.*, CXVIII (Paris, 1852), 952-6.

⁵) *Ibid.*, 956. ⁶) *Ibid.*, 956-7.

The same idea reappeared in Rupert's *Commentaries on Job*:

. . . nec flamma lucet ibi sicut hic . . .¹⁾,

and in the writings of the schoolmen. In his *Expositio* of Job, St. Thomas Aquinas commented on 10:22 as follows:

Nullus ordo esse: vel propter confusionem mentium, quam patiuntur damnati: vel propter hoc, quòd ille ordo non ibi servatur, qui hic. *hic enim ignis ardet & lucet, quod ibi non est*²⁾.

In the *Summa Theologica* he devoted an entire article to the problem of "Whether the damned are in material darkness?"³⁾ Here, as elsewhere⁴⁾, he cited the opinions of Basil and Gregory:

For commenting on Job. x. 22, *But everlasting horror dwelleth*, Gregory says (*Moral. ix.*): *Although that fire will give no light for comfort, yet, that it may torment the more it does give light for a purpose, for by the light of its flame the wicked will see their followers whom they have drawn thither from the world*⁵⁾.

Commenting on these words ("exterior darkness," *Matth. xxii. 13*) Gregory says (*Moral. ix.*): *If this fire gave any light, he would by no means be described as cast into exterior darkness.*

Further, Basil says (*Hom. i. in Ps. xxviii. 7, The voice of the Lord divideth the flame of fire*) *that by God's might the brightness of the fire will be separated from its power of burning, so that its brightness will conduce to*

¹⁾ Migne, *P. L.*, CLXVIII (Paris, 1854), 1015.

²⁾ *Divi Thomae Aquinatis . . . in librum B. Iob expositio* (Romae, 1562), 145. Cf. *B. Alberti Magni . . . Commentarii in Iob*, ed. Melchior Weiss (Friburgi Brisgoviae, 1904), 153: "*et nullus ordo, quia etiam qualitates elementales ibi ordinem suum non servant. Unde Gregorius: 'Flamma, quae hic urit et illuminat, ibi ruit et obscurat.'*" *Ps. (XXVIII, 7): 'Vox Domini intercedentis flammam ignis.'* Basilius dicit super illud: *Quia ustivum ignis mittitur ad inferos, illuminativum autem ad superos.*"

³⁾ Part III (Supplement), Question 97, Article 4. *The "Summa Theologica" of St. Thomas Aquinas*, tr. Fathers of the English Dominican Province (London, 1922), 172-3.

⁴⁾ See III (Suppl.), Q. 74, A. 6, "Whether that fire will engulf the wicked?": ". . . so too will it be with the fire of that conflagration, as Basil says in *Ps. xxviii. 7, The voice of the Lord divideth the flames of fire*, because whatever fire contains of burning heat and gross matter will go down into hell for the punishment of the wicked, and whatever is subtle and lightsome will remain above for the glory of the elect." *Ibid.* (London, 1921), 166.

⁵⁾ Q. 97, A. 4. *Ibid.* (London, 1922), 172.

the joy of the blessed, and the heat of the flame to the torment of the damned. Therefore the damned will be in material darkness¹).

I answer that, The disposition of hell will be such as to be adapted to the utmost unhappiness of the damned. Wherefore accordingly both light and darkness are there, in so far as they are most conducive to the unhappiness of the damned . . . Consequently in hell the place must be so disposed for seeing as regards light and darkness, that nothing be seen clearly, and that only such things be dimly seen as are able to bring anguish to the heart. Wherefore, simply speaking, there is a certain amount of light, as much as suffices for seeing those things which are capable of tormenting the soul²).

St. Bonaventura, in his commentary on the *Sentences*, also discussed the darkness of Hell-fire:

. . . ignis infernalis caret luce, secundum quod dicitur Iob decimo octavo: Nonne lux impii exstingetur³) ? et sicut melius patebit infra, cum dicantur impii proicii in tenebras exteriores⁴).

Item, similiter Basilii dicit in Hexaëmeron, exponens illud Psalmi: Vox Domini intercidentis flammam ignis, quod "ignis materialis sedet ad punitionem damnatorum, quantum ad id quod habet ardoris⁵)."'

For both theologians, the peculiar quality of Hellfire involved the problem of its nature and species. Thus Bonaventura found it advisable to discuss the question "Utrum ignis inferni sit verus ignis,"⁶) and Aquinas debated "Whether the fire of Hell is of the same species as ours?"⁷)

¹) *Ibid.*, 173.

²) *Ibid.*, 173.

³) Job 18:5.

⁴) *S. Bonaventurae Opera Omnia*, ed. PP. Collegii a S. Bonaventura (Ad Claras Aquas [Quarracchi], 1889), IV, 925.

⁵) *Ibid.*, 925.

⁶) Book IV, Distinction 44, Part 2, Article 2: "Ad illud quod obiicitur de luciditate, dicendum, quod ignis tres sunt species, scilicet *lux*, *flamma*, et *carbo*, et istae species materiales; et quamvis in omnibus his salvetur natura lucis tamen minime est in materia terrestri, et maxime *terrestris* parum habet de luce et multum resolubilis est in fumositatem; et in tali materia, utpote in sulphure et pice, ignis potius est tenebrosus quam lucidus, quia magis visum impedit, quam adiuvet. Et per hanc modum imaginari possumus ignem infernalem et ad hoc adiuvari auctoritate Scripturae. Dicitur enim Apocalypsis decimo quarto: *Cruciabuntur igne et sulphure*; item, Isaiae trigesimo quarto: *Dies ultionis Domini* etc.; et post: *Convertentur torrentes eius in picem, et humus eius in sulphur*" (*ibid.*, 927).

⁷) III (Suppl.), Q. 97, A. 6. ". . . It belongs to the nature of this fire of ours to give light. But the fire of hell gives no light, hence the saying of Job

The Pricke of Conscience declared that Hell-fire gave no light, but that the torment of the damned was increased by the sights of woe revealed by sparks of fire:

*Palpabunt tenebras in meridie
sicut in media nocte.*

"In helle es never day bot ever nyght;
þat brynnnes ay fire, bot it gyf[es] na light."

Bot yhit þe synful sal ay se
Alle þe sorowe þat þar sal be,
And ilka payne and ilka tourment,
Thurgh sparkes of fire þat about sal sprent.
Bot þat sight sal be til þam þare,
Na confort, bot sorowe and kare.

þus to eke þair paynes, þai sal haf sight,
With-uten any comfort þar of light;
And for-þi þat helle es ay lightles,
It is cald þe land of myrkenes . . .¹⁾

For Saynt Austyn says on þis manere:

*Demonēs igne scintillante
videbunt, et miserabilem
clamorem flencium et la-
mentancium audient.*

þai sal se þar devels with eghe,
Thurgh sparkes þat of þe fire sal fleghe . . .²⁾
And alle-þogh þai in helle want light,
Yhit sal þai of alle payns haf sight,
Thurgh þe sparkes of fyr þar, als says Saynt Austyn
Noght til þair comfort bot til þair pyne . . .³⁾

Chaucer's *Persones Tale* expressed a similar conception of the infernal flames:

The thridde cause that oghte moeve a man to Contricion, is drede of the day of dome, and of the horrible peynes of helle . . . The cause why

xviii. 5: *Shall not the light of the wicked be extinguished? . . . I answer that . . . the fire of hell is of the same species as the fire we have so far as the nature of fire is concerned . . . To give light does not belong to fire according to any mode of existence, since in its own matter it gives no light; wherefore it does not shine in its own sphere according to the philosophers: and in like manner in certain foreign matters it does not shine, as when it is in an opaque earthly substance such as sulphur. The same happens also when its brightness is obscured by thick smoke. Wherefore that the fire of hell gives no light is not sufficient proof of its being of a different species.*" *Op. cit.*, 178–9.

¹⁾ Richard Rolle de Hampole, *The Pricke of Conscience (Stimulus Conscientiae)*, ed. Richard Morris (Berlin, 1863), 184, See Skeat, 451–2.

²⁾ Rolle, 186.

³⁾ *Ibid.*, 253.

that Job clepeth helle "the lond of derknesse"; understondeth that he clepeth it "londe" or erthe, for it is stable, and nevere shal faille; "derk", for he that is in helle hath defeaute of light material. For certes the derke light, that shal come out of the fyr that evere shal brenne, shal turne him al to peyne that is in helle; for it sheweth him to the horrible develes that him tormenten¹).

For as seith seint Basilie: "the brenninge of the fyr of this world shal god yeven in helle to hem that been dampned; but the light and the cleernesse shal be yeven in hevene to his children . . .²)"

II.

Various texts were cited in support of this conception of Hell-fire. Basil believed that Psalm 28:7, *Vox Domini intercidentis flammam ignis*³), authorized this opinion. God's separa-

¹) Skeat (ed.), *The Canterbury Tales: Text, Second Edition* (Oxford, 1900), 575-7.

²) Ibid., 579.

³) Φωνὴ Κυρίου διακόπτοντος φλόγα πυρός. Cf. Authorized Version, Psalm 29:7. See *Homilia in Psalmum XXVIII, Opera*, I (Paris, 1618), 176: "Intercidit enim ignis flammam secundum historiam trium Puerorum apud Babylonem, quando caminus supra cubitos xlix. sese effuderat, eosque qui circumstabant, ambussit omnes. E diverso eadem flamma Dei praecepto intercisa in se recepit spirantem auram, nempe perquam iucundissimam respirationem atque refrigerationem pueris tribuens veluti sub unius alicuius arboris peramabili umbra, tranquillo ac requieto in stato constitutis. Facta est (inquit) flamma, veluti spiritus roris suavi spirans sibilo. Longè est admirabilius ignis naturam intercedi, quam mare rubrum in partes dividi. Attamen domini vox ignis continenter sibi cohaerescens atque unitam naturam intercedit. Quanquam igitur indivisibilis & insecabilis humanis sensibus videatur ignis, verumtamen ad praeceptum domini interceditur ac dividitur. Existimo autem quòd ignis ad supplicium diabolo & angelis eius paratus domini voce interceditur. Quoniam duo sunt in igne potissima, ustiva vis & illustratoria. Vis prior ignis acerrima quidem ad poenas irrogandas, reposita est his qui ustione sunt digni. Altera nempe splendidi sui luminis diffusiva velut sortitò succedet iis, qui claritate perfructuri sunt gaudia perennis. Vox itaque domini intercidentis flammam ignis ac dividens, ita ut obscurus quidem sit ignis supplicij, vi verò comburendi careat lux illa refo-cillationis." Cf. Migne, *P. G.*, XXIX (Paris, 1857), 297:

Οἶμαι δὲ, ὅτι τὸ πῦρ τὸ ἡτοιμασμένον εἰς κόλασιν τῶ διαβόλῳ καὶ τοῖς ἀγγέλοις αὐτοῦ διακόπτεται τῇ φωνῇ τοῦ Κυρίου· ἵνα, ἐπειδὴ δύο εἰσὶν ἐν τῷ πυρὶ δυνάμεις, ἡ τε καυστικὴ καὶ ἡ φωτιστικὴ, τὸ μὲν δριμύ καὶ κολαστικὸν τοῦ πυρὸς τοῖς ἀξίοις τῆς καύσεως προσαπομείνῃ, τὸ δὲ φωτιστικὸν αὐτοῦ καὶ λαμπρὸν τῇ φαιδρότητι τῶν εὐφραينوμένων ἀποκληρωθῇ. Φωνὴ οὖν Κυρίου διακόπτοντος φλόγα πυρὸς καὶ μερίζοντος, ὥς ἀλαμπὲς μὲν εἶναι τὸ πῦρ τῆς κολάσεως, ἄκαυστον δὲ τὸ φῶς τῆς ἀναπαύσεως ἀπομείναι.

tion of day and night on the fourth day (Genesis 1:14) was comparable to his division of the dual properties of flame¹). The singular quality of Hell-fire, moreover, added to its horror; by contemplating this and other torments of Hell, the Christian should acquire the fear of God (Psalm 33:12)²). Furthermore, the same distinction between the caustic and illuminative powers of fire explained how God could illumine Israel and also purify her by burning away her sins (Isaiah 10:17)³).

¹) See *Homilia VI in Hexaemeron, Opera*, I, 71: "Nam & ignis vim ustivam ab eius splendore tu quidem ipse separare minimè vales: Deus autem volens famulum suum reddere sibi attentiores illo admirabili spectaculo, in rubum ignem splendore solum agentem, otiosam autem flagrandi urendique facultatem habentem immisit, ut & Psaltes testatur: Vox Domini, dicendo, intercidentis flammam ignis. Unde arcana quaedam doctrina nos docet, cum pro iis, quare in vita gessimus, mercedes nobis retribuentur, naturam ignis in haec distributum iri: Lux sanè iustis in perennem & peramoenam fructuionem cedit: è diverso supplicio addicendis seorsim attribuetur vis ustiva." Cf. Migne, *P. G.*, XXIX, 121:

Ἐπεὶ καὶ σοὶ τὴν καυστικὴν δύναμιν τοῦ πυρὸς ἀπὸ τῆς λαμπρότητος χωρίσαι ἀμήχανον· ὁ δὲ Θεὸς, παραδόξῳ θεάματι τὸν ἑαυτοῦ θεράποντα ἐπιστρέψαι βουλόμενος, πῦρ ἐπέθηκε τῇ βάτῳ ἀπὸ μόνης τῆς λαμπρότητος ἐνεργοῦν, τὴν δὲ τοῦ καλεῖν δύναμιν σχολάζουσιν ἔχον. Ὡς καὶ ὁ Ὑἱ ἀλμυρὸς μαρτυρεῖ λέγων· Φωνὴ Κυρίου διακόπτοντος φλόγα πυρὸς. "Ὁθεν καὶ ἐν ταῖς τῶν βεβιωμένων ἡμῖν ἀνταποδόσεσι λόγος τις ἡμᾶς ἐν ἀπορρήτῳ παιδεύσει, διαιρεθήσεσθαι τοῦ πυρὸς τὴν φύσιν, καὶ τὸ μὲν φῶς εἰς ἀπόλαυσιν τοῖς δικαίοις, τὸ δὲ τῆς καύσεως ὁδυνηρὸν τοῖς κολαζομένοις ἀποταγήσεσθαι.

²) Δεῦτε, τέκνα, ἀκούσατέ μου· φόβον Κυρίου διδάξω ὑμᾶς. Cf. Authorized Version, Psalm 34: 11. See *Homilia in Psalmum XXXIII, Opera*, I, 225: „Deinde eos qui multa perperam in vita admiserunt, horrendi quidam ac tristes circumstabunt Angeli. . . Subin[de] conspicient barathrum in imum patens, tenebras impermeabiles quidem illas, ignemque obscurum, urendi quidem in tenebris vim habentem, luce verò destitutum." Cf. Migne, *P. G.*, XXIX, 372:

Εἴτα βάραθρον βαθύ, καὶ σκότος ἀδιεξόδευτον, καὶ πῦρ ἀλαμπές· ἐν τῷ σκότει τὴν μὲν καυστικὴν δύναμιν ἔχον, τὸ δὲ φέγγος ἀφηρημένον.

³) Καὶ ἔσται τὸ φῶς τοῦ Ἰσραὴλ εἰς πῦρ. Cf. Authorized Version, Isaiah 10:17. See *Enarratio in Esaiam, Opera*, I, 1052: "Cúmque operatoriae vires ignis duae sint potissimùm, illustrativa & adustiva: prior quidem perquam suavis & amoena, ob id sanè est & apprimè gratiosa, splendor ignis persistet ut ipsum Israël illustret, suaeque claritate circumfundat, amarulenta autem afflictio & aegritudo animi in superum distribuetur, ut ipsum incendat, & per adustionem absque consolatione afflictioni tradat. Et sanctificabit eam in igne flagranti, & comedet quasi foenum sylvam. Pandit hic naturam ignis. Quia lustrativus est & purgatorius: sanctificabit enim ipsum quasi in igne ardenti." Cf. Migne, *P. G.*, XXX (Paris, 1857), 544:

Ἔσται γάρ, φησὶ τὸ φῶς τοῦ Ἰσραὴλ εἰς πῦρ. Καὶ δύο ἐνεργειῶν οὐσῶν περὶ τὸ πῦρ, τῆς τε φωτιστικῆς καὶ τῆς καυστικῆς·

Later theologians sometimes cited one or more of these texts in discussing the nature of Hell-fire, but many of them followed Gregory the Great in applying the idea to Job 10:22. Protestant theologians generally explained this text as a reference to the grave rather than to Hell¹). A few Catholic commentators, however, continued even after the Counter-Reformation to interpret it as a reference to the darkness of the infernal flames²).

III.

In declaring that

. . . from those flames
No light, but rather darkness visible
Serv'd only to discover sights of woe . . . ³)

Milton followed a tradition developed by the Greek and Latin fathers, analyzed by the schoolmen, exploited by Chaucer and Rolle, and still familiar to seventeenth-century Englishmen.

Certain aspects of this description deserve further comment. In the first place, it involves the Christian marvellous;

¹) *Ioannis Merceri . . . Commentarij in librum Iob* (Geneva, 1573), 42. Mercerus commented on Job. 10:22 as follows: "Nostri theologizantes ad infernum, ubi confusio & horror, perpetuae tenebrae, luctus & stridor dentium, quasi sibi ob oculos haec Iob proposuerit. Liceat quidem delatione ita θεολογῆσθαι. Verum simpliciter Iob ad mortem & sepulchrum respexit." Cf. *Iob Petri Merlini Commentariis Illustratus* (Geneva, 1599), 74-5. The subject of Job 10:22, Merlinus argued, was „sepulchri conditio." "Inepti sunt ergo qui hinc inferni & damnatorum conditionem describi putant . . ."

²) *Ioannes Ferus, Iobi Historiae . . . Explicatio* (Coloniae, 1571), 255: "Quartò nullus in inferno ordo est . . . Mortis proprietates est, hominem interficere, ignis natura sua non ardet tantum, vero etiam splendet. In damnatis verò neutrum horum naturam suam retinet. Mors eos non interimit, licet perpetuò moriantur. Ignis urit quidem, & cruciat, sed nihil illis splendoris adfert. Ad hunc modum nullus est ordo in inferno." Cf. *Ioannis de Pineda, Commentariorum in Iob Libri Tredecim* (Coloniae Agrippinae, 1600), I, 406: "Ubi nullus ordo . . . An etiam naturalis rerum ordo ibi inversus esse videtur, cum ignis non luceat . . .?" *Ibid.*, 411: "Nullus praeterea ulla in re ordo sed incredibilis confusio . . .; ut etiam ignis, qui natura sua lucidus est, quasi perturbata natura, obscuritatem potius, quam splendorem eo in loco afferat."

³) Torquato Tasso, *Discorsi del Poema Eroico, Prose*, ed. Francesco Flora (Milan, 1935), 333-4, 360-3.

indeed it appears to be the first clear-cut example of the marvellous in *Paradise Lost*. It was, moreover, particularly appropriate to the heroic poem. In the opinion of many Renaissance critics the essential end of this genre was to arouse admiration or wonder. Tasso had recommended the Christian supernatural as the only source of the marvellous consistent with verisimilitude and probability.

Milton's flames without light represented the same sort of divine miracle as the burning bush and the "three children" in the fiery furnace. The separation of the dual properties of light and heat was analogous, but the effect was diametrically opposite. Basil and Gregory had stressed the miraculous character of the two latter incidents. For Gregory, the three Hebrews had been saved through a "mira dispensatione"¹⁾, and for Basil their salvation was more wonderful than the crossing of the Red Sea:

Longè est admirabilius ignis naturam interdicti,
quàm mare rubrum in partes dividi²⁾.

In the burning bush, Basil argued, God had performed a similar wonder:

. . . Deus autem volens famulum suum reddere sibi attentiores illo
admirabili spectaculo, in rubum ignem splendore solum agentem . . .³⁾

Ambrose held the same view:

Unde Dominus volens Moysi ostendere suae operationis miraculum,
quo Moysen ad obediendi studium provocaret . . . Ideo stupebat
Moyses, quia contra naturam suam ignis non exurebat rubum . . .⁴⁾

Like the two analogous miracles, the darkness of Hell-fire constituted a distinct breach of the natural order. It resulted directly from the action of divine justice and represented the same sort of punitive intervention as the subsequent metamorphosis of the evil angels in Book X.

Secondly, though obviously contrary to nature, this detail acquired verisimilitude and probability from patristic and medieval explanations of the singular quality of Hellfire and

¹⁾ *P. L.*, LXXV, 916.

²⁾ *Opera*, I, 176.

³⁾ *Ibid.*, 71.

⁴⁾ *P. L.*, XIV, 192.

the miracles of the "three children" and the burning bush. Milton's "darkness visible", moreover, had behind it the authority of Job 10:22, "A land of darkness . . . where the light is as darkness"¹).

Thirdly, this detail enhanced decorum, "the grand masterpiece to observe"²). Since theological tradition had associated it specifically with Hell, it served to enrich and perfect the poet's characterization of locality.

Fourthly, it emphasized the penal character of Hell. For the fathers as well as the schoolmen, the darkness of Hell-fire represented a deliberate act of divine justice for the purpose of intensifying the torments of the damned by depriving them of the possible consolation of light. In Basil's opinion, moreover, God had specifically performed this miracle in preparation for the devil and his angels³). Similarly, as Gregory and others observed, the faint light cast by the infernal flames was intended to enhance the torture of its victims. In declaring that

. . . darkness visible
 Serv'd only to discover sights of woe,

Milton expressed essentially the same conception of Hellfire as Gregory, Aquinas, Rolle, and Chaucer before him.

ATLANTA, GEORGIA

JOHN M. STEADMAN

¹) *Verity*, 372.

²) John Milton, *Works* (Columbia edition), IV, 286.

³) By describing Hell as a flaming "Furnace" Milton may have intended to suggest the contrast between the predicament of the evil angels and the situation of the "three children" in the fiery furnace of Babylon. For the latter God miraculously divided the dual properties of flame, so that they remained unharmed by the heat of the fire. For the devils, on the other hand, he performed a similar miracle, with precisely the opposite effect. By suggesting the contrast between the two episodes, Milton could emphasize the antithetical rewards and punishments of the just and unjust.

ERZÄHLFORMEN IM ROMAN DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS

Wer den Roman des achtzehnten Jahrhunderts als Gesamterscheinung zu betrachten sucht, findet sich Problemen gegenüber, wie sie so verschränkt in kaum einer anderen Zeitspanne der europäischen Literaturgeschichte anzutreffen sind. Das ungeheuerliche Material ist bisher noch kaum zureichend erfaßt; historische Zusammenhänge sind bestenfalls schematisch oder aphoristisch gezeichnet; gemeinsame ästhetische Urteilkategorien fehlen für die Erzählkunst noch spürbarer als für die Tradition der Lyrik oder des Dramas.

Ich versuche im Folgenden wenigstens andeutend, und mehr typologisch als historisch, auf eine Reihe von Fragen einzugehen, die neuerdings in der angelsächsischen und der deutschen Kritik gestellt worden sind, und die sich auf das Verhältnis des Erzählers zu seinem Material, seiner Aufgabe, seinen Mitteln beziehen. Ich gehe dazu von zwei Voraussetzungen aus, die im einzelnen zu begründen hier nicht möglich ist. Erstens: der Roman des mittleren Jahrhunderts, zwischen Richardson und Laclos, entwickelt sich zu einer Darstellungsform, die einmal aus dem Experiment, im Gegensatz oder jedenfalls in Umgehung und Überschneidung der klassischen Aussageformen hervorgeht, die, weiterhin, gewisse rhetorische Formen, die bisher nicht im eigentlichen Sinn Erzählformen waren, den neuen Zwecken unterordnet, und deren Ausdrucksmittel schließlich einer spezifisch experimentellen Lebenssituation entsprechen. Andererseits verändert sich das epische Verhältnis zur Wirklichkeit, zur Aktualität des erfahrenen Lebens, von dem der Historie zur vielschichtigen Fiktion; seine Beziehung zur gegenständlichen Welt wird fortschreitend abstrakter, seine Wirkungsabsicht dynamisch, sein Menschenbild immer entschiedener exzentrisch.

Ich komme auf einige Aspekte dieser Entwicklung zurück,

füge vorläufig aber eine weitere, vom Gesagten abgeleitete These hinzu, nämlich die, daß sich das Verhältnis des Erzählers zu seinem Stoff, dann aber zu seiner eigenen schöpferischen Mobilität, und nicht zuletzt zur Rezeptivität des Lesers – ich möchte sagen: zur Funktion des Lesers – in einer solchen Weise und in einem Maße verschiebt, daß alle drei Beziehungen schließlich ihre Unmittelbarkeit verlieren und einer immer radikaler konstruktiven Absicht unterstellt werden.

1.

Der Erzähler, daran hat uns die kritische Diskussion der letzten Zeit wieder erinnert, wird sich seiner Rolle als Vermittler, und damit seiner spezifischen Wirkungsmittel bewußt, indem er sich vorläufig selbst definiert, dann, indem er sich selbst differenziert, und schließlich, indem er sich selbst ironisiert und in der eigenen Konstruktion auf ein organisatorisches Prinzip reduziert. Diese progressive Abstraktion des Erzählers, von der Selbstidentifikation bis zur Verwandlung in eine funktionale und synthetische Intelligenz läßt sich ohne weiteres an einer Reihe von bekannten Beispielen deutlich machen.

Die Formen, in denen sich zunächst die Ablösung des Erzählers von einem personellen "Autor" vollzieht, sind bekannt genug. Allein schon die vielen Möglichkeiten, mit Hilfe eines fiktiven Rollendoubles Distanz zu gewinnen, erschließen dem Roman des frühen achtzehnten Jahrhunderts eine Dimension nach der anderen. Am charakteristischsten ist Fieldings Zurückgreifen auf den von Cervantes her vertrauten, erfundenen Schriftsteller, der, noch nahe am eigentlichen Verfasser, sich schreibend beschreibt; der schon viel subtiler vom Verfasser abgelöste Erzähler bei Defoe oder Fielding verfügt über das, was zu berichten ist, in einer so freien Weise, daß er es sich leisten kann, seine eigene Tätigkeit nicht nur des Berichtens sondern des Komponierens, des Kunstschaffens zu kommentieren. Wir denken an den größten Erfinder des Jahrhunderts, an Richardson, der sich im Erzählen nicht mehr als Gestalt, sondern – um einen Ausdruck von Henry James zu verwenden – als "zentrale Intelligenz" den Anforderungen des eigenen Themas, seiner thematisch aufs Äußerte zugespitzten Handlung unterwirft und höchst umsichtig mit geradezu

großinquisitorischer Konzentration den einen Akt der Sünde erhellt. Der erstaunlichste Künstler der exzentrischen Darstellung ist Sterne, bei dem der Erzähler das Abenteuer des eigenen Erzählens, den erzählerischen Prozeß selbst, nicht nur zum Thema macht und gestaltet, sondern den Vorwurf des Erzählens wie den Vorgang selber, ja die prätendierte Existenz des Erzählers überhaupt in Frage stellt. Und schließlich dürfen wir an das eigentümlich vielfältige Spiegelverhältnis von Verfasser, Erzähler und gegenständlicher Figur in Goethes *Werther* erinnern, dessen Kunstabsicht nicht immer zureichend begriffen wird. Laclos' *Liaisons Dangereuses* bietet, obschon es in einem soziologisch anderen Traditionszusammenhang steht, das Musterbeispiel einer epischen Haltung, die völlig in der Strategie des Erzählens aufgeht.

Wir sind – aus guten Gründen – daran gewöhnt, den Roman des achtzehnten Jahrhunderts von dem immer intensiveren und präziseren Verhältnis des Erzählers zur psychologischen Substanz her zu definieren und, von Marivaux oder Prévost bis zur Kunst Richardsons und seiner deutschen Nachfolger, Goethe, Moritz und Jean Paul, die vertiefte Einsicht in seelische Vorgänge als wesentliches Merkmal der neuen Romanform zu erkennen. Wenn zu dieser Erweiterung der seelischen Substanz eine Reihe von philosophischen und soziologischen Phänomenen aufschlußreich in Beziehung gesetzt werden – etwa die Assoziationstheorie oder der deutsche Pietismus –, so darf nicht vergessen werden, daß damit nicht eine bloße Erweiterung des dichterischen Gegenstandes gemeint ist. Denn für den Erzähler kommt es – im Gegensatz zum lyrischen Dichter – darauf an, die seelische Substanz in einen Ereignis- oder Sinnzusammenhang zu stellen, über den sich so sprechen läßt, daß die berichtete Wirklichkeit nicht nur interessanter und erstaunlicher, sondern zusammenhängender erscheint, als es der geläufigen und vorläufigen Sicht nach wahrscheinlich wäre. Eine der Aufgaben also, die der Romanschriftsteller zuerst im achtzehnten Jahrhundert und in immer dringlicherer Form in den nachfolgenden Generationen erfüllen muß, ist der Vollzug dieses hypothetischen Zusammenhanges, dessen Plausibilität nicht nur behauptet und bewiesen, sondern in seiner komplexen Beziehung auf den Leser dargestellt werden muß.

2.

Wenn die Wandlung der Gestalt und Funktion des Erzählers als Fortschritt im Selbstbewußtsein erkannt worden ist, so ist es wichtig, daran zu denken, daß die immer spürbare Beweglichkeit des Dichters gegenüber seinem Gegenstand (und zuletzt gegenüber sich selbst) nicht nur das Ergebnis einer größeren Beweglichkeit des Sehens und Urteilens ist; sie ist vielmehr vor allem einer Einsicht zu verdanken, die den modernen Begriff des Romans, der Fiktion, überhaupt erst konstituiert, nämlich der Erkenntnis der Beweglichkeit der Sprache – einer Erkenntnis, die bekanntlich im dritten Buch von Lockes *Essay Concerning Human Understanding* zum ersten Male eingehend formuliert wird und auf der nicht nur alle Sprach- und Dichtungstheorie des achtzehnten Jahrhunderts beruht, sondern von der, summarisch gesprochen, die große Wendung zur romantischen Sensibilität ihren Ausgang nimmt. In dem Maße, in dem das Sprechen seinen absoluten Bezug auf Sachen, Sensationen oder Begriffe verliert, in dem das Verhältnis des Sprechenden zum Gegenstand und zu anderen Sprechenden beweglich und vieldeutig wird, wird der Roman als eine Form der hypothetischen Aussage über menschliches Verhalten erst möglich und sinnvoll. Die Bedeutung der philosophischen Konsequenzen von Lockes Theorie des Verstehens ist bekannt genug; ihre Wirkung auf eine so eigentümliche Erscheinung wie Sterne ist gelegentlich dargestellt worden; ihre Folge für die Begründung der modernen Erzählform überhaupt scheint mir einer gelegentlichen eingehenderen Betrachtung wert. Ich muß mich jedenfalls hier damit begnügen, zu vermuten, daß der oft beschriebene Vorgang der Ablösung des Erzählers vom bloßen Verfasser nicht so sehr – oder nicht in erster Linie – als ein Prozeß der Eroberung psychologischer Tatbestände oder der Erkenntnis komplexerer Beziehungen zwischen Motivierung und Handeln zu begreifen ist, sondern eher als eine Erweiterung der Formen, in denen der Dichter sozusagen in verschiedenen Richtungen zugleich zu sprechen lernt: in Richtung auf einen beweglichen Gegenstand, einen individuell und soziologisch beweglichen Leser, und auf die Labilität des eigenen Sehens, Urteilens und

Empfindens. Zur vielperspektivischen Sicht kommt also – nicht erst bei Sterne – die vieldeutige Aussage; das bedeutet aber nichts anderes, als das metaphorische, mit einem Goetheschen Terminus “uneigentliche” Sprechen.

Die Anfänge der Romankunst bieten nun, wie mir scheint, ein besonders sinnfälliges Beispiel für gewisse allgemeine ästhetische Folgen, die sich jedesmal aus der metaphorischen, das heißt hier der fiktiven Sprechhaltung ergeben. Der moderne Prosaerzähler darf, im Gegensatz nicht nur zum lyrischen Dichter, sondern auch zum Verfasser des klassischen Epos, die Vieldeutigkeit seiner Aussage nicht über die Wirklichkeit des empirisch glaubhaften und vor allem gemeinsam vorstellbaren Lebens hinaustreiben. Er muß also bei allem “uneigentlichen” Sprechen darauf bedacht sein, die eigene Vertrauenswürdigkeit und seine Zugehörigkeit zum Erlebnis- und Verständnisbereich des Lesers ausdrücklich zu sichern. Der Wahrheitsbeweis des Erzählers, seine Umsicht, seine Zuverlässigkeit und seine Nähe zur geistigen Welt des Lesers wird deshalb im Roman des achtzehnten Jahrhunderts zu einer der wichtigsten taktischen Aufgaben des Dichters, ja, es ist diejenige Aufgabe, über deren zentrale Bedeutung er vor sich selbst und gegenüber dem anzusprechenden Leser keinen Zweifel aufkommen lassen darf. “Wahrheit” heißt hier freilich nicht nur unmittelbar greifbare Wirklichkeit, sondern, in einem ästhetischen Zweckzusammenhang, etwa “that air of probability”, wie Richardson es formuliert, “which is necessary to be maintained in a story designed so represent real life”, ein Satz, in dem fast jedes Wort Anlaß zu kritischen Betrachtungen geben könnte und gegeben hat. Nicht daß, also, sondern wie dieses “air of probability” hergestellt wird, ist für die frühe Erzählform des Romans zunächst das Ausschlaggebende. Es geschieht dieser Vollzug der Wirklichkeit bekanntlich sowohl dadurch, daß scheinbar disparate Elemente der bekannten und verbürgten Wirklichkeit durch den Einsatz des Erzählers in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht werden; vielleicht und häufiger aber auch dadurch, daß der Erzähler sich durch Berufung auf scheinbar durchaus zuverlässige Dokumente wie Briefe und Tagebücher oder durch die Verwendung von autoritativen und symbolkräftigen Zitaten, oder aber auch durch

den Hinweis auf Namen von großer seelischer Zeichenkraft – wie etwa Klopstock oder Garrick – das heißt nicht selten durch den Trick der vorgetäuschten, vermittelnden Unschuld, in ein doppeltes und vielfaches Verhältnis zur gemeinsamen Wirklichkeit setzt.

“Designed to represent real life” meint jedenfalls bei Richardson (wie, ähnlich definiert, auch bei Defoe) die Verantwortlichkeit des Dichters gegenüber dem Leser hinsichtlich einer Welt, die in ihrem Zusammenhang fragwürdig, in ihrer Aktualität, ihrer Detailfülle unübersichtlich geworden ist, und die vom Erzähler zur möglichen Sinnfolge gestaltet werden soll. “Fiction” bedeutet also für den Roman der frühen Zeit nicht nur Erfindung dieser oder jener Gestalten- oder Handlungsbeziehung, sondern eines projizierten inneren Zusammenhanges. Schon bei Congreve heißt es in der Vorrede zu seinem Roman *Incognita*, daß der Erzähler nicht so sehr eine “unity of action”, als eine “unity of contrivance” schaffen müsse. Der Erzähler wird also notwendigerweise zum Konstrukteur einer im Einzelnen vertrauten – wenn auch beunruhigenden – im Ganzen aber geordneten – wenn auch überraschenden – Welt. Fielding betont deshalb immer wieder den “historischen”, das heißt für ihn aber synthetischen Charakter seiner Erfindung, und distanziert sich von dem lebensunmittelbaren Bericht, auch wo er etwa vorgibt, “true facts” vorzutragen. “A history and not a life”, heißt es bekanntlich im *Tom Jones*. Man könnte demgegenüber einwenden, daß Diderot in *La Religieuse* nichts von Illusion wissen will, sondern ausdrücklich auf der größtmöglichen Wahrheitsnähe besteht. Aber so gegensätzlich diese Forderungen auch klingen mögen, setzen sie doch beide nicht etwa den “eigentlichen” Verfasser, sondern einen erfundenen Erzähler voraus. “Keine Illusion” heißt für Diderot nichts anderes als Fiktion der Illusionslosigkeit.

Das Entscheidende am erfundenen Erzähler ist es nun, daß sich in ihm und durch ihn das differenzierte Erleben des Verfassers so mitteilen muß, daß er die sprachlich zur Schablone gewordenen Erscheinungen der Welt in ein neues und ansprechendes Verhältnis zum Leser rückt. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß dieses Verhältnis, so wie es sich im Roman darstellt, an das Mit-einander-reden, an das Ge-

sprach gebunden ist. Dieses Verhältnis von Erzähler und Leser gehört zu den subtilsten, aber auch aufschlußreichsten Problemen der Interpretation. Es ist komplex vor allem deshalb, weil sich, analog der schon früher erkannten Überhöhung des Erzählers in eine taktische Funktion, nun auch der Leser allmählich von einer konkreten, soziologisch bestimmbaren Publikumsgestalt zu einem beweglichen und immer schwerer greifbaren Funktionsmittel des Erzählers selbst wird. Ja, die Schwierigkeit einer eindeutigen Bestimmung des Verhältnisses von Erzähler und Leser geht schließlich ins Paradoxe; denn das Gespräch zwischen den zwei fiktiven Partnern verändert sich immer bedenklicher von einem kongenialen Dialog zu einer Ironisierung der Mitteilung. Das Zwiegespräch wird am Ende zu so etwas wie einem erzählten Monolog.

3.

Wir wissen, daß bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts alles Erzählen soziologisch gebunden ist; daß etwa Richardson sich nicht nur an die geistige Empfänglichkeit einer bestimmten Klasse wendet, sondern sich in der Struktur und Motivik seines Erzählens auf ganz spezifische Lesergruppen – etwa die puritanische Familie – ausrichtet. Dieser konkrete Bezug zwischen Verfasser (oder Erzähler) und Leser ist von um so größerer Bedeutung, als er sich in den dreißig Jahren zwischen Richardson und Goethe bedeutsam vertieft, und zwar in dem Sinne, daß das Gespräch zwischen Erzähler und Leser mehr und mehr auf die Fragwürdigkeit der Welt des Lesers eingeht. Wenn wir etwa *Joseph Andrews* mit *Tristram Shandy* vergleichen, so ist es offensichtlich, daß sich Fieldings Leser mit dem Erzähler und seiner Welt selbstredend wenn auch nicht unkritisch identifizieren. Bei Sterne dagegen bestehen zwischen Erzähler und Leser Spannungen von so radikaler Art, daß das Verständnis dessen, was der Erzähler "eigentlich" meint, im fingierten Leser vom Erzähler selber immer wieder in Frage gestellt wird. Ganz Ähnliches gilt auch vom Erzähler in Goethes *Werther*, dessen Versuch einer Selbstdeutung und Selbstidentifikation in immer beunruhigenderer Weise an die äußersten Grenzen des Verstehens herangerückt wird: die Gestalt des Herausgebers wird bekanntlich sinnvoll

an derjenigen Stelle eingesetzt, wo es scheint, als müsse der "primäre" Erzähler, eben Werther selbst, die Verbindung mit dem Leser verlieren. Diese Verbindung aber bis in die äußerste Entfremdung zwischen Erzähler und Leser zu behaupten, ja sie mit allen Mitteln zu erzwingen, wird bei Sterne wie bei Goethe zur eigentlichen Aufgabe. Man könnte sagen, daß es gerade diese Aufgabe ist, die der Roman, und insbesondere der tragische Roman im Gegensatz zum komischen, allen anderen zeitgenössischen Formen voraus hat, und man könnte dieses hier nur angedeutete Problem etwa folgendermaßen präzisieren: innerhalb der Struktur des Romans im achtzehnten Jahrhundert (also jenseits aller bloßen Spannungserregung, mit der der aktuelle Leser beim Stoffe gehalten werden muß) steigert sich jener Wahrheitsanspruch des Erzählers von dem eingangs gesprochen wurde, zu einem Herrschaftsanspruch, der bei der wachsenden Differenzierung dessen, was vom Erzähler kritisch über die Welt des angesprochenen Lesers zu sagen ist, immer schwerer zu behaupten ist und deshalb immer neue Kunstmittel fordert.

4.

Schon Fielding besteht, wie bekannt, in einer Metapher, die von Cervantes stammt, auf der autoritativen Funktion des Erzählers: "the readers," heißt es in *Tom Jones*, "whom I consider as my subjects". Aber bei dem noch durchaus geselligen Verhältnis zwischen Fielding und seinem Leser darf er hinzufügen: "I do not, like a de jure tyrant, imagine that they are my slaves or my commodity; I am, indeed, set over them for their own good only, and *was created for their use, and not they for mine*". So häufig auch Fielding mit dem Leser argumentiert und ihm Anweisungen und Richtlinien für sein – ästhetisches – Verhalten gibt, so fraglos bleibt doch sein Vertrauen auf das Verständnis des Lesers für die in der Handlung konkretisierten Bedeutungen; immer wieder bereitet er den Leser auf die oder jene bevorstehenden Begebenheiten vor und zieht ihn in ein Bereich gemeinsamer Voraussetzungen. Dieses Interesse am nacherlebbar und jedenfalls verständlichen Ereignis verbindet Leser und Erzähler in einer Haltung von, wenn auch gelegentlich leicht ironisierter, doch im Grunde

fragloser gegenseitiger Hochachtung. "While I make their interest the great rule of my writings, they (i.e. die Leser) will unanimously concur in supporting my dignity, and in rendering all the honour I shall deserve or desire".

Schon bei Defoe wird der Leser in einen spannungsreicheren und vieldeutigeren Bezug zum Erzähler gestellt: die eigentümliche Wirkung von *Moll Flanders* leitet sich nicht zuletzt aus der betonten Diskrepanz her, die zwischen der skandalösen Karriere eines im Grunde nicht unmoralischen Menschen und dem "chaste and modest reader" besteht, der bei allen Ereignissen vorausgesetzt und ausdrücklich oder indirekt angesprochen wird. Und wenn Defoe sich vor Mißdeutungen seitens böswilliger – das heißt "ein-fältiger" – Leser schützen zu wollen vorgibt, so unterstreicht diese an sich konventionelle Formel nur die kunstbewußte Rolle, die der Erzähler dem Leser innerhalb des Erzählvorganges zuweist. Defoe empfiehlt das Buch besonders denjenigen Lesern, die es zu lesen verstehen ("those who know how to read it"), und lenkte damit das Interesse von der Fieldingschen Aktualität auf die moralische Sensibilität der Leser: "such readers will be the more pleased with the moral than with the fable, with the application than with the relation, with the end of the writer than with the life of the person written of". Daß es sich hier durchaus nicht nur um eine "eigentliche" sittliche Konsequenz handeln soll, sondern um eine viel weiterreichende Anspannung der moralischen Urteilskraft durch ein ironisches ästhetisches Verfahren versteht sich von selbst.

Aber erst bei Richardson wird das handlungs- und haltungsgebundene Spiel zwischen Erzähler und Leser zu einem vielfältigen und dynamischen System von Möglichkeiten des sittlich-seelischen Verhaltens. Fielding läßt die Identität des Lesers noch weitgehend offen – "it is impossible to know, what sort of person thou wilt be" –, Richardson spricht dagegen in der Vorrede zu *Pamela* – und ganz ähnlich in der Vorrede zu *Clarissa* – ausdrücklich von den Lesertypen, an die er sich zu wenden gedenkt, die Reichen, die Hochgestellten, "persons of genius and piety, ladies of condition and children" usw. Er ermahnt sie alle, sich, jeder auf seine Art, in bestimmte geistige Beziehungen zur erzählten Geschichte zu stellen, und

differenziert damit zugleich die traditionelle Aufforderung aller Erzählformen zur *imitatio* und *emulatio*. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß mit Richardson sich die Einheit des Lesers aufzulösen beginnt, oder, anders ausgedrückt, daß sich künftig die Wirkungsmittel des Erzählers einer Vielzahl von psychologischen und moralischen Leserhaltungen anpassen müssen. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß die Herrschaftsformen des Erzählers gerade von Richardson mit unerreichter Meisterschaft gehandhabt werden, und zwar nicht etwa nur im äußerlichen Sinne, in der Gestalt von Vorreden, Entschuldigungen, Ankündigungen und Warnungen, sondern durch ein unwiderstehliches und überwältigendes Einspinnen des Lesers in ungeheure seelische Alternativen – Alternativen, die in der Briefform einsichtig gemacht werden, aber darüber hinaus mit einer Spannungsweite und einem Verständnis der tragischen Unzulänglichkeit des Menschen entfaltet werden, wie sie vor Richardson keine Prosaerzählung aufweisen konnte.

Das Entscheidende ist die Mobilisierung der seelischen Anteilnahme des Lesers an Vorgängen und Urteilsbildungen, die ohne diese leidenschaftliche Einstimmung melodramatisch bleiben müßten. (Im Melodramatischen erschöpfen sich deshalb die Romane der Nachfolger Richardsons, etwa Gellerts *Schwedische Gräfin*, deren Leser im Grunde außerhalb der Erzählungslogik vor bloße abstrakte Prinzipienentscheidungen gestellt werden.) Erst durch Richardson werden die Möglichkeiten eines zwingenden Gesprächs zwischen Erzähler und Leser im modernen Sinne greifbar, erst durch ihn wird der Anspruch des Erzählers auf die radikalste innere Anteilnahme des Lesers – bis zur völligen Unterwerfung – begründet. Nicht die moralische Substanz Richardsons, sondern die Verbindung von psychologischem Tiefblick und erzählerischer Kunst ist denn auch für die weitere Entwicklung des europäischen Romans bestimmend. Charakteristisch für Goethes frühe Vorstellungen von den Energien des Romans ist es beispielsweise, daß er glaubte, die pathologische Art seiner Schwester Cornelia könne nur mit den Mitteln und in der Art des Richardsonschen Romans dargestellt werden. Und nicht weniger bedeutsam sind die Folgen der Intensivierung der Anteilnahme des Lesers: von Jung-Stilling oder von Moritz wird künftig Homer mit

derselben Hingabe gelesen wie sie der fiktive Erzähler der *Clarissa* beanspruchte.

5.

Diese emotionelle Herrschaftsform des Erzählers ist freilich nur eine von vielen, die sich um die Mitte des Jahrhunderts entwickeln. In der deutschen Literatur dürfen wir an Wieland denken, für den sich ja die technische Problematik des Romans überhaupt erst von der Rolle des Erzählers gegenüber einem erst nachher zu bestimmenden Leser und Publikum herleitet. Freilich stehen Erzähler und Leser für Wieland in einem grundsätzlich anderen Verhältnis als bei Richardson. Der leidenschaftliche, puritanische Anspruch an den Leser wird hier zu einer urbanen, geistigen Beweglichkeit, für die in Haltung und Gegenstand ein gemeinsames Bildungsideal verbindlich ist. Anders als bei Richardson ist deshalb auch in den Romanen Wielands nicht das moralisch-religiöse Pathos, sondern das Wissen die motivierende Energie, – eine Substanz, über die gegenüber einem skeptischen Leser distanziert, spielerisch, forensisch verfügt wird, und die sich allein schon in Wielands konjunktivischen, optativen und parenthetischen Sprechformen, in seinen Anrufen und Ausrufen, seinen rhetorischen Fragen und Satzgebilden erkennen läßt. Wieland distanziert sich als Erzähler von seinem Stoff und seinem Handlungsgefüge, häufig sogar von den Konsequenzen seiner eigenen Stilmittel, seinem eigenen pseudo-historisierenden Erzählen – nicht aber von seinem Leser, mit dem er gemeinsam eine Perspektive nicht so sehr des Erlebens als des Begreifens diskursiv zu gewinnen versucht, und dessen Enthusiasmus durch die Ironie des sittlich-ästhetischen Relativismus ziviliert werden soll.

Nichts ist charakteristischer für die spezifisch deutsche Bildungssituation, aus der heraus Wieland schreibt, als die enorme Entfernung, die ihn grundsätzlich von seinem oft genannten Vorbild Sterne trennt, und die bei den Nachfolgern Wielands – vor allem in Goethes *Werther* – um so geringer wird, als die jüngere Generation – im bewußten Gegensatz zu Wieland – den radikalen und krisenhaften Charakter von Sternes Kunst immer klarer begreift.

Auch Sterne sieht im Bewußtmachen der Wissenssubstanz

die eigentlich bewegende Kraft des Erzählens; aber während bei seinen Zeitgenossen oder unmittelbaren Vorgängern, bei Swift etwa, bei Fielding oder Wieland, das Wissen im Austausch zwischen Erzähler und dem angesprochenen Leser greifbar und verbindlich gemacht werden soll, – Fielding spricht einmal geradezu von dem Wissen, das erst im Gespräch Gestalt gewinnt, – geht Sterne von der unendlichen zentrifugalen Dynamik des Wissens aus. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß der Erzähler Sterne erzählen muß, was eigentlich nicht zusammenhängend erzählt werden kann, jedenfalls in dem Sinne nicht, daß die Diskrepanz zwischen Einsicht und Mitteilung – oder zwischen dem Erzähler und seinem Gegenüber – nicht mehr überbrückbar, sondern nur noch als solche darstellbar ist. Anders gesagt, schafft diese Problematik den *monologischen Roman*, in dem der Herrschaftsanspruch des Erzählers schlechterdings absolut wird. Es versteht sich von selbst, daß hier nicht an den technischen Kunstgriff des Monologs gedacht ist, wie er in der dialogischen Erzählkunst des achtzehnten Jahrhunderts in der Folge Shaftesburyscher Gedanken als Form der Mitteilung verwendet wird, sondern an ein echt monologisches Verhältnis des Erzählers gegenüber dem Leser. Es bleibe hier unerörtert, inwiefern Sternes Erzählweise einer individuellen psychologischen Disposition, einem pathologischen Enthüllungsbedürfnis entspricht; wesentlich ist in unserem Zusammenhang allein der ausschließliche Anspruch des Erzählers auf die überlegene Wirklichkeit des eigenen Bewußtseins.

Was Sterne immer wieder fordert, ist Aufmerksamkeit, freilich von einem Hörer und Leser, der seiner Natur nach wohl gerade Aufmerksamkeit von vornherein nicht aufbringt. "Had you favoured me with a grain of attention . . .", heißt es öfters so oder ähnlich in einem negativen Bedingungssatz. Dringende Fragen, lateinische Texte, juristische und medizinische Spezialdokumente – ihnen allen gegenüber zeigt sich der Leser – oder zeigt der Erzähler den Leser – als unzulänglich. "Read, read, read, read, my unlearned reader! read, or, by the knowledge of the great Saint Paraleipomenon – I tell you beforehand, you had better throw down the book at once – for without much reading, by which your reverence

knows I mean much knowledge, you will no more be able to penetrate the moral of the next marbled page (motley emblem of my work!) than the world with all its sagacity has been able to unravel the many opinions, transactions, and truths which still lie mystically hid under the dark veil of the black one".

Der Erzähler allein hat im *Tristram Shandy* eine wirklich verständliche Gestalt, ja, man könnte wohl mit allen Vorbehalten sagen, daß er sie hier im strengen Sinne recht eigentlich erst gewinnt; denn alles andere wird unendlich aufgespalten und in schwebende Beziehungsreihen aufgelöst – das Handlungsgefüge wird in seine Bestandteile aufgebrochen, alles räumliche und zeitliche Nebeneinander wird teleskopiert und zu einem vielschichtigen Durcheinander. Die Gestalten, von denen erzählt wird, sind ohne wesentliche Bindung aneinander, nur die Gewohnheit des rhetorischen Leerlaufs hält sie zusammen. Sternes Leser, d.h. die fiktiven Hörer im Raume des Monologs, werden in einer Fülle von Gestaltvarianten angesprochen und dem momentanen Geschehen ironisch zugeordnet. Keiner, weder Erzähler noch Hörer, noch die erzählten Gestalten beantworten auch nur eine einzige der vielen, grenzenlos hintergründigen Fragen. Das Sprechen zwischen den Figuren bleibt fragmentarisch und ergebnislos, ja, die Verständigungsversuche zwischen dem Erzähler und seinen Hörern zielen als solche auf die Unendlichkeit der Darstellungs- und Mitteilungsaufgabe hin. Und wie alles Handeln von Sterne von vornherein in Frage gestellt wird, so wird auch die effektive Verständigungsleistung der Sprache selbst bedenklich. Bei aller Mobilisierung der rhetorischen Formen – "the mighty engines of eloquence" nennt sie Sterne einmal sehr bezeichnend –, der Predigt, der Disputation, der feierlichen Ansprache, ja des Fluches, – "motion, debate, harangue, dialogue, dissertation" – so kann und will dieser monomanische Erzähler weder – wie Wieland – überzeugen noch eigentlich überreden, sondern zuletzt nur überwältigen. Sternes erzählerische Sprechgesten, so scheinhöflich sie auch vorgebracht werden, sind nichts anderes als beschwörende Anrufe an den sich immer wieder entziehenden Leser, die bewegende Kraft des einseitigen und prekären Sprechens nicht durch Unaufmerksamkeit zu entwerten, die Fiktion der Gemeinschaft nicht durch gei-

stige – oder noch mehr seelische – Gleichgültigkeit aufzuheben.

Denn bei Sterne wird, so radikal wie bei keinem anderen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts die Krise des Verstehens aus der Krise des Sprach- und Sprecherlebnisses hergeleitet und dargestellt. Gerade dieses Erlebnis der Brüchigkeit der Verständigung durch Sprache läßt es mir sinnvoll erscheinen, schließlich noch an denjenigen Roman zu erinnern, der zu Sternes zwei Erzählungen in engerer Beziehung stehen dürfte, als man gewöhnlich vermutet, nämlich Goethes *Werther*.

Wenn wir fragen, was denn den jungen Goethe nach einer Reihe von hymnisch-dithyrambischen Äußerungen scheinbar unvermittelt zu der so fragwürdigen Form des Romans führte, so werden wir nicht vergessen dürfen, daß das immer wiederkehrende Thema der Jahre 1772–74 das Thema des Mißverstehens ist, eben das Sternesche Thema der nahezu unendlichen Ferne nicht nur zwischen echtem Fühlen und echtem Handeln, sondern, noch grundsätzlicher, zwischen Meinen und Sagen. Immer wieder wendet sich Goethe in den dramatischen und lyrischen Versuchen der Zeit – und nicht zuletzt in den persönlichen Äußerungen seiner Briefe und Gespräche – den trügerischen Existenzformen zu, den Abenteurern und Narren, den Verrätern, Hochstaplern, Mißdeutern der Heiligen Schrift und falschen Propheten. In ihnen allen stellt sich die Unzulänglichkeit, die bedenkliche und zuletzt alle Gemeinschaft in Frage stellende Hintergründigkeit aller Mitteilungsformen, alles Sprechens dar. Um die Zuverlässigkeit der Sprache handelt es sich in den kurzen und polemischen kritischen Schriften ebenso wie in der früh empfundenen Wissensparadoxie Fausts. Und im *Werther* spielt in fast jeder erzählten Situation das Mißverstehen, das Aneinander-Vorbeireden eine motivierende Rolle.

Denn gerade von den großen zwischenmenschlichen Beziehungen, vor allem eben von der Liebe, läßt sich im *Werther* – wie in allen ernstesten Romanen des achtzehnten Jahrhunderts von *Manon Lescaut* bis zu den *Liaisons Dangereuses* – nur in Paradoxien sprechen. Das Thema der großen Kunst der Zeit ist nicht die harmonisierende sondern die dissoziierende, die zentrifugale Kraft der Liebe. Wo Liebe ernst genommen wird, bindet sie nicht, sondern löst auf. Diese tragische Situation

darzustellen, war Goethe in keiner der bisher geübten lyrischen – oder gar hymnischen – Formen möglich: der Roman allein vermag es, "vorzuempfinden", und zwar deshalb, weil hier das Erlebnis des "Nicht-sagen-Könnens", im gemeinsamen Erzählen, in einer neu zu schaffenden Korrespondenz zwischen dem Erzähler und seinem Gegenüber ausgesprochen und damit exemplarisch und wieder verbindlich gemacht werden kann. Sternes Erzählen ist in seiner äußerst monologischen Struktur völlig unverbindlich. Goethe versucht im *Werther* höchst bewußt und kunstvoll das Erlebnis der unendlichen individuellen Differenzierung in einen Sinnzusammenhang mit der ganzen Welt des Lesers zu bringen. Die monologische Erzählweise, in die der wertherische Erzähler so oft zu verfallen scheint, wird in Wirklichkeit im fiktiven Gespräch mit einem Durchschnittsmenschen ironisiert: der Brief hat deshalb hier – ästhetisch gesprochen – eine korrektive und nicht, wie bei Richardson, eine dramatische Funktion. Das dissoziierende, das monologische Erleben wird deshalb auch mit gutem Grund in denjenigen äußersten Situationen aufgefangen, wo es radikal zu werden droht, das heißt, wo es zum inartikulierten Sprechen treibt, jenem "Stottern" und "Stammeln" des (in der Kunstleistung des *Werther* überwundenen) Sturm und Drang, das, trotz Wezels *Tobias Knauth*, die Form des Romans hätte zersprengen müssen.

Goethes wichtigstes Mittel aber, aus der monologischen zu einer verbindlichen Erzählerhaltung zu gelangen, besteht darin, daß sowohl der Erzähler wie auch die verschiedenen angesprochenen Gegenüber, Wilhelm also, oder der Herausgeber, oder der Leser selbst, einer eigentümlich begrenzten Gemeinde angehören, deren Empfinden, deren Wissen, deren von der Religion und der neuen Dichtung, von der Lektüre Klopstocks und Richardsons und Sternes, vom Pietismus, von freimaurerischen Vorstellungen her geformte Bilder- und Symbolwelt, ja, deren Sprache selbst einen bindenden Anspruch erst ermöglichen. Die neuen freien Formen der Gemeinschaft, in die sich im achtzehnten Jahrhundert das Gefühl des Ungenügens gegenüber den alten Ordnungen flüchtet, werden im *Werther* zum ersten Male – nicht etwa schon gegenständlich dargestellt, nicht etwa im Ereignis abgebildet –,

sondern im Erzählen gerade in ihrer Problematik vorempfunden. Denn der Roman will und muß – und darin scheint mir eine wesentliche Erkenntnis Goethes zu liegen – auch und gerade wo er fiktiv monologisch wird –, zu etwas Gemeinsamem führen, und sei es auch, wie in unserer eigenen Zeit, zur Erkenntnis der monologisch gewordenen Kultur. Gerade wo die objektive Welt fraglich, ungenügend, aufgeteilt wird – wie eben bei Richardson, bei Sterne und bei Goethe – wird die Funktion des Erzählens, wird der Redeakt und die intensive Erfassung des Gegenüber entscheidend wichtig; der Zusammenhang der Welt muß im Roman als Hypothese projiziert und gerechtfertigt werden, ganz im Gegensatz zum Epos, in dem das Verhältnis von Erzähler und Hörer deshalb selbstverständlich ist, weil es rituell gebunden ist: im Epos, so sagt Coleridge einmal, "the poet is a mere voice".

Wir dürfen also mit gutem Recht auch schon für die Zeit der großen Romane mit einem modernen Begriff von der Verinnerlichung des Erzählens sprechen – "Verinnerlichung" durchaus nicht in einem nur psychologistischen oder gar sentimental Sinn, sondern im Sinne einer doppelten Tendenz und Funktion der Darstellung: auf der einen Seite einer fortschreitenden Verwandlung der Außenwelt in Bewußtsein, auf der anderen aber der Verpflichtung des Erzählers, dieser zum Monolog treibenden Vereinzelung der Phänomene im gemeinsamen Gespräch des Romans eine begreifbare Struktur zu verleihen. Schon in Edward Youngs *Conjectures on Original Composition*, einem fingierten Brief an Richardson, an dem der Verfasser des *Grandison* freilich selbst beteiligt war, ist diese Problematik der Kunst, ja der Erzählkunst im achtzehnten Jahrhundert in einem berühmten und bewegenden Satz ausgesprochen: "Dive deep into thy bosom, learn the depth, extent, bias and full fort of thy mind; contract full intimacy with the stranger within thee; excite and cherish every spark of intellectual light and heat, however smothered under former negligence, or scattered through the dull, dark mass of common thoughts; and collecting them into a body, let thy genius rise . . . as the sun from chaos".

KRITIK AN DEN RELIGIÖSEN UND MORALISCHEN ANSCHAUUNGEN IN DICKENS' WERKEN IM 19. JAHRHUNDERT

Wer sich heute unbefangen der Lektüre der Dickensschen Werke hingibt, der wird den großen Schriftsteller, der ihm hier entgegentritt, vor allem seines köstlichen Humors und seiner blühenden Phantasie wegen lieb gewinnen, er wird den fesselnden Erzähler, der mit wenigen Strichen einem Menschentyp Leben zu verleihen vermag, bewundern, er wird sich an den idyllischen Bildern frühviktorianischen Lebens, die der Dichter vor seinen Augen erstehen läßt, erfreuen und vielleicht mit Aufmerksamkeit den sozialen Tendenzen des Autors folgen. Vor der Fülle des Schönen und Interessanten, die ihn überwältigt, werden andere Aspekte gemeinhin in den Hintergrund treten. Anders als in den Werken einer George Eliot drängt sich die moralische Frage z. B. unserem Blick in den Dickensschen Romanen nicht auf, und das Entsprechende gilt auch für die religiösen Probleme. Dem Leser unserer Zeit erscheinen beide Faktoren bei Dickens im allgemeinen als nebensächlich: man nimmt flüchtig Notiz davon, daß der Dichter sich in diesem Punkte im großen und ganzen den frühviktorianischen Konventionen fügt und ist geneigt, es dabei bewenden zu lassen. Es scheint keine Notwendigkeit für uns vorzuliegen, daß wir uns von dieser Seite her mit Dickens' Werken auseinandersetzen, ein solches Unterfangen deucht uns zunächst belanglos und wenig lohnend.

Wir vergessen unter solchen Umständen nur allzu leicht, daß es einmal eine Zeit gab, in der die Dinge in dieser Hinsicht anders lagen. Wir übersehen vielfach, daß vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren die religiöse Einstellung, die Dickens bekundete, die moralische Haltung, die er in seinen Werken an

den Tag legte, im Zentrum des Interesses einer breiten Leserschaft standen und daß die heftigen Diskussionen, die über diesen Fragenkomplex entbrannten, die Stellung des Dichters in der Meinung der Öffentlichkeit entscheidend beeinflussten.

Die Kritik setzte dabei an ganz verschiedenen Stellen ein und spiegelte zweifelsohne die mannigfachsten Standpunkte wider; Anglikaner waren an den Angriffen, die man gegen Dickens richtete, ebenso beteiligt wie Katholiken, aber in der Hauptsache kam die Opposition doch aus dem Lager der Dissenter, offenbar weil man dort instinktiv spürte, daß die überschäumende Lebensfreude, die der Dichter in seinen Werken propagierte, sich mit den Grundsätzen einer puritanischen Lebenshaltung nur schwer vereinbaren ließ. Seine frühzeitigen Angriffe gegen die englische Art der Sonntagsheiligung und seine wenig schmeichelhaften Portraits nonkonformistischer Geistlicher, auf die später noch näher eingegangen werden wird, hatten auf seiten der Dissenter eine gewisse Kampf Stimmung ausgelöst, die sich im Laufe der Zeit gelegentlich in eine Art "kalten Krieges" verwandeln sollte, so daß Leslie Stephen später mit einem gewissen Recht bemerken konnte, es sei doch eine seltsame Tatsache, daß der Lieblingsautor der Mittelklasse sich so feindselig gegen die von ihr bevorzugte Form des Glaubens verhalten habe¹).

Der Widerstand gegen den Dichter konzentrierte sich dabei zunächst auf die sogenannte "Weihnachtsphilosophie", die so etwas wie das Herzstück seiner Weltanschauung, sozusagen sein ethisches Bekenntnis *in nuce* darstellte und daher im Zentrum des ganzen Problembereiches stand. Unter diesem Begriff hatte man die Forderungen zusammengefaßt, die Dickens in seinen *Christmas Books* und *Christmas Stories* vertrat: daß man nämlich die Gefühle und Sympathien, die durch das Weihnachtsfest erweckt wurden, zur führenden Richtschnur seines ganzen Lebens werden und allenthalben Liebe und Güte gegen den Nächsten walten lasse, daß man tätige Hilfsbereitschaft gegenüber den Armen übe, Verständnis und verzeihendes Mitgefühl für die reuigen Sünder zeige – kurz, daß man die wesentlichen Gebote der Bergpredigt beherzige.

¹) Zitat bei W. Kent: *Dickens and Religion*. London 1930, S. 110.

Soweit würde gegen die Forderungen des Dichters wohl schwerlich jemand etwas einzuwenden gehabt haben, aber Weihnachten bedeutete für den Autor darüber hinaus nun gleichzeitig noch vieles andere, und diese zusätzlichen Dinge waren für ihn nicht weniger wichtig als die vorher genannten. Es gehörten für ihn nämlich vor allem Frohsinn und Heiterkeit dazu, festliches Leben und lustige Feier im Kreis der Familie und guter Freunde, gebratener Truthahn und Pudding und Punsch, frohe Laune und Spiel und Spaß. Auch solchen "Weihnachtsgeist" wollte er allenthalben und zu allen Zeiten verbreitet sehen.

Auch das war zweifellos vielen seiner Zeitgenossen aus der Seele gesprochen und daher hatten seine Weihnachtsgeschichten bei einem großen Teil des Publikums ja auch einen so ungewöhnlichen Anklang gefunden. Auch wenn anderwärts der Dichter in seinen Romanen und Erzählungen von solchen "weihnachtlichen" Feiern schrieb, durfte er sicher sein, daß die Herzen der meisten Leser bei der Lektüre solcher Szenen höher schlugen. Denn nichts liebte ein großer Teil des frühviktorianischen Bürgertums im Leben wie in der Dichtung so sehr wie ein gemütliches Stündchen im häuslichen Kreis, wenn die Flammen im Kamin emporzüngelten und die Buchenscheite im Feuer knisterten, wenn die Familie und ein Zirkel erprobter Freunde im traulichen Beieinander im Schein der freundlichen Lampe um den Tisch saßen, wenn der Duft des Gänsebratens durch den Raum zog, wenn der Glühwein in den Schalen dampfte, wenn die Atmosphäre nichts an Herzlichkeit zu wünschen übrig ließ und eine Stimmung allgemeiner Behaglichkeit sich ringsumher verbreitete. Der Forderung, Weihnachtsgeist solcher Art zu pflegen, stimmte man daher in breiten Schichten des Publikums begeistert zu.

Aber freilich gab es daneben auch Kreise, die eine solche Lebenshaltung mißbilligten, weil sie allzusehr auf die irdischen Freuden ausgerichtet schien und daher dem religiösen Empfinden strenggläubiger Christen der verschiedensten Denominationen zuwiderlief. Zunächst kam die Opposition aus dem katholischen Lager, wie denn schon kurz nach dem Erscheinen von *The Chimes* die *Dublin Review* es z. B. rügte, daß die Geister, die der Dichter in dieser Geschichte beschwöre, allzu

weltlich gesinnt wären, um wirklich als Besucher aus höheren Sphären gelten zu können. Denn sie dächten viel zuviel an die irdischen Vergnügungen des Weihnachtsfestes: Rinderbraten und Geflügel, Rätselraten und Pfänderspiele seien ihnen offensichtlich wichtiger als die eigentlich christlichen Belange, die hohe und heilige Bedeutung des Festes¹⁾. Später vernimmt man derartige Stimmen aber auch von anderer Seite. Tadelnd spricht Ruskin, der dank einer streng religiösen Erziehung im Elternhaus den Puritaner zeit seines Lebens nie ganz verleugnen konnte, im Jahre 1870 in einem Brief davon, daß Weihnachten für den Dichter nichts anderes bedeutet habe als "Mistelzweige und Pudding" und daß er dabei weder an die "Auferstehung von den Toten, noch an den Aufgang neuer Sterne oder die Lehren der Weisen oder die Hirten" gedacht habe²⁾. Ähnliche Töne schlägt man auch sonst gelegentlich an, wobei in den z. T. sehr beißenden und sarkastischen Äußerungen die Kritik an Dickens' mangelnder Religiosität stets durchklingt. Das zeigt sich z. B., wenn man die Weihnachtsphilosophie des Dichters verächtlich als ein "Evangelium der Behaglichkeit" bezeichnet und ihm gleichzeitig vorwirft, daß, wenn ihm die Macht gegeben wäre, die Welt nach seinen eigenen Prinzipien zu reformieren, er nichts anderes tun würde, als sie in ein einziges vulgäres Arkadien zu verwandeln³⁾. Anderwärts spottet man darüber, daß seine Weihnachtsgeschichten "Rosinen-Predigten" und "Truthahn-Homilien" wären, in denen der Verfasser auch aus Salbei und Zwiebeln noch eine moralische Nutzenanwendung herauszuholen wisse⁴⁾. Achselzuckend wendet man sich von seiner Weltanschauung ab mit dem Gefühl, daß der Glaube, der seinen Werken innewohne, im Grunde ein materialistischer sei, der jeden spirituellen Momentes entbehre und bemerkt ironisch, daß Essen und Trinken

¹⁾ *Dublin Review*, Dec. 1844, S. 568.

²⁾ Brief an Charles Eliot Norton, datiert Venedig, 19. 6. 1870, abgedruckt in: *Great Thoughts*, April 1909–Sept. 1909, S. 75.

³⁾ George Stott: "Charles Dickens". *Contemporary Review*, Febr. 1869, S. 224f.

⁴⁾ A. Rickett: *Personal Forces in Modern Literature*. London 1906, S. 156.

unverkennbar die Glaubensartikel der von ihm gepredigten frohen Botschaft seien¹⁾).

Man beschränkt sich dabei nicht darauf, dem Dichter sein Epikuräertum vorzuwerfen, sondern bezichtigt ihn darüber hinaus der Verhärtung des Herzens und einer geradezu heidnischen Gefühllosigkeit in Fragen der Religion. Die Seufzer derjenigen – so hält man dem Dichter vor – die sich beklagten, daß das Brot seines Weihnachtsschmauses wie Steine für ihren Tisch wäre, hätten ihn wenig gekümmert und ihre Beschwerden, daß sie um Trost und Zuspruch für ihre Seelen gefleht hätten und er ihnen nichts zu bieten gehabt habe als leibliche Erquickung, wären ihm unverständlich gewesen²⁾). Daß solche harten Worte im Jahre 1911 ausgerechnet von Arthur Waugh, dem Direktor des Hauses Chapman and Hall – einem Verlag, mit dem Dickens zwar ernstliche Händel ausgefochten, mit dem er sich aber gegen Ende seines Lebens wieder ausgesöhnt hatte und der von dem Vertrieb seiner Werke nach seinem Tode enorm profitierte – ausgesprochen wurden, muß als ein erstaunliches Faktum gelten und zeigt aufs deutlichste, in wie starkem Maße man in religiösen Kreisen bis hin zum Ersten Weltkrieg an Dickens' allzu diesseitiger Auffassung vom Sinn des Weihnachtsfestes Anstand nahm.

Aber die Kritik kam anscheinend auch noch aus einem ganz anderen Lager, von Leuten nämlich, die nicht nur aus religiösen Gründen heraus eine oppositionelle Haltung einnahmen. Die Betonung der diesseitigen Freuden in Dickens' Weihnachtsphilosophie war im Grunde ja aus den Anschauungen einer biedermeierlichen Welt heraus geboren, die die Erfüllung des Daseins nicht zuletzt in der liebevollen Pflege des Familienlebens erblickte und es über alles schätzte, in diesem gottgegebenen Wirkungskreis Frohsinn und Heiterkeit in bürgerlich schlichter Form walten zu lassen. Die sich hier äußernde Selbstbescheidung vermag indes einer späteren Generation nicht mehr zu genügen. In einem Zeitalter, in dem Handel und Industrie gewaltige Fortschritte machen und die

¹⁾ *London Quarterly Review*, Jan. 1871, S. 18.

²⁾ Arthur Waugh: "Charles Dickens". *Cassell's Magazine*, Dec. 1911, S. 349.

Wissenschaften einen unvergleichlichen Aufschwung nehmen, in dem sich der Kosmos in ungeahnter Weise weitet und in dem das Leben in einer bislang unbekannten Form von Hasten und Jagen, von Lärm und Geschäftigkeit erfüllt ist, neigt man dazu, auf die "gute alte Zeit" vor der Jahrhundertmitte mit einem mitleidigen Lächeln zurückzublicken. Wenn in Deutschland Wilhelm Dilthey von jener biedereren Welt spricht, die Dickens mit soviel Wärme und Liebe geschildert hat und sie vergleicht mit der von Gustav Freytags *Soll und Haben*, die in mancher Hinsicht eine Nachahmung des englischen Vorbildes ist und gleichsam das deutsche Pendant zu diesem darstellt, dann beeilt er sich hinzuzufügen: "Dieses Ideal ist nicht mehr das unsrige, es ist langweilig¹⁾."

So wie der deutsche Philosoph denken gegen Ende des 19. Jahrhunderts viele Menschen auf der Welt. In dem Maße, in dem die Technik das Leben in immer ausgeprägterer Weise formt, beginnt das Gefallen an Dickens' häuslichen Idyllen unter der Leserschaft zu schwinden. Die Schilderungen der intimen Freuden des Familienlebens dünken einem fortschrittsbesessenen Publikum spießbürgerlich, es scheint des Mannes nicht mehr würdig, den Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens im kleinen Zirkel der Familie und Freunde zu finden, seit das Leben neue ungeahnte Perspektiven bietet, von denen aus gesehen das Dasein von einst trivial und banal anmuten muß. Der Siegeszug der Wissenschaften, die Überschätzung der intellektuellen Fähigkeiten führen vielfach zu einer Unterschätzung der Gemütswerte und so kommt es denn dazu, daß man in gebildeten Schichten des Publikums nach dem Tode des Dichters seine Weihnachtsphilosophie abzulehnen beginnt, weil die darin zum Ausdruck kommende moralische Haltung zu altväterisch primitiv, zu materialistisch und ungeistig erscheint.

Sarkastisch bemerkt nach des Dichters Tode ein Kritiker, daß Dickens offenbar als erster die immense spirituelle Macht des Weihnachtstruthahns herausgefunden hätte und daß gefüllter Gänsebraten so ungefähr das Geistigste sei, was A

¹⁾ Wilhelm Dilthey: *Die Große Phantasie-Dichtung und andere Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*. Göttingen 1954, S. 313.

Christmas Carol zu bieten habe¹⁾. Selbst der Schriftsteller Andrew Lang, Herausgeber der seinerzeit bekanntesten Dickens-Ausgabe, der *Gadshill Edition*, stimmt in diesen Chorus mit ein, wenn er einmal im Zusammenhang mit diesen Fragen wegwerfend bemerkt, Dickens habe im Grunde nur vor der Philosophie von Scrooge und der Verdauungsstörung durch zu vieles Essen und Trinken eine Verbeugung machen können²⁾. Den Vorwurf, daß Speise und Trank "eine Dominante in Dickens' Lebensphilosophie" seien, hört man auch nach der Jahrhundertwende noch³⁾. Man mokierte sich über den Dichter, nach dessen Ansicht alle Menschen am 25. Dezember ein unstillbares Bedürfnis nach Bier und Rinderbraten und nach Familienfeiern haben sollten, auf denen man sich gegenseitig mit Glückwünschen überhäuft und sich in lärmenden Lustigkeiten ergeht⁴⁾. Geringschätzig blickt man auf den Verfasser der Weihnachtsgeschichten herab, nach dessen Ansicht offenbar heißer Brantwein mit Wasser das Allheilmittel für alle körperlichen und geistigen Leiden sei⁵⁾. Selbst ein Bernard Shaw, der in einer Zeit, da Dickens' Ruhmeskurve ihren Tiefpunkt erreichte, sich mutig für den Dichter eingesetzt hatte, entrüstete sich über die Vorliebe seines Schützlings (denn als solchen betrachtete er den in den achtziger und neunziger Jahren vielgeschmähten Verfasser von *Little Dorrit* und von *Hard Times* offensichtlich), in seine Werke Beschreibungen einzufügen von "den Fressereien und Saufereien", die, wie der fanatische Antialkoholiker und Vegetarier meinte, in England "das Weihnachtsfest zu einer alljährlichen nationalen Schande" entwürdigten⁶⁾. Und noch in der Monographie von Dickens' großem Apologeten G. K. Chesterton klingt etwas von dieser weitverbreiteten Einstellung durch, wenn der Verfasser be-

¹⁾ *Blackwood's Edinburgh Magazine*, June 1871, S. 677, S. 690.

²⁾ *Gadshill Edition*, vol. XVIII, Introduction.

³⁾ C. C. Bowes: *The Association of Charles Dickens with Liverpool*, vgl. die Rezension des Werkes in: *Dickensian*, 1905, S. 93.

⁴⁾ A. Martin Freeman: "A Short Way with an Unbeliever". *Academy*, June 16, 1906.

⁵⁾ H. C. Biron: "The Plots of Dickens". *National Review*, London, May 1912, S. 519.

⁶⁾ G. B. Shaw: *Pen Portraits and Reviews*. London 1949, S. 222.

merkt, daß der Kampf des Dichters für das Weihnachtsfest "ein Kreuzzug für das alte heidnisch-christliche Fest Europas, für die Dreieinigkeit von Essen, Trinken und Beten, die den Modernen unehrerbietig vorkommt", gewesen sei¹⁾.

So wird seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus einer neuen Einstellung zum Leben heraus Dickens' harmlose Freude an den sinnlichen Genüssen, die das Leben im Kreis der Familie zu bieten hat, zu einem Schreckbild verzerrt, er wird in den Augen vieler gebildeter Leser zum Banausen, zum Vertreter des Ungeistes schlechthin gestempelt. Damit aber hatte man über den Dickensschen "Weihnachtsgeist" auch von dieser Seite her den Stab gebrochen.

Schließlich rief die Tatsache, daß der Dichter sich das Christkind sozusagen nicht ohne Punschbowle vorzustellen vermochte, auch noch die Temperenzler gegen ihn auf den Plan, deren Bewegung, auf dem Boden des Evangelikalismus erwachsen, sich seit 1830 in zunehmendem Maße in England verbreitete²⁾. Dickens hatte für sie niemals Sympathien empfunden, denn aller Fanatismus auf diesem Gebiet war ihm verhaßt und schon in seinem ersten Roman war er in einer grimmigen Satire über die Mäßigkeitsvereine hergezogen. Dadurch beschwor er den Zorn jener Kreise auf sein Haupt, der sich in der Folgezeit in heftiger Opposition gegen sein Werk Luft machen sollte. Schon 1842 beschwerte sich ein christliches Blatt darüber, daß das heitere Bild der *Pickwick Papers* getrübt werde durch die eingefügten Darstellungen zahlreicher alkoholischer Exzesse³⁾, und nach des Dichters Tode stimmt man auch von katholischer Seite her in die Klagen über den dem Roman anhaftenden "Kneipengeruch" ein. Man findet, daß sich Sam Wellers weise Sprüche viel besser ausnehmen würden, wenn sie nicht ständig von Tabak- und Biergeruch begleitet wären und daß sein Vater auch dann noch amüsant genug sein würde, wenn er nicht laufend gewaltige Mengen von Alkohol konsumierte. Die Reisen des Herrn Pickwick und seiner Freunde aber – so meint man – würden weniger mono-

¹⁾ G. K. Chesterton: *Charles Dickens*, London 1906, Kap. VII.

²⁾ Vgl. Wilhelm Dibelius: *Charles Dickens*, Leipzig und Berlin 1916, S. 29.

³⁾ *Christian Remembrancer*, 1842, S. 586.

ton erscheinen, wenn der Verfasser sich entschließen könnte, die Eß- und Trinkgelage, durch die sie dauernd unterbrochen würden, einen nicht ganz so hervorragenden Platz einnehmen zu lassen. Zweifelsohne sei der Held des Romans eine durchaus liebenswerte Person – aber daß seine Fähigkeit, ungeheure Mengen von Brandy zu vertilgen, vom Autor ganz bewußt immer wieder in den Vordergrund gestellt wird und daß der Dichter voll Wollust in Szenen schwelgt, in denen Pickwick in tiefster Betrunkenheit geschildert wird, findet man höchst bedenklich. Man beklagt sich darüber, daß in dem Buch immer nur von Zechgelagen die Rede sei, daß die Helden des Romans offenbar gar keine andere Art der Unterhaltung kannten und daß Mildtätigkeit gegenüber dem Mitmenschen sich grundsätzlich nur in der Form kundtue, daß man für ihn etwas Alkoholisches zu trinken bestelle. Und schließlich gipfele die ganze Geschichte sogar darin, daß die Gesellschaft der Temperenzler lächerlich gemacht werde! Wenn der Dichter seine großen Fähigkeiten zur humoristischen Schilderung mit Vorliebe dazu benutze, das unwürdige Dasein von Zechkumpanen und Trinkern mit einer lebenswürdigen Gloriole zu umkleiden und ihre unmoralischen Gepflogenheiten in scherzhafter Weise als harmlose Vergnügungen darstelle, ohne auf die Gefahr und die Schande eines solchen Lebenswandels hinzuweisen, dann, so folgert man, könne es nur als ein öffentliches Unglück betrachtet werden, daß die *Pickwick Papers* sich einer so allgemeinen Popularität erfreuten¹⁾. Auch dem berühmten Anti-alkoholiker J. B. Gough (1817–86) waren Dickens' Einstellung zum Problem der Enthaltsamkeit und die Neigung des Dichters, die Folgen übermäßigen Alkoholgenusses auf wohlwollend-humoristische Art darzustellen, ein Dorn im Auge, weil er fürchtete, daß die attraktiven Schilderungen, die der Verfasser von der Wirkung geistiger Getränke gab, für schwache Gemüter eine außerordentliche Gefahr in Hinsicht auf ihre Widerstandsfähigkeit gegen das Laster der Trunksucht bedeuten würden²⁾. Noch 1971 spricht der Dickens-

¹⁾ *Dublin Review*, 1871, S. 349f.

²⁾ Vgl. John T. Page: "Charles Dickens". *East London Advertiser*, Nov. 21, 1908.

Forscher J. W. T. Ley davon, daß man es dem Dichter vielfach zum Vorwurf mache, daß er sich gegenüber den Temperenzlern grob und unhöflich gezeigt habe¹⁾).

Bei der Kritik an Dickens' „Weihnachtsgeist“ und dem damit verknüpften Kultus lukullischer und alkoholischer Genüsse aber ließ man es nicht bewenden, vielmehr weiteten sich von diesem Punkte aus nun die Kreise und führten zu Beschuldigungen viel schwerwiegenderer Art. Ähnlich wie man es später in Deutschland Ludwig Richter von gewisser Seite zum Vorwurf machte, daß er „weniger die Frömmigkeit als das Behagen“ gemalt habe²⁾), rügte in England ein in seiner Grundhaltung puritanisch gestimmtes Publikum auch an Dickens' Kunst, daß der Dichter in seinen Schilderungen über dem genießerischen Auskosten der kleinen Freuden, die der Alltag im häuslichen Kreis der Familie bot, das religiöse Element im allgemeinen allzusehr vernachlässigt habe. In der Tat ist der heutige Leser ja überrascht zu sehen, in wie geringem Maße diese Seite des Lebens, die einen so enorm wichtigen Faktor im Dasein der Frühviktorianer darstellt, in den Dickensschen Romanen zum Ausdruck kommt. Das lag, ähnlich wie im Falle von Adalbert Stifter, bei dem die Dinge sich in dieser Hinsicht ganz ähnlich verhalten³⁾), sicherlich nicht etwa an der mangelnden Gläubigkeit des Dichters, der im Grunde ein frommer und überzeugter Christ war. Aber freilich bewegten ihn andererseits die religiösen Fragen auch nicht so stark, daß er sich mit unwiderstehlicher Gewalt gedrängt gefühlt hätte, ihnen in seinen Romanen künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Wenn das zweifellos bis zu einem gewissen Grade auch für andere seiner Zeitgenossen galt, so nahm Dickens hier doch wohl insofern eine gewisse Ausnahmestellung ein, als sich in seinem riesigen Gesamtwerk kaum eine einzige Stelle fand, die von einem vertieften religiösen Gefühl Zeugnis abgelegt

¹⁾ Vgl. die Besprechung des Buches von Alexander Fyfe: *Charles Dickens and the Law* durch J. W. T. Ley in *Dickensian*, 1911, S. 72.

²⁾ Vgl. Adolf v. Grolmann: „Biedermeier-Forschung“. *Dichtung und Volkstum* 36. Band., 1935, S. 315.

³⁾ Vgl. Günther Weydt, zit. in Paul Kluckhohn: „Biedermeier als literarische Epochenbezeichnung“. *Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1935, S. 27.

hätte; immer blieb er auf diesem Gebiet in Äußerlichkeiten und Konventionen befangen. Seine Zurückhaltung oder, wenn man so will, Gleichgültigkeit in diesen Dingen wurde ihm in Kreisen, deren Lebenshaltung weitgehend vom Religiösen her bestimmt wurde, aber nun offensichtlich aufs höchste verübelt, und in puritanischem Eifer neigte man gelegentlich dazu, die Tatsachen zu verzerren und Dickens allzu freier Ansichten in Dingen des Glaubens oder gar einer gottvergessenen Haltung zu bezichtigen.

Das war wohl in um so stärkerem Maße der Fall, als der in Dickens' Werken offenbarte Enthusiasmus an den Freuden der diesseitigen Welt den Dichter vielfach in den Geruch eines heidnischen Hedonisten bringen mußte; viele religiöse Leser mögen instinktiv schon damals bei der Lektüre seiner Romane etwas Ähnliches gespürt haben wie George Santayana, der rund ein Jahrhundert später einmal bekannte, die Bücher des Meisters hätten ihm zu der tröstlichen Gewißheit verholfen, daß das Leben auch dann noch liebenswert und angemessen human sein könnte, wenn das Christentum nicht existierte¹⁾.

Wie empfindlich man in England im 19. Jahrhundert in gewissen Kreisen auf Dickens' Haltung reagierte, ersieht man nicht zuletzt daraus, daß selbst eine so unverfänglich anmutende Gestalt wie die des Sam Weller in den *Pickwick Papers* mit ihrem freimütigen Witz sich den heftigen Unwillen der extremen Vertreter der *Evangelicals* von Anfang an zuzog²⁾. Gleich zu Beginn der vierziger Jahre begegnet man auch dem Vorwurf, daß die Religiosität des Dichters, wenn sie überhaupt in seinen Werken in Erscheinung trete, zum großen Teil aus heidnischer Gefühlsduselei bestehe, auf die man lieber verzichten würde³⁾; darüber hinaus stößt man sich an der Tatsache, daß die vortrefflichen Eigenschaften, die die Helden seiner Romane an den Tag legten, nicht aus einem moralischen oder religiösen Drang heraus geboren wurden, sondern mehr eine Sache der Konstitution und des Temperamentes seien, indem die Betreffenden weniger aus prinzipiellen Erwägungen

¹⁾ Zitat bei Kent a. a. O. S. 135.

²⁾ Vgl. Amy Cruse: *The Victorians and their Books*. London 1935, S. 160.

³⁾ *Christian Remembrancer*, Dec. 1842, S. 581f.

als aus einem natürlichen Impuls heraus handelten und es auf diese Weise – da sie sozusagen von Natur aus unfähig seien, Böses zu tun – zu einem Kampf widerstreitender Leidenschaften gar nicht käme. Die Darstellung der "simplen Herzen", die Dickens so gern zum Mittelpunkt seiner Erzählungen mache, bedeute für das Publikum aber eine nicht zu unterschätzende Gefahr, indem derartige Schilderungen ja die tatsächlichen Verhältnisse des Lebens verzerrten: der Leser verliere dabei nur allzu leicht die Tatsache aus dem Auge, daß die menschliche Natur von Grund aus verderbt sei und daß Tugend allein im Triumph des guten über das böse Prinzip bestehe, in dem Sieg moralischer und religiöser Beweggründe über die Verlockungen des Satans¹). Davon abgesehen ist man der Meinung, daß die sozialen Bemühungen des Dichters wirkungslos verpuffen müßten, da nur ein Autor, der dem Lichte christlicher Philanthropie und Philosophie folge und der gelernt habe, daß das Christentum der wahre Bereiniger aller Notstände der Armen sei, sich auf diesem Gebiet erfolgreich betätigen könnte²).

Mit welchem Argwohn das puritanische Gewissen auch hinter uns völlig harmlos erscheinenden Passagen noch den Teufel wittert, demonstriert eindrucksvoll ein Zeitschriftenartikel über *Dombey and Son* vom Jahre 1847. Der Rezensent nimmt Anstoß an jener von tiefstem Leid erfüllten Schilderung, wie die sich völlig vereinsamt fühlende kleine Florence, von ihrem Vater zurückgestoßen und durch den Tod ihres einzigen Gefährten, des kleinen Paul, beraubt, ein Gebet zum Himmel erhebt, daß "einer der Engel sich ihrer erinnern und sie liebhaben möge" – eine Stelle, in der der Dichter die Situation des armen Menschenkindes mit dem Ausruf begleitet: "Oh, how alone!" Diese wenigen Worte, an denen etwas vom religiösen Standpunkt aus Anstößiges zu erkennen uns heute schwerfallen dürfte, genügen dem Rezensenten, um zu dem Urteil zu kommen, daß die Szene von der "Düsternis eines elendiglichen Pantheismus" erfüllt sei, "der dem Licht der Wahrheit willentlich den Eingang verwehrt". Nach seiner

¹) *North British Review*, May 1845, S. 65f.

²) *Parker's London Magazine*, Febr. 1845, S. 41 f., S. 122f.

Ansicht ist die Stelle durchaus von heidnischem Gefühl getragen, da sie im Grunde nur schildere, wie groß der Schmerz eines Menschen hätte sein können, wenn das Evangelium der Welt niemals verkündet worden wäre. Und im Anschluß an diese Beobachtung folgen dann heftige Invektiven gegen den Autor, der bezichtigt wird, entweder der Poesie der Heiligen Schrift gegenüber völlig blind zu sein, oder ihren Lehren gegenüber so feindselig eingestellt, daß er lieber ein Meisterwerk verschandele als daß er der christlichen Religion zu dessen Verbesserung irgendwie verpflichtet sein wollte – eine Tatsache, die für den öffentlichen Geschmack eine nicht zu unterschätzende Gefahr darstelle¹⁾!

Auch anderwärts setzt man an Dickens aus, daß in seinen Büchern auf das Walten des Allerhöchsten bedauerlicherweise kaum Bezug genommen werde, was einem Kritiker Anlaß gegeben habe zu der Bemerkung, in den Erzählungen des Autors scheine der Sonntag aus der Reihe der Wochentage gestrichen zu sein²⁾. Bald nach der Jahrhundertmitte geht ein englischer Kritiker sogar so weit zu behaupten, daß Dickens völlig blind wäre gegen die Existenz von allem, was man nicht sehen könne sowie gegen die Tatsache, daß es ein Leben nach dem Tode gäbe, dessen Glück oder Weh sich auf das Verhalten des Menschen auf dieser Welt gründe, daß Vorstellungen wie die, daß das Christentum eine Offenbarung sei, daß Sünde als ein Vergehen gegen den Allerhöchsten zu werten wäre, daß man das Gesetz Gottes zur Richtschnur seines Lebens zu erheben hätte, für ihn offenbar nicht existierten und daß seine Popularität sich nur dadurch erklären lasse, daß er “zugleich das Geschöpf und der Prophet eines Zeitalters” wäre, das eine Schwäche habe für “menschliche Güte (benevolence) ohne Religion”³⁾.

Die Erbitterung darüber, daß der Dichter allem, was mit den Fragen des Glaubens in Zusammenhang stand, in seinen Werken so wenig Beachtung schenkte, scheint im Laufe der Zeit gewachsen zu sein, muß Dickens sich in seinem letzten

¹⁾ *North British Review*, May 1847, S. 110f.

²⁾ *English Review*, Dec. 1848, S. 370.

³⁾ *Rambler*, Jan. 1854, S. 41f.

Lebensjahrzehnt doch die heftigsten Schmähungen in dieser Hinsicht gefallen lassen. Wir hören, daß im Jahre 1861 ein Geistlicher Klage darüber führt, daß in dem *The Bloomsbury Christening* überschriebenen Abschnitt der *Sketches* mit den heiligsten Dingen gespielt und über sie Spott getrieben werde¹⁾, während eine klerikale Zeitschrift sich zur gleichen Zeit herbeiläßt zu behaupten, daß der Dichter vom Denken und Fühlen religiös gesinnter Menschen etwa genau soviel verstehe wie ein Hottentott²⁾. Ein Jahr später vernimmt man auch von anderer Seite, daß der Autor auf religiösem Gebiet überhaupt "keine Prinzipien kenne"³⁾. Bald darauf glaubt man feststellen zu dürfen, daß Dickens in den eigentlichen Geist des Christentums niemals eingedrungen sei, daß auch seine moralischsten Charaktere zeigten, daß die Tiefen einer wahrhaft religiösen Natur ihm verschlossen blieben, ja daß Frömmigkeit bei ihm gemeinhin im Verdacht der Heuchelei stehe⁴⁾. Auch sein letzter vollendeter Roman *Our Mutual Friend* ruft derartige Angriffe hervor, wie sich denn das Organ der Baptisten heftig gegen gewisse Passagen des Buches verwahrt, in denen der Verfasser gegen die Mode, die Besucher des Kindergottesdienstes mit unverständlichem Bibelwissen vollzupfropfen, Sturm läuft; seine harmlosen Schilderungen werden mit puritanischem Eifer als "ein elender Versuch, sich über eine Sonntagsschule lustig zu machen" gebrandmarkt⁵⁾. Aber auch die sentimentalischen Szenen seiner Werke bieten ein Angriffsziel für religiöse Eiferer, die mit bissigen Worten darauf hinweisen, daß, wenn der Autor seine Leser dazu bewogen habe, Rührseligkeit und Weinerlichkeit als eine Art Frömmigkeit zu betrachten, dies alles andere als ein nützlicher Beitrag zur Moral des Zeitalters wäre⁶⁾. Und selbst wenn ein Jahr vor dem Ableben des Autors eine Zeitschrift der Meinung Ausdruck verleiht, daß die Vorstellung, Dickens' Werke enthielten keine

¹⁾ Zitat bei Kent a. a. O. S. 120.

²⁾ *Eclectic Review*, Oct. 1861, S. 458f.

³⁾ *British Quarterly Review*, Jan. 1862, S. 135f.

⁴⁾ *Christian Spectator* 1865.

⁵⁾ *Freeman*, Zitat bei Kent a. a. O. S. 55.

⁶⁾ *Spectator*, April 17, 1869, S. 474f.

religiösen Lehren, ihrem Verfasser Unrecht täte¹⁾), spürt man aus der Apologie die Anklage anderer gegen den Dichter heraus, der noch einen Tag vor seinem Tode, an dem er einen Brief an einen Geistlichen verfaßte, der an einer Stelle in *Edwin Drood* Anstoß nahm²⁾), gegen die Welle der Empörung, die sich gegen ihn erhoben hatte, anzukämpfen versuchte.

Sie ebte freilich auch nach seinem Ende noch nicht ab; wenige Monate nach seiner Beerdigung schrieb die *London Quarterly Review*, daß sich die ethischen Forderungen dieses Schriftstellers im Grunde in der Parole "Leben und Lebenlassen" erschöpft hätten, daß sich in seinen Werken nie das Verlangen zeige, erhebend oder veredelnd in einem höheren Sinne zu wirken, daß von heißem Glauben und glühender Verehrung dort nichts zu spüren sei und daß der Verfasser offenbar gar kein Gefühl für die Notwendigkeit der Religion besessen hätte³⁾). Einige Jahre später heißt es, Dickens habe weder Kirchenglocken noch die Kirchen selbst geliebt und habe für eine religiöse Schulung der Kinder nicht viel übrig gehabt⁴⁾). Anderwärts gibt man zwar zu, daß er den Fragen der Religion nicht gleichgültig gegenübergestanden hätte, macht ihm aber den Vorwurf, daß letztere für ihn in nichts als einem etwas vagen und verschwommenen Gefühl bestanden hätte, daß er die Existenz der Kirche in greifbarer Form im Grunde geleugnet habe und sich zu einem klar fixierten Glaubenssystem nicht hätte bekennen wollen⁵⁾). Angriffe solcher Art führen schließlich dazu, daß im Jahre 1884 ein begeisterter Anhänger des Meisters sich bemüßigt sieht, eine eigene Schrift über "Die religiösen Empfindungen von Charles Dickens" zu verfassen, deren Hauptaufgabe, wie er im Vorwort schreibt, es sein soll, den Lesern ins Bewußtsein zurückzurufen, daß es sich bei dem Dichter um einen Menschen ausgeprägt religiösen Charakters handele, eine Tatsache, die, wie er meint, "in seltsamer Weise

¹⁾ *Temple Bar*, Sept. 1869, S. 234.

²⁾ Vgl. Philipp Aronstein: "Dickens-Studien", *Anglia* N. F. Bd. 6 (1896), S. 228 Anm. I.

³⁾ *London Quarterly Review*, Jan. 1871, S. 18.

⁴⁾ *Secular Chronicle*, Dec. 16, 1877, S. 289.

⁵⁾ *Month*, May 1880, S. 97.

ignoriert, mißverstanden und gelegentlich sogar geleugnet werde"¹⁾).

Angriffe solcher Art beschränkten sich nicht auf die meist anonymen Pressestimmen, auch bekannte Gestalten des öffentlichen Lebens äußerten sich abfällig über den Mangel an religiösem Gehalt in Dickens' Werken. Zu den bedeutenderen Vertretern solcher Kritik gehören u. a. ein Gladstone, der Anstoß daran nahm, daß in *Nicholas Nickleby* "nichts von der Kirche zu spüren sei und die Motive keine religiösen wären"²⁾. Wenn Matthew Arnold sich einmal vorstellt, daß er sich mit einem erdachten Gefährten Arminius in das Unterhaus begibt "to hear Mr. Vernon Harcourt develop a system of unsectarian education from the life of Mr. Pickwick"³⁾, dann verbirgt sich hinter einer solchen Äußerung wohl zumindest eine Anspielung auf den unpuritanischen Geist von Dickens' erstem Roman, während die Worte von Lord Shaftesbury (1805–85), der den Dichter unter Bezugnahme auf seine sozialreformerische Tätigkeit einmal mit "dem Heiden Naaman, durch den der Herr Israel erlöst hat"⁴⁾ verglich, einen deutlichen Stachel gegen die religiöse Indifferenz des Autors zu enthalten scheinen. Weitaus unverblümter äußerte sich in Deutschland dagegen der bekannte Publizist Karl Hillebrand, der John Forsters Andeutungen, daß auch Dickens einmal "wie die meisten denkenden und alle genialen Männer" in seinem Leben eine ernste religiöse Krise durchgemacht habe, kurzerhand bezweifelte und die Auffassung vertrat, daß der Dichter "nie viel und lange über Religion nachgedacht" habe, daß sie bei ihm "immer wieder aufs Praktische" hinauslaufe und daß "seine ganze Auffassungs- und Denkweise . . . den Stempel des Rationalismus" trage⁵⁾. In die Reihe solcher Kritiker gehört schließlich auch der englische

¹⁾ Charles H. McKenzie: *The Religious Sentiments of Charles Dickens*. London 1884.

²⁾ Vgl. John Morley: *The Life of W. E. Gladstone*, London 1903, Bd. 1, S. 220.

³⁾ Zitat bei Kent a. a. O. S. 57 f.

⁴⁾ Zitat bei Kent a. a. O. S. 58.

⁵⁾ Karl Hillebrand: "Zeiten, Völker und Menschen". Berlin 1876. Bd. 3: *Aus und über England*.

Literarhistoriker Saintsbury, der es beklagt, daß man in Dickens' Werken kaum irgendwo auf religiöses Empfinden stoße¹⁾. Ähnlich äußerte sich auch der oben erwähnte J. B. Gough, der einmal zu dem berühmten Philanthropen Dr. Barnardo bemerkte, daß, während er die höchste Achtung vor den Werken Walter Scotts habe, für ihn genau das Umgekehrte in Hinsicht auf Dickens gelte, weil dieser nach seiner Ansicht auf moralischem und religiösem Gebiet völlig falschen Anschauungen huldige. Der Kritiker tadelt, daß sich in dem gesamten Werke des Dichters nicht eine einzige Schilderung eines guten Christen fände und gibt der Befürchtung Ausdruck, daß die meisten Leser aus den Büchern des Verfassers nicht nur nichts Gutes lernen könnten, sondern daß diese im Gegenteil in vielen Fällen ausgesprochen verderblich wirkten²⁾. Selbst der Dickens-Biograph Adolphus William Ward, sonst ein begeisterter Anhänger der Werke des Meisters, fühlt sich veranlaßt, sich diesem Reigen anzuschließen, wobei sein puritanischer Eifer ihn gelegentlich zu offensichtlichen Entstellungen verführt, so wenn er etwa behauptet, daß Dickens in seinen Romanen gegen die Kirche, gleichgültig in welcher Form sie auftrete, nichts als Haß verrate. Wenn ein solches Urteil zweifellos über das Ziel hinausschießt, so mag berechtigter vielleicht des gleichen Verfassers Kritik an Dickens' *A Child's History of England* sein, an der Ward mit Ingrimme eine gewisse Pietätlosigkeit bemängelt, indem er etwa darauf hinweist, daß der Bericht über den Hl. Dunstan von Vorurteilen getrübt sei, die alles andere als Sachkenntnis verrieten, daß *Edward the Confessor* als der "traurige, alte, tränenselige Bekenner" bezeichnet würde und daß der Dichter hier den Papst und seine Anhänger auf eine Weise mit Schmähungen überhäufe, die nach des Kritikers Ansicht einen Leigh Hunt vermutlich mit tiefster Befriedigung erfüllt hätten³⁾.

¹⁾ George Saintsbury: *Corrected Impressions. Essays on Victorian Writers*. London 1895, S. 318.

²⁾ Vgl. John T. Page: "Charles Dickens". *East London Advertiser*, Nov. 21, 1908.

³⁾ Vgl. John Page: "Charles Dickens". *East London Advertiser*, March 12, 1910.

Was die feindlichen Pressestimmen angeht, so sind sie auch im 20. Jahrhundert gelegentlich noch vernehmbar, sie verstummen selbst nach den Feiern zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters nicht. Immer wieder stellt man mit Mißfallen fest, daß die Kirche als soziale und Nutzen stiftende Macht in Dickens' Werken so gut wie überhaupt nicht in Erscheinung trete¹⁾, wie es denn höchst charakteristisch sei, daß in einem umfangreichen Werk wie den *Pickwick Papers* nicht eine einzige Figur vorkomme, die als Verkörperung jener großen moralischen und geistigen Bewegungen gelten könne, die damals die Seelen der Menschen bewegt hätten²⁾.

Von Anfang an hatte man auch von seiten der Katholiken gelegentlich in solche Vorwürfe eingestimmt, besonders nachdem der Dichter sich in den *Pictures from Italy* über das religiöse Leben und Treiben jenseits der Alpen an den verschiedensten Stellen abfällig geäußert hatte, wie denn die *Dublin Review* sich im Jahre 1846 darüber beklagt, daß der Verfasser seinen Hohn und Spott ergieße über Dinge, die 150 Millionen Menschen als besonders heilig gälten³⁾. Auch der Historiker Lord Acton, der Schüler Döllingers und des Kardinals Wiseman, wirft Dickens vor, daß, nach seinen Werken zu urteilen, sein Glaube offenbar auf schwachen Füßen stünde, daß für ihn der Begriff der Sünde außerhalb des Bereichs von Verbrechen nicht existiere, daß es nicht nur ein Zeichen seines Protestantismus sei, daß alle Sterbeszenen in seinen Romanen sich ohne geistlichen Beistand abwickelten usw.⁴⁾. Das sind Tendenzen, die sich vereinzelt offenbar bis in die jüngste Zeit fortgepflanzt haben; in der erstaunlich abschätzigen Beurteilung, die dem Dichter durch den Konvertiten Evelyn Waugh zuteil wird, klingen ähnliche Töne an: Dickens wird abgelehnt, weil er antiklerikal eingestellt sei und weil er sich sozusagen als spezieller Schutzpatron des Weihnachtsfestes aufgespielt hätte,

¹⁾ S. Squire Sprigge: "The Medicine of Dickens". *Cornhill Magazine*, Aug. 1913, S. 265.

²⁾ Hugh Sinclair: "Charles Dickens' *The Pickwick Papers*". *Everyman* July 11, 1913.

³⁾ *Dublin Review*, Sept. 1846, S. 184f.

⁴⁾ Vgl. *East London Advertiser*, Nov. 21, 1908.

während er doch in privatem Kreise Zweifel an dem Ereignis geäußert habe, das man an diesem Tage feiere¹⁾.

Kritik solcher Art wurde natürlich nicht zuletzt durch die Tatsache ausgelöst, daß der Klerus und christliche Menschheitsbeglucker in Dickens' Romanen im allgemeinen eine recht abschätzige Behandlung erfuhren, wodurch sich die Werke des Dichters für ein religiös gestimmtes Publikum aufs unvorteilhafteste abheben mußten gegenüber den Erzählungen einer George Eliot etwa, die den Geistlichen zwar auch nicht besonders zugetan war, aber ihnen doch wenigstens Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihnen ein gewisses Verständnis entgegenbrachte. Aber auch im Vergleich zu den Darstellungen einer Charlotte Brontë, deren mannigfache Vikar- und Pfarrerportraits alles andere als schmeichelhaft sind und die ihren Lesern im Grunde nicht ein einziges Bild eines restlos sympathischen Vertreters dieses Standes präsentierte, mußten Dickens' Schilderungen als besonders scharf und böseartig erscheinen und das gleiche galt sogar gegenüber den gewiß unfreundlichen Beschreibungen, die Thackeray in seinen Romanen von den Repräsentanten dieses Berufes häufig gab.

In besonderem Maße traf das für Dickens' Darstellungen von nonkonformistischen Geistlichen zu, die in seinen Werken weitaus schlechter wegkommen als die anglikanischen²⁾. Gleichgültig ob der Dichter in den *Pickwick Papers* den den Abstinenzler spielenden schnapsnasigen Mr. Stiggins immer von neuem dem Laster der Trunksucht verfallen oder in *Bleak House* den öligen Heuchler Mr. Chadband in dunkle Erpressergeschäfte verwickelt erscheinen ließ oder in *Dombey and Son* den salbadernden Melchisedek Howler in den Verdacht brachte, daß er die in den Docks liegenden Weinfässer zwecks Stillung seines unersättlichen Verlangens nach Alkohol angebohrt habe – immer neigte er dazu, die puritanischen Seelenhirten auf die verächtlichste Weise der Lächerlichkeit preiszugeben.

¹⁾ Evelyn Waugh: "Apotheosis of an Unhappy Hypocrite". *Spectator*, Oct. 2, 1953, S. 363f.

²⁾ Vgl. Florence Maly-Schlatter: *The Puritan Element in Victorian Fiction with Special Reference to the Works of G. Eliot, Dickens and Thackeray*. Diss. Zürich 1940, S. 32.

Unter solchen Umständen konnte es nicht wundernehmen, daß man in religiös gesinnten Kreisen – die Kritik kam nicht etwa allein aus dem Lager der Dissenter – eine gewisse Verärgerung über den Dichter zeigte, der in den Vorworten zu seinen Romanen¹⁾ und in Briefen²⁾ vergebens immer von neuem betonte, daß ihm nichts ferner gelegen habe, als die Religion zu verspotten oder die Geistlichkeit im allgemeinen zu verunglimpfen, sondern daß es lediglich sein Ziel gewesen sei, gegen allerlei Auswüchse und Mißbräuche zu Felde zu ziehen. Die Wunden, die er geschlagen hatte, ließen sich durch solche Beteuerungen offenbar nicht heilen; auf jeden Fall reißt die Kette der Beschwerden über seine unfaire Behandlung des dissidentischen Klerus das ganze Jahrhundert hindurch nicht ab.

So rügt die *Eclectic Review* etwa gleich nach Erscheinen der *Pickwick Papers*, daß Dickens es nicht nur gewagt hätte, unerfreuliche Vertreter des geistlichen Standes in einem humoristischen Werk auftreten zu lassen, sondern daß er ungerecht genug wäre, die Dinge so darzustellen, als ob die Betreffenden typische Repräsentanten ihrer Klasse anstatt höchst seltene Ausnahmen wären, wie es sie nun einmal in jeder religiösen Gemeinschaft gäbe³⁾. Ähnlich tadelte wenige Jahre später (1842) der *Christian Remembrancer*, daß der Verfasser von den Geistlichen nur in einem höhnisch-verächtlichen Tone redete und sie mit Vorliebe in Situationen darstellte, in denen sie in einem wenig schmeichelhaften Lichte erschienen: daß bei einer Schilderung eines Armenbegräbnisses etwa der Pfarrer die Leidtragenden unweigerlich eine Stunde und länger in Kälte und Regen auf sich warten lasse und dann seine Predigt rasch herunterhaspele oder daß der Seelsorger eines Gefängnisses sich den Sträflingen gegenüber in ihrer Todesstunde als besonders gefühllos erweise usw. Vorwurfsvoll fragt der Kritiker den Dichter, ob er sich denn bewußt sei, von welchen Schichten des Volkes seine Bücher gelesen würden und ob er sich über die Gefahren, die solche Darstellungen in

¹⁾ Vgl. dazu Aronstein a. a. O. S. 237.

²⁾ Vgl. den Brief an David Dickson vom 10. Mai 1843, zit. bei Aronstein a. a. O. S. 237 Anm. 1.

³⁾ Zitat bei Kent a. a. O. S. 112.

sich bergen müßten, völlig klar wäre¹⁾. Über die mangelnde Fairness des Dichters, der auf der einen Seite über religiös gesinnte Menschen und die strikte Sonntagsheiligung in seinen Romanen mit seinem Spott herfalle und andererseits niemals einen Geistlichen von wirklicher Aufrichtigkeit und Frömmigkeit gezeichnet habe, beklagt man sich auch anderwärts²⁾; nach der Veröffentlichung von *Bleak House* werden solche Vorwürfe mit besonderer Heftigkeit wieder aufgegriffen, sieht man doch in der Darstellung des obenerwähnten Chadband nicht nur einen Verstoß gegen die guten Sitten, sondern beschuldigt darüber hinaus den Dichter, daß er der Verbreitung falscher und gehässiger Vorstellungen Vorschub leiste, womit er – abgesehen davon, daß sein Verhalten kein besonders günstiges Licht auf seine Intelligenz werfe – niemandem imponieren könne als solchen, die entweder irreligiös oder ungebildet wären³⁾.

Auch die Großen der Literatur stimmten gelegentlich in diese Klagen ein. Hatte schon George Eliot Charakteren wie Stiggins und Chadband nur eine kurze Lebensdauer prophezeit, weil hier nach ihrer Ansicht eine allzu "summarische Analyse" eines Berufsstandes vorgenommen worden war⁴⁾, so nahm Ruskin an Dickens' Haltung Anstoß, weil nach seiner Meinung das weitverbreitete und verhängnisvolle und – wie er hinzufügte – wohlbegründete Mißtrauen gegen den Klerus keines "Apostels für den Mob" bedurfte⁵⁾.

Gegen die Mißstimmung, die sich bei zahlreichen religiös gesinnten Lesern der Dickensschen Romane wegen der abfälligen Darstellung der Geistlichen herausbildete, versuchte offenbar der bekannte Theologe und Gräzist Benjamin Jowett anzukämpfen, wenn er wenige Tage nach dem Ableben des Meisters in einer in Westminster Abbey gehaltenen Predigt ausdrücklich betonte, daß niemandem Schaden verursacht worden sei, wenn der Dichter sich über die Selbstsucht, Heuchelei und falsche Ehrbarkeit religiöser Bekenner lustig

¹⁾ *Christian Remembrancer*, Dec. 1842, S. 596.

²⁾ *North British Review*, May 1845, S. 65f.

³⁾ *Eclectic Review*, Dec. 1853, S. 665f.

⁴⁾ Vgl. John B. Castieau: "Dickens and his Critics". *Dickensian*, Jan. 1919, S. 32.

⁵⁾ Brief an Charles Eliot Norton vom 19. 6. 1870 a. a. O.

gemacht habe¹⁾). Aber diese großzügige Auffassung des Anglikaners wurde von den Dissentern augenscheinlich nicht geteilt, die auch angesichts des Todes des Autors ihre Angriffe fortsetzten, wie denn der *Freeman*, das Blatt der Baptisten, eine Woche nach Dickens' Beerdigung aufs heftigste gegen den Dichter zu Felde zog, weil er die nonkonformistischen Geistlichen in Bausch und Bogen als Betrüger hingestellt hätte, die unter dem Mantel der Frömmigkeit ihre Zeit in Müßiggang verbrächten, sich in Völlerei ergingen, nichts als Dummheiten anstellten und von der Leichtgläubigkeit bigotter Damen lebten²⁾). Doch beschränkte sich die Kritik auch in der Folgezeit keineswegs auf die Kreise der Dissenter, denn auch anderwärts hält sich die Vorstellung, daß Dickens mit seiner Darstellung eines Stiggins und eines Chadband sich über Dinge habe lustig machen wollen, die für gewisse Leute Gegenstand der tiefsten Verehrung wären³⁾). So zeigten unter anderen auch die Schriftstellerin Margaret Oliphant und ihr Sohn gegenüber Dickens' Darstellung des Klerus zum Beispiel Bedenken: wenn es ihnen ohnehin unziemlich erschien, ausgerechnet einen Geistlichen in einem Kunstwerk zur Zielscheibe des Spottes zu wählen, so sprachen sie einem Autor, der gar nicht erst den Versuch machte, ein faires und sympathisches Bild von jenem Stande zu entwerfen, vollends das Recht ab, diesen in Satire und Karikatur zu verunglimpfen⁴⁾). Im großen und ganzen fühlten sich aber natürlich doch zunächst einmal die Nonkonformisten durch Dickens' Geistlichen-Portraits verletzt, so daß sich noch Sir William Robertson Nicoll, der, nachdem er mehrere Jahre als Pfarrer in Schottland tätig gewesen war, als Herausgeber der *British Weekly* und Begründer des *Bookman* eine beachtliche Stellung im literarischen Leben Londons in den neunziger Jahren einnahm, in seiner Abhandlung *Dickens' Own Story* über die Antipathie des Dichters gegen die Dissenter beschwerte⁵⁾).

¹⁾ Zitat bei Kent a.a.O. S. 111.

²⁾ Zitat bei Kent a.a.O. S. 111.

³⁾ *Argosy*, Oct. 1885, S. 282f.

⁴⁾ Margaret and F. R. Oliphant: *The Victorian Age of English Literature*. London 1892, S. 46.

⁵⁾ Vgl. George H. Ford: *Dickens and His Readers*. Princeton University Press 1955, S. 272 Anm. 45.

Natürlich stieß auch Dickens' karikaturistische Darstellung von Mrs. Jellyby in *Bleak House*, deren ganze Sorge der Missionierung der Schwarzen im fernen Afrika gilt und die darüber ihre Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau aufs gröblichste vernachlässigt, gelegentlich auf ähnliche Ablehnung wie seine satirischen Schilderungen der Geistlichkeit¹⁾.

Ein im wesentlichen puritanisch eingestelltes Publikum übte auch noch in ganz anderer Hinsicht Kritik, indem es abseits der religiösen Einstellung die sittliche Grundhaltung im Aufbau der Werke im allgemeinen bemängelte. Kurz nach der Veröffentlichung der *Sketches* stellte eine Zeitschrift etwa unzufrieden fest, daß man derartige Schilderungen ja auch mit einer moralischen Lektion verknüpft und sie "als Instrument ausgezeichnete Belehrung und zur Läuterung des Herzens" verwendet haben könne²⁾ und naserümpfend bemerkt man beim Erscheinen des *Oliver Twist*, daß Dickens nicht zu jenen Romanschriftstellern gehöre, die man in Hinsicht auf die moralischen Gefühle, die sie auslösten, als vorbildlich zu bezeichnen vermöge³⁾. Offenbar spiegeln diese Äußerungen die Ansicht weiterer Schichten des Lesepublikums wider, denn der Geistliche Frederick William Robertson (1816–53), der unter dem Namen "Robertson of Brighton" in der theologischen Welt eine angesehene und einflußreiche Stellung einnahm, bemerkte um die Jahrhundertmitte einmal, daß zahlreiche religiös gesinnte Personen seines Bekanntenkreises zutiefst schockiert wären über seine Ansicht, daß man in Dickens' Werken auch Dinge entdecken könnte, die eine gewisse moralische Bedeutung hätten⁴⁾.

Später mehren sich die Stimmen, die mit dem Moralisten Dickens nicht einverstanden sind⁵⁾, weil sie seine sittlichen Anschauungen zu wenig fundiert und zu verschwommen

¹⁾ Vgl. z. B. die entsprechenden Passagen in einer von Lord Denham verfaßten, 1853 in London unter dem Titel *Uncle Tom's Cabin, Bleak House, Slavery and Slave Trade* erschienenen Schrift (abgedruckt in Fred. G. Kittons *Dickensiana*, London 1886, S. 264f.)

²⁾ *Mirror*, April 1836, S. 249.

³⁾ *Monthly Review*, Jan. 1839, S. 29.

⁴⁾ Zitat bei Kent a. a. O. S. 109.

⁵⁾ *Blackwood's Magazine*, April 1857, S. 490f.

finden¹⁾; man äußert die Ansicht, daß seine Verdienste um die englische Literatur sicherlich nicht auf moralischem Gebiet zu suchen seien, da es ihm dort weitgehend an Verständnis und Feingefühl fehle²⁾. Indem man sich auf den Standpunkt stellt, daß der moralische Einfluß eines Romanschriftstellers abhängig sei von seiner Fähigkeit, Heldentum, Frömmigkeit, ein empfindliches Ehrgefühl, aufgeklärte Philanthropie und die Verbindung hoher geistiger und religiöser Kultur in den Personen seiner Werke in so anziehender Weise zu vereinen, daß diese die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln und sein Herz zu gewinnen vermögen, muß man Dickens' Wirkung auf diesem Sektor denkbar gering einschätzen, da man unverblümt die Ansicht äußert, daß er diesbezügliche Versuche kaum je unternommen habe und dort, wo er es doch einmal wagte, kläglich gescheitert sei. Denn alles, was zu groß und heilig sei, als daß man mit Gelächter oder einem Tränenstrom darüber hätte hinweggehen können, habe außerhalb seines Horizontes gelegen³⁾. Zwar kann man nicht leugnen, daß am Schluß jeden Werkes das Gute mit poetischer Gerechtigkeit belohnt und das Böse bestraft wird, aber man spürt mit Mißfallen, daß der Autor, wenn es auf das Ende einer Geschichte zugeht, an Buße und Bekehrung seiner Sünder nur mit halbem Herzen beteiligt ist und tadelt es, daß die Umkehr aller Malefikanten im letzten Kapitel sich gleichsam en gros vollziehe und völlig mechanisch gehandhabt werde, wodurch die gewünschte moralische Wirkung beim Leser weitgehend verpuffe⁴⁾. Auch anderwärts hat man demzufolge das deutliche Gefühl, daß der Dichter dort, wo die moralische Frage im Spiele ist, von einer gewissen Oberflächlichkeit sei, daß ihm hier jegliche tiefere Weisheit, aller zu Herzen dringende Ernst abgehe und daß der von ihm herausgestellte Tugendbegriff sentimental verwässert und im Grunde dürftig und hohl wäre⁵⁾. Nicht zuletzt empfindet man das im katholischen Lager, wo man dem Autor zwar zugesteht, daß er die "household virtues" in allen seinen Romanen

¹⁾ *Contemporary Review*, Febr. 1869, S. 125.

²⁾ *Spectator*, April 17, 1869, S. 475.

³⁾ *Old and New* (Boston), April 1871, S. 480f.

⁴⁾ *London Quarterly Review*, Jan. 1871, S. 10, S. 17.

⁵⁾ *Blackwood's Edinburgh Magazine*, June 1871, S. 683.

preise, darüber aber völlig zu vergessen scheine, daß es auch noch höhere moralische Werte gebe, so daß seine Werke letztlich ebenso gefährlich wären wie die jener Schriftsteller, die sich ganz unverhüllt als Materialisten ausgaben¹⁾. Selbst ein Dickens so ergebener Kritiker wie George Gissing muß zugeben, daß der Autor in diesem Punkte hinter seinem großen Gegenspieler Thackeray, der den moralischen Problemen soviel mehr Gewicht beizumessen pflegte, zurückstehe²⁾.

Die Beanstandungen erstrecken sich aber auch auf die Tatsache, daß Dickens sich nicht scheut, sein Publikum gelegentlich mit moralisch anrühenden Charakteren bekanntzumachen. Schon beim Erscheinen von *Oliver Twist* zeigt man sich entsetzt darüber, daß der Autor seine Leser mit dem "Abschaum der Menschheit" in Berührung bringe, weil man der Ansicht ist, daß die Unschuld der Jugendlichen, die "auch nicht im entferntesten etwas von der Möglichkeit solcher verborgenen Abgründe ahnen dürften", darunter leiden könne, und man gibt Boz, falls diesem sein guter Name etwas wert sei, den dringenden Rat, auf Gestalten wie Nancy oder Sikes in Zukunft zu verzichten, zumal es in der Welt so viele anständige Dinge gebe, von denen man schreiben könne³⁾. Auch ein amerikanischer Kritiker drückt in jenen Jahren seine ernste Besorgnis darüber aus, daß Dickens' Darstellung verwerflicher Charaktere üble moralische Folgen zu zeitigen vermöge⁴⁾. Die Befürchtung, daß die Darstellung von allerlei Lastern den Leser zum Bösen verführen könnte bzw. daß sein moralisches Gewissen durch die Lektüre der Dickensschen Werke abgestumpft werden möchte, taucht in England auch in späterer Zeit wieder auf; man äußert Bedenken darüber, ob Gestalten wie der heuchlerische Sir John Chester in *Barnaby Rudge*, der lustig in den Tag hineinlebende Nichtsnutz Dick Swiveller in *The Old Curiosity Shop* oder ein Taschendieb wie der Artful Dodger in *Oliver Twist* für moralisch anfällige Charaktere nicht

¹⁾ *Dublin Review*, April 1871, S. 315f.

²⁾ George Gissing: *Charles Dickens*. London 1898, S. 68.

³⁾ *Quarterly Review*, June 1839, S. 83f.

⁴⁾ *United States Magazine and Democratic Review*, (New York) April 1842, S. 320.

eine ernste Gefahr darstellen müßten¹⁾. In Deutschland drückt nach dem Erscheinen von *Hard Times* der Schriftsteller und Journalist Hermann Marggraff sogar seine Besorgnis darüber aus, daß die "steckbriefartigen Personalbeschreibungen" des Romans "moralisch verderblich" wirken könnten²⁾. Und noch nach Dickens' Tode stellt man im Heimatland des Dichters fest, daß er als Schriftsteller von höchster moralischer Tendenz deshalb nicht gelten könne, weil er den Leser mit Vorliebe in schlechte Gesellschaft führe³⁾.

Schließlich zeigt man sich auch noch empört darüber, daß, wie man meint, der Dichter seinen Humor am falschen Platze gebrauche. Hatte man, wie oben angeführt, seine satirischen Darstellungen nonkonformistischer Geistlicher als geradezu skandalös empfunden, so sieht man nun mit Abscheu, daß der Autor nicht davor zurückschreckt, selbst eine Totenbett-Szene zum Anlaß für seine Späßchen zu benutzen, anstatt die einzigartige Gelegenheit zu einer eindringlichen moralischen Lektion zu gebrauchen⁴⁾. Und wenn Dickens einen Schwindler und Betrüger wie Montague Tigg in *Martin Chuzzlewit* oder einen Schurken wie Mantalini in *Nicholas Nickleby* dem Publikum als hochamüsante Charaktere präsentiert, so erscheint auch das als moralisch besonders verdächtig⁵⁾.

Last not least erstreckten sich die Vorwürfe, die man gegen die moralischen Anschauungen in Dickens' Romanen erhob, auf das Gebiet der Erotik. Seit der Thronbesteigung der Königin Viktoria hatte sich in England in den Kreisen des mittleren und gehobenen Bürgertums, aus denen sich Dickens' Leserschaft in erster Linie rekrutierte, ein Zug ausgesprochener Prüderie verbreitet, die kein Romanschriftsteller, der Wert auf den Absatz seiner Werke legte, zu verletzen wagte. Man wußte, daß die Erzählungen, die man schrieb, vielfach im Kreise der Familie vorgelesen wurden und war im allgemeinen sorgfältig darauf bedacht, daß auch dem sittsamsten jungen

¹⁾ *North British Review*, May 1845, S. 65f.

²⁾ *Blätter für literarische Unterhaltung*, 7. Dez. 1854.

³⁾ *Blackwood's Edinburgh Magazine*, June 1871, S. 693.

⁴⁾ *London Quarterly Review*, Jan. 1871, S. 17f.

⁵⁾ J. Hain Friswell: *Modern Men of Letters Honestly Criticised*. London 1870, S. 35.

Mädchen kein Anlaß gegeben wurde, bei der Lektüre zu erröten. Auch Dickens fügte sich im allgemeinen gehorsam dieser Konvention. Er hatte im Vorwort seiner Pickwick-Ausgabe von 1838 Wert darauf gelegt zu betonen, daß in dem Opus, das er einer geneigten Leserschaft unterbreite, nicht eine Szene, ja kein einziger Ausdruck vorkomme, die ein jugendliches Gemüt – und sei es noch so zartbesaitet – in Verlegenheit zu bringen vermöchten, und er warnte wenig später einen Mitarbeiter an dem von ihm herausgegebenen Familienblatt ausdrücklich davor, niemals ein Wort drucken zu lassen, das man nicht bei jeder Gelegenheit auch laut aussprechen könne¹). Heiklen Themen ging er nach Möglichkeit aus dem Wege, wie er denn in *Dombey and Son* von seinem ursprünglichen Plan, Edith zur Geliebten Carkers zu machen, schließlich Abstand nahm, obwohl der logische Aufbau der Erzählung und die psychologische Folgerichtigkeit der Charakterzeichnung darunter aufs schwerste litten. Anderwärts glitt er mit höchster Diskretion über peinliche Passagen hinweg: die verfänglichsten Abenteuer des Herrn Pickwick erscheinen im Lichte seiner Darstellung als völlig harmlos und unschuldig, und die Verführungsgeschichte in *David Copperfield* behandelte er nur sehr andeutungsweise. An anderen Stellen versuchte er, die Dinge, die seinem Publikum anstößig erscheinen konnten, behutsam zu verschleiern, ganz gleich, ob es sich um die Darstellung der Prostituierten in *Oliver Twist* oder eines lesbischen Liebesverhältnisses in *Little Dorrit* oder um die sadistischen Gelüste einer Rosa Dartle handelte.

Dickens zeigte sich also hier, anders als auf dem Gebiet der sozialen Probleme, durchaus nicht als Pionier einer neuen Auffassung oder gar als Umstürzler oder Revolutionär. Im Gegenteil, nur allzu duldsam fügte er sich in seiner Kunst den geltenden Anschauungen und nahm auf die Empfindlichkeit, die seine Zeitgenossen auf diesem Sektor des Lebens entwickelt hatten, gewiß alle Rücksicht. Wenn ihm noch in den *Sketches* ganz gelegentlich einmal ein Wortspiel unterlief, dessen Witz auf einer uns sehr harmlos anmutenden Zweideutigkeit beruhte²),

¹) Vgl. Ford a. a. O. S. 13 Anm.

²) Vgl. *The Boarding House*, Kap. 2, wo Mrs. Bloss unter Bezugnahme auf die mangelhaften Unterkunftsmöglichkeiten auf einem Dampfer be-

so war er in der Folgezeit streng darauf bedacht, daß sich derartige nicht wiederholte. Selbst seine anfangs gezeigte Neigung, sich über die übertriebene Prüderie seiner Zeitgenossen lustig zu machen, findet in den späteren Werken kaum eine Parallele. Der Typ jener Dame in den *Sketches*, die entrüstet das Zimmer verläßt, weil das Wort "Unterrock" in der Unterhaltung gefallen ist und nach ihrer Ansicht "Männer überhaupt nicht wissen dürfen, daß es so etwas gibt" und die sich weigert, in einem bestimmten Raum zu schlafen, weil dort das Portrait eines Mannes an der Wand hängt, dessen Augen sie beim Ankleiden in unsittlicher Weise auf sich gerichtet fühlt, kehrt in seinen Romanen nicht wieder.

Aber all seine Behutsamkeit vermochte nicht zu verhindern, daß seine überempfindlichen Zeitgenossen seine Werke gelegentlich als anstößig empfanden, wie denn die *Eclectic Review* im Jahre 1837 etwa Klage darüber führte, daß es in ihnen gewisse Vorkommnisse, Scherze und Anspielungen gebe, die eine anständige Frau kaum lesen könne ohne zu erröten¹⁾. Und noch nach Dickens' Tode finden sich mitunter Beanstandungen, die darauf hindeuten, daß ein gewisser Teil der Leserschaft einen Roman wie *David Copperfield* offenbar als moralisch anrühige und schlüpfrige Lektüre betrachtete: man rügt das große Interesse, das der Dichter einer Gestalt wie Little Em'ly, die sich von dem jungen Aristokraten Steerforth verführen läßt, entgegenbringt; man findet die Atmosphäre hier zu schwül und ungesund und verweist mit erhobenem Zeigefinger darauf, daß der Entschluß der Sünderin zur Rückkehr in die bürgerliche Wohlanständigkeit weder aus edlen Motiven entsprungen sei noch auf wirklicher Reue beruhe²⁾.

Zog man das Fazit aus den diversen Beschuldigungen, so ergab sich der Eindruck, daß Dickens ein Autor sei, dessen Werke in religiöser und moralischer Hinsicht höchst suspekt und damit geeignet wären, einen verderblichen Einfluß auf den Leser auszuüben. Seine Weihnachtsphilosophie hatte man als

merkt: "... the manner in which the ladies and gentlemen were accomodated with berths, is not creditable" und die Herren daraufhin in Gelächter ausbrechen und von einem "pun" sprechen.

¹⁾ *Eclectic Review*, April 1837, S. 339f.

²⁾ *Dublin Review*, April 1871, S. 348.

ein Glaubensbekenntnis entlarvt, das letzten Endes materialistisch erschien, von Religion und Kirche war in seinen Romanen kaum die Rede, wo er das Thema berührte, geschah es im Grunde nur, um die Geistlichkeit zu verunglimpfen. Gefährliche Laster wie Völlerei und Trunksucht wurden von Dickens geradezu propagiert, seine Erzählungen waren gelegentlich schlüpfrig, seine Späße mitunter unanständig und die Gesellschaft, mit der er den Leser bekanntmachte, setzte sich zu keinem geringen Prozentsatz aus verworfenen und verbrecherischen Elementen zusammen. Mußten Bücher solcher Art für die moralische Entwicklung eines Menschen nicht gefährlich sein, und war es nicht besser, aus dieser Einsicht die Konsequenzen zu ziehen und die Lektüre derartiger Romane zu meiden? Gar mancher puritanische Leser wird sich diese Frage vorgelegt haben und wie wir wissen, fiel die Entscheidung nicht selten zu Ungunsten des Dichters aus, hat doch George Gissing einmal auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß Dickens eine Reihe seiner Anhänger dadurch verlor, daß in zahlreichen englischen Familien seine Werke aus religiösen und moralischen Bedenken heraus nicht geduldet wurden¹⁾.

Diese Einstellung dürfte sich in vielen Fällen geändert haben, als mit dem Aufkommen des Naturalismus und des "L'art pour l'art" – Standpunktes die moralischen Schranken, die dem frühviktorianischen Schriftsteller in seiner Kunst gesetzt waren, zu fallen begannen. Angesichts der gewollt amoralischen Haltung von Oscar Wildes *The Picture of Dorian Gray* oder eines Romans wie George Moores *A Modern Lover*, der den Triumph des Lasters und der Sünde feiert, mußte ein Urteil, wie das dereinst in Deutschland von Julian Schmidt gefällt – der *David Copperfield* verstoße gegen ein gesundes moralisches Empfinden, weil einem Vertreter des Bösen wie Uriah Heep darin zuviel Beachtung geschenkt werde²⁾ – geradezu paradox anmuten. Mehr als je mußte es nun ungerechtfertigt erscheinen, in Dickens einen Schriftsteller zu erblicken, der die Moral gefährdete – viele andere Romanciers, besonders

¹⁾ Gissing a. a. O. S. 118f.

²⁾ Vgl. Ellis N. Gummer: *Dickens' Works in Germany. 1837–1937.* Oxford 1940, S. 39.

die Verfasser der vom Kontinent importierten berüchtigten *yellow books*, der *wicked French novels* hatten ihm in dieser Beziehung längst den Rang abgelaufen. In Kreisen, die an der bürgerlichen Moralauffassung der Vergangenheit festhalten, neigt man nun vielmehr dazu, in ihm ein wahres Musterbeispiel eines Dichters mit anständiger und sauberer Gesinnung zu sehen. Indem man seine Werke mit den modernen Erzeugnissen der erzählenden Literatur vergleicht, kehrt sich die Bewertung gegenüber früher um. Obwohl er – heißt es nun – in seinen Romanen in die tiefsten Tiefen des Großstadtlebens hinabtauche, die Elendesten der Elenden, die Hefe der Menschheit, animalische Naturen und den Auswurf der Gesellschaft schildere und vor Szenen nicht zurückschrecke, in denen er Verführung und Leidenschaft, Sinnlichkeit und Ausschweifung in grellsten Farben male, gebe es in seinen mehr als vierzig Werken doch nicht eine Seite, die eine Mutter vor ihrer erwachsenen Tochter zu verbergen brauche¹⁾. Noch aus Anlaß seines 100. Geburtstages rühmt die konservative *Times*, daß Dickens niemals von „Kunst um der Kunst willen“ im Sinne von „Schmutz um des Schmutzes willen“ geredet habe, daß er von Laster und Versuchung im Gegenteil wie ein Mensch von großer Seelenstärke geschrieben hätte und daß es ihm nicht gegeben gewesen wäre, mit Hilfe des Dreckbesens mit emsigem Fleiß alles was faul, krank und stinkig sei, zusammenzukehren und eine solche Arbeit dann als „wissenschaftliches Studium“ oder „Lösen eines moralischen Problems“ zu bezeichnen²⁾. So erscheint der Dichter, dessen Werke einem gewissen Lesepublikum einst sittlich anrühlich gewesen waren, nun im Vergleich zu den Autoren einer neuzeitlichen Richtung als der moralischste aller Erzähler.

Ganz anders steht es jedoch mit der Beurteilung des Dichters in jenen Kreisen, in denen sich die modernen literarischen Strömungen durchzusetzen beginnen, weil diese gegenüber den moralischen Anschauungen in Dickens' Werken nun eine ganz neue Einstellung einnehmen. Für Leser, die der Ansicht sind, daß Kunst und Moral streng zu scheiden seien, daß

1) Frederic Harrison: *Dickens's Place in Literature*. London 1894, S. 16.

2) *Times*, Febr. 7, 1912.

es sich hier um Gebiete handele, die nicht nur nichts miteinander zu tun hätten, sondern die man auch nicht ungestraft miteinander in Beziehung bringen dürfte, geht Dickens, der sich bemüht, in der Nachfolge der großen Erzähler des 18. Jahrhunderts in seinen Werken nicht nur zu amüsieren, sondern auch zu moralisieren, von vornherein den falschen Weg. Daß die moralische Frage in seinen Romanen eine bedeutsame Rolle spielt, daß der Dichter mit Fleiß darauf bedacht ist, am Schluß seiner Erzählungen die Guten mit poetischer Gerechtigkeit zu belohnen und die Bösen zu bestrafen, wird nun aufs übelste vermerkt, zumal der Dichter das erstrebte Ziel nicht selten nur mit Gewalt erreicht und die Gesetze der Logik und Psychologie gelegentlich dabei verletzt werden. Diejenigen, die sich mit diesen Tatsachen vielleicht noch abzufinden vermocht hätten, fühlen sich darüber hinaus aber nun abgestoßen durch des Dichters Neigung, die Moral gelegentlich allzu dick aufzutragen. Hatte es dereinst an Stimmen nicht gefehlt, die der Ansicht gewesen waren, seine Werke seien nicht moralisch genug, so kehrt sich jetzt vielfach das Urteil um, indem man nun die Ansicht vertritt, daß Dickens in dieser Hinsicht eher des Guten zuviel tue, daß seine Werke sozusagen von "Moralin" triefen. Man mokiert sich über seine allzu tugendhaften Helden und Heroinen, seine musterhaften Kinder und seine edelmütigen Dirnen und macht sich lustig über seine Prüderie auf erotischem Gebiet.

So wogt der Streit jahrzehntelang hin und her. Die einen lehnen den Dichter ab, weil seine Werke ihnen nicht moralisch genug, die andern, weil sie es nach ihrer Meinung in übertriebenem Maße sind. Bis hin zum Ersten Weltkrieg spielen diese Fragen für die Leserschaft eine enorme Rolle, sie sind dem Publikum nicht selten wichtiger als die eigentlich künstlerischen Probleme. Dickens' Ruhm hat, besonders in den achtziger und neunziger Jahren, unter diesen Auseinandersetzungen beträchtlich gelitten, wurde er doch sozusagen von zwei Seiten attackiert und nur wenigen konnte er es mit seiner Haltung offenbar recht machen. Erst als nach der ersten großen Katastrophe unseres Jahrhunderts sich die mannigfachsten Umwertungen auf den verschiedensten Gebieten vollzogen, erfolgte auch in der Dickens-Kritik insofern ein Um-

schwung, als die moralische Frage nun mehr in den Hintergrund trat. Die Probleme, um die man sich einst die Köpfe heiß geredet hatte, nahmen sich nun relativ gleichgültig und belanglos aus, es hatte sich inzwischen viel Staub auf ihnen abgelagert und es schien nicht der Mühe wert, ihn wegzuwischen. Man nahm die moralischen Anschauungen in Dickens' Werken hin so wie man etwa einen altmodisch verschnörkelten Goldrahmen für ein schönes Bild hingenommen hätte: die Einfassung paßte nicht recht, sie wirkte überholt und etwas wunderlich, aber schließlich vermochte sie nicht zu hindern, daß die Farben des Gemäldes nach wie vor in hellstem Lichte erstrahlten. Und auf sie allein schien es anzukommen, auf die ästhetische Seite von Dickens' Werken konzentrierte sich das Interesse in immer stärkerem Maße, mit dem moralischen Drum und Dran mußte man sich, – so etwa lautete die moderne Einstellung – so gut es eben ging, abfinden. Erst in allerjüngster Zeit scheint sich hier eine abermalige Wandlung anzubahnen: zeigt sich die Monographie von Edgar Johnson¹⁾ doch bemüht, dem Leser erneut klarzumachen, daß auch der Moralist Dickens dem Menschen des 20. Jahrhunderts, zumindest auf sozialem Gebiet, eine wichtige Mission zu verkünden hat.

BERLIN

HEINZ REINHOLD

¹⁾ Edgar Johnson: *Charles Dickens. His Tragedy and Triumph*. London 1953.

DER AUSRUFSATZ IM NEUENGLISCHEN

Soweit ich sehe, haben sich die Grammatiker bisher wenig oder gar nicht mit dem englischen Ausrufsatz im Zusammenhang beschäftigt, bzw. mit den vielfältigen Möglichkeiten, die das Neuenglische kennt, um einen Ausrufsatz zu bilden¹⁾. So äußerte sich Krüger (§ 3510), der Ausruf "müsse im Englischen mit einem Fragewort anfangen" und stellte dem deutschen "waren wir froh!" oder "bin ich ein Esel!" die englischen Wendungen "how glad we were!" und "what a goose (an ass) I am!" gegenüber. Freilich gab Krüger an derselben Stelle zu, daß auch die Aussageform als Ausruf dienen kann, da er das deutsche "war das eine Freude!" sowohl mit "the rejoicing was great!" als mit "how great was the rejoicing!" übersetzte. Anderorts verzeichnet er auch noch weitere Möglichkeiten, aber in anderem Zusammenhang und nur nebenbei, auf die wir später zurückkommen werden.

Im folgenden behandeln wir im ersten Teil die nicht durch "how" oder "what" eingeleiteten Ausrufsätze, die die Form der Aussage, eines Bedingungssatzes oder einer Frage annehmen können, im zweiten Teil den durch Fragewort eingeleiteten Ausruf.

Wir sehen hier ab von den einem Ausrufsatz sehr ähnlichen Imperativ²⁾ und Wunschsätzen. Beispiele für erstere: "Out you go! Do have a little patience! Do be careful with the knife!" (Krüger, § 3060); "let go of that rope! Oh, let it go hang! Look at that horse jump! – come on everybody!", etc. (Zandvoort, a. a. O., §§ 17, 18; 606). Beispiele für Wunschsätze:

¹⁾ Zandvoorts *Handbook of English Grammar* (1957), nach dem ich im folgenden zitiere, erwähnt einige Möglichkeiten in §§ 599, 603/4, 608 und 693 sowie in § 583 (nicht im Index verzeichnet!).

²⁾ Zandvoort sagt (§ 599): "many specimens of the fourth group (exclamations) also belong to the third (commands), and vice versa: cf. Stop! – Silence! – Away with them!"

“Happy journey to you! The same to you!” (Krüger). “But heaven help the Englishman who has to explain what Mr. Blunt is really like to my Persian who gets hold of this book!” (*Times Literary Supplement*, 4.10.1957, p. 596). Der Wunschsatz kann auch die Form eines Bedingungssatzes annehmen: “If I had only known!” (*NED.*); “If only I knew his address! Had I but taken your advice!” (Zandvoort, § 637). “Oh, to be in England Now that April’s there!” (R. Browning); “Oh, to be thirty again!”¹⁾ (vgl. dazu auch Teil I, B 1).

Teil I

Nicht durch “how” oder “what” eingeleitete Ausrufsätze

A

Der Ausruf in Form eines Aussagesatzes

I

Ohne vorausgehende Interjektion und ohne besonderen Bezug auf eine vorausgegangene Frage, bzw. einen Vorgang.

1. Normaler Aussagesatz mit betonter Kopula

“You *are* a funny chap!” (Sherriff, *Journey’s End*, II, 2); “that *was* a damper!; you *are* a caution! (a oner); she *is* such a talker!” (Krüger § 3037); “right you *are*!” = „das machen wir!“ (Krüger § 3548); “a selection of the letters... is printed and wonderful compositions they *are* (ib; § 3062); the rejoicing *was* great!” (vgl. S. 177).

2. Aussagesatz mit angehängter, betonter Wiederholung

a) Wiederholung durch Hilfsverb

“He puts my back up, he *does*” (Krüger § 3067); “we *are* in a free country, we *are*!” (ib.); “she’s a cracker, she *is*; it’s a wonderful way to travel – Pullman *is*!” (Weitere Beispiele in meinen “Hauptverben”, 1952, p. 45).

¹⁾ Den zuletzt angeführten Satz verdanke ich einer freundl. Mitteilung von Dr. Frederick T. Wood, Sheffield, der die große Liebenswürdigkeit hatte, mir bereitwilligst auf einige diesbezügliche Fragen Auskunft zu geben. Der Satz stammt aus der heutigen Umgangssprache. Dr. Wood bemerkt: “I should say, however, only a fairly well educated person, whose speech is to some extent influenced by reading, would use it.”

b) Wiederholung durch Hilfsverb mit Inversion

"She is very good, is the lady" (Krüger § 3071. Weitere Beispiele: "Hauptverben", p. 44/45). Vgl. auch A I, 4 c.

c) Wiederholung durch angehängtes, stark betontes negiertes Personalpronomen

"Charles was not frightened – not he" (Krüger § 3069);
 "it'll perhaps rain cats and dogs to-morrow . . ." "Not it", said D. (Kruisinga, *Handbook of Present-day English*, 4. Aufl. § 2241).

3. Der Aussagesatz wird durch einen zusätzlichen Ausruf (mit oder ohne Ausrufungszeichen) verstärkt

a) Durch "and" eingeleiteter Ausruf

α) "and no mistake"

"I was as pleased as Punch, and no mistake!" Diese Art des Ausrufs wird von *NED.* seit 1818 verzeichnet: "he is the real thing and no mistake". Moderner Beleg: "it's been a sad holiday for her, and no mistake" (Dorothy Sayers).

β) "and a good riddance"

"Anyway, she decided, they were gone, and a good riddance" (Mackenzie; Jespersen, *MEG.* III, p. 375).

γ) "and no wonder"

"They went away yesterday, in despair, and no wonder" (Collins; Jespersen, a.a.O.).

δ) "and welcome"

"You may go and welcome" (Dickens; Jespersen, a.a.O.).

ε) "and there an end of it"

"Let it be confessed, and there an end of it" (Gissing; Jespersen, a.a.O.).

ζ) "and a good thing, too"

"Of course they had; and a good thing too" (Butler; Jespersen, a.a.O.).

η) "and small blame"

"You're angry, and small blame to you" (Birmingham; Jespersen, a.a.O.).

θ) "and no harm"

"(the porridge) might ha' been a trifle thicker an' no harm" (G. Eliot; Jespersen a.a.O.).

- b) angehängter negierter Behauptungssatz (*"I don't think"*)
 "Well! you're a grateful bird, I don't think! said Mr. Bouncer" (*NED.* sub "think" v. 9b; 1853). "pretty idea of a joke you've got, I don't think" (1903)¹⁾. Moderner *amerikanischer* Beleg für diese den Vordersatz ironisch negierende Wendung: "I like that — I don't think" (*O'Hara, Ten North Frederick*, 1955, p. 319). Partridge bemerkt: "In the 20th century one occasionally substitutes 'fink' (à la Cockney) for 'think'" (*Dict. of Slang*, 1937 sub "think").

4. Der verkürzte Aussagesatz als Ausruf

- a) Sätze ohne Kopula (Subjekt + Prädikativ)
 "She a beauty! I should as soon call her mother a wit!" (J. Austen; vgl. Jespersen, *MEG.* III, p. 373; hier weitere Beispiele); "he tired!" (Zandvoort § 583); "nothing doing!" = "nichts zu machen!"
- b) Prädikativ (ohne Subjekt und Verbalform)
 "Such a pleasant evening! exquisite scenery!" (vgl. A II 2). Häufig in formelhaften Wendungen wie: "sorry, my mistake!; just my luck!" (vgl. Jespersen, *MEG.* III, p. 375); "poor dog!" (Zandvoort § 575).
- c) Prädikativ mit angehängtem Subjekt (vgl. A I, 2 b)
 "A hard worker, Mr. Dos Passos" (*Bookman*, 1927); "odd people, those" (Dickens; Jespersen, *MEG.* III, p. 378); "odd life, a chemist's" (Galsworthy, *ib.*); "awful rotters, those Portuguese!" (Galsworthy; *ib.*); "pretty encouragement this for a lover!" (Goldsmith; *ib.*).
- d) Prädikativ mit angehängtem Nebensatz
 "Queer, that those two girls should be sisters" (R. Macaulay; Jespersen, *MEG.* III, p. 379); "funny you should have hit on that" (Bennett; *ib.*); "then such

¹⁾ Freundl. Mitteilung von Dr. Frederick T. Wood, Sheffield. Der Satz stammt aus der dramatisierten Erzählung von W. W. Jacobs: *The Monkey's Paw*. Dr. Wood bemerkt dazu: "Speaking from memory, I have an idea that it was fairly common about twenty-five or thirty years ago, though perhaps more in London and the south of England than elsewhere. I do not think it is much used today. The only occasion on which I have heard it used recently was in a remark by a person who had just returned to England after some years' residence in Australia."

dreams as he would have!" (N. Algren, *Somebody in Boots*, 1935).

- e) Prädikativ mit angehängter Infinitiv- oder Gerundialkonstruktion

"Odd, his sending no excuse" (Pinero; Jespersen, *MEG.* III, p. 379); "just our luck, the men finding a fanatical firebrand like Roberts for leader" (Galsworthy, *Strife*; ib.); "a fine way for Laura to act" . . . (Norris; ib.); "fool! to have looked for common sense on such an earth as this!" (Curme, *Syntax*, p. 317).

- f) Prädikativ mit einschränkendem Relativsatz (bzw. ohne Pronomen)

"Incredible ass that I am" she thought (Mackenzie; Kruisinga, *Handbook*, 4. Aufl. § 2215); "traitors that they were!" (Trollope; Jespersen, *MEG.* III, p. 376); "confounded nuisance women are!" (Bennett; ib.); "a volume of Voltaire – curious fascination that Frenchman had, for all his destructive irony!" (Galsworthy; ib.).

- g) Demonstrativ gebrauchter, das Fragewort *what* ersetzender bestimmter Artikel + Substantiv mit nachfolgendem Relativsatz (bzw. ohne Pronomen), oder Infinitivkonstruktion.

"The attention that I've shown to that man!" (Dickens; Jespersen, *MEG.* III, p. 92); "the work she did that day!" (Dickens; ib., p. 377); "the slappings I've had" (Mackenzie; ib.); "the way he grumbled about his feet being cold!" (Bennett; ib.); "George, the things women are!" (Wells ib.); "the fool I have been!" (Wells; ib.), etc. Jespersen führt (a. a. O.) diese Konstruktion auf Chaucer zurück: "A! lord! the blisse and joye that they make!" Mit folgender Infinitivkonstruktion:

"The schemings to obtain and to hide Gerald's letters at the shop, and to reply to them!" (Bennett; Kruisinga, *Handbook* 4. Aufl. § 2215). ♥

5. Selbständiger Nebensatz als Ausruf (vgl. B 1)

"That it should ever come to this!" (*NED.*); "that he should turn against us, after all his professions of friendship!" (*NED.*); "that you should forget such a request!"

(Kruisinga, *Handbook*, 4. Aufl. § 2216). *NED.*, das diese Konstruktion (sub "that", I, 1 e bis 888 zurückführt, erläutert: "introducing an exclamatory clause (with or without a preceding interjection or interj. phrase) expressing some emotion, usually (now always) sorrow, indignation, or the like. Now usually with 'should'. That a brother should be so perfidious!" (*Tempest* I, II, 67).

6. Der Ausruf in parataktischer Aussageform

- a) "Three thousand years and the world so little changed!" (Thoreau; bei Curme, *Syntax*, p. 173) = "although 3000 years have passed since Homer's times, the world has changed very little;" "you should be able to control the chimney better than this - and your master so ill!" (Bennett; Jespersen, *MEG.* III, p. 374; hier auch frühere Beispiele); "why didn't you say so before? and us losing our time listening to your silliness!" (Shaw; ib.); "a sailor and afraid of the weather!" (Doyle; ib. p. 373).
- b) "Infinitive of Deprecation" (Jespersen)
 "A friend, and mocke me thus!" (Ben Jonson; Jespersen, *MEG.* V, p. 328); "O inconsistent! in love, and not write!" (Congreve; ib.).

II

Aussagesatz mit vorausgehender Interjektion

(Verwunderung, Erstaunen, Ärger, Freude usw. ausdrückend)

1. Die normale Aussageform

"Ah, Vicky, It is nice to hear you say that!" (L. Housman; *ZAA.*¹⁾, p. 256).

"Bless me! I am glad to see you" (Thomas R. G. Lyell: *Slang, Phrase and Idiom*; Tokio 1931, p. 65); "bless her, the thaw never set in!" (*ZAA.*, p. 262; Pinero).

"By George! There's an engine!; by George, I can't get anywhere!" (Galsworthy; *ZAA.*, p. 275).

¹⁾ *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik*. Ich beziehe mich auf einen Aufsatz von Wolfgang Zimmer, „Die neuenglische Interjektion“. Teil einer Dissertation, abgedruckt in *ZAA.* 1957, pp. 245 ff.

"By God, you are a strong devil!" (Galsworthy; ZAA., p. 278).

"By heaven, Larry, you've surpassed yourself!" (Galsworthy; ZAA., p. 286).

"God, they make me angry!" (Wilfrid Blunt; *Times Liter. Suppl.* 4. 10. 1957, p. 596).

"Good God! Don't you understand!" (Sherriff, *Journey's End*, II, 2).

"Good Lord! I think we're all mad!" (Galsworthy; ZAA., p. 295).

"Great Scott! You two haven't the faintest idea of how to conduct a parley" (Galsworthy; ZAA., p. 309).

"The hell I will!" (Shaw; ZAA., p. 287).

"I say – it's most frightfully exciting!" (Sherriff, *Journey's End*, II, 2).

"Lord! – It's grand to be back again (*Time*;" ZAA., p. 294).

"My! that's a bit streaky, any old way" (Galsworthy; ZAA., p. 296).

"My God! It's ruin!" (Galsworthy; ZAA., p. 276).

"Oh come! I'm not a fool" (Shaw; ZAA., p. 265).

"Oh, Dick, you are a funny – comfort!" (Galsworthy; ZAA., p. 298).

"Oh, he hit his head – on the rail!" (Galsworthy; ZAA., p. 299).

"There! now I've spoiled this letter!" (Shaw; ZAA., p. 313).

"Whew! That alters the case a bit" (Shaw; ZAA., p. 318).

"Why, his grandfather was a tradesman!" (Defoe; Jespersen, *MEG.* III, p. 372).

"Why! we all have feelin's!" (Galsworthy; ZAA., p. 319).

2. Verkürzter Aussagesatz

"Ah, you and the doctor!" (Ärger ausdrückend): Galsworthy (ZAA., p. 256).

"By George! Cook an idealist!" (Galsworthy, *Windows*; Tauchnitz, p. 264).

"Psha! Flattery! Flattery!" (Shaw; ZAA., p. 305). Vgl. A I 4 b.

Mit nachgestellter Interjektion

"Quite a little poem, *by George!*" (Shaw; ZAA., p. 275).

“Hamstrung, *My God!*” (Galsworthy; *ZAA.*, p. 276).

“Two hundred horses! *Whew!*” (Shaw; *ZAA.*, p. 318).

3. Aussagesatz mit vorausgehender Interjektion “ah” + “but”

“*Ah! but* I know something better than that” (*NED.* sub “ah”, 5); “*ah! but* he knows better than to go there” (*NED.* sub “but” 27). Diese Verwendung ist noch heute üblich, um einen Einwand anzubringen. Dr. Frederick T. Wood sagt zu letzterem Satz: “I think ‘but’ has more of its normal meaning, suggesting that one might think he would go there, but he knows better.”

4. Andere Interjektionen + “but” + Aussagesatz als Ausruf (heute veraltet); vgl. B 5

“*Come! but* that’s drawing it rather strong” (*NED.* sub “but” 27).

“*Eh! but* that’s a queer story!” (ib.).

“*Faith! but* that’s a poser!” (ib.).

“*I say! but* you had a narrow escape!” (ib.).

“*Oh! my friends, but* this is man-killing!” (H. Melville, *Moby Dick*, Kap. 98).

- “*Whew! but* I am tired!” (*NED.*).

Alle obigen (mit Ausnahme des Belegs aus *Moby Dick*) von *NED.* angeführten Beispiele wurden (1887) als “modern” bezeichnet. Doch haben sie heute sämtlich stark literarischen Klang und müssen als veraltet gelten. Ich habe keinerlei moderne Belege dafür gefunden. Auch Dr. Frederick T. Wood erklärte mir auf Befragen, “but” werde in den angeführten Fällen heute nicht mehr gebraucht. Höchstwahrscheinlich ist “but” hier ebenfalls als gleichbedeutend mit “if . . . not” aufzufassen: Vgl. B 5.

III

Aussagesatz mit Ausrufcharakter im Anschluß an eine vorausgegangene Frage, oder mit Bezug auf einen anderen, dem Sprecher vorschwebenden Vorgang

1. Aussagesatz als Antwort auf eine (gewöhnliche oder rhetorische) Frage.

Die Antwort auf eine vorausgegangene Frage wird häufig in die Form eines Aussagesatzes mit Konditional (meist in

der Form "I should think") gekleidet, der starken Ton trägt und als Ausruf zu werten ist.

"Is Mr. Black rich?" "I should think he was" = "das sollt ich meinen!" (Krüger § 2460); "has she money?" "I should think she has" = "na, ob sie welches hat!" (ib.); "have you on the whole enjoyed your trip?" "I should (rather) think I had!" (Krüger § 3037); "little hussy – didn't I know her? *I should say* I did" (vgl. C III Ende). Die Konstruktion wurde schon von Dickens verwendet: "Do you know the poulterer's, in the next street but one, at the corner?" Scrooge inquired. "*I should hope* I did" replied the lad (Krüger § 2460). Zu der evtl. als rhetorische Frage mit Ausrufcharakter zu wertenden Frage "Didn't it rain last night?" mit darauffolgender Antwort: "I should think it did!" äußert sich Dr. Frederick T. Wood folgendermaßen: ("it"; d. h. die Antwort) "seems to me a statement in form but an exclamation in fact; and it is interesting in that it is an example of understatement being used to give emphasis. Logically 'I should think it did' expresses less certainty than 'it did', but in point of fact it is very much stronger, implying that there can be no doubt about it." Über Dr. Woods Bemerkung zur vorausgehenden Frage vgl. Teil I, C I, Allgemeines.

2. Mit Bezug auf eine vorausgehende Aussage

"I think she always liked me a little". "I dare say she did" (Krüger § 3037). "*you* don't say so!" = „Was Sie (nicht) sagen!“

3. Nominativ + Infinitiv mit Ausrufcharakter als empörte Antwort a) auf eine falsche Anschuldigung, b) eine als Zumutung empfundene Forderung, c) als Äußerung zu einem vom Sprecher nicht gebilligten, als tadelswert oder seltsam empfundenen Vorfall. Die (empörte) Antwort wird vielfach mit Fragezeichen versehen, obgleich das Zeichen ?! hier eher am Platze wäre.

- a) "My husband say that she was false!" (*Othello* V, 2, 154); "she give it Cassio!" (ib.; V, 2, 233); "I say anything disrespectful of Dr. Kenn? Heaven forbid!" (G. Eliot; bei Jespersen, *MEG.* V, p. 328).

- b) "Me! me pay!" I exclaimed, rendered ungrammatical by surprise (J. K. Jerome 1885; *NED.* sub "me", 7 e); "me go easy with electricity?" (*Engl. Zeitung*); "I give thee sixpence! I will see thee damned first!" (Swift; bei Ch. Whibley, Swift, 1917, p. 11).
- c) "My own flesh and blood to rebel!" (*Merchant of Venice* III, 1, 30); "my nephew marry a tragedy queen!" (Thackeray; Jespersen, *MEG.* V, p. 328); "the queen implored pardon... She ask my pardon? poor woman!" cried Charles, "I ask hers with all my heart" (Macaulay; ib.); "a woman's face to have such power" (Galsworthy, ib.).

4. Infinitive of Deprecation (ohne Subjekt)

"You unmanly fellow! to treat a woman so who took you off the street!" (Thackeray; Jespersen, *MEG.* V, p. 329).

B

Der Ausruf in Form eines Bedingungssatzes
(mit unausgedrückt bleibendem Hauptsatz)

1. Die ungestützte Infinitivkonstruktion

(meist in der Form "to think . . .") Vgl. A I 5

"To think that I was a strong man!" (Krüger § 3467, Absatz 5); "to think that she should ever have conceived the base idea!" (Dickens; Jespersen, *MEG.* V, p. 330); "but a few months married, and to think he had got to this!" (Thackeray; ib.); "to think of that man having the impudence to call!" (Gissing; ib.); "Oh, to think that it was all true!" (Shaw; *ZAA.*, p. 299). Dr. Wood bemerkt hierzu: "I think we still use such expressions as: to think that she should say that!".

2. Verkürzter Bedingungssatz (Hauptsatz + Vordersatz)

"Better dead!" (= "it would be better if we were dead!"); Curme, *Syntax*, p. 332).

Hierher gehören Sprichwörter wie: "forewarned, forearmed! small pains, small gains! once a gambler, always a gambler! no song, no supper!" (Curme, ib.).

3. Der mit "if" eingeleitete Vordersatz (protasis) kann allein stehend (mit oder ohne Interjektion) Ausrufcharakter annehmen und Überraschung oder Unwillen ausdrücken
 "If ever I heard the like of that!" (*NED.* sub "if" 7); "By George, if you're going to take it like this, Molly!" (Galsworthy; *ZAA.*, p. 275).

"Done! how could I do anything to it? As if you didn't know that!" (Kruisinga, *Handbook* 4. Aufl. § 2216).

4. Alleinstehender Vordersatz (protasis) mit "redundant not" (mit oder ohne vorausgehende Interjektion) dient als Ausruf der Überraschung oder Empörung. Zum "redundant not" vgl. C III und Teil II, E

"The wretch! if he has not smashed the window!"¹⁾ (*NED.* sub "if" 7). *NED.* erkennt diese Konstruktion ausdrücklich als noch heute üblich an (1901) und verzeichnet den Beleg: "bless me! if there is not another of them!" als "modern colloquial". Das wird von Dr. Wood bestätigt, der einen Beleg aus der oben erwähnten dramatisierten Erzählung *The Monkey's Paw* (1903) beibringt: "why, if here isn't that dirty monkey's paw!" und hinzufügt: "this is 1903, but we still say, 'If it isn't John!' to express surprise, and a very common colloquial expression to express disgust, amazement or incredulity is 'If that isn't the latest!'".

Wenn *NED.* für diese noch heute übliche interessante Konstruktion mit "redundant not" einen Erstbeleg aus Vanbrugh bringt: "if he is not equipped for a housebreaker!" (1702), so können wir, wie ich glaube, die Konstruktion bis auf Shakespeare zurückverfolgen und damit wieder dieses Dichters starkes Interesse für das volkstümliche Idiom belegen. Nun hat Nicholas Rowe allerdings die betreffende Stelle emendiert, und die Herausgeber haben seit mehr als 200 Jahren Rowes m. E. sinnstörende Schlimmbesserung "if thou wert *near* a lewd interpreter?" unbeesehen übernommen. Die Folio zeigt (wie die Quartos) die Lesart: "if thou wert *nere*²⁾ a lewd interpreter": (*Merchant*

¹⁾ Vgl. das Deutsche: "Er wird doch nicht gar das Fenster eingeschlagen haben?!" "Tatsächlich!"

²⁾ "Ne'er" = "never" als emphatische Negationspartikel (*not*) ist bei

of *Venice* III, 4, 80) und nicht, wie die Herausgeber drucken: "if thou wert *near* a lewd interpreter!" Frei übersetzt kann diese Zeile m. E. nur heißen: "Daß du mir aber auch *immer* das Wort im Munde herumdrehen mußt!", oder wörtlich: "warst du doch stets eine boshafte Auslegerin!" Die Stelle läßt sich mühelos als frühes Beispiel in unser Sonderkapitel 4: "Ausruf mit 'redundant not'" einordnen. Daß wir es mit einem Ausruf zu tun haben, ist mit Ausnahme von Rowe, der wie die späteren Folioherausgeber (2, 3 und 4) das Kolon der Ersten Folio in ein Fragezeichen änderte, von den meisten modernen Herausgebern durch ein Ausrufungszeichen anerkannt worden, so von Theobald, Delius, der *Globe Edition*, der *Arden Edition* u. a., wie auch von Peter Alexander (1951). Wenn Sisson (1953) an dieser Stelle einen Punkt setzt, stellt er sich, wie mit der beibehaltenen Lesart "near", in Gegensatz zu seinen eigenen Ausführungen in *New Readings in Shakespeare*: "Many a reading survives, even in recent editions, unperceived, unquestioned, in silence, as a legacy of the labours of an 18th century editor. It might almost be written down for the direction of the modern editor of Shakespeare that his first duty is to beware of 18th century contamination of the text." Jubilar hat (*Anglia* 74, p. 371) davon gesprochen, daß es erstaunlich und bewunderswert sei, wieviel auf einem "scheinbar so abgegrasten Feld" von Sisson noch geerntet worden ist. Daß aber vielleicht noch so manches unbeachtete Fleck nicht abgegrast worden ist, dafür scheint mir auch diese revisionsbedürftige Stelle zu sprechen, für die die Kommentatoren, soweit ich sehe, nicht einmal eine Erklärung für nötig halten. A. Schmidt definierte "near" für diese Stelle als "nigh", "not far, at a short distance; of place."¹⁾

Shakespeare "sehr gewöhnlich" und "kommt auch heute noch vor" (Franz, *Shakespeare-Grammatik* § 407).

¹⁾ Es ist auffällig, daß Schlegel in seiner Übersetzung die ganze Stelle (Zeile 79–80) ausgelassen hat! Gundolf übersetzte: "Pfui! welche Frage für jemand, der ihr lockre Deutung gäbe!" Soweit ich sehe, kommt nur die *Deutsche Volksausgabe* (neu durchgesehen von Max Moltke, Berlin 1886) dem Sinn näher mit ihrer Übersetzung: "Du gäbst mir einen saubern Ausleger!"

5. Archaisches "but" = "if . . . not" nach vorausgehender Verwünschung, als Ausruf der Bekräftigung (Vgl. oben A II, 4)

"Beshrew me, but I love her heartily" (*Merchant of Venice* II, 6, 52). Weitere Beispiele in *NED.* (sub "but" 11 c). Dazu gehört: "Slid! man, but I was frightened" (*Moby Dick*, Kap. 31 = "Gott! war ich erschrocken!"). "Slid" = altertümlich für "God's lid!"). Höchstwahrscheinlich sind die oben (A II, 4) angeführten, heute veralteten Beispielsätze des *NED.* hierherzustellen und nicht gesondert unterzubringen, wie *NED.* dies getan hat. Die beiden Belege aus *Moby Dick* dürften sowieso auf einer Stufe stehen.

C

Der Ausruf in Frageform

I

Allgemeines

Aus Fällen wie "I say anything disrespectful of Dr. Kenn? Heaven forbid!" (A III 3 a) oder "me go easy with electricity?" (A III 3 b) wird klar, daß das Fragezeichen einen empörten Ausruf kennzeichnen kann. Wir würden im Deutschen hier unter Umständen sowohl Frage- wie Ausrufungszeichen (?!) setzen. In dem ähnlich wie in A III 3 a gebauten Satz "Ask that man's pardon? Never" (erstaunte Antwort auf die vorausgehende Frage: "Why not apologize and ask his pardon?" mit ausgelassenem Subjekt) sieht Zandvoort (a. a. O. § 21) ebenso eine "exclamatory question" wie in den ähnlich gebildeten "George write a novel? Hardly likely" (Antwort auf die Frage: "Do you think George could write a novel?") und "His father dead?" (erstaunte Antwort auf die Frage: "Do you know that his father is dead?" a. a. O. § 583). Ebenso haben wir in der empörten Frage: "where *have* you been?" (Krüger § 3062 = „wo haben Sie nur gesteckt?“), einen Ausruf zu sehen, wie auch in der freudigen Zustimmung: "will I?" ("I' faith, that we will): *Merry Wives* I, 4, 170, oder in:

Leider stehen mir die modernen Übersetzungen zum Vergleich nicht zur Verfügung.

“would I like it?” (= “*ob* ich es möchte?”) und “will I?” I cried in surprise . . . “Of course I will” (Krüger § 3036), und wie in angehängten ironischen Fragen (C II 4) vom Typ: “Oh, she does, does she?” (vgl. Zandvoort, *English Studies* XXXVIII, p. 238).

Andererseits kann man eine ausgesprochen rhetorische Frage wie “Where will impudence stop next!” (Thackeray; Jespersen, *MEG.* V, p. 329) mit Ausrufungszeichen finden, obgleich die rhetorischen Fragen (“which partake of the character of exclamations”: Zandvoort) im allgemeinen mit Fragezeichen versehen werden (they are asked not for information but to produce effect: *COD*): “Is this your gratitude? – Who cares?” (Zandvoort, a.a.O. § 604). Dr. Frederick T. Wood versieht die oben A III 1 von uns angeführte Frage: “didn’t it rain last night?” mit einem Ausrufungszeichen und bemerkt: “as for sentences like ‘Hasn’t that changed!’ ‘Didn’t it rain last night!’ it seems to me they are often on the border-line between exclamation and question. They have the force of exclamations, but they are often put in such a way as to suggest that they are asking for confirmation.” Jedenfalls finden wir im englischen Schrifttum willkürlich bald das eine, bald das andere Zeichen gesetzt. Das deutet auf den Doppelcharakter dieser hier behandelten Fälle, die der Form nach Fragesätze sind. Kruisinga sagte: “Interrogative sentences . . . may express astonishment or the indignant repudiation of an idea. In these cases they are closely related to the exclamatory sentences, which may also be formally like them” (*Handbook*, 4. Aufl. § 2215). Ähnlich äußert sich auch Bengt Jacobsson: “Although ‘Hasn’t it changed!’ is formally a question, the intonation clearly indicates the exclamatory nature of the sentence. Sometimes the punctuation shows that these exclamations approach the nature of questions” (*Inversion in English*, Uppsala 1951, p. 197). Seine vier modernen britisch-englischen Beispiele mit Fragezeichen (vgl. unten C III 2 a) scheinen mir aber (bis auf das zweite) einwandfrei Ausrufcharakter zu haben. Jespersen war der Ansicht: “In exclamations of this kind (Isn’t he stupid!) the tone is modified, and in so far they cannot be said to have the complete form of questions” (*MEG.* V, p. 501).

Das Fragezeichen läßt, wie mir scheint, oft auf eine gewisse Unsicherheit des Autors schließen, der den Ausruf entweder nicht klar erkennt oder glaubt, der äußeren Frageform zuliebe das Fragezeichen setzen zu müssen.

Wir behandeln im folgenden alle Fälle, die als Ausruf zu gelten haben, zusammen, gleichgültig ob sie mit Frage- oder Ausrufungszeichen versehen sind, ohne sie nach ihrer Interpunktion zu scheiden.

II

Verbaler Ausruf ohne Negationspartikel

1. Wiederaufnahme einer vorausgegangenen Frage

“Were you frightened?” “Was I frightened? Rather”; “that time we met on the railway – do you remember?” “Do I remember!” (Krüger § 3036); “Will you go, Edith?” “Will I go!” she repeated . . . (Dickens; Jespersen *MEG.* IV, p. 247); “Will you shake them in for me?” “Will I! Why, of course I will” (Hardy; ib.); “Do you know who the ladies are?” “Do I? They were your mother and aunt Charlotte” (Pinero; Jespersen, *MEG.* V, p. 496). Jespersen bringt (a.a.O.) frühere Beispiele. Das erste ist: “Will you confesse hir neele?” – “Will I? no, sir, will I not!” (Gammer); “Sayd they so indeede. Did they? yea, even with one voice” (Roister); “did you give me this letter on purpose? – Did I! do you doubt me . . .?” (Congreve); “can she sing?” – “Can she sing, indeed!” (Thackeray); “you recollect the way?” inquired the Spirit. – “Remember it!” cried Scrooge with fervour; “I could walk it blindfold” (Dickens); “Know it!” said Scrooge. “Was I apprenticed here!” (Dickens; Kruisinga, 4. Aufl. § 2055).

Das amerikanische Englisch scheint diesen Gebrauch besser bewahrt zu haben als das britische Englisch. George Mc Knight brachte in seinem Buch *English Words and their Background* (1923) folgenden Auszug aus dem *Kansas City Star* als Beispiel für die Sprache des aus dem Kriege heimgekehrten amerikanischen Soldaten: “Did ye git clean over, Pink?” / “Oh boy, did I?” / “Git sick on th’ ocean?” / “Oh, boy, did I?” / “Didja go over the top,

Pink?" / "Oh, boy, did I?" / "How'd it feel?" / "Oh, boy, believe me" / "Pink, didja kill any Germans?" / "Oh, boy" (p. 64). Hier zeigt sich bereits der für das heutige Amerikanisch charakteristische Ausruf "oh boy!", der die Wiederaufnahme der Frage einleitet.

2. Nach einer Interjektion

Auch hier haben wir in erster Linie amerikanische Belege. Ein frühes Beispiel findet sich in Melvilles *Moby Dick* (1851): "Sink him! I never look at him at all; but if ever I get a chance of a dark night, and he standing hard by the bulwarks, and no one by; look down there, Flask" – pointing into the sea with a peculiar motion of both hands – "Aye, will I!" (Kap. 73).

Belege aus der amerikanischen Gegenwartsliteratur: "Oh, can he fly!" (W. Faulkner, *Pylon*; Signet Book, p. 140); "boy, was I surprised" (Saroyan, *Little Children*, p. 189); "oh, boy, have I got a bellyache tonight" (W. C. Williams; *Perspectives* 1, 1952, p. 36); oh honey, do I love you! (J. Jones, *From Here to Eternity*; Signet Book, p. 810).

Weiteres Beispiel: "I'm finally going to take a vacation . . . and boy, am I looking forward to it!" (*New York Times*, 18. 7. 1948, p. 6; Senator A. H. Vandenberg).

Die von Bengt Jacobsson (a.a.O. p. 198) angeführten Belege aus britischen Zeitungen (1948–1950) dürften sämtlich dem amerikanischen Muster nachgebildet sein: "And, oh boy, has it rung the box-office bell!"; "Oh, boy, do our ears burn!"; "I've stopped by some of the spots you told me about but boy, have things changed since your day!"

Auch das folgende von mir gefundene britische Beispiel dürfte amerikanisch beeinflusst sein: "Boy, will I be glad when your daddy gets home!" (*Manchester Guardian Daily*, 31. 7. 1952, p. 5; englische Sprecherin).

3. Ohne vorhergehende Interjektion

a) amerikanische Beispiele

"Am I sleepy" (W. C. Williams; *Perspectives* 1, 1952, p. 36); "did I give her a bruise?" (J. Jones, *From Here to Eternity*; Signet Book, p. 819); Ernest has to start

school and does he hate the thought of it!" (amerikanischer Privatbrief 1947; frdl. Mitteilung von Dr. H. Spitzbardt, Jena).

b) britisches Beispiel

Daily Worker vom 15. 5. 1957, p. 2 brachte ein Beispiel, das eine Mrs. Nelson in ihrem "Eingesandt" beisteuerte, einer Schilderung des gegen die Wasserstoffbombe demonstrierenden Protestmarsches englischer Frauen zum Trafalgar Square: "Did we all feel proud to have a young woman marching with us who before many months are over, will be a young mother." Vgl. auch das frühe Beispiel aus Dickens (C II 1) "Was I apprenticed here!"

Dr. Wood hatte die Güte, mir dazu folgendes zu schreiben: "I feel sure you are right about the non-negative type of exclamation; it is heard in Britain. Occasionally one will hear a person say: 'Was I glad!' but *the more usual form is 'Wasn't I glad!'* The former is, I think, undoubtedly due to American influence and is not yet felt to be really English. I should say it is more usual amongst the younger generation than the middle-aged and elderly, and even there I do not think it is frequent."

4. Die angehängte ironische Frage mit Ausrufcharakter

"Oh, B. told you, did he?" (Gissing; Kruisinga, 4. Aufl. § 611); "so you want to marry my daughter, do you?" (Krüger § 3040); "so the weather is cold, is it?" (ib.); "so you're come back, have you?" (Krüger § 4093); "oh, it's all spent (i. e. the money), is it?" (Zandvoort § 656).

III

Der negierte Ausruf (vgl. auch B 4 und Teil II, E)

1. Wiederaufnahme einer Frage

Jespersen bringt (*MEG.* IV, p. 248) zwei Beispiele aus Byron und Scott: "And wilt thou?" "Will I not?" (Byron); "your kindness will afford me with local information". "Will I not, man?" (Scott) und bemerkt: "Curiously enough, 'will I?'¹⁾ and 'won't I?' may thus be used in the

¹⁾ Vgl. die beiden Belege C II 1 "Will I (*go*)!" (Dickens und Hardy); vgl. auch C I.

same sense, signifying an emphatic 'I will'" (a. a. O. p. 247). Modernes Beispiel: "Supposing there was a dance now would you dance with me?" "Wouldn't I? From start to finish." (Krüger § 3037).

2. Alleinstehend, ohne oder mit vorausgehender Interjektion

a) Britische Beispiele

Während der nicht negierte Ausruf im heutigen britischen Englisch verhältnismäßig selten auftritt, begegnet der negierte Ausruf recht häufig, was Dr. Wood bestätigt (vgl. C II 3 b). Vgl.: "Isn't he stupid!" (Jespersen, *MEG.* V, p. 501); "Isn't that nice?" comes to mean "that is very nice" (Jespersen, *MEG.* IV, p. 481). Nach Bengt Jacobsson ist das deutsche "Ist der (aber) dumm!" eher mit "Isn't he stupid!" als mit "Is he stupid!" wiederzugeben (a. a. O., p. 198). Er gibt vier weitere Beispiele aus der englischen Gegenwartsliteratur (a. a. O., p. 197): "Won't my gyp be pleased?" (R. Lehmann, *Dusty Answer*; 1927); "Poor old Prendy! Don't I know? Still, it was worth it, wasn't it?" (E. Waugh, *Decline and Fall*; 1928); "weren't they sick at seeing us go?" (derselbe; *Scoop*, 1938); "wasn't I going to laugh?" (G. Greene; *Gun for Sale*). Vgl. auch: "Isn't it wicked? . . ." (Kruisinga, 4. Aufl. § 2215); "vile prose Cicero wrote didn't he?" (Kipling; Jespersen, *MEG.* III, p. 377).

Nach vorausgehender Interjektion

"He's real. And, my word! isn't he jolly good looking?" (Shaw; *ZAA.*, p. 320); "My goodness, Uncle, doesn't he look ill!" (Sherriff, *Journey's End*, II, 2).

Ältere englische Beispiele

Poutsma bucht zwei Belege, eine Stelle aus Thackeray: "When I am in the army, won't I hate the French?" (*Vanity Fair*) mit der Erläuterung, daß wir es hier mit einem Ausrufsatze zu tun haben, der gleichbedeutend ist mit: "I will hate the French implacably" (*Part I*, Ch. VII, p. 379) und eine andere aus Trollope: "wouldn't we have dancing upstairs, eh, Miss Louey?" Auch Kruisinga, der (§ 2055) bereits die negierte Form als die ge-

wöhnliche bezeichnet (trotz Dickens: "Was I apprenticed here!"; vgl. oben C II 1 und C II 3 b) bringt zwei Belege, ebenfalls eine Stelle aus Trollope: "Won't she live to find out the difference, and to know what she has done!" und eine andere mit vorausgehender Interjektion aus Florence Montgomery (*Misunderstood*):

"Oh, wouldn't it be fun!" said Humphrey.

b) Amerikanische Beispiele

Das moderne Amerikanisch ist auch mit dieser Konstruktion stark vertreten. Schon in *Moby Dick* begegnet ein zweimal gebrauchtes frühes Beispiel, das man trotz des Fragezeichens als Ausruf anzusprechen hat: "Why," said I, "Queequeg, you might have known better than that, one would think. Didn't the people laugh?" – "Now", said Queequeg, "what you tink now? – Didn't our people laugh?" (Kapitel 13). Auch Mark Twain verwendet die Konstruktion: "well, wasn't he mad?" = "war der vielleicht wütend!" (*H. Finn* I, p. 50; Tauchnitz). Aus der modernen Literatur: "wouldn't you like to know!" (= "das möchtest du wissen!"; Caldwell, *Tobacco Road*, p. 8, Signet Book); "wait till James comes back; won't he laugh!" (Dos Passos, *Manhattan Transfer*, p. 90; Signet Book). Hemingway zeigt sehr viele Beispiele: "Were in the war, Mike?" Cohn asked. "Was I not" (= "und ob!"; *The Sun Also Rises*; Albattross Ed., p. 118); "did you see their horn?" "Did I not?" said Brett (ib.; p. 124); "he looks that way", Brett said. "Doesn't he?" I said (ib.; p. 149); "aren't you the fortunate man" (= "bist du aber ein Glückspilz!"; ib., p. 44); "she's a remarkably attractive woman". "Isn't she?" (ib., p. 35); "your fiancée is having a great success". "Isn't she?" (ib., p. 20); "you were quite drunk . . ." "wasn't I, though" (ib., p. 49); "you look fine . . .". "Yes, don't I" (*Men Without Women*, p. 105); "you hear what the reporters said about her?" "Didn't I!" (ib., p. 101).

Vgl. auch: "little hussy – didn't I know her? I should say I did" (Mrs. Stockton, Amerikanerin, über Emily Dickinson; *Times Literary Supplement*, 9. 9. 1955, p. 532).

IV

Doppelte Verwendung der Frageform
(emphatischer Ausruf)

a) Nicht verneint

In einem Artikel "On Alternative Repeated Questions" in *English Studies*, Vol. XXV (April, 1943, pp. 44/45) hat P. A. Erades erstmalig auf eine wohl aus dem amerikanischen Slang übernommene Konstruktion hingewiesen, die die Form einer Doppelfrage hat (mit schwer zu deutendem "or"; vgl. Verfasser, *English Studies* XXXI, 1950, p. 177, Anm. 3). Seine neun Belege stammen alle aus einem englischen Detektivroman¹⁾ von Peter Cheyney († 1954). Charakteristische Beispiele sind: "Has that dame gotta swell voice or has she? – She is a blonde an' can she wear clothes or can she?" Die Wendungen drücken starke Emphase aus. Erades interpretiert: "The man who says 'Was I pleased or was I?' means 'I was as pleased as Punch, and no mistake!'" Vgl. auch *Anglia* Bd. 71, 1953, pp. 223–225 und (zur Korrektur) Bd. 73, 1956, pp. 320 und 321. Weitere Beispiele aus anderen englischen Schriftstellern sind anscheinend nicht bekannt geworden.

b) in negierter Form erscheint diese Wiederholung in: "This is supposed to be bad luck or something in the forenoon, isn't it? Or isn't it?" (W. Faulkner, *Wild Palms*, p. 60, Signet Book).

Teil II

Der mit einem Fragewort (meist "how" oder "what") eingeleitete Ausruf

A

Die gerade Wortfolge

Im heutigen Englisch gilt im allgemeinen die bereits im Altenglischen (neben der Inversion) verwendete gerade Wort-

¹⁾ *Poison Ivy*; ein Beispiel stammt aus seinem Roman: *This Man Is Dangerous*. Nach A. J. Bliss (*Anglia* 73, p. 320) ist die Konstruktion typisch amerikanisch.

folge als die übliche Form. Krüger hatte sie (§ 3509) der Umgangssprache zugewiesen: "Der Ausruf kann als Behauptung und als Frage behandelt werden; ersteres geschieht in der Umgangssprache. Wenn das Subjekt eines Ausrufs ein persönliches Fürwort ist, und das Prädikat eine Form von 'to be' oder 'to have' enthält, so hat jenes meist die gewöhnliche (d. h. gerade) Stellung." *NED.* gab "How you do like to tease one!" (vgl. unten D!) als Beispiel für "modern colloquial" (sub "how" 7; früheres "how sweet it smelleth", 1583) und bezeichnete "what a place this is!" als modern (sub "what" B 5 a). Zandvoort sagte in der fünften Auflage seines *Handbook of English Grammar* (1953) wie in den früheren Auflagen: "In exclamatory (non-imperative) sentences beginning with 'how' or 'what', contrary to Dutch usage, *there is no inversion*: 'How unreasonable people are! what a sneak he is!' (§ 696). Curme gibt als Musterbeispiele: "What good friends horses have been to us for thousands of years! What cheek he has! How diligent you are!" (*Syntax*, p. 350).

Der in Fachkreisen weithin bekannte Dr. Frederick T. Wood hat neuerdings in einem für den Auslandunterricht bestimmten Aufsatz betitelt "Subject - Verb Inversion in Modern English" (*Moderna Språk* 1, 1956, p. 27) nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die gerade Wortfolge heute die allein üblich ist: "(inversion) almost certainly would not be heard in speech, where the normal Subject - Verb order is the rule: e.g. 'How green the grass is!' 'how mischievous those children are!'" So wird man in vielen, auch literarischen Fällen, in denen der Deutsche geneigt wäre, zur Inversion zu greifen, die gerade Wortstellung vorziehen, z. B. in: "This is the rule as stated in the grammar books - but how seldom it is followed!" (T. C. Gibson, M. A., Dulwich College, London; *Neuphilologische Zschr.* 1949, VI, p. 79). Auch die *Times Literary Supplement* verwendet die gerade Wortstellung, etwa in der folgenden Buchbesprechung* (E. Waugh, *The Loved One*): "With what delighted hilarity we assisted at the entrance . . . of Margot Beste-Chetwynde with her pet Negro to the Llanaba Castle sports! With what glee we followed the sporting Miss Runcible to her luxuriously appointed death-bed!" (20. 11. 1948).

B

Inversion

a) Inversion im selbständigen Satz

Demgegenüber erhebt sich die Frage, ob die Inversion im heutigen englischen Schrifttum überhaupt noch gebraucht wird, oder völlig ausgeschaltet ist. Curme äußerte sich folgendermaßen: "In exclamations, inversion is very old¹⁾ but now little used" und wies sie der "choice prose and poetry" zu (*Syntax*, p. 350). *NED.* bemerkt (sub "what" B 5 a): "formerly usually, and still in archaic style, with inverted construction as in a direct question; being distinguished from this by intonation" (1928). Entsprechend sagt Dr. Wood (a.a.O., *Moderna Språk* 1956, p. 27), daß sich die Inversion heute vorzugsweise im literarischen Gebrauch finde. Er verweist auf Grays *Elegy Written in a Country Churchyard*²⁾. Aus der Gegenwartssprache zitiert er einen Satz aus den *Rules for Compositors and Readers* der Oxford University Press, der dort zur Erläuterung des Ausrufungszeichens angeführt wird: "How mischievous are the effects of war!" Ein solcher Satz, sagt Dr. Wood, finde sich heute vielleicht im Leitartikel einer so gesetzten (staid) Zeitung wie der *Times*, aber kaum sonst, geschweige denn in der gesprochenen Sprache! Heute komme die Inversion "in ordinary spoken English (and very largely in written English also)" höchstens in Form einer geläufigen literarischen Wendung vor, wie sie das biblische "how are the mighty fallen!"³⁾ oder das bekannte Zitat "what a piece of work is man"⁴⁾ darstellen. Im übrigen sei die Inversion auf

¹⁾ Nach den Untersuchungen von Bengt Jacobsson, *Inversion in English* (Uppsala 1951, p. 184) ist für das Frühneuenglische (wie A. Dahlstedt es auch für das Alt- und Mittelenglische festgestellt hat) ein Ansteigen der Inversion zu bemerken, wenn es auch auffällig bleibt, daß von Autoren wie Pepys, in den Briefen der Dorothy Osborne und in Swifts Briefen bzw. im *Journal*, die gerade Wortfolge vorgezogen wird (bei Pepys sogar ausschließlich gebraucht).

²⁾ "How jocund did they drive their team afield! How bowed the woods beneath their sturdy stroke!"

³⁾ 2. S.I. 19. Dorothy Sayers brauchte es z. B. in *Gaudy Night*, p. 371 (1935).

⁴⁾ So z. B. von Bartlett, *Familiar Quotations* angeführt (1869). Die Stelle (*Hamlet* II, 2, 300) lautet im Original: "what a piece of work is a man!"

solche Erstaunen, Überraschung und dgl. ausdrückende Fragen beschränkt, die ihrer Bedeutung nach als Ausruf zu gelten haben, wie "what did he do but tell the secret to the first person he met!" oder "whom should we meet but my cousin John!"

Vielleicht ist es angebracht, diesen Formulierungen gegenüber darauf hinzuweisen, daß es auch heute noch Fälle gibt, in denen das gute Schrifttum zur Inversion greift (vgl. auch E), die demnach doch nicht nur in stockkonservativen Zeitungen, vom Durchschnittsleser belächelt, ihr kärgliches Dasein fristet. Hatte doch schon Sweet für die Umgangssprache einen Satz wie "how foolish was [wəz] I!" zugelassen (*NEG.* § 1814). Krüger, dessen Formulierungen sehr sorgfältig und zutreffend sind, sagte (für seine Zeit wohl mit Recht): "bei zusammengesetzten Zeiten sind beide Stellungen üblich": "how often I have (have I) told you that!" Deutschbein kehrte die Reihenfolge um: "In Ausrufsätzen kann die Inversion eintreten; es ist aber auch die gerade Wortfolge möglich": "how splendidly does the boy drive! How well he rides!" (*Grammatik der engl. Sprache*, 7. Aufl. 1931, § 263 Zusatz). Er hielt die regelmäßige Wortfolge in Ausrufsätzen sogar für "auffällig" (*System der Neuengl. Syntax* § 17, Anm. 4). Besonderes Gewicht haben die Ausführungen Fowlers, der in *MEU.* das Vorkommen der Inversion beim Ausrufsatz für das heutige Schrifttum bestätigt: "In . . . the exclamation, inversion is not indeed the rule as in questions, but is, and still more used to be, *legitimate*": "how dreadful is this place!" (p. 286). Mir sind des öfteren Fälle von Inversion im heutigen Schrifttum begegnet. Es dürfte wohl kaum deutscher Einfluß sein, wenn Constance Vesey in ihrer Übersetzung des Buches *Engländer* von R. Kircher (englisch u. d. Titel: *Powers and Pillars*, 1928) an einer Stelle schreibt: "How far is Lloyd George from having this truly English spirit of the olden days!" (p. 87). Dasselbe gilt von der *Times*-Besprechung eines deutschen Buches: "Having read Mr. Reitlinger to the end, how monstrous becomes the German claim that Nazi crimes were exactly like the cruelties of any war" (*Liter. Suppl.*, 1. 5. 1953, p. 279). Bei längerem oder erweitertem

Subjekt bietet sich die Inversion als bequemes Stilmittel von selber an (*"balance inversion"*). So schreibt z. B. auch Eric Partridge: "How oddly sounds this sentence from a Higher Grade L. C. C. essay (June 1938): . . ." (*Usage and Abusage*, 4. Aufl. 1948, p. 153 sub "in view of the fact that . . ."). Zu ähnlichen Feststellungen kommt der schon erwähnte Bengt Jacobsson, der drei weitere Beispiele für *"balance inversion"* aus einer Zeitung anführt (1948): "how shallow, superficial, and almost inane seem the majority of our modern theatrical works when compared to the great Elizabethan writer at his best!" – "how penetrating are some of his observations!" – "My dear David, what a fortunate thing is this alliance between France and England!" Als Beispiel für *"partial inversion"*: "how fresh and tempting it still looks; how loathsomely bitter does it taste!" (a. a. O., p. 194/5).

Von ganz besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang, daß Zandvoort in der neuesten (englischen) Ausgabe seines *Handbook*¹⁾ (1957) dieser Tatsache erstmalig Rechnung trägt und ein Beispiel mit *Inversion* anfügt: "how green was the valley" (§ 693), das er wie folgt erläutert: "with a two-word subject balancing the two-word predicate". Aus unseren Beispielen erhellt aber, daß die *"balance"* nicht an das hier gegebene Schema gebunden zu sein braucht.

Über die häufigere (auch heute noch gebrauchte) Verwendung der Inversion im rhetorischen Ausrufsatz mit *"redundant not"* vgl. E.

b) Inversion im Nebensatz

Auch im abhängigen Satz kommt Inversion beim Ausruf vor: "Many pacifists believe that the prevention of future wars depends to some extent upon causing all and sundry to realize how terrible is war" (A. C. Ward, *The Nineteen-Twenties*, 1930, p. 145/6). Auch hierfür bringt Jacobsson Beispiele (*"inversion is by no means infrequent in Present-day English"*), während er feststellt, daß im Frühneuenglischen die Inversion im abhängigen Satz²⁾ noch sehr selten war.

1) Über die Formulierung in den früheren Auflagen vgl. oben, Teil II, A.

2) Er fügt hinzu: "I am well aware that they are hardly exclamatory in

C

Wiederholung der vorausgehenden direkten Frage
mit Ausrufcharakter.

“Where is it, Jack? Where is it?” – “Where is it! taken from us it is” (*Henry IV A II*, 4, 154); “and what shall I do?” – “what shall you do!” (J. Austen); “what have I done?” – “what have you done!” (Dickens); “What have I done now?” – “What have you done? Mercy me!” (H. Caine; Beispiele aus Jespersen, *MEG.* V, p. 495/6).

D

Emphatisches “do” in mit “how” eingeleiteten Ausrufssätzen

Krüger führte bereits (§ 2763) einige Beispiele für diese Konstruktion an, die von *NED.* (sub “how” 7) als “modern colloquial” (how you do like to tease one!) bezeichnet, von Jacobsson aber bereits bei Defoe nachgewiesen wird. “How that fellow does go up the tree!”; “how I did pity that poor young Briton!” (Krüger, a. a. O.). Vgl. “How times do change!” (*Zeitung* 1948; Jacobsson, a. a. O., p. 195).

E

“Redundant not” in mit “how” oder “what” eingeleiteten rhetorischen Ausrufssätzen (vgl. Teil I, B 4 und C III)

Diese Konstruktion wird von den Grammatikern nur ganz nebenbei oder gar nicht erwähnt. Krüger bemerkte (§ 774): “Verneinte Ausrufe, die ja im Deutschen und Französischen häufig sind, sind im Englischen recht selten.”¹⁾ Ihm ist nur ein einziges Beispiel vorgekommen: “How well did not Montaigne say in his essay . . .” Ein weiteres wurde von Wendt (*Syntax* II, 1911, p. 263) beige-steuert: Balzac, in ‘Louis Lambert’ resolutely opposed all change (of spelling). “What a magnificent book”, he exclaims, “might one not write, in relating the life and adventures of a word!” (*Zeitschrift*). Zwei weitere Beispiele bringt Kruisinga: “How many feet, I wondered, had not

force” (?; mein Fragezeichen) “and by some grammarians are treated as dependent questions” (p. 195).

¹⁾ Auch für das Frühneuenglische hat Jacobsson nur ein einziges Beispiel aus Nashe beibringen können: “how hard is it not to bewray a man’s fault by his forehead” (a. a. O., p. 197).

trodden that path day by day, year by year . . ." (aus Temple Thurston; 4. Aufl. 1925 § 2044); "what lives and hearts and fortunes had it not already devoured, that exquisite stone house!" (Cotes, *Cinderella*; § 2215). Poutsma bezeichnete die Erscheinung als häufiger vorkommend: "(exclamatory sentences) often contain the negative 'not' without being negative in meaning". Er schließt aber die rein verbalen Ausrufsätze mit ein, in denen "not" sehr häufig erscheint! (vgl. oben Teil I, C III). Er bringt (*Part I*, 1928, p. 379) drei Beispiele und bemerkt, "not" finde offensichtlich im Englischen nicht so viel Verwendung wie im Holländischen: "What an inestimable favour has not the young man slighted!" "What a chance of promotion had he not thrown away!" (Thackeray, *Virginians*); "how many inventions, popularly attributed to Americans, have not proceeded from English brains?" (*Times Lit. Supplement*, 1926). Das dritte Beispiel Poutsmas ist von Curme übernommen worden (*Syntax*, p. 350): "How many times had she not sat there, in white frocks, her hair hanging down as now!" (Galsworthy, *Freelands*, Ch. XV). Curme erläutert es als "a blending of 'How many times she had sat there!' and 'had she not sat there many times?'"

N. Bøgholm (*English Speech from an Historical Point of View*, 1939, p. 367) äußert sich folgendermaßen über die Verteilung von *gerader Wortfolge* und *Inversion* bei dieser Konstruktion: "In negative exclamations we have *the ordinary word-order*, as in: 'what he hadn't done for that boy!' *but more often*: 'What had he not done for that boy!'", was durch unsere Beispiele bestätigt wird. Ein moderner Beleg ist: "If those hours were devoted . . . to the acquisition of factual knowledge, what might we not expect in the way of educational improvement?" (Mario Pei, *The Story of English*; Philadelphia & New York 1952, p. 319).

Auch im *abhängigen Ausrufsatz* finden wir "redundant not" - "Goodness knows what tricks they didn't play to get your aunt's money - every penny of it!" (Bennett): "you never knew when a dangerous eruption might not occur" (ib.; Kruisinga, 4. Aufl. § 2215).

BRITISCH/AMERIKANISCH ON “ZU UNGUNSTEN VON”, “GEGEN” UND VERWANDTE WENDUNGEN UNTER ANGLO-IRISCHEM EINFLUSS

In einer neuenglischen Syntax aus der Zeit des ersten Weltkrieges steht das lapidare Beispiel: “She hung the receiver up on him”, “Sie hängte ihn ab”. Dieser Gebrauch der Präposition *on* zum Ausdruck eines feindlichen Verhaltens (in diesem Beispiel, wie häufig, als erweiternder präpositionaler Ausdruck in Zusammenhang mit einem “zusammengesetzten” Verb) scheint sich seit längerem im englischen, wie besonders im amerikanischen Sprachgebrauch, vor allem auf der Ebene der “non-formalen” Ausdrucksweise sehr kräftig zu entwickeln. Ob freilich Wendungen dieser Art ohne weiteres als “typisch amerikanische *idioms*” zu betrachten sind, wie ich im *Handbuch der Amerikakunde*² 1952, S. 369¹⁾, annahm, scheint mir jetzt zweifelhafter, da sich der Ursprung dieser Wendungen einwandfrei auf angloirische Spracheigentümlichkeiten zurückführen läßt.

Schon bei der Lektüre auch nur eines einzigen Werkes mit bewußt anglo-irischer Sprachfärbung fallen diese Wendungen sowohl im erzählenden Bericht wie besonders im Dialog sehr stark ins Auge. Ich gebe folgende Beispiele aus James Stephens’ (geb. 1882 zu Dublin) irischer Märchenerzählung *The Crock of Gold* (1912):

a) im Bericht:

The next day he did look at her . . . She had never seen so strange a face before. Her eyes almost died on him as she gazed (Ausg. London 1953, S. 55); d.h. “ihre Augen erstarben fast bei seinem Anblick”.

¹⁾ Ich benütze die Gelegenheit, einen sinnstörenden Druckfehler zu korrigieren: *Handbuch*, a. a. O., S. 369, Z. 9 von oben, muß es richtig heißen: “zu ungunsten von”, statt “zugunsten”.

b) im Dialog:

The rest of the children died on me, and then my father died (ebd. S. 212); d.h. "sie starben mir".

Then him to be killed on me with a cold on his chest (ebd. S. 121); d.h. "und dann wurde er mir von einer Lungenentzündung hinweggerafft".
'What did he do on you?' (ebd. S. 210); d.h. "Was hat er dir getan?"

Daß es sich bei derartigen Konstruktionen, die im Deutschen häufig mit einem bloßen "ethischen Dativ", genauer einem "dativus incommodi", wiedergegeben werden können, um genuin anglo-irische Wendungen handelt, die ihrerseits wieder im Neurischen ihre Entsprechungen haben, ist nun ein für allemal klargestellt durch die schöne Untersuchung von Dr. Patrick Leo Henry, Department of English, University College Dublin, *An Anglo-Irish Dialect of North Roscommon* (Phonology – Accidence – Syntax) (Diss. Zürich o. J., Dublin 1957, 236 S., Druck von Aschmann und Scheller, Zürich). Hier wird im dritten Teil, der weitgehend syntaktisches Neuland erschließt, dem Präpositionalsystem des untersuchten Dialekts ein eigenes Kapitel (S. 132f.) gewidmet, und innerhalb dieses findet sich ein längerer Abschnitt über den weiten Geltungsbereich der englischen, d.h. hier anglo-irischen, Präposition *on*, z. T. als Äquivalent von neu-ir. *ar* "auf" (§ 39f., S. 147f.). Die volle Tragweite der hier beigebrachten neurischen Parallelen vermag nur der Keltologe zu ermessen¹⁾; aber auch dem Nichtkeltisten wird anhand der Ausführungen Dr. Henrys klar, daß viele der hier zur Rede stehenden anglo-irischen präpositionalen Wendungen mit der Vorliebe des Irischen für nominale Konstruktionen in engem Zusammenhang stehen, — fehlt im Irischen doch ein spezifisches Verbum für "haben" (Henry, § 22, S. 132), so daß zum Ausdruck des Besitzes etc. sich Wendungen mit "sein" in großer Fülle einstellen. Nur zwei neurische Beispiele (Henry S. 132) seien angeführt: *tá airgead agam*, wörtlich "[es] ist Geld bei mir" [*ag* "bei" + suffigiertes Pers. Pron. der 1. Pers.] = "Ich habe Geld"; oder *céard tá ort?*, wörtlich "was ist es das [auf =] bei dir ist?" [*ort* = *ar* "auf" + suffigiertes Pers. Pron. der 2.

¹⁾ Für sachdienliche Erläuterungen bin ich Herrn Kollegen Prof. J. Weisweiler (Marburg/L.) zu großem Danke verpflichtet.

Pers.]; der letzte Satz hat seine genaue anglo-irische Entsprechung in *what's on you?* "was ist mit dir los?" Ähnlich aus der Sphäre psychischen Verhaltens: anglo-irisch: *there's some dread on 'm* (Henry S. 132), "er hat Furcht vor etwas".

Es würde zu weit führen, die von Dr. Henry zitierten zahlreichen anglo-irischen Beispiele im einzelnen zu erörtern, obwohl viele von ihnen auf den von uns hier besprochenen britisch-amerikanischen Gebrauch von *on* in mancherlei Sinn-erweiterungen ein interessantes Licht werfen. Von unmittelbarer Bedeutung aber ist, daß ein weiter Bereich sowohl von neurisch *ar* wie anglo-irisch *on* "concentrates on the detrimental relation" (Henry S. 147), und daß es sich weitgehend um unpersönliche Wendungen handelt. Wichtig erscheint auch, weil dies gleichfalls eine Parallele zum britisch-amerikanischen Gebrauch darstellt, daß hier physische und psychische Zustände und Empfindungen durch eine ursprünglich lokale Wendung ausgedrückt werden (ebd. S. 147; vgl. auch die oben angeführte anglo-irische Umschreibung für "er hat Furcht vor etwas").

Typische weitere Beispiele sind etwa (S. 148, § 41 B):

It'll be sore on you = 'it will cause you pain';

The head'd rise on you = 'it would annoy you exceedingly'

The heart was bad on him = 'he had a weak heart'

What's on you? = 'what's the matter with you?' (vgl. oben die neu-ir. Entsprechung).

Hierher gehört nach Dr. Henry (S. 149) auch das ins Standard-Englische eingedrungene, weit verbreitete *Shame on you!* in der Bedeutung "Du sollst dich schämen!"

Besonders deutlich im Hinblick auf den modernen britisch-amerikanischen Sprachgebrauch ist der Satz (ebd.): *the mare 'll be gone off on me*, "the mare will have strayed - to my inconvenience" = "die Stute ist vermutlich [zu meinem Verdruß, zu meiner Last] vom Wege abgekommen, hat sich verirrt".

In anderem Zusammenhang (S. 134, § 23 b) weist Dr. Henry nach, daß einige typisch anglo-irische Präpositionalwendungen im Standard-Englischen einen ganz anderen Sinn ergeben (z. B. angloir. *he is after his breakfast* mit dem einzigen

Sinn "er hat gefrühstückt"). Es werden jedoch keinerlei derart mißverständliche Wendungen mit *on* angeführt; sollte sich der verbreitete Gebrauch der *on*-Wendungen im Britisch-Amerikanischen auch durch ihre Klarheit, Unmißverständlichkeit und weiterhin ihre große Anschaulichkeit erklären?

Daß es sich beim reichlichen Gebrauch dieser Wendungen durch viele amerikanische Autoren z. T. um individuelle Vorliebe handelt (gelegentlich vielleicht durch keltisch-irische Herkunft bedingt?), scheint mir außer Zweifel; die im *Handbuch der Amerikakunde* a. a. O. beigebrachten Beispiele stammen alle aus N. Mailer (geb. 1923 zu Long Branch, N. J.), *The Naked and the Dead* (1948). Bemerkenswert ist der verhältnismäßig häufige Gebrauch dieser Wendungen bei dem kanadischen Schriftsteller und ausgezeichneten Stilisten Hugh MacLennan (geb. 1907 in Neuschottland). Ich zitiere aus seinem Roman *Barometer Rising* (1941; White Circle Pocket Edition, Toronto, o. J.):

a) im Dialog:

'I'm supposed to hang around town till those doctors get through checking on me, see?' (S. 107).

'Neil Macrae has something on you' (= "er hat etwas gegen Sie vorzubringen") (S. 121).

'Some fella . . . run out on you' ("... hat dich getäuscht, sitzen lassen") (S. 161).

"You never used to get this way on me" ("So sind Sie noch nie mit mir umgesprungen") (S. 163).

b) im Bericht (in etwas verschiedener, nicht "feindlicher" Bedeutung):

'Halifax was cashing in on a century of unconscious self-discipline' (S. 213) [vgl. mod. engl. *to draw a cheque on* . . .].

Auch der amerikanische Südstaatler Robert Penn Warren (geb. 1905 in Kentucky) gebraucht solche Wendungen nicht unhäufig in seinem Roman *All the King's Men* (1946; zitiert nach Bantam Giant Edition, New York, o. J.). Der Ausdruck "*Nobody had anything on him* [= on the Judge]" (= niemand konnte etwas gegen ihn vorbringen") wird geradezu ein sprachliches, sinntragendes Leitmotiv der späteren Kapitel (S. 207, 255 u. ö.). Einen charakteristischen Bedeutungsübergang von *on* "in Bezug auf, betrifft" zu *on* "gegen" zeigt der

Satz "I told you to dig on [the Judge]" (S. 445). "They had nothing on me" (S. 555) wiederholt den schon mehrfach gebrauchten Ausdruck in Anwendung auf die Figur des Erzählers, während die kräftige Slangwendung (mit "verbal extension" und *on*) "The bastard crawled out on me" (S. 469) genau dem Typus der im *Handbuch der Amerikakunde*², S. 369, beigebrachten Beispiele entspricht.¹⁾

Es ist nicht die Absicht, diese Miszelle durch Beispiele aus zweiter und dritter Hand aufzuschwellen. Es genüge daher die Bemerkung, daß die meisten zu Rate gezogenen neuenglischen Grammatiken die Anwendung der Präposition *on* in einem irgendwie abträglichen oder feindlichen Sinne kennen und verzeichnen, freilich ohne auf die Beziehungen zum Anglo-Irischen hinzuweisen. Vgl. etwa G. Wendt, *Syntax des heutigen Englisch*, Heidelberg 1911, I. Teil S. 300: *on* in "feindlicher" Bedeutung; die Beispiele gehören sämtlich dem Standard Englischen an; oder W. Vockeradt, *Bedeutung und Gebrauch der englischen Präpositionen*, Berlin-Schöneberg, o. J. (1941), S. 122–23. – Wie immer sind die historischen und deskriptiven Ausführungen des NED mit Nutzen heranzuziehen. Es wird hier unter *on* einleitungsweise auf die großen Schwierigkeiten bei der Aufstellung einer befriedigenden historischen und logischen Entwicklungslinie in den verschiedenen Bedeutungsfeldern der Präposition hingewiesen. Für unsere Zusammenhänge sind die Abschnitte *on* II (*of motion or direction towards a position*) von Belang, besonders Abt. 15, 20 und 21 (*hostile action*); unter 21 wird die Wendung *to tell on* auch als "Modern Scotch" nachgewiesen.

MARBURG/LAHN

WALTHER FISCHER

¹⁾ Ein antithetischer Sprachsarkasmus, der allerdings einem anderen Begriffsfeld der Präposition *on* zugehört, blitzt auf in der kaum übersetzbaren Wendung "a junior college long on Jesus and short on funds" (S. 208).

AMERIKANISCHE LITERATUR IN EUROPA

Eine geschmacksgeschichtliche Überlegung

Wer immer sich mit der Betrachtung amerikanischen Schrifttums befaßt, wird die Erfahrung gemacht haben, daß sich in seine literaturkritische Beurteilung nahezu unweigerlich Elemente mischen, die bei der Beurteilung europäischer Werke in der Regel nicht, oder wenigstens nicht so stark, in Erscheinung treten. Es handelt sich um soziologische, pädagogische, kulturpolitische, ja wirtschaftliche Überlegungen, die vom Vorhandensein einer zusätzlichen Problematik in dieser Sparte Zeugnis ablegen. Worin die Problematik besteht, ist allerdings wesentlich schwieriger festzustellen. Ob sie damit zusammenhängt, daß eine relativ junge Kultur sich mit Macht einer älteren gegenüberstellt, darf wohl angenommen werden, ebenso daß der sich schwächer Fühlende in eine gewisse Nervosität vor dem Stärkeren zu geraten geneigt ist. Aber eine Reihe von weiteren Fragen, wie die nach der Auswirkung dieses Sachverhalts auf die Interpretation, Einordnung und besonders auf die Wertung amerikanischer Autoren, können ohne eingehende Einzelstudien noch kaum beantwortet werden.

Hier soll nur die Vorfrage aufgeworfen werden, ob sich in der Art, wie europäische Leser im zwanzigsten Jahrhundert amerikanische Literatur aufgenommen haben, bestimmte Hauptlinien abzeichnen und welcher Natur sie im wesentlichen sind. Dabei darf vorausgeschickt werden, daß bis vor wenigen Jahren, d.h. bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts, der europäische Leser anders als bei andern Ländern, im amerikanischen Schrifttum nicht einfach das beste, was es zu geben hatte, suchte, sondern etwas ganz Bestimmtes, das Amerika zwar auch zu liefern in der Lage war, aber das keineswegs zu seinen Spitzenleistungen zu gehören brauchte.

Das herkömmliche Bild, das sich der Europäer vor dem zweiten Weltkrieg vom amerikanischen Schrifttum gebildet hatte, führte von Benjamin Franklin, über James Fenimore Cooper, Edgar Allan Poe und *Uncle Tom's Cabin* zu Mark Twain und Jack London und zu den gesellschaftskritischen Romanen eines Sinclair Lewis und Upton Sinclair unseres Jahrhunderts. Mit anderen Worten, Europa bemerkte zunächst dasjenige Schrifttum Amerikas, das sich gedanklich und stimmungsmäßig in zwei bestimmten Bahnen bewegte: nämlich einerseits eine ausgesprochen wirklichkeitsbetonte, das Verhältnis des Einzelnen zu seiner Umgebung schildernden Literatur mit der Grundkonzeption, daß der Mensch es in der Hand habe, durch zweckmäßiges Verhalten eine harte Realität zu meistern (Franklin), Schäden aufzudecken (*Uncle Tom's Cabin*, Upton Sinclair), und sich seiner Illusionen zu begeben (Mark Twain, Sinclair Lewis). Diese Kampfsituation zwischen Mensch und Realität bildet auch das Verbindungsstück für das zweite Geleise des in Europa aufgenommenen Schrifttums: nämlich das Abenteuerlich-Sensationelle (Poe, Cooper, Bret Hart, Jack London). So zusammengefaßt und vereinfacht erscheint uns das Bild in wohlbekanntem Lichte: Auseinandersetzung mit illusionslos gewordener Wirklichkeit und Spiel mit dem Sensationellen – das sind ja nicht nur Stichwörter aus der Literatur, sondern überhaupt Schlagwörter, die man lange Zeit für die Charakterisierung Amerikas brauchte.

Europa hat also zunächst diejenigen Aspekte der amerikanischen Literatur sich zu eigen gemacht, die im Einklang mit Auffassungen standen, welche auf anderen (hier nicht zu erörternden) Gebieten als typisch für die neue Welt erachtet wurden. Es gab eine Zeit, in der man bereit war, diese Übereinstimmung als dem Wesen der Sache angemessen zu betrachten.

Wir wissen heute, daß diese Einschätzung zum mindesten sehr einseitig war. Natürlich gibt es die genannten Merkmale in der Zivilisation Amerikas, und es ist auch richtig, daß ohne sie die gewaltige materielle Entwicklung des Landes gar nicht möglich geworden wäre. Weshalb hat Europa gerade diese Aspekte der amerikanischen Literatur zuerst vermerkt? Die Antwort kann wohl nur heißen: weil es vor allem diese sehen wollte. Bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein mußte eine

europäische Gesellschaft, die dem wachsenden Hochkapitalismus verpflichtet war, von der Bemeisterung der Realitätsprobleme fasziniert sein, und die selbe Gesellschaft, die in bürgerlicher Sicherheit lebte, mußte am phantasievollen Spiel mit dem Abenteuerlichen (Cooper, Jack London) und an der Verherrlichung des physisch starken Menschen besondere Lust haben. Europa sah das, was die Amerikaner besser zu machen schienen und das, was hier überhaupt kaum möglich war – das Bild einer Art geheimen Doppelwunsches nach materieller und stimmungsmäßiger Bereicherung mit nicht unbedingt den feinsten Mitteln. Dieses Bild hat sich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit bei einem Teil des Publikums bis in unsere Tage erhalten.

Gewisse Elemente in der Literatur der schon damals "Bekannten" deuteten allerdings darauf hin, daß die von der breiteren Öffentlichkeit vorgenommene Vereinfachung des Literaturbildes Amerikas nicht ganz stimmen konnte. Poes kranke Seele und seine unglaubliche technische Meisterschaft in der Verskunst, der Schwung von Emersons nicht ganz vergessenem Idealismus, die Jubelrufe des für die Menschheit fühlenden Whitman, ließen schon wesentlich komplexere Verhältnisse vermuten, und es ist nicht verwunderlich, daß namentlich seit den 30er Jahren auch eine breitere Leserschicht sich der Unzulänglichkeit des vereinfachten Amerika-Bildes bewußt wurde und nach dem Korrektiv Ausschau zu halten begann. Da kam es nun zur Entdeckung der großen Meister des 19. Jahrhunderts: Melville, Hawthorne, Henry James. Melville, der es verstand, der Abenteuergeschichte die Symbolik der tragischen Jagd des einsamen Menschen nach dem Sinn des Seins zu verleihen; Hawthorne, der das Problem von Schuld und Sühne angesichts der Selbstverwirklichung des Menschen als Zeitlichkeit neu gestaltete; Henry James, der den letzten seelischen Verästelungen desjenigen nachging, dessen Kulturbewußtsein und Lebensinhalt durch die Begegnung der Kontinente erschüttert wird, und der dem modernen psychologischen Roman überhaupt den Weg wies.

Spät erst also bemerkte der europäische Leser, daß die amerikanischen Klassiker sich mit dem Menschsein als solchem beschäftigten, daß auch sie mit den Problemen rangen, die das

Abendland, schon seit es eine Geschichte hat, kennt: den Aufbruch des einsamen Menschen, um ein Höchstes zu finden, die bedrängende Frage nach dem Wesen von Gut und Böse und nach einer ewigen Gerechtigkeit, die künstlerische Gestaltung eines neuen Selbstverständnisses. Und diese Problematik war von den Amerikanern in der Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in künstlerische Form gelegt worden – zu einer Zeit also, da in Europa der Realismus seinen Triumphzug durch alle Länder angetreten hatte. Hawthorne, Melville und Henry James schwammen somit gegen den Strom nicht nur ihrer eigenen Landsleute, sondern überhaupt gegen den ihrer Zeitgenossen. Es waren also – überspitzt formuliert – gerade die sonst als wirklichkeitsstrunken verschrienen Amerikaner, die den scharfen Blick für das Grundsätzliche der menschlichen Existenz behielten.

Unsere eigene Gegenwart scheint dies zu bestätigen. Die Art und Weise, wie der heutige europäische Leser die ältere amerikanische Literatur aufnimmt, ist eine notwendige Erklärung dafür, wie er die moderne interpretiert. Dabei ist das Bild allerdings wesentlich komplexer geworden. Zunächst ist festzustellen, daß die Literatur der erzählenden Umweltschilderung im großen europäischen Leserpublikum unverdrossen weiter verfolgt wird. Statt Sinclair Lewis und Upton Sinclair heißt es gelegentlich John Steinbeck und Erskine Caldwell, statt Dos Passos, Thomas Wolfe, statt John Marquand, Cameron Hawley. Diese Literatur, obwohl ihr in der künstlerischen Dimension deutliche Grenzen gesetzt sind, wird von den Kritikern in ihrer allgemeinen kulturpolitischen Bedeutung oft unterschätzt. Es besteht kein Zweifel, daß Romane aus dem amerikanischen Geschäftsleben wie Hawleys *Cash McCall* (1955) oder Milieuschilderungen wie *Marjorie Morningstar* (1955) von Herman Wouk ganz wesentlich das Bild mitbestimmen, das sich die europäische Leserschaft von gewissen amerikanischen Verhältnissen macht, genau so wie nach dem ersten Weltkrieg ein *Babbitt* des Sinclair Lewis unweigerlich als gültiges Portrait des amerikanischen Mittelstandes gesehen wurde.

Anders dagegen wurde es mit der Aufnahme Hemingways. Es gab zwar eine Zeit, in der der europäische Leser auch

Hemingway vor allem als Realisten betrachtete – und es ist vielleicht seine realistische Komponente, die ihm zunächst so große Aufmerksamkeit bei uns eintrug. Bald aber mußte man erkennen, daß hier etwas ganz anderes am Werke war: daß die Sachlichkeit, ja Dürre der Ausdruckweise in innerer Beziehung zu der bewußten Zertrümmerung aller illusorischen Konzeptionen der ersten Vorkriegszeit stand, daß er vom Todeserlebnis tiefer ergriffen war als seine Zeitgenossen und daß für ihn der dynamisch-schöpferische Augenblick untrennbar mit diesem Todesbewußtsein verbunden blieb. Ein eindruckliches Zeichen hierfür ist die Erzählung *The Snows of Kilimanjaro* (1938). Die gemilderte Form des Gleichnisses, wie sie uns in der Geschichte *The Old Man and the Sea* (1952) entgegentritt, hat die zweite europäische Nachkriegsgeneration nicht weniger gepackt, bedeutet doch die Erzählung vom alten Mann, der seinen Fisch fängt und wieder verliert, nichts anderes als das verbissene Ringen des Menschen um ein Entscheidendes, wobei das mühsam Errungene von einem feindlichen Sein unfehlbar in Stücke gerissen wird, aber eben doch als Gerippe, als Trümmerstück für den Kämpfer seinen Sinn behält. Es ist nicht verwunderlich, daß dem beunruhigten Europäer ein solches Gleichnis gültiger als je erscheinen muß.

Die Wandlungen in der Betrachtung Hemingways sind charakteristisch für das, was sich überhaupt in der gegenwärtigen europäischen Interpretation der modernen amerikanischen Literatur abspielt. Man sucht ganz bestimmte Konzeptionen und Ausdrucksweisen, die die Auswahl aus der Fülle bestimmen, und wer sich um bestimmte Beispiele bemüht, braucht nur auf die eklatanten Fälle von Faulkner auf französischem, und Thornton Wilder auf deutschem Sprachgebiet zu denken.

Für Frankreich bedeutete die Entdeckung Faulkners zunächst eine Bestätigung seiner eigenen literarischen Hölle: die *inversion théologique*, (Magny) die scharfsinnige Abwertung menschlichen Verhaltens in Körper und Seele, den totalen Abstieg ins Amoralische bis zum Nihilismus – dann aber auch die faszinierende Aufrechnung des Fremdartigen, ja des Verfremdeten bis zur gänzlichen Neubewertung. Man darf schon sagen, daß die ersten Interpretationen von Faulkners Werk heute oft

radikal falsch erscheinen, auch wenn sie damals nicht sehr anders sein konnten. Dies wird besonders durch ein genaueres Studium der *Fable* (1954) erhärtet. Denn im Geschehen der *Legende*, das sich an der Westfront des ersten Weltkrieges abspielt, werden Züge verdeutlicht, die man bei Faulkner vorher zwar ahnen, aber nicht mit Sicherheit feststellen konnte. Der Krieg wird zum Symbol des ewigen Leidens der Menschheit, die einer unauflösbaren Antinomie der Werte verhaftet ist. Die bloße Anerkennung eines Absoluten, das sowohl Göttliches wie Satanisches in sich schließt, enthält zwar einen deutlich manichäischen Zug, wirkt sich aber gleichzeitig als Befreiung zum stoischen Leben, zum Ertragenkönnen (*endure*) wie auch zu heroischen Haltungen aus. Die unentrinnbare Verflechtung von helfenden und zerstörenden Kräften, die auch in fast allen früheren Werken Faulkners zum Ausdruck gelangt, findet ihr Abbild in der zunächst so schwer faßbaren Struktur der Erzählungen, in denen die Technik der Doppelung und Umkehrung in Thematik, Handlungsfügung, Charakterisierung und Einzelmotiven eine so entscheidende Rolle spielt.

Wenn Faulkner über Frankreich und sozusagen über ein anfängliches Mißverständnis in Europa Fuß faßte, so haben wir in Thornton Wilder das Gegenstück eines Autors, dessen Metaphysik geradezu gierig im deutschen Sprachgebiet aufgenommen wurde. Wenn bei Faulkner die europäischen Deutungen ins Negative abzugleiten begannen, so drohen sie bei Thornton Wilder stets ins Optimistische umzuschlagen. Dabei ist auch Wilder weit davon entfernt, einen Lebenssinn eindeutig bestimmen zu wollen. Seit *The Bridge of San Luis Rey*, dem Roman, der vor dreißig Jahren (1927) erschien und auch sofort in Europa vermerkt wurde, hat Wilder unablässig die Frage gestellt, ob die Geschehnisse unserer Welt vom Zufall oder von höherer Absicht bestimmt würden. Manchmal scheint er mehr einer existentiellen Skepsis zuzuneigen, wie in den *The Ides of March*, wo er Julius Caesar sagen läßt, daß das "Leben nur den Sinn haben kann, den wir ihm selber geben", und "daß das Weltall nichts davon weiß, daß wir hier sind". Manchmal aber steht er näher bei der Bejahung, wie etwa in seinem Stück *The Skin of Our Teeth* (1942), das in Europa größere Erfolge hatte als in USA und das aus der Geschichte

der Menschheitsfamilie durch Unglück und Streit, durch Sünde und Verzweiflung, durch Macht und Begierde den Schluß zieht, daß im bloßen Mut, immer wieder von vorn anzufangen, ein ewiger Wert liege. Das "Immer-Wieder-Von-Vorn-Anfangen" zusammen mit der Idee, daß jeder von uns mit einem Stück Verantwortung behaftet ist, mußte der alten Welt mitten im Kriege und unmittelbar nachher einen besonderen Appell bedeuten.

Gerade ein solcher Appell fehlt dem an sich bedeutendsten amerikanischen Dramatiker Eugene O'Neill. O'Neills Stücke sind alle von weit stärkerer dramatischer Intensität und Zielstrebigkeit des Ablaufs und von größerer Wucht als die Thornton Wilders, und trotzdem hat O'Neill bei uns viel weniger Fuß gefaßt. O'Neill scheint das abzugehen, was als Botschaft bezeichnet und interpretiert werden kann und was durch eine noch so umfassende Konzeption menschlicher Grundkonflikte dem heutigen europäischen Leser und Zuschauer nicht zu ersetzen ist.

In diesem Zusammenhang erscheint es bedeutungsvoll, daß jüngere Dramatiker wie Tennessee Williams und Arthur Miller das europäische Publikum viel stärker angesprochen haben, obwohl ihre Leistungen als weniger originell gelten mögen. Aber auch sie vertreten eben eine bestimmte Problematik, deren Aktualität in keiner Weise bestritten werden kann. Bei beiden wird, unter Einsatz ganz verschiedener Mittel, eine Welt entworfen, in der das Illusorische benannt und damit aufgehoben werden soll, wobei denen, die in diesem Prozeß untergehen (wie etwa in *Death of a Salesman* [1949] oder gewissen Charakteren in *Camino Real* [1953]), unsere Sympathie zugewendet wird. Das ist das genaue Gegenteil von dem, was man noch vor einer Generation als gültige amerikanische Haltung bezeichnet hätte und beweist, wie anders unser Blick für die Dinge geworden ist.

Das trifft sogar für die Lyrik zu. Bekanntlich hat es die Lyrik eines fremden Landes immer am schwersten, sich über ihren Sprachbereich hinaus Gehör zu verschaffen. Das ist auch ganz natürlich. Das Übertragungsproblem scheint nahezu unlösbar. Gerade deshalb muß es auffallen, daß unter den modernen amerikanischen Lyrikern Ezra Pound die Ehre einer

sorgfältigen Einführung (durch Eva Hesse) ins Deutsche zuteil wurde. Nun ist Pound ein Anreger sondergleichen, ein Könner wie es kaum einen zweiten gibt, aber in seinen neueren Werken, den späteren *Cantos*, auch ein Verlorener. Pounds Glaube an das Schöne als ein Absolutes ist unrettbar mit seiner fanatischen Verneinung der modernen westlichen Kultur verbunden, die er am liebsten vollständig demolieren möchte, um etwas ganz Neues an deren Stelle zu setzen. Pounds ideogrammatistische Konzeption der Sprache, die aus dem Chinesischen stammt, bedingt die völlige Auflösung der ganzen Tradition der dichterischen Ausdrucksweise des Abendlandes – und es erhöht die Tragik dieses Mannes, daß gerade er, der so viele vergessene Schätze früherer Dichtungen hob, all dies auch aufs Spiel setzt. Pound hat eine Botschaft – aber sie ist die gefährlichste, denn sie vermengt ein ästhetisches Soll mit kultureller Katastrophenpolitik. Aber es ist Pound, von dem man hört, nicht Wallace Stevens, nicht Robert Frost, nicht Hart Crane, nicht Conrad Aiken, der als junger Mann sich in London die Füße ablief, um für T. S. Eliots Gedichte einen Verleger zu finden – von den großen Begabungen unter der jüngeren Generation wie Robert Lowell, Theodore Roethke, Kenneth Rexroth, Richard Wilbur, Delmore Schwartz gar nicht zu sprechen. Meines Wissens hat einzig der Italiener Carlo Izzo den mutigen Versuch gemacht, eine umfassende Anthologie modernster amerikanischer Lyrik im Original mit synoptischer Übertragung ins Italienische mit klaren Erläuterungen herauszugeben. Solches sollte auch auf deutschem Sprachgebiet möglich sein. Es wäre ein bedeutsames Korrektiv zu dem, was uns jetzt bekannt ist.

Notwendigerweise gibt es den blinden Fleck auch für das Gebiet des Romans. Und wie nach der Situation im Drama nicht anders zu erwarten, erstreckt er sich auf jene Erzählkunst, die vor allem durch ihre Formgebung und weniger durch die Problematik ihrer Botschaft wirkt. So hat die verhaltene Stimmungskunst einer Katherine Ann Porter etwa in *Flowering Judas* (1930) und *The Leaning Tower* (1945) ebenso wenig Verbreitung gefunden wie die eigentümliche, indirekte, auf ein Symbol zugespitzte Darstellungsweise eines Glenway Wescott in *Pilgrim Hawk* (1940). Der Zauber einer Jean

Stafford in *Catherine Wheel* (1952) blieb vom breiten Publikum unbeachtet, und nicht einmal die auffallende Änderung in der Gestaltungsweise eines so wohlbekannten Erzählers wie John Hersey, der seit dem *Marmot Drive* (1953) ganz neue Wege geht, ist richtig vermerkt worden. Abgesehen von Truman Capote ist einzig dem jungen William Goyen das Glück widerfahren, durch einen großen Europäer der Alten Welt so vorgestellt worden zu sein, daß man wirklich aufmerksam werden mußte.

So bleibt denn als Ergebnis unserer Betrachtung ein merkwürdiger Sachverhalt bestehen. In der Vergangenheit suchte Europa im amerikanischen Schrifttum die Bereicherung seines eigenen Realitäts-, ja Erfolgsbewußtseins und das Vergnügen am Abenteuerlichen. Diese Haltung ist zwar auch noch heute mancherorts unverkennbar, aber in breiteren Leserschichten doch weitgehend abgelöst worden durch die Beschäftigung mit jenen an sich schon lange vorhandenen komplexeren Problemgehalten, die an die Grundfragen menschlichen Seins rühren (wie etwa besonders bei Faulkner und Wilder). Auch diese neuere vertieftere Einstellung des europäischen Lesers weist einen Zug zur Einseitigkeit im Sinne einer metaphysischen Selbstbestätigung auf, indem diejenigen, in welchen der Wille zur Formgebung ohne eine deutlich erkennbare gedankliche Problematik zum Ausdruck kommt, leicht übersehen werden. Und doch würden auch wir aus diesem schönen Spiel der reinen schöpferischen Kräfte Gewinn ziehen können, sofern wir nach dem wirklich Bedeutenden Ausschau halten.

ZÜRICH

HEINRICH STRAUMANN

BIBLIOGRAPHIE DER VERÖFFENTLICHUNGEN VON LEVIN L. SCHÜCKING

(ohne Besprechungen)

Zusammengestellt von Dr. B. EHRL

1. ANGELSÄCHSISCHE LITERATUR UND SPRACHE

Schriften

1. Die Grundzüge der Satzverknüpfung im Beowulf. I. Teil. Halle a. S. 1904. XXVIII, 149 S. = Studien z. engl. Philol., hrsg. von L. Morsbach, Heft 15.
2. Beowulfs Rückkehr. Eine kritische Studie. Halle a. S. 1905. 75 S. = Studien z. engl. Philol., hrsg. von L. Morsbach Heft 21.
3. Beowulf. Mit ausführlichem Glossar hrsg. von Moritz Heyne. 8. Aufl. bes. von L. L. Schücking. Paderborn 1908. 14. Aufl. 1931 = Bibl. d. ältesten deutschen Literaturdenkmäler, Bd. 3.
4. Untersuchungen zur Bedeutungslehre der angelsächsischen Dichtersprache. Heidelberg 1915. X, 109 S. = German. Bibl., 2. Abt., Bd. 11.
5. Kleines angelsächsisches Dichterbuch. Lyrik und Heldenepos. Texte und Textproben mit kurzen Einleitungen und ausführlichem Wörterbuch. Cöthen 1919. 192 S. 2. Aufl. 1933.
6. Hans Hecht und L. L. Schücking: Die englische Literatur im Mittelalter. Wildpark-Potsdam 1927. 191 S. = Handb. der Literaturwissenschaft, hrsg. v. O. Walzel.
7. Heldenstolz und Würde im Angelsächsischen. Mit einem Anhang: Zur Charakterisierungstechnik im Beowulfepos. Leipzig 1933. IV, 46 S. = Abhdl. d. Sächs. Akad. d. Wiss. Philol.-histor. Kl., Bd. 42, Nr. 5.

Aufsätze

8. Das angelsächsische Gedicht von der *Klage der Frau*. In: Zs. f. dt. Altertum, Bd. 48, 1906, S. 436–449.
9. Das angelsächsische Totenklagelied. In: E. St., Bd. 39, 1908, S. 1–13.
10. Beowulf 1174. In: E. St., Bd. 44, 1912, S. 157.

11. Altengl. scepen und die sogen. idg. Vokativreste im Altenglischen. In: E. St., Bd. 44, 1912, S. 155–57.
12. Wann entstand der Beowulf? Glossen, Zweifel und Fragen. In: Beitr. z. Gesch. d. dt. Spr. u. Lit., Jg. 42, 1917, S. 347–410.
13. Wíðergyld (Beowulf 2051). In: E. St., Bd. 53, 1920, S. 468–70.
14. Der deutsche Genesisdichter. In: Nord und Süd, Bd. 172, 1920, S. 305–10.
15. Ags. scridan. In: E. St., Bd. 56, 1922, S. 171–72.
16. Zur Beowulfdatierung. Eine Replik. In: Beitr. z. Gesch. d. dt. Spr. u. Lit., Jg. 47, 1923, S. 293–311.
17. Waldere und Waltharius. In: E. St., Bd. 60, 1925, S. 17–36.
18. Noch einmal: "Enge ānpadas, uncūð gelād." In: Studies in English Philology. A Miscellany in Honor of Frederick Klaeber. Minneapolis 1929, pp. 213–16.
19. Sōna im Beowulf. In: Britannica. Max Förster zum 60. Geburtstag. Leipzig 1929, S. 85–88.
20. Das Königsideal im Beowulf. In: Bulletin of the Mod. Humanities Research Association. vol. 3, 1929, pp. 143–154. – Neudruck in: E. St., Bd. 67, 1932, S. 1–14.
21. Heldenstolz und Würde im Angelsächsischen. In: Forschungen und Fortschritte, Jg. 10, 1935, S. 4–5.
22. Heroische Ironie im ags. *Seefahrer*. In: Englische Kultur in sprachwissenschaftlicher Deutung. Max Deutschbein zum 60. Geburtstage. Leipzig 1936, S. 72–74.

2. SHAKESPEARE UND DAS ELISABETHANISCHE DRAMA

Schriften

23. Studien über die stofflichen Beziehungen der englischen Komödie zur italienischen bis Lily. Diss. Göttingen 1901. 35 S. – Erweitert in: Studien z. engl. Philol., hrsg. v. Lorenz Morsbach, Heft 9, Halle a. S. 1901, 109 S.
24. Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit. Heidelberg 1908. VIII, 196 S.
25. Shakespeares Werke, englisch und deutsch. Hrsg. von L. L. Schücking, Emil Wolff, Max Meyerfeld und Else v. Schaubert. Leipzig: Der Tempel 1912–1929. = Tempel-Klassiker.
26. Die Charakterprobleme bei Shakespeare. Eine Einführung in das Verständnis des Dramatikers. Leipzig 1919 u. ö. XVI, 286 S. Englische Übersetzung: Character Problems in Shakespeare's Plays. A Guide to the better Understanding of the Dramatist. London and New York 1922. 269 pp. 2nd ed. 1933.

27. Shakespeare: Sämtliche Werke. Mit Anmerkungen hrsg. von L. L. Schücking und E. von Schaubert. Bd. 1–10. München, Georg Müller, 1925–1929.
28. Zum Problem der Überlieferung des *Hamlet*-Textes. Leipzig 1931. 42 S. = Berichte über die Verhandl. d. Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Phil.-hist. Kl., Bd. 83, H. 4.
29. A Shakespeare Bibliography, by Walther Ebisch, in collaboration with Levin L. Schücking. Oxford, Clarendon Press, 1931. XVIII, 294 pp.
30. Der Sinn des *Hamlet*. Kunstwerk-Handlung-Überlieferung. Leipzig 1935. VIII, 132 S. Englische Übersetzung: *The Meaning of Hamlet*. Translated by Graham Rawson. Oxford Univ. Press 1937.
31. Supplement for the years 1930–1935 to A Shakespeare Bibliography, by Walther Ebisch, in collaboration with Levin L. Schücking. Oxford, Clarendon Press, 1937. 104 pp.
32. Die Zusätze zur Spanish Tragedy. Leipzig 1938. 82 S. = Berichte über die Verhandl. d. Sächs. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl., Bd. 90, H. 2.
33. The baroque Character of the Elizabethan tragic Hero. Annual Shakespeare Lecture 1938. Proceedings of the Brit. Academy, vol. 24, Oxford Univ. Press 1939, 29 pp.
34. Shakespeare: *Hamlet*, englisch und deutsch. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. v. L. L. Schücking. Leipzig 1941 u. ö. 414 S. = Sammlung Dieterich 82.
35. Über einige Nachbesserungen bei Shakespeare (*Titus Andronicus*, *Richard III.*, *Hamlet*, *Julius Caesar*, *Love's Labour's Lost*). Leipzig 1943. 66 S. = Berichte über die Verhandl. d. Sächs. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl., Bd. 95, H. 1.
36. Shakespeare und der Tragödienstil seiner Zeit. Bern 1947. 184 S. = Sammlung Dalp 45.
37. Essays über Shakespeare, Pepys, Rossetti, Shaw und anderes. (darin: Shakespeares Persönlichkeitsideal; Die Familie bei Shakespeare; Der barocke Charakter des tragischen Helden im Elisabethanischen Drama; Das Problem der Überlänge Shakespearescher Dramen.) Wiesbaden 1948. 489 S. = Sammlung Dieterich 114.
38. Shakespeares Werke englisch und deutsch. Hrsg. v. L. L. Schücking. Bd. 1–6. Der Tempel-Verlag Berlin und Darmstadt und die Deutsche Buch-Gemeinschaft 1955.

Aufsätze

39. Shakespeares Melancholie. In: Preuß. Jbb., Bd. 128, 1907, 383–403.
40. Shakespeares Publikum. In: Münch. Neueste Nachr. 1908, Beilage No. 17.
41. Primitive Kunstmittel und moderne Interpretation. Ein Beitrag zur Shakespeare-Forschung. In: GRM., Jg. 4, 1912, S. 321–39.
42. Shakespeare als Volksdramatiker. In: Internat. Monatsschr. f. Wiss., Kunst u. Technik, Bd. 6, 1912, Sp. 1513–1534.
43. Das Datum des pseudo-shakespeareschen Sir Thomas More. In: E. St., Bd. 46, 1913, S. 228–51.
44. Alois Brandls neueste Shakespeare-Forschungen. In: Die Geisteswissenschaften. Jg. 1, 1914, S. 787–92.
45. Eine Anleihe Shakespeares bei Tourneur. In: E. St., Bd. 50, 1916, S. 80–105.
46. Zu Shakespeares 300jährigem Todestag, 23. April 1916. In: Dt. Bühnen-Jb. 1916, S. 53–59.
47. Entgegnung [auf die Besprechung der "Charakterprobleme bei Shakespeare" durch M. J. Wolff, E. St., 54, 1920, 164–176]. In: E. St., Bd. 54, 1920, S. 328–34.
48. The fairy scene in *The Merry Wives* in Folio und Quarto. In: Mod. Lang. Rev., vol. 19, 1924, pp. 338–40.
49. Shakespeare and Sir Thomas More. In: RES., vol. 1, 1925, pp. 40–59.
50. Die Familie bei Shakespeare. In: E. St., Bd. 62, 1927, S. 187–226.
51. Shakespeares Persönlichkeitsideal. In: Neue Jbb. f. Wiss. u. Jugendbildung, Jg. 3, 1927, S. 324–34.
52. Neuere Shakespeareliteratur [Ein Literaturbericht]. In: Dt. Vjschr. f. Lit.wiss. u. Geistesgesch., Bd. 6, 1928, S. 179–98.
53. *Hamlet*, III, I, 148f. In: RES., vol. 4, 1928, pp. 83–84.
54. The Quarto of *King Henry IV*, part II. In: TLS., Sept. 25, 1930, p. 752.
55. Das Wort "disposer" bei Shakespeare. In: Bbl., Bd. 43, 1932, S. 189–92.
56. The churchyard-scene in Shakespeare's *Hamlet*, V, I, an afterthought? In: RES., vol. 11, 1935, pp. 129–38.
57. [*Hamlet* for] Stage or Study? In: TLS., May 16, 1936, p. 420.
58. Die Frage der Rotheschen Shakespeare-Übersetzungen. In: Unterhaltungsblatt d. Kölnischen Ztg., Reichs-Ausgabe, Morgenblatt Nr. 147 vom 20. März 1936 u. Nr. 154 vom 24. März 1936.

59. *The Spanish Tragedy* Additions. Acting and reading Versions. In: TLS., June 12, 1937, p. 442. Dazu: Ergänzung am 19. Juni 1937, S. 464, Entgegnung von F. S. Boas am 26. Juni 1937, S. 480 und Antwort von Schücking am 17. Juli 1937, S. 528.
60. Entgegnung [auf Wolfgang Kellers Besprechung der "Charakterprobleme" in Die Neueren Sprachen 1937, S. 259ff.]. In: Die Neueren Sprachen, Jg. 45, 1937, S. 413.
61. Die Kindertruppenstelle im *Hamlet*. In: Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen und Lit. Bd. 179, 1941, S. 8–14.
62. Das Problem der Überlänge der Shakespeareschen Stücke. In: Forschungen und Fortschritte, 1944, S. 29ff. (The Problem of the Excessive Length of Shakespeare's Plays. In: Research and Progress, ed. Karl Kerkhof. Vol. 10, No. 3, 1944).
63. Shakespeares Stil als Übersetzungsproblem. In: Sh. Jb. 84/86, 1950, S. 69–74.
64. Über einige Probleme der neueren und neuesten Shakespeare-Forschung. In: GRM., Bd. 2. N.F., 1951/52, S. 208–28.
65. Shakespeares Stratford Epitaph. In: Les Langues Modernes, vol. 46, 1952, p. 3–8. = Vermeil-Festschrift.
66. Shakespeare als dramatischer Architekt [über W. Clemen, *Kommentar zu Shakespeares Richard III.*, Interpretation eines Dramas, Göttingen 1957]. In: Neue Zürcher Zeitung, Jg. 178, 1957, Morgenausgabe Nr. 2556, Bl. 1.
67. Der neue *Othello*. In: Wiener Beiträge z. Engl. Phil., Bd. 65, 1957, Studies in English Language and Literature presented to Prof. Dr. K. Brunner on the occasion of his seventieth Birthday, ed. S. Korninger, pp. 191–200.

3. ZUR GESCHICHTE DER ENGLISCHEN LITERATUR VOM 17.–20. JAHRHUNDERT

Schriften

68. Anthology of modern English Poetry. Leipzig 1931 u. ö., 283 S.
69. Francis Bacon, Essays. Hrsg. v. L. L. Schücking. Deutsch v. Elisabeth Schücking. Wiesbaden 1946 u. ö., 275 S. = Sammlung Dieterich 71.
70. Essays über Shakespeare, Pepys, Rossetti, Shaw und anderes. Wiesbaden 1948, 489 S. = Sammlung Dieterich 114.
71. Gullivers Reise zu den guten Pferden, geschmacksgeschichtlich betrachtet. 29 S. = Sitzungsberichte d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philol. Abt. Jg. 1953, H. 8.

72. Englische Gedichte aus sieben Jahrhunderten, Englisch-Deutsch. Hrsg. v. L. L. Schücking. Bremen 1956, 391 S. und Leipzig 1956 = Sammlung Dieterich 109.

Aufsätze

73. Alfred Tennyson [Zum 100. Geburtstag]. In: Frankf. Ztg. v. 6. Aug. 1909.
74. Algernon Charles Swinburne. Ein Nachruf. In: Frankf. Ztg. Nr. 107 des ersten Morgenblattes v. 18. April 1909.
75. Zur Entstehung von Keats' *Belle dame sans merci* In: Festschr. Wilh. Viëtor zum 25. Dez. 1910. Marburg 1910. S. 289–295.
76. Das Byron-Geheimnis. In: Nord und Süd, Jg. 35, Bd. 138, 1911, S. 301–19.
77. John Galsworthy. In: Frankf. Ztg. Nr. 52 des ersten Morgenblattes v. 21. Febr. 1911.
78. Der neue Wells [“Marriage”]. In: Literar. Rundschau. Beilage zum Berliner Tageblatt, vom 4. Juni 1913.
79. Offener Brief an John Galsworthy Esq., London. In: Das literarische Echo, Jg. 17, 1914, S. 150–51.
80. Rossettis Persönlichkeit. In: E. St., Bd. 51, 1917, S. 189–225.
81. Die Grundlagen des Richardsonschen Romans. I. II. In: GRM., Jg. 12, 1924, S. 21–42 und 88–110.
82. Das Gesicht des englischen Bürgers. Das Ende der Forsyte Saga. In: Neue Leipziger Ztg. v. 21. März 1929.
83. Der Kampf um Shaws antidemokratisches Stück [*der Kaiser von Amerika*]. In: Neue Leipziger Ztg. v. 16. Dez. 1929.
84. Hugh Walpole. In: Berliner Tageblatt Nr. 228, vom 16. April 1930.
85. Das Goethebild Carlyles. In: Goethe-Gedenkworte von Schelling, Carlyle, Girardin, Uwarow = Privatdruck der Leipziger Bibliophilen, 1932, S. 67–74.
86. Bernard Shaws Briefwechsel mit Ellen Terry. I. II. In: Neue Zürcher Ztg. Lit. Beilage v. 30. Okt. und 13. Nov. 1932.
87. John Galsworthy †. In: Leipziger Neueste Nachr. v. 1. Februar 1933.
88. Persönliche Erinnerungen an John Galsworthy. In: Münsterischer Anzeiger v. 12. März 1933.

4. SOZIOLOGIE DER LITERATUR

Schriften

89. Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. München

1923. 151 S. = Philos. Reihe, Bd. 71. 2. erw. Auflage, Leipzig 1931. IV, 119 S. – Russische Übersetzung 1928. – Slowakische Übersetzung von M. Bakoš: *Sociologia Literárneho Vkusy*, Trnava 1943. – Englische Übersetzung: *The Sociology of Literary Taste*, London 1944 u.ö. – Spanische Übersetzung von M. F. Alatorre: *El gusto literario*. Mexico 1950.

90. Die Familie im Puritanismus. Studien über Familie und Literatur in England im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Leipzig 1929. XII, 220 S.

Aufsätze

91. Literaturgeschichte und Geschmacksgeschichte. Ein Versuch zu einer neuen Problemstellung. In: GRM., Jg. 5, 1913, S. 561–77.
92. Der Kunstkritiker als Kunstfeind. In: Der Türmer, Jg. 17, Bd. 2, 1915, S. 235–43.
93. Die Entmündigung des Laien in der Kunst. In: Preuß. Jbb., Bd. 168, 1917, S. 112–18.
94. Die soziologische Bedeutung der Volksbühnenbewegung. In: Volksbühne. Zeitschr. f. soziale Kunstpflege, Jg. 3, 1922/23, S. 70–73.
95. Zu den Anfängen des Familienlebens in England. 1200–1600. In: Die Neueren Sprachen, Bd. 32, 1924, S. 1–18.
96. Literatur und Familie zu Anfang des 18. Jahrhunderts in England. In: Probleme der engl. Sprache und Kultur. Festschr. Johannes Hoops. Heidelberg 1925. S. 184–94.
97. Die Geschmacksbildung als soziologischer Vorgang. In: Ethos. Vierteljahrsschr. für Soziologie, Geschichts- und Kulturphilosophie, Jg. 1, 1926, S. 409–13.
98. Die Familie als Geschmacksträger in England im 18. Jhd. In: Dt. Vjschr. f. Lit.wiss. und Geistesgesch., Jg. 4, 1926, S. 439–58.
99. Zum puritanischen Persönlichkeitsideal. In: Neue Jbb. f. Wiss. u. Jugendbildung, Jg. 4, 1928, S. 179–88.
100. Der literarische Erfolg. In: Neue Leipz. Ztg. Nr. 20 vom 20. Januar 1931, S. 6.
101. Soziologie und Literatur. In: Forschungen und Fortschritte, Jg. 7, 1931, S. 372, und in: Bulletin of the international Committee of historical sciences, Washington, vol. 4, p. 112–15.
102. Literarische "Fehlurteile". Ein Beitrag zur Lehre vom Geschmacksträgertyp. In: Dt. Vjschr. f. Lit.wiss. u. Geistesgesch., Bd. 10, 1932, S. 371–86.

103. W. Ebisch und L. L. Schücking: Bibliographie zur Geschichte des literarischen Geschmacks in der englischen Literatur. In: Anglia, Bd. 63, 1939, S. 1–65.

5. PROBLEME VON UNIVERSITÄT UND SCHULE

Schriften

104. Grundlinien einer Bibliographie zum Studium der englischen Philologie (mit Walther Ebisch). Leipzig 1927 u. ö.

Aufsätze

105. Die Herkunft unserer Philologen. In: März, Jg. 5, Bd. 4, 1911, S. 171–77.
 106. Die Herkunft unserer Philologen. Eine Entgegnung. In: Frankf. Ztg. Nr. 64 des ersten Morgenblattes vom 5. März 1912.
 107. Beobachtungen zum Frauenstudium. In: Die Tat, Jg. 6, 1914, S. 185–89.
 108. Der erziehlche Wert der englischen Literatur. In: Zschr. f. d. Reform der höheren Schulen. Jg. 26, 1914, S. 17–20.
 109. Mehr Völkerkunde. In: Internation. Rundschau, Zürich, vom 25. Sept. 1916.
 110. Literarhistoriker und Kritiker. In: Die Tat, Jg. 8, 1916–1917, S. 743–46.
 111. Das künftige Universitätsstudium der neueren Sprachen und das Ausland. In: Die Arbeit. Mschr. f. dt. Kulturgemeinschaft. Jg. 1, 1920, S. 136–42.
 112. Neue Ziele im neusprachlichen Universitätsunterricht. In: Zs. f. d. Reform d. höheren Schulen. Jg. 33, 1922, S. 39–41.
 113. Die Kulturkunde und die Universität. (Ein Vortrag). In: Die Neueren Sprachen. Bd. 35, 1927, S. 1–16.
 114. Ausländervorlesungen an der Universität. In: Neue Leipz. Ztg. Nr. 329 v. 25. Nov. 1930.
 115. Habilitation und Berufung. Kritische Vorschläge zur Reform des Verfahrens. In: Deutsche Universitätsztg., Göttingen, Jg. 8, 1953, H. 21, S. 6–7.
 116. Sorgen des Anglisten. Das anglistische Studium und die bayerische Prüfungsordnung. In: Deutsche Universitätsztg., Göttingen, Jg. 10, 1955, H. 1, S. 6–7.

6. ZUR NEUEREN DEUTSCHEN LITERATURGESCHICHTE

Schriften

117. Deutsches Lesebuch compiled by Elisabeth Schücking and

- Levin L. Schücking, ed. by R. T. Currall. (Harrap's Mod. Lang. Series) London 1932.
118. Levin Schücking: Annette von Droste. Ein Lebensbild. Mit ausführlichem Nachwort hrsg. von L. L. Schücking. Leipzig 1942. 2. Aufl., 1950, 3. Aufl., Stuttgart 1953
119. Annette von Droste in ihren Briefen. Hrsg. v. L. L. Schücking. Wiesbaden 1949 (Insel Verlag), 87 S.

Aufsätze

120. Vier Briefe Justinus Kerners an Levin Schücking. (Mit ungedruckten Versen und einer Zeichnung). In: Nord und Süd, Bd. 87, 1898, S. 106–118.
121. Sechs Briefe Heinrich Christian Boies. In: Euphorion, Bd. 8, 1901, S. 659–76.
122. Annette von Droste und Levin Schücking. Randglossen zu einigen neueren Droste-Forschungen mit Benutzung von ungedrucktem Briefmaterial. In: Süddeutsche Monatshefte, Jg. 6, Bd. 1, 1909, S. 448–65.
123. Some Notes on present-day German Literature. In: The English Review, ed. by Ford Madox Hueffer, vol. 2, London 1909, pp. 165–71.
124. Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking. Die Geschichte einer Freundschaft. Mit Benutzung ungedruckten Briefmaterials. In: Dt. Rundschau, Jg. 36, 1910, S. 408–28.
125. Dingelstedt und Schücking. In: Das literar. Echo. Jg. 13, 1911, S. 760.
126. Briefe von Arnold und Agnes Ruge aus den Revolutionsjahren. In: Süddeutsche Monatshefte, Jg. 9, Bd. 2, 1912, S. 729–53.
127. Zwei Bücher über Levin Schücking. In: Das literar. Echo, Jg. 14, 1912, S. 908–11.
128. Börries von Münchhausen zum 50. Geburtstag, dem 20. März 1924. In: Die Bergstadt, Bd. 12, 1924, S. 481–90.
129. Louise von Gall = Biographische Einleitung zu: Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall, hrsg. von Reinhold Conrad Muschler. Leipzig 1928. S. VII–XXIV.
130. Abbruch der Droste? [Gegen Gundolfs Droste-Kritik]. In: Unterhaltungsblatt der Vossischen Ztg. v. 25. Februar 1930.
131. Ein Wort an die Leipziger Theater. [Über die Notwendigkeit, die deutschen Klassiker nicht zu vernachlässigen.] In: Leipz. Neueste Nachr. v. 3. Jan. 1931.
132. Börries von Münchhausen und das literarische Leben in

Göttingen 1900. [Vortrag in der Münchhausen-Ausstellung der Deutschen Bücherei 1935.] In: Göttinger Tageblatt vom 2. März 1935.

7. VERSCHIEDENES

Schriften

133. Plaudereien mit Lothar Engelbert. Bamberg 1948, 172 S.

Aufsätze

134. Wilhelm Dibelius †. In: Leipz. Neueste Nachr. v. 29. Jan. 1931.
 135. Ferdinand Holthausen. In: GRM., Bd. 1 N.F., H. 1, 1950, S. 72-73.

ABKÜRZUNGEN

Bbl.	=	Beiblatt zur Anglia
E. St.	=	Englische Studien
GRM.	=	Germanisch-romanische Monatsschrift
RES.	=	Review of English Studies
Sh. Jb.	=	Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft
TLS.	=	Times Literary Supplement

Sämtliche Veröffentlichungen Schückings bis 1937 (einschließlich der Besprechungen) sind in der "Bibliographie der wissenschaftlichen Arbeiten von Levin L. Schücking" aufgeführt, die, zusammengestellt von Walther Ebisch, 1938 im Verlag Alfred Lorentz, Leipzig, herausgegeben wurde.

PIERS PLOWMAN AND THE THREE GRADES OF CHASTITY

Piers Plowman is mainly concerned with the subject of Christian perfection. How can a Christian live as perfectly as he is able within the limits of his humanity? How must a man and how must society conduct themselves so as to be saved and redeemed¹⁾? These are the basic issues of the poem, and they are presented dialectically as part of a dialogue in the broadest sense of the word between Will, the dreamer, and the external and interior worlds, the *saeculum* and the *anima* under the overarching shield of the realm of grace. As Will grows from an impotent observer-hermit into a questioning pilgrim in the course of the poem and as he becomes more and more involved with the questions he raises and the worlds he participates in, the poem gradually rises to its final climax when Will's quest becomes identified with that of Conscience for Piers Plowman who is the symbol of redeemed man, the triumphant Church and its head, the new age and finally Christ as human being in whom all are united²⁾.

The genre of the work, the French pilgrimage dream-vision, is ideally suited to the aim of Langland, and in the questing pilgrim-hermit who seeks saving doctrine for himself and all mankind through another pilgrim who is also a plowman, Piers, we find that interplay of technical form and inner

¹⁾ I do not here mean to imply that salvation and perfection are synonymous, but that the problem of salvation is an essential part of the broader problem of perfection. In the past, it has been customary to say that the subject of *Piers Plowman* is salvation, but I take this term as too narrow to encompass the concerns of the poem although of course it is a very important issue. Perfection which includes the notion of salvation and more is I think a more precise term.

²⁾ On Will's relation to the development of the poem, see the recent stimulating article by J. J. Lawlor, "The Imaginative Unity of *Piers Plowman*," *RES*, NS, VIII (1957), 113-26.

significance that can, when properly handled, produce great art. If Langland may be said to have failed, it is rather in the tactics of his generalship than in his strategy. Yet at times, at the great moments in the poem, the tactics do carry out perfectly the strategic ends directing them. But it must be admitted that this is not always the case, and perhaps Langland fails finally in not resisting the desire to further perfect himself and his poem and in never coming to rest and *quies*, the perfection the *viator* aims at¹). The failure of *Piers* is paradoxically also a kind of tribute to its success. The quest for perfection in the poem and in the dreamer perhaps seized the writer to such an extent that he failed to ever perfect his artistic quest for perfection. To perfect his poem would be to be perfect himself, and under the present economy Langland did not believe this possible.

I believe, although I do not wish to develop the point here, that Langland, who is a man of his century and open to its various intellectual currents, was also influenced in this matter by the great monastic tradition which may be defined as the most notable Christian attempt to seize perfection by imitating God and perhaps even by deifying man. The philosophy of monasticism²) is, I believe, behind Langland's general aims if not behind all the many particular details and arguments of his poem in which he loved to involve himself. It may be that Langland had monastic connections, but even if not -

¹) From a purely textual approach based on a study of the various stages of the MSS, Donaldson makes a similar suggestion in "MSS R and F in the B-Tradition of *Piers Plowman*," *Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences*, XXXIX (1955), 177-212, esp. p. 211, where he writes: "Indeed I sometimes wonder whether the C-text, the B-text, and even the A-text are not merely historical accidents, haphazard milestones in the history of a poem that was begun but never finished, photographs that caught a static image of a living organism at a given but not necessarily significant moment of time."

²) On the philosophy of monasticism, although the term is not always used, see, e.g., D. Ursmer Berlière, *L'ascèse benedictine* . . . (Paris, 1927); Dom Anselme Stolz, *L'ascèse chrétienne* (Chevetogne, 1948) and *Théologie de la Mystique*, 2nd ed. (Chevetogne, 1947); Marcel Viller, *La spiritualité des premiers siècles chrétiens*, Bibliothèque catholique des sciences religieuses 35 (Paris, 1930); R. Newton Flew, *The Idea of Perfection in Christian Theology*,

and certainly this point is almost impossible to prove one way or another – the mysticism of the cloister¹) helps both to explain the rationale of his poem and its emphasis on history and perfection.

Be that as it may, Langland is definitely grappling in his poem with the greatest of all Christian practical questions – how can one live the Christian life? The subject of Christian perfection has, of course, a long history and ultimately is linked with the general metaphysical concept of perfection²). Although it seems to be quite dead today in a scientific cosmos from which qualities and final causes are banished, the concept of a universe tending to perfection was a commonplace of the Middle Ages, and in such a milieu the idea of Christian perfection would take on a new urgency. The moral and Christian life is a parallel to the physical world, and if perfection, or at

An Historical Study of the Christian Ideal for the Present Life (London, 1934); Dom Jean Leclercq, *La vie parfaite, Points de vue sur l'essence de l'état religieux*, Tradition monastique I (Turnhout and Paris, 1948); and the important article by G. Ladner, "Die mittelalterliche Reformidee und ihr Verhältnis zur Idee der Renaissance", *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung*, LX (1952), 31–59.

¹) Langland in B X, 300–303 succinctly presents the traditional monastic concept of the cloister as the earthly counterpart of heaven or as the earthly paradise, an idea probably founded ultimately on the hierarchical Dionysian view of the universe. In the Pseudo-Dionysius, the ecclesiastical hierarchy prefigures and reflects the angelic one and the monk holds the highest grade in the former. To pass over the various manifestations of the image in Gilbert Crispin, Peter Celle, Hugo de Fouilli, St. Bernard, Joachim of Flora, Peter of Blois and Adam of Dryburgh and an anonymous Benedictine sermon (see *Revue Mabillon*, XXXIII [1943], 71–73) all of the twelfth century and passing to Langland's own century, we may point to Dante where heaven is frequently called a cloister, esp. *Purgatorio* XXVI, 127 ff. (here Jesus is the abbot); the phrase "þat elene cloystor" for heaven in the *Pearl* l. 969; and the following quotations from the Sermons of Thomas Brinton (ed. T. A. Devlin, Camden Society, 3rd Series, 85–86 [London, 1954]):

"Quia si vita angelica sit in terris, aut est in studio aut in clauastro . . ." (Sermon 25, I, p. 101).

"Quia si paradisus sit in terra aut est in studio aut in clauastro . . ." (Sermon 30, I, p. 118. Cf. Sermon 98, II, p. 453). Both of these quotations show verbal similarities to Langland's lines. On the *paradisus claustri* in general, see J. Leclercq, *La vie parfaite*, pp. 164 ff.

²) See Bloomfield, "Reflections on the Medieval Idea of Perfection", *Franciscan Studies*, XVII (1957), 213–37.

least perfectibility, obtained in the latter, it behooved man to strive towards it in the former in order to achieve a harmony with the deepest demands of his nature and environment.

Jesus' command to man to be perfect¹⁾ set afoot a prodigious and never-ending quest by his followers to understand this imperative and to obey it. The long story of this search, in spite of its undoubted importance, need not detain us here, but from the earliest Christian times it has always been recognized that the concept of perfection had to be made more precise, and in especial that it must contain the idea of grades or degrees. This idea of grades of perfection has been symbolized by various images and expressed in various themes, and it is with one of them that I am concerned here – that of marriage, widowhood and virginity²⁾ (or chastity, continence and virginity, or later, lay, priest and religious). References to this triad are woven throughout *Piers*, and it is with two notable treatments of the chastity theme in the poem hitherto I believe not fully noticed, I wish to deal. Although its full implications have not been realized, it is plain that at least marriage is a major subject of the Dowel part of *Piers Plowman*³⁾, but the two particular passages here to be discussed are more obscure. The role of the grades of chastity in the poem as a whole will only be indirectly presented here; my interest is at present with these obscure passages.

The parable of the sower whose seeds when they fell on good ground produced crops of three various rates of return – hundredfold, sixtyfold and thirtyfold (Matthew XIII, 3–8; 18–23) – has been traditionally applied to these three grades

¹⁾ Matthew V, 48. Cf. the corresponding command in Luke VI, 36 which replaces *perfect* by *merciful*. Martin Foss in *The Idea of Perfection in the Western World* (Princeton, 1946), pp. 28–29 suggests that the Luke passage reflects more correctly the original words of Jesus.

²⁾ The state of virginity is “qui est perfectus in dei ecclesia status” as Alvaro Pelagius puts it in his *De planctu ecclesiae* (II, 82) of 1335.

See St. Ambrose, *De viduis* IV, 23 (PL XVI, 254–5) and *Epistola* LXIII, 40 (PL XVI, 1251). On the association of fruit and produce with chastity, see Ambrose, *De virginitate* VI, 34 (PL XVI, 286) and *De viduis* XIV, 83 (PL XVI, 273–4).

³⁾ See especially B IX, 107 ff. where there is a long sermon on marriage beginning “Trewe wedded libbing folk · in this worlde is Dowel . . .”

of perfection since at least the time of St. Jerome and St. Augustine¹). Originally separate concepts, the marriage – widowhood – virginity triad became closely tied in with the three-fold rate of return image in late antiquity and persisted throughout the Middle Ages²). There are of course other images for presenting grades of perfection³), but the chastity metaphor was one of the most popular.

I

The first of the two *Piers Plowman* passages may be found in B XII, 31–52. Here somewhat obscured in Imaginatif's speech is a reference to the three ways of chastity. I think the full significance of these words has been hitherto hidden for two reasons – the note of Skeat who, taking the list of unfortunates (ll. 41–49) merely as an example of *De casibus* or as medieval tragedies, attributes their fall to pride or wealth, not seeing the unifying principle here; and the precedence of the name Lucifer in the list, a name which hardly suggests anything but pride. But let us look at these lines a little more closely. In the original they run as follows:

For he doth well with-outte doute · that doth as lewte techeth;
That is, if thou be man married · thi make thou louye,
And lyne forth as lawe wole · while 3e lyuen bothe.
Rigt so, if thou be religious · renne thou neuere ferther
To Rome ne to Rochemadore · but as thi reule techeth,
And holde the vnder obedience · that heigh wey is to heuene.

¹) For Jerome, see his *Adversus Jovinianum* I, 3 (PL XXIII, 223) and *Epistolae* XLVIII, 3 (PL XXII, 495); LXVI, 2 (PL XXII, 639); and CXXIII, 9 (PL XXII, 1052). For Augustine, see his *Quaest. evang.* I, 9 (PL XXXV, 1325–26) where, however, 100-fold = martyrs, 60-fold = virgins, 30-fold = married, and *De sancta virginitate* XLV (CSEL XLI, 290).

²) For a brief recent history of these three grades of perfection and the triple rate of return, see Matthäus Bernards, *Speculum virginum, Geistigkeit und Seelenleben der Frau im Hochmittelalter*,² Forschungen zur Volkskunde, ed. G. Schreiber, Band 36/38 (Cologne and Graz, 1955), pp. 41 ff. There numerous pertinent references to the Fathers and others may be found.

³) E.g., preachers (or doctors), martyrs, virgins; apostles, patriarchs, prophets, disciples, doctors, confessors, martyrs, virgins (in various orders and numbers); meditation, prayer and contemplation; purgative, illuminative and unitive ways; civil, purifying, pure and exemplary virtues etc.

And if thow be mayden to marye · and migte wel contynue,
 Seke thow neuere seynt forther · for no soule helthe.
 For what made Lucyfer · to lese the heigh heuene,
 Or Salamon his sapience · or Sampson his strengthe?
 Iob the Iewe his ioye · dere he it abougte,
 Arestotle and other mo · Ypocras, & Virgyle;
 Alisaundre that al wan · elengelich ended.
 Catel and kynde witte · was combraunce to hem alle.
 Felyce hir fayrnesse · fel hir al to sklaundre;
 And Rosamounde rigt so · reufully bysette,
 The bewte of hir body · in badnesse she dispended.
 Of many suche I may rede · of men and of wommen,
 That wyse wordes wolde shewe · and worche the contrarye,
Sunt homines nequam bene de virtute loquentes

To simplify my exposition, let me reword the passage into modern English.

For he [anyone] does well indeed who does as obedience
 to the law¹⁾ teaches,
 That is, if you are a married man, you love your mate,
 And continue to live as the law²⁾ ordains while you both live.
 Equally so, if you are a priest³⁾, run no further
 To Rome or to Roquemadour⁴⁾ except as your rule⁵⁾ permits
 And keep yourself under obedience which is the highway
 to heaven.
 And if you are a virgin as regards marriage and
 intend to continue [in that path]
 Seek no saint any further for the health of your soul⁶⁾.

¹⁾ I am not convinced that *lewte* has this meaning here, but as the exact meaning has little relevance to my point, I am taking one of Skeat's suggested translations for the term.

²⁾ Not necessarily the Mosaic law, although the grade of marriage is often considered equivalent to the OT dispensation.

³⁾ I am assuming that Langland is using the word *religious* here in the sense of priest as the context (in my interpretation) calls for. *Religious* can have a more specific meaning in Middle English – one under the rule of an order. On the general meaning of the term, see Skeat's note to C XI, 88 on the corresponding word *religion*.

⁴⁾ In France, where there was a famous shrine to the Virgin (from Skeat's note to the line).

⁵⁾ Again *rule* is here to be taken in a general sense. All priests are under the rule of Christ.

⁶⁾ You need seek no further, for you have reached (or at least established the most suitable external conditions for) the highest grade of perfection.

For what made Lucifer lose the high heaven
 Or Solomon his wisdom or Samson his strength?
 Job the Jew paid dearly for his joy,
 Aristotle and many others, Hippocrates and Virgil,
 Alexander who gained everything, ended miserably.
 Property and natural intelligence [under natural law] was a
 hindrance to them all [did them no good].
 Felice's beauty became altogether a disgrace to her¹),
 And Rosamund in like manner pitiably occupied herself.
 She expended in evil the beauty of her body.
 I can read of many [more such] men and women
 Who wished to display wise words and effected [lit. effect]
 the contrary.

Sunt homines nequam bene de virtute loquentes.

Langland is here, I claim, referring to the three grades of perfection as symbolized by the three grades of chastity. The real problem in order to substantiate this interpretation is to show that the exempla beginning with Lucifer and ending with Rosamund are victims of lechery, the opposite of virginity, or in other words that Langland is here writing of a series of *Minnesklaven* as Friedrich Maurer²) calls this topos. We must ask ourselves what principle dictates the choice of these examples. The use of Hippocrates, Aristotle, Virgil and Job alone should make us suspicious of the adequacy of Skeat's explanation that they all illustrate the tragedies of those who fell because of pride or wealth. Let us see if carnal love or lechery provides us with the key.

It should be noted here, however, that Langland is not using this topos as it is usually used – to show the wiles of women – for women are included in his list. He is rather concerned with lechery and sexual incontinence in human beings, and in the context, if my interpretation is right, he is holding them up as warnings against the lapse of those dedicated to virginity. He is concerned with the highest degree of chastity, not the deceit of women.

Leaving aside the most refractory name on the list, Lucifer, for later, let us turn to the other figures mentioned by

¹) Skeat's translation.

²) See "Der Topos von den *Minnesklaven*", *DVJLG*, XXVII (1953), 182–206.

Langland. Solomon and Samson come first, and they are most amenable to my interpretation. They are commonly given as examples of the bad influence of women as their stories in the Bible make plain. In a manuscript at present in Westminster Abbey numbered 27, to take one fairly contemporary example, we read in a well-known short prose piece on women (Incipit: "Quid est mulier? Hominis confusio . . ."). "Quis in (?) Salomone sapientia, quis David sanctitas, quis Sampson fortitudo qui omnes igne libidinis victi sunt . . ." (f. 48^b). Women overcame the "sapience" of Solomon, the "sanctitas" of David and the "strength" of Samson¹). As Chaucer puts it, "Thus may ye seen that wysdom ne richesse / Beautee ne sleighte, strengthe ne hardynesse / Ne may with Venus holde champartie"²).

Job, the next exemplum, is not so frequently used as an illustration of lechery or at least of the bad influence of women, yet we find enough references to the trial his wife was for him to warrant Langland's use of him in this connection. The root of the idea is no doubt *Job* II, 9-10.

Then said his wife unto him, Dost thou still retain thine integrity?
Curse God and die. But he said unto her, Thou speakest as one of the
foolish women speaketh. What? shall we receive good at the hand of
God, and shall we not receive evil?

Although it does not occur in the standard medieval studies of *Job* as for instance in Gregory the Great's *Moralia*³) or Peter of Blois' *Compendium in Job*⁴), there is no doubt but that there was a subsidiary legend of Job being tormented, *inter alia*, by his wife. This Job story is probably of Oriental

¹) Cf. the passage in Wyclif, *De mandatis divinis* 19 (ed. Loserth and Matthew [London, 1922]) on the evil of women beginning "Quis enim Sampson forcior . . ." The *Gawain* poet also puts Solomon and Samson together in one line (preceded by Adam and followed by David) as examples of those "purz wyles of wymmen be wonen to sorze" (*Gawain and the Green Knight* ll. 2414-2419) to console him in his own weakness.

²) *Knight's Tale* ll. 1947-49 (Robinson edition).

³) Possibly there is a hint of it in *Moralia* III, 9 and XXXI, 2, but it is not clearly presented.

⁴) PL CCVII, 795-826, a short tractate based on several chapters of *Job* but popular especially in England.

origin¹), but there are early traces of it in the West. Augustine writes of Job that "sola conjuge sibi [to Job] relictā, non ad consolationem, sed ad tentationem . . ." ²). In the later Middle Ages we find Lydgate writing that Job's wife "hym rebuked & on a donghill left him lye" ³); and in the *De duodecim utilitatibus tribulationum*, well-known in England in this period, we read "Nota quod Job, qui possessiones suas, filios et filias amiserat, percussus est vulnere pessimo a planta pedis usque ad verticem, afflictus ab amicis, vituperatus ab uxore, tamen videbatur . . ." ⁴). Thus, although Job is not commonly found in lists of *Minnesklaven* as he is really not a good example of the passion, nevertheless he can be made to do service as one, as Langland chose to do, because he had one of his great tribulations from the hands of his wife and he really paid dearly for his final joy.

Recently there has been a flurry of activity in the scholarly world on the legend of the "mounted Aristotle" ⁵) which

¹) See e.g. Shalom Spiegel, "Noah, Daniel and Job Touching on Canaanite Relics in the Legends of the Jews," *Louis Ginzburg Jubilee Volume*, English Section (New York, 1945), pp. 327 and 331-332. There Spiegel shows that in some versions of this legend Job's wife is also very good.

²) *Ennar. in Ps.*, 132, 5 (PL XXXVII, 1731-32). Cf. "... uxorem [of Job] quae ei sola ad tentationem fuerat reservata," St. Ambrose, *De interpellatione Job et David* I, 2 (PL XIV, 837). This suggestion that Job's wife was another of his temptations was taken up by the *Glossa ordinaria* and briefly alluded to (PL CXIII, 757-58).

³) *To Adam and Eve Crist gave the Sovereignty*, in *Minor Poems*, ed. MacCracken, Part II, EETS 192 (London, 1934), p. 442.

⁴) Ed. A. Auer in *Leidenstheologie im Spätmittelalter*, Kirchengeschichtliche Quellen und Studien 2 (St. Ottilien, 1952), p. 16. There are at least two Middle English translations or versions of it extant; see C. Horstmann, *Yorkshire Writers* (London, 1896), II, 58 and 404 (for parallel English passages).

⁵) See Joachim Storost, "Zur Aristoteles-Sage im Mittelalter, Geistesgeschichtliche, folkloristische und literarische Grundlagen zu ihrer Erforschung", *Monumentum Bambergense, Festgabe für Benedikt Kraft*, ed. G. Eis etc., Bamberger Abhandlungen und Forschungen III (Munich, 1955), pp. 298-348 and "Femme chevalchat Aristote," *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur*, LXVI (1956), 186-201; Raffaele de Cesare, "Di nuovo sulla leggenda di Aristotele cavalcato," *Miscellanea del Centro di Studi Medievali*, Serie prima, Pubblicazioni dell'Università Cattolica del S. Cuore N. S. LVIII (Milan, 1956), pp. 181-247 and "Due recenti studi sulla leggenda

adorns walls, churches and manuscript margins as well as forming the content of various stories. The story, also of Oriental origin, of the great philosopher who was so smitten by a fair maiden called Phyllis or Campaspe that he allowed her to mount him, probably, according to a recent student, Storost, entered Europe through Sicily and is found all over Western Europe. Henri d'Andeli's *Lai d'Aristote*¹⁾ popularized it in the North. In Langland's own time, a commentator on *Ecclesiastes* whose work is preserved in BM. MS. Royal 2. D. IV and who may be Robert Holcot, tells the story referring to a picture he had seen in a house in Paris²⁾. Aristotle provided an excellent example for Langland to illustrate his theme. Here the highest wisdom is reduced to folly by a fair woman.

Hippocrates, the next on the list, is mentioned as a slave of love in various exempla of the topos. I have not been able to find what is the exact legend related of him in this matter, but his name occurs frequently enough among the *Minne-sklaven* for us to assume that he was well-known as a victim of love. As Comparetti writes,

David, Samson, Hercules, Hippocrates, Aristotle are but a few in the long list of those who followed their father Adam in falling victims to a woman; and when Aristotle, Hippocrates had lent their names to such stories it was inevitable that Vergil should follow³⁾.

An Anglo-French poem of the period *On Women* uses Ypocras as a prime example of a great man ruined by women⁴⁾. There are doubtless many other examples.

di Aristotele cavalcato," *Aevum*, XXXI (1957), 85-101: David J. A. Ross, "Allegory and Romance on a Mediaeval French Marriage Casket," *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, XI (1948), 118-20 and Armand Abel, *Aristote: La legende et l'histoire*, Collection Lebègue, 5^{me} Serie, No. 54 (Brussels, 1944), p. 78. See earlier, A. Borgeld, *Aristoteles en Phyllis* (Groningen, 1902), which I have not been able to consult.

¹⁾ Recently edited by Maurice Delbouille, in the Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège, Fascicule CXIII (Paris, 1951). The introduction gives the history and background of the work, esp. pp. 35 ff.

²⁾ See Beryl Smalley, "Robert Holcot O.P.," *AFP*, XXVI (1956), 68.

³⁾ *Vergil in the Middle Ages*, trans. E. F. Benecke (London, 1895), p. 327. See also *ibid.* p. 329.

⁴⁾ Printed in Wright and Halliwell, *Reliquiae Antiquae* (London, 1845), II, 223. See also:

The story of Vergil's unhappy midnight tryst in a basket with his *inammorata* and his subsequent revenge is a well-known medieval story. According to Spargo¹), it was the most familiar of the many legends which clustered around the great poet in the Middle Ages. In any case, he joins his fellows in many works throughout the Middle Ages as a *Minnesklave*. In a thirteenth century French poem we read,

Par femme fut Adam deceu
Et Virgile moqué en fu,
David en fist faulx jugement,
Et Salemon faulx testament,
Ypocras en fu enerbé
Sans le fort deshonnoré;
Femme chevaucha Aristote;
Il n'est rien que femme n'assote²).

To come nearer to Langland's time, we might quote the following from Gower,

Bot love is of so gret a main,
That wher he takth an herte on honde,
Ther mai nothing his miht withstonde.
The wise Solomon was nome,
And stronge Sampson overcome,
The knihtli David him ne mihte
Rescoue, that he with the sihte
Of Bersabee ne was bestad,
Virgile also was overlad,
And Aristotle was put under.

E li bons mires ipocras
Qui taunt sauoyt d'engins e d'ars
Fust par sa femme dec[e]u,
C(eo) est chose ben aperceue.

Les quatre souhes St. Martin, ll. 123–26, printed in E. Stengel, *Codicem manu scriptum Digby 86* . . . (Halle, 1871), p. 38. See also the OF poem printed below.

¹) *Virgil the Necromancer*, *Studies in Virgilian Legends*, Harvard Studies in Comparative Literature X (Cambridge, 1934), p. 136. See also this whole chapter – pp. 136–97. Juan Ruiz introduced many Vergilian legends as a warning against the sin of lechery in his *Libro de buen amor*; see Spargo, pp. 35–36.

²) Quoted in W. P. Jones, *The Pastourelle, A Study of the Origins and Tradition of a Lyric Type* (Cambridge, 1931), p. 128.

Forthi, mi Sone, it is no wonder
 If thou be drunke of love among,
 Which is above alle othre strong¹).

Among the mass of legends associated with Alexander, we find some which also make him a victim of women. Although Alexander does not ordinarily figure in the *Minnesklaven* topos, these particular stories make it possible to put him there if one chose to include him. The problem, here, however, is what incident lies behind the choice. Quite possibly the three candidates were blurred to produce the suitable exemplum – Candace, a woman poisoner, and the anonymous female of the bathysphere episode²). Actually the general idea that Alexander was incontinent as regards women and wine goes back to classical times³).

On the surface, Candace does not seem to provide sufficient material for the idea which was undoubtedly about in the Middle Ages that Alexander was deceived by a woman. The deceit in her case, which largely consists in having Alexander's picture painted in secrecy so that she could recognize him when he was masquerading as his own ambassador, does not seem very great. Besides she does not finally win him anyway. However we have this evidence, limiting ourselves to England, to the contrary:

- 1) Thomas or Eustace de Kent, *Roman de toute chevalerie*, c. 1280 uses the Candace episode as an example of the wiles of women under the rubric "De coe ke amant est avoegle en sei." Candace, after she openly tells Alexander she knows him, says that he was not the first "ke femme ad

¹) *Confessio Amantis* VI, 90–102.

²) In the discussion which follows I am much indebted to the kind guidance of Professor Alfred Foulet of Princeton University.

³) See George Cary, *The Medieval Alexander* (Cambridge, England, 1956), p. 99. Cf. the following words of Chaucer concerning him:

He was of knyghthod and of fredom flour;
 Fortune hym made the heir of hire honour.
 Save wyn and wommen, no thing myghte aswage
 His hye entente in armes and labour,
 So was he ful of leonyn corage.

(*Canterbury Tales*, ed. Robinson, VII, 2642–46).

enginné", for Adam and Samson were also deceived by women. Thomas uses the episode definitely as a misogynist exemplum¹).

- 2) "Thou þat hase distroyed all þe werlde; conquerour of Perse, of Inde, of Mede, and many oþer rewmes and lande. Now arte þou witowtten scheddynge of blode fallen in þe daungere & in þe hande of queen Candace unanysyli." (*The Prose Life of Alexander*, ed. J. S. Westlake, EETS 143 [London, 1913], p. 100).
- 3) A similar point, probably dependent on Thomas of Kent, is made in *Kyng Alisaunder* (ed. G. V. Smithers, EETS 227 [London, 1952], ll. 7577-773). Candace boasting of her victory tells Alexander he is in the company of Adam, Samson, David and Solómon.

The second possibility is the story of his near-poisoning by a woman. The *Secret of Secrets* alludes to this episode in the words of Aristotle to his pupil:

and thynke also, dere sone, whan thou were in Inde how thou haddist ben disceyvid thorough thyn owen lust þat thou haddist to a maydene that was norisshyd with venyme, and had not y ben there and thorough the craft that y knewe of phisnomye and of othir natures, thou haddist ben ded bi her . . .

(ed. R. Steele, EETS, ES 74 [London, 1898], chap. 27, p. 20)².

The bathysphere story is less likely to have influenced Langland as it seems to be confined to the continent. But it would be an excellent example of the wiles of women. The examples Cary gives³) and those personally communicated to me by Professor Foulet are all either French or German. Them I shall pass over. It is clear I think that enough evidence exists to show that Alexander passed as a slave of love among a number of authorities, and more could be adduced.

Si refu treciés et trais
Li preus, li larges, li hardis
Alixandres qui tant valut;
Bien sai sa feme le deçut⁴).

¹) See Cary, *op. cit.*, pp. 174 and 220. This elaboration of the role of Candace is a late development in the romance and is attributed by Cary and C. B. West (*Courtoisie in Anglo-Norman Literature*, Medium Aevum Monographs 3 [Oxford, 1938], pp. 71 ff.) to the influence of courtly romance on the Alexander saga.

²) See Cary, *op. cit.*, pp. 159-60 and 231.

³) See *ibid.*, pp. 340-41 *et passim*.

⁴) *Amadas et Ydoine*, ed. J. R. Reinhard, Classiques français du moyen âge (Paris, 1926), p. 220.

Besides Lucifer, the two remaining figures on Langland's list are women – Felice and Rosamund. To take the latter first, Rosamund is probably the fair Rosamund of ballad and story, the mistress of Henry II.¹⁾ Although in fact we have little to go on, in legend it was certainly believed that Rosamund was murdered or forced to kill herself by Queen Eleanor. By the fourteenth century Rosamund was famous or infamous enough to be enrolled among the names of those whom love had fordone. She could certainly join her peers as a victim of lechery²⁾.

Felice is probably, as Skeat suggests in his note to this line, the loved one and later wife of Guy of Warwick, hero of the romance of that name. In the extant English versions³⁾, it would seem that Guy rather than Felice should merit inclusion among the fools of love. At least for the first half of the poem, Guy undergoes incredible hardships for the love of his demanding paramour and in fact at one point says so:

‘Me bynkyth’, he seyde, ‘y am a fole,
When y to a woman [Felice] make soche dole.
I am not þe furste nodur þe laste,
That þorowe a woman downe ys caste;
Nothur be two, nothur be three,
All wyse men be ware be me’⁴⁾.

However, after the marriage all changes, and in forty or fifty days Guy decides to leave his wife and live as a hermit or palmer in view of the many sins he had committed in winning

¹⁾ It is possible that she is Rosamund, wife of the Lombard king Alboin and mistress of Helmechis, both of whom she killed or had killed before she was forced to poison herself, as related by Paulus Diaconus in his *Historia Langobardorum*, II, 28–30. Roger Higden gave the story currency in fourteenth-century England in his *Polychronicon*. Philippe de Mezières in his *Le songe du vieil pèlerin* 1389 also mentions her as one of the victims of lechery (“luxure”). According to Heltzel (next note), p. 8 the two Rosamunds were confused more than once.

²⁾ See V. B. Heltzel, *Fair Rosamond*, Northwestern University Studies in the Humanities, no. 16 (Evanston, 1947), and Amy Kelly, *Eleanor of Aquitaine and the Four Kings* (Cambridge, 1952), pp. 150ff., 384 *et passim*.

³⁾ Ed. Julius Zupitza in EETS, ES 25–26 (London, 1875–76, second or fifteenth century version) and in EETS, ES 42, 49 and 59 (London, 1883ff.).

⁴⁾ Second version, ll. 1163–68 (EETS, ES 25, p. 34).

her. Now it is Felice's turn to mourn and suffer, and unhappiness is her reward for the rest of the narrative whenever she makes her rare appearances. She spent the last part of her lonely life in almsgiving and good deeds. No doubt her beauty became a burden to her both because of her devotion to God and religion ("Neuyr for/game . . . loghe sche, sythe pat Gye was gone")¹) and because her husband had in effect deserted her. Her first reaction was that her husband had another lemman and she even contemplated suicide²), but she was later probably convinced of her husband's sincerity. But nevertheless she was continually unhappy and sad. It is possible that Langland is thinking of a version of the Romance which emphasizes Felice more than the extant versions, but even in them we find more than enough material to recognize in Felice one whose beauty "became altogether a disgrace to her."

Summing up, one may say that except for Job and of course Lucifer, every figure in this list can be clearly shown to have been badly treated or betrayed by love, some worse than others. Job can also be made to fit in this list on the basis of a minor tradition about his wife. The context demands that we see them all as guilty of lechery and as punished for it in various ways. They represent the opposite of continence and virginity and serve admirably, if all not at first sight obviously, as a warning to those virgins, or those in the highest grade of perfection, not to "seke . . . seynt forther · for no soule helthe."

This general rhetorical and semantic context provides us with the strongest reason for bringing the odd creature here – Lucifer – into the same pattern. Needless to say, Lucifer does not seem to fit. He is of course the father of all sins, but preeminently pride and envy³) because of his rebellion against God, and it must be admitted that he is almost universally considered as a special warning only against these two sins. But given the context as I see it, I think if I can establish that there is some evidence, even slight, for considering him as an example of lechery, I shall be justified in doing so here. I do

¹) *Ibid.*, ll. 8407–08 (p. 241).

²) Caius MS., ll. 7472ff. (EETS, ES 49, p. 409).

³) See M. W. Bloomfield, *The Seven Deadly Sins* (E. Lansing, Michigan, 1952), p. 382, n. 16.

not have to prove the impossible – that he is preeminently an admonition against this sin but only that he could in the hands of a man like Langland who often uses well-known examples in an odd fashion¹⁾ be made to fulfill that role. Langland was eccentric and original in more ways than one.

Of course, it is easy enough to show that the devil is connected with lechery. As the most vivid of the sins, this vice was quite naturally associated with the father of all of them, and hundreds of stories exist to show Lucifer's assiduity in assailing the flesh with the arrows of lust. Langland, however, is quite specific here. He is thinking of the sin of Lucifer which made him lose the high heaven, and the literary context demands that it be lechery rather than pride or possibly envy.

Although my argument is going to be based primarily on semantic conjecture, I should point out that I have found possibly two references to lechery as the first sin of Satan. Unfortunately neither is as clear-cut as I would like.

In the Old English *Genesis B* we find the lines:

hīe hyra gāl beswac,
engles oferhygd, noldon Alwaldan
word weorpian²⁾.

Both *gāl* and *gālscepe* have a complicated semantic history as von Lindheim has shown³⁾, but in general it is associated with the idea of lust. Almost all editors are loth, given the usual view of Satan's rebellion, to translate it thus here. Klaeber in his edition of the poem suggests 'folly' or 'arrogance' and

¹⁾ A notable example of this is the use of Martha and Mary, not to symbolize as is almost universal, the active and contemplative lives, but rather the rich and the poor (see B XI, 242–46). There are other examples too; e.g. the interpretation of the gifts of the Magi in B XIX, 71 ff. is most unusual and perhaps unique. Usually gold = royalty, frankincense = god-head, and myrrh = death; but in Langland frankincense = reason, gold = fidelity ("leute"), and myrrh = mercy or pity. In the last canto of the poem, to take another example, Langland surprisingly and against all tradition, exalts temperance over the other cardinal virtues.

²⁾ *The Later Genesis* . . ., ed. Fr. Klaeber (Heidelberg, 1913), ll. 327–29.

My attention was first called to this quotation by J. A. W. Bennett's review of my *Seven Deadly Sins* in *MLR*, L (1955), 65–66.

³⁾ See his "Traces of Colloquial Speech in OE," *Anglia*, LXX (1951), 39 ff.

Wyatt in his *Anglo-Saxon Reader*, to take only two examples, gives 'lust, folly, pride' as suggested meanings. It is at least possible that it means concupiscence or even lechery here, but it is apparently only in prose that the word was definitely narrowed to 'carnal lust'. It is also possible to assume a sexual meaning for *gālscepe* in l. 341, although most translators and editors get around the difficulty by suggesting the somewhat ambiguous, but legitimate, translation 'wantonness' for it. The poet is accusing Lucifer of *gāl* ('lechery'?) and *oferhygd* ('pride') and later his followers of *gālscepe* ('wantonness') in the rebellion against God. The association of lechery and pride is, I think, especially significant as I hope shortly to show.

Less clearly associated with the heavenly revolt is the statement found in the pseudo-Bernard of Clairvaux, *Tractatus de ordine vitae et morum institutione* xi¹), probably of the twelfth century, where the author states that the devil is most dominated by pride and lechery²). This may, of course, be, in spite of its grammatical form, more of a statement about pride and lechery than about the devil, yet it shows at least that these two sins were considered by some the devil's most characteristic vices and hence probably those leading to his original fall. This pair of sins, however, is not, unfortunately, specifically related here to what we are seeking.

The strongest argument for my case is the semantic one, for *pride* in some of its meanings has long been associated with sex and lechery. We also see this clearly in the history of OE *wlonc* meaning 'proud, haughty', etc.³). If then Lucifer rebelled against God because of pride, *ipso facto* he also rebelled because of lechery. This analogy is, I believe, behind the apparently strange statement of Langland that Lucifer

¹) PL CLXXXIV, 581.

²) Actually "superbis et libidinosus".

³) See von Lindheim, *op. cit.*, pp. 33ff. for a masterful analysis of the semantic range of this word. Pride and lechery are frequently coupled in medieval treatments of sin, but I don't think this union is especially significant as various sins were often coupled. See, e.g., *Cura Pastoralis* I, p. 250, l. 7; *Handlyng Synne* 1003-4; Chaucer's *Pardoner's Tale* 429 etc. I am indebted to Professor von Lindheim for these references.

fell because of incontinence or lechery. — Among the obsolete meanings of *pride* and *proud* in the *NED*, we find the following:

Pride † 11. "Sexual desire, 'heat'; esp. in female animals." Earliest quotation 1486.

Proud 7d. "Of organic structures: Overgrown, exuberant, too luxuriant; swelling or swollen, tumid. (a) Said of the sap . . . (b) Applied to overgrown flesh in a healing wound . . ." Earliest quotation 1586.

8. "Sensually excited; 'swelling', lascivious. ? *Obs.*" Earliest quotation 1510.

8b. "*spec.* of certain female animals, as bitches, mares, elephants: in a state of sexual excitement; 'in heat.' ? *Obs.*" Earliest quotation 1575.

Although to trace the connotations of this word would require a longer study than is at present possible, I think we have enough material here to outline the probable connection of the word with lechery. As the sources of the word, ON *prýði* and OF *prut* (Mod. Fr. *preux*), and its early uses show, the word *proud* originally in English had a strong sense of ostentation, ornamentation and display connected with it. And as the *NED* reveals, it never really lost this meaning — at least up to the seventeenth century. Probably the sexual display and courtship methods of animals, especially barnyard animals, gained from earliest times the application of both *proud* and *pride*. The swelling crest of the rooster for instance, was a sign of pride, and thence the ambit of the meaning of the word was extended to lust. The tumescence of flesh associated with sexual activity would of course reinforce the association. And the term *proud-flesh*, which is still used, no doubt preserves the physical similarity of this particular type of flesh with sexually inflamed muscle. The bearing of the sexually aroused man or animal would also no doubt suggest pride¹). The history of both *gāl* and *wlonc* bear this analysis out.

None of the quotations from the *NED* is early enough for Langland, but the idea of ostentation and display connected with *proud* or *pride* is as early as the word's appearance in English. It is only this association that is necessary, and, although I have found no unambiguous example of it, I suspect the word was used in a sexual sense long before 1486.

¹) Note the obscene slang term *pride of the morning*.

That Shakespeare felt the sexual connotations of *pride* may be seen from the following quotations from *The Rape of Lucrece* and *Venus and Adonis*.

While lust is in his pride, no exclamation
Can curb his heat or rein his rash desire,
Till, like a jade, self-will himself doth tire.
The flesh being proud, Desire doth fight with Grace,
For there it revels, and when that decays,
The guilty rebel for remission prays.

The Rape, ll 705-07; 712-14.

But lo, from forth a copse that neighbours by,
A breeding jennet, lusty, young and proud,
Adonis' trampling courser doth espy,
And forth she rushes, snorts and neighs aloud.

Venus, ll. 260-63¹).

In fine, my argument is that *proud* or *pride* could before Langland's time suggest lust, largely because of their root meaning of ostentatious and ostentation. If Lucifer fell as a result of pride, he could also be considered as falling as a result of lechery, and I believe this is what Langland wishes us to assume in these lines. This emphasis on the unusual is quite characteristic of his mind, and the whole tenor of the passage demands this solution. I can, in fact, see no other.

II

The second passage in the poem which I think the concept of the three grades of chastity will help illumine is the famous image of the tree of B XVI and C XIX which has much exercised commentators, Since Mabel Day discussed it in 1927²), it has often been accepted as coming from Duns Scotus.

¹) Cf. *The Rape*, l. 662: "Thou loathed in their shame, they in thy pride" where *pride* also has sexual overtones, and *Venus*, ll. 288-89.

²) "Duns Scotus and *Piers Plowman*," *RES*, III (1927), 333-4. It should, however, be pointed out that the presumed source *De rerum principio* is today no longer considered a genuine part of the Scotus canon, and he cannot then be the source. The work, which is at least in part by the Cardinal Vital du Four, could of course still be Langland's source, but I doubt it. Note E. T. Donaldson's comment in *Piers Plowman, The C-Text and Its Poet*, Yale Studies in English 113 (New Haven, 1949), p. 183, n. 1: "But the tree in Duns is not much more like the tree in the poem than is the tree in St. Augustine (see *Migne*, XXXIV, 379-80), which Burdach describes."

However, it has also been suggested that it is, as indeed the poem all but says, the tree of chastity, "the *lignum vitae* of Scripture"¹). As Donaldson writes, however, "the history of trees in religious allegory seems very complex"²), and Langland has in both B and C fabricated a very complicated one. I do not hope to be able here to explain it completely, but I do think one aspect of it has hitherto been almost ignored³). It is to this aspect that I am devoting my attention. I am not, however, trying here to explain all the difficulties inherent in the meaning of this tree, but I think I can be helpful in this purpose.

In order to understand the pattern behind Langland's thinking about the tree, which should be called, perhaps, the Tree of Perfection, we must keep in mind the following parallels. They are assumed by Langland and not always openly expressed.

Marriage	Chastity	layman	God the Father	Power
Widowhood	Continence	priest	God the Son	Wisdom
Virginity	Virginité	religious	God the Holy Ghost	Goodness
(as an external attribute)	(as an internal attribute)		(or God as Free Will)	(or Free Will)
or	or Purity			
Martyrdom ⁴)				

And possibly suggested is the Joachite parallel of the First Age (of the Father) under the old law, the Second Age (of the Son) under the new law, the Third Age (of the Holy Ghost) under the spirit of intelligence. On this last, Langland is very vague, and it is only a possible interpretation of his thought. He, however, certainly hesitates, if it is his intention, to express himself openly here.

¹) D. W. Robertson Jr. and B. F. Huppé, *Piers Plowman and Scriptural Tradition* (Princeton, 1951), p. 191.

²) *Op. cit.*, p. 183, n. 1. Donaldson's analysis (pp. 180ff.) of the tree symbol in B and C is acute and perceptive and can be unreservedly recommended. He does, however, miss the point I am making here.

³) The notable exception is Dorothy L. Owen, *Piers Plowman, A Comparison with Some Earlier and Contemporary French Allegories* (London, 1912), p. 122. Miss Owen, however, blurs her point by her interest in Bonaventure and De Guileville whose trees are not the Tree of Perfection (or Chastity) and by not being aware of the iconographical material.

⁴) Virgins are not in every classification considered on the same level

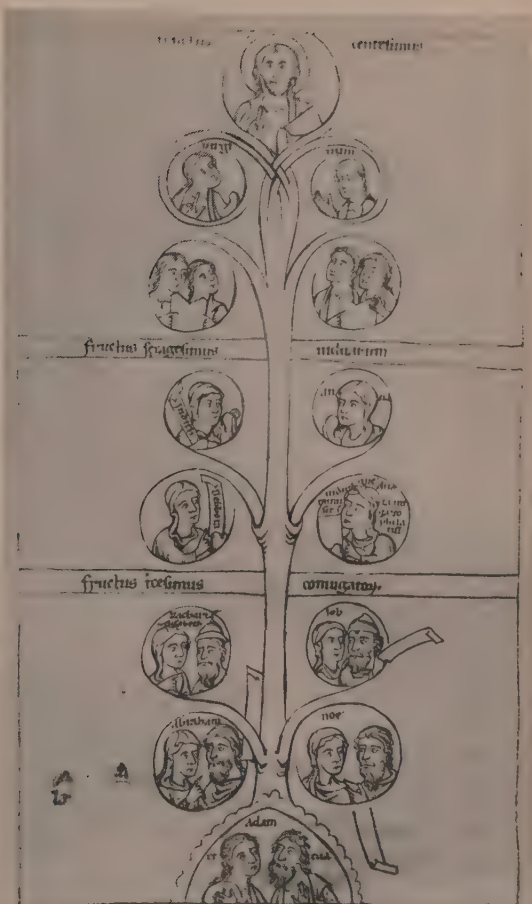


PLATE I

Bibl. Municipale, Troyes, 252, f. 70^a

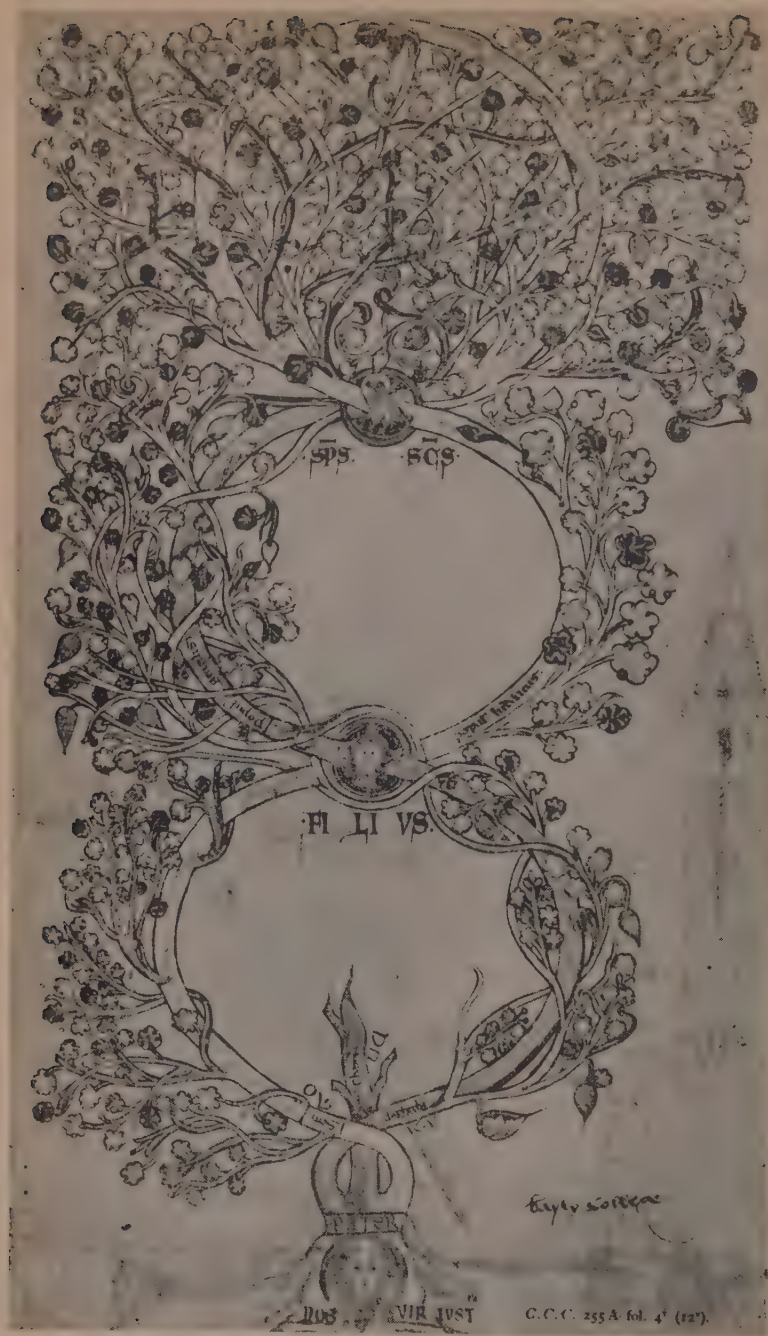


PLATE II

From Tondelli, Reeves & Hirsch-Reich, *Il
Libro delle Figure* (Turin, 1953), Plate XXII

The tree has many associations in Christendom and is often used for the presentation of dogma or belief. In Langland, however, as in Joachim it is used both as a schematic and a chronological symbol. As an organism it has a form, and it develops and hence fits admirably the function of representing a pattern and a growth. Langland does not carry out all of the implications, but it is clear that at least he conceives the tree, *inter alia*, as representing *Heilsgeschichte*. He is, however, vague on the future; but as to the past he leaves us in no doubt. The lower boughs are filled with the matrimonial fruit of the Old Law and the middle boughs with the vidual fruit of the New Testament, but the highest boughs are only by implication associated with the Holy Ghost and a possible future age. The logic of his symbolism demands this interpretation, but I think Langland hesitates to be outspoken on this point.

What we have here is a tree combining the features of the tree of chastity, one example of which, from MS Troyes 252¹), may be seen in Plate I, and some features of the Joachite trees, one of which may be seen in Plate II²). It has been hard to find any exact parallel to Langland's tree, and I think in this symbol as in much of his work, he is quite original but not without forbears. The Troyes Tree of Chastity gives the proper parallel for the tree of three grades springing from Adam and Eve. The Joachite Tree has a triple root and springs out of Noah (usually the type of married man) and the Father, intertwining so as to show three sections each progressively

of perfection as martyrs but apparently Langland considers them to be so (cf. C XIX, 97). See above p. 231, note 3.

¹) Other examples may be found in Walters Gallery Baltimore, MS 72, f. 61^a (reproduced in *Walters Gallery Journal*, X (1947), 68 [figure 8]) and Vat. pal. lat. MS 565, f. 71^a (reproduced in Bernards, *Speculum virginum*, plate 7 facing p. 176). All of these are illustrations to Conrad of Hirsau's (?) *Speculum Virginum*.

²) From Leone Tondelli, Marjorie Reeves & Beatrice Hirsch-Reich, *Il Libro delle Figure dell' Abate Gioachino da Fiore*, 2nd ed. (Turin, 1953), vol. II, Plate XXII. I shall not go into the problem of authorship here, but suffice it to say that if the Abbot Joachim himself did not do or direct the production of these figures, a close disciple must have. On this point, see my forthcoming article on Joachim in *Traditio* XIII.

more highly blossomed and corresponding from lowest to highest, to the Father, Son and Holy Ghost. The three roots represent the three sons of Noah and may also stand for the Trinity. None of the Joachite Trees corresponds exactly to the Tree of Langland, but I have chosen this one as representative. Although the three grades of chastity is a favorite theme of Joachim in his writings, it must be admitted that they do not appear in any of his preserved figures or drawings. Other similarities in part may be seen in other figures¹⁾, but in as much as we are using the Joachite material for illustration rather than attempting to prove direct indebtedness, we may pass over them.

In concluding this essay, let us look first at the B-Text and then the C-Text to see how much of the material presented here may contribute to the understanding of the arboreal symbol and the language of the relevant parts of the passus.

Will has just learned the importance of patient poverty, and as Anselm of Laon says, "per patientiam veniamus ad contemplationem²⁾." B XVI begins with Will asking *Anima* what does charity mean and *Anima* answers by comparing it to a tree of which mercy is the root, pity is the bole, true words, the law of Holy Church, are the leaves, and obedient speech and kindly aspect the blossoms from which spring the fruit Charity. It grows in a garden, called heart, in the body of man, on farm-land cultivated by Free Will and owned by Piers. Will swoons with joy at the mention of Piers' name and dreams again in his dream that Piers takes him around the garden and bids him look on the tree from top to bottom³⁾. Will notices it is propped up by three piles which arouse his curiosity. Upon asking why they are there, Will is told that they protect the tree against the winds which would nip the

¹⁾ E.g. Plate I of the *Libro delle Figure* has a tree of sacred history rising in Adam and flowering in the Holy Ghost. Plate XVI shows a tree based on three piles (not supports or props I suppose, as they could hardly be moved without bringing down the tree), which are presumably the three Persons of the Trinity.

²⁾ *Ennarationes in Apocalypsim*, Prol., PL CLXII, 1500.

³⁾ It should be noted that the tree of the dream within the dream is not exactly the same as the tree described by *Anima*.

flowers. Then Piers goes on to describe the winds of the world, the flesh and the devil with their attendant sins. Piers protects the tree from the world by the first pile which is the power of the Father and from the flesh by the wisdom of the Son. The Devil is a more persistent foe who shakes the lower trunk and throws unkind neighbors, mischief-making backbiters, brawlers and chiders at the fruit and even brings a ladder with rungs of lies. Free-Will resists for a time, but when the devil is backed by the flesh and the world, Free-Will seizes the third prop (the Holy Ghost) and beats down the devil¹) and presumably all sins.

Will says that Piers has aroused much curiosity in him as regards the piles and asks some general questions about them. Piers picks up his exposition and continues. He says the ground on which the tree grows is called Goodness and that he has told him what the Tree is called²) which means the Trinity. Piers looks so eagerly at Will that he forbears to ask any more about this subject but requests him to describe the fruit.

Piers continues to develop his theme. Low down we find a moist fruit called matrimony and nearer the top is continence or bastard sweet-pear³), and at the top we find the cleanest fruit of all, virginity, the pears of angels, which will be ripe the sooner, sweet without swelling and are never sour.

Will asks Piers to knock down an apple (*sic*) for him to taste. Piers throws something towards the top, and the tree

¹) Traditionally the three Persons of the Trinity are made equivalent to *potentia*, *sapientia* and *bonitas*. See, e.g., Peter Lombard, *Libri sententiarum* I, 34 (PL CXCII, 613ff.). In some authors *caritas* is substituted for *bonitas* and in others *bonitas* is considered the equivalent of *voluntas bona* and the latter of free-will: "Voluntas est vis applicativa ad eligendum", Nicholas of Amiens, *Ars fidei catholicae* (see P. C. Balić, "De auctore operis quod *Ars fidei catholicae* inscribitur," *Mélanges Joseph de Ghellinck S.J.*, Museum Lessianum, Section historique No. 14 [Gembloux, 1951], II, 802 and 809). However in B Free-Will is obviously kept separate. Langland in B does not openly equate the Holy Ghost with any virtue whereas the Father is said to be power and the Son wisdom.

²) Unless we assume Anima's comment is that of Piers, I don't think he has done so.

³) Burdach, *Der Dichter des Ackermann aus Böhmen und seine Zeit, Vom Mittelalter zur Reformation* . . . III, 2 (Berlin, 1926-32), p. 227, note, suggests "calewey bastarde" (B XVI, 69) used here means apples, not pears.

begins to shout and moves Widowhood (continence) and then weeps. When it moves Matrimony, these branches make an ugly noise, so that Will has pity when Piers shakes it to such an extent that it cries aloud. As the apples drop, the devil picks them up – Adam and Abraham, Isaiah, Samson and Samuel and St. John the Baptist. No one hinders him as he takes off with these holy men to Limbo. But Piers seizes the pile of the Son, with the will of the Father and the liberality of the Holy Ghost, and hits out at him to rob him of his fruit¹).

Then there is a long interlude (ll. 90–166) while Langland briefly recapitulates the life and passion of Jesus. Will awakes and seeks again Piers Plowman but meets Abraham (Faith), the herald of Christ seeking him. He discourses of the Trinity to Will speaking of wedlock, widowhood and virginity which are tokens of the Trinity (ll. 202ff.). He works out an elaborate parallelism. Matrimony betokens the Trinity by virtue of the parental-child relationship and symbolizes the Father. The Son resembles the widow. Then Free-will (the Holy Ghost) proceeds from both. Langland backs down from the logical sequence he has set up (in C he eliminates it altogether), and he does not specifically say that the Holy Ghost is symbolized by virginity or the religious which is its counterpart. Langland is well aware though of the parallel and also of the idea that the Holy Ghost has especially the monks under his protection. The rest of Abraham's speech in this passus is of little interest to my theme²).

In the C-Text XIX the general pattern of the B-text is followed, but there are some significant changes and details added. *Liberum Arbitrium* (which in B is equated with the Holy Ghost) rather than *Anima* is the guide and there is no dream within a dream with the resultant two trees; as in B, Will begins by asking what is charity. *Liberum Arbitrium* leads him to a country called *Cor-hominis* in which there grows a shoot (tree) called *Ymago-dei* (i.e., man in his pristine per-

¹) In spite of the fact that earlier we are told that the prop of the Holy Ghost fights the devil.

²) As a possible Joachite echo, it might be pointed out that Abraham in l. 245 of this passus says that he was called the "fote of his (God's) faith". This reference makes one think of the *pes* (foot) in Plate XII of the *Liber*

fection)¹). When Will asks directly, however, he is told by *Liberum Arbitrium* that it is called True-love and set upon the Trinity. It lives through kindly aspect ("lovely lokynge"), and its blossoms are called kind-speech from which comes a good fruit named works of holiness, of "handiness", of "help-him-who-needeth" which is called *Caritas*, Christ's own food. Will, grateful, asks what it is called (a question presumably already answered twice). Then Will notices that there are three planks of equal length shoring it up. Then he asks of what they are made. *Liberum Arbitrium* answers by saying they betoken the Trinity, and with them he guards the tree from the three wicked winds (of the B-text). The planks of the Father and Son protect the tree from the World and the Flesh respectively. When the fiend attacks violently, *Liberum Arbitrium* seizes the third plank "grace of the Holy Ghost."

Will looks at the fruit which is all fair and grows in three degrees. He asks if it is all of one nature, and his guide answers affirmatively, although some are sweeter than others and some rot sooner as on an apple tree. The apples on the sunny side are ripe sooner and are sweeter and larger than those on the northern side. Adam, he continues, was as a tree, and we are his apples, some firm and true, some variable, some large, some small, varying like wedded men, widows and virgins whom the Holy Ghost, the sun of heaven, accompanies. He comforts those who live in contemplation such as monks and nuns of Holy Church. These latter receive heat from the Holy Ghost as the top of the tree does from the sun²). Widows and

figurarum (ed. Tondelli, Reeves and Hirsch-Reich) which is put above the *oratorium sancti Abraë*, the lowest house of the new order of the future pictured there. Although I have not met with the image applied to Abraham in other works, it may be, however, that Abraham is also called the foot of faith elsewhere.

¹) The *imago* of God as opposed to the *similitudo* traditionally refers to the outer rather than the inner man (See *Gen.* I, 26).

²) Traditionally the religious (sometimes interpreted as including friars and more often not) are under the special protection of the Holy Ghost, and this association was a favorite theme of monastic apologists in the later Middle Ages. See, for example, Joachim of Flora, *Concordia* V (f. 83^a of the edition of 1519) and St. Bonaventure, *In Hexaëmeron*, coll. XXII, 16.

The same point is made in an English defence of monasticism written in the 1360's by a monk of Bury St. Edmunds which had a wide circulation

widowers who forsake their own will and lead a chaste life are equivalent to the contemplative life and more dear to our Lord than those who live according to nature and follow what the flesh wishes and bring forth fruit, a life which learned men call the active life.

Why does the tree grow in three degrees, Will then asks. *Liberum Arbitrium* picks up again the description in B and speaks of the moist fruit of matrimony, the better fruit of widowhood and best fruit of virginity, on a par with the angels. The latter is the first fruit which God blessed when he first formed man from the earth. The cleanest and fairest creature should honor the first thing his creator acknowledged, just as in a king's court the cleanest and fairest should serve the lord himself. Virgins and martyrs minister to Him here on earth and are by reason next to Him in heaven.

Will then asks about the savor of the fruit and begs *Liberum Arbitrium* to have someone shake some fruit down

in a variety of forms in the later Middle Ages (see W. A. Pantin, "Some Medieval English Treatises on the Origins of Monasticism," *Medieval Studies Presented to Rose Graham*, ed. V. Ruffer and A. J. Taylor [Oxford, 1950], pp. 189-215). In the original and longest version preserved in MS. Vat. regin. lat. 127, on f. 171^a (in Chapter IX discussing the Benedictine Rule) the point is made that the *ordo coniugatorum* has the image of the Father, the *ordo clericorum* the image of the Son and the *ordo cenobitarum* the image of the Holy Ghost. This parallelism is there attributed to a "Januensis in libro questionum de antechristo" whom I cannot identify. The Genoese may be Fr. Joannes Balbis O.P., well-known author of the *Catholicon*, but I can find no such *Questiones* attributed to him (Quétif and Echard mention as his a presumably lost *Librum theologiae qui vocatur, Dialogus de questionibus animae ad spiritum*, but this does not seem to be the work). This sentiment does not seem to be, however, the opinion of a friar, a consideration which also practically eliminates Jacob Voragine O.P. and Philip de Monte Calerio O.F.M., both Januenses. There are also two astrologers Joannes and Simon de Janua. A stronger claim (but the date is not very satisfactory) may be made for Bartolomeus Ianovesis (Januensis) of Majorca, a nebulous figure whose *De adventu Antichristi* was condemned in Barcelona in the 1360's (See M. Menéndez y Pelayo, *Historia de los heterodoxos españoles* III, iv, 3, Biblioteca Emecé de obras universales, Sección II [Buenos Aires, 1955], III, 254-55, and M. Ruffini, "Un sermon sur l'Antéchrist en ancien génois," *Les lettres romanes*, IX [1955], 72-73). This work, if it still exists, I have not been able to consult. See however, Nicolas Eymerich O.P., *Directorium Inquisitorum cum Commentariis Francisci Pegne* . . . (Venice, 1607), II, q. xi (pp. 266-67) for a summary of his errors.

for him. Age ("Elde") then taking the role of Piers in B shakes the tree so that the three grades cry and weep. The devil picks them up and takes them to Limbo. Then Langland's guide, now called *Libera - Voluntas - Dei* seizes the middle prop, the Son, and hits after the devil¹). Then follows (ll. 124ff.) as in B a summary of Jesus' life from the annunciation to the passion. Then the poet meets Abraham, the herald of arms who discourses of the Trinity to him comparing the Trinity to the Father-Mother-Son relationship but he does not compare the Three to the three grades of chastity as in B:

'In matrimonie aren thre · and of o man cam alle thre,
And to god hede goth thre · and of o god is alle thre;
Loo, treys encountre treys', quath he · 'in godhede and in manhede'.

These words are the last in C to be of any interest to my theme here.

Thus we see a traditional concept reworked by Langland in an unusual fashion, possibly with Joachite overtones, an awareness of which helps to make the meaning of Langland, in spite of some obvious inconsistencies which are puzzling, clearer. What all this means, however, in the overall organization of the poem still needs explaining, and I hope that I may soon be able to do so²).

THE OHIO STATE UNIVERSITY

MORTON W. BLOOMFIELD

¹) See above p. 250, note 1. The third prop (Holy Ghost) is not yet ready to be used, perhaps because his age has not yet come. The third plank as a defence is only alluded to in the earlier descriptions of what will be done; in action only the second is used or can be used. The third may come later.

²) Since writing the above, I have discovered that Duns Scotus in his *Opus oxoniense*, Lib. II, dist. VI, quaest. 2, art. 2 (ed. P. M. F. Garcia [Quaracchi, 1914], II, 396 ff.) argues that the first sin of the angels is lechery rather than pride, because the revolt was a result of too much self-love. He writes, *inter alia*:

"Ideo dico quod primum peccatum eius [of the angel] non fuit superbia proprie dicta sed propter delectationem quam importabat magis videtur reduci ad luxuriam, sicut peccatum quo inordinate delectatur quis in speculatione conclusionis geometricae ad luxuriam reducitur".

GAWAIN'S SHIELD: PENITENTIAL DOCTRINE IN GAWAIN AND THE GREEN KNIGHT

The painstaking account which the *Gawain*-poet gives of his hero's shield, or more particularly of the pentangle with which it was emblazoned, has been the subject of much discussion. My purpose, in adding yet another comment, is to offer what would seem to be a plausible source for a large part of the passage spelling out the meaning of the famous device on the shield and, further, to suggest that these lines, properly understood, may have a bearing on the principal theme of *Gawain and the Green Knight*.

I am concerned here neither with the history of the cabalistic pentangle or star, said to be the Pythagorean symbol of perfection¹), nor with the possibility of the poet's reliance on the description of a somewhat similar figure in the *Roman de la Rose*²). Also aside from my present purpose is Henry L. Savage's recent essay linking Gawain's armorial device with the insignie of a French order of chivalry and with a French nobleman of the fourteenth century, Enguerrand de Coucy³).

The presenting of the shield to Gawain marks the climax

¹) See the discussion of the pentangle in *Syr Gawayne: a Collection of Ancient Romance-Poems by Scottish and English Authors*, ed. Sir Frederic Madden, Bannatyne Club (London, 1839), pp. 318-19; the edition of J. R. R. Tolkien and E. V. Gordon (Oxford, 1925), pp. 91-92; the edition of Sir Israel Gollancz, Mabel Day, and Mary S. Serjeantson, EETS, 210 (1940), p. 105; Vincent Foster Hopper, *Medieval Number Symbolism, Its Sources, Meaning, and Influence on Thought and Expression* (New York, 1938), pp. 123-25; and Henry Lyttleton Savage, *The Gawain-Poet: Studies in His Personality and Background* (Chapel Hill, North Carolina, 1956), pp. 158-68. No remarks about the pentangle appear in the edition of Richard Morris, EETS, 4 (1864).

²) *Sir Gawain and the Green Knight*, ed. Gollancz, et. al., p. 106.

³) *Op. cit.*, pp. 49 ff., and 158-68.

of the ceremonial arming of the hero for his quest. But, unlike the immediately preceding descriptions of the leg armor and the "glouez of plate" (v. 583), the verses devoted to the shield supply no structural details. Rather, the interest is entirely in the painted decorations: the gold pentangle on the outer face and the image of the Virgin on the inner side. Quite possibly the shield itself is to be pictured as the small, triangular type that was used by English knights during the fourteenth century¹.

In the forty-seven line shield passage, comprising one stanza and all but the wheel at the end of the next (vv. 619-65), the poet speaks first of the gold pentangle on a bright red surface ("schyr goulez", v. 619) as the sign of Solomon and the symbol of faith ("trawpe," v. 626), and he then notes that the five-pointed figure was called an endless knot by the English (vv. 629-30). Second, he provides a tortured exposition of its significance. Just as a pentangle has five points, so Gawain was in five ways faithful or virtuous and in each of these he could be considered five-fold faithful. Again, the gold of the figure suggests that the knight was to be compared with refined gold for goodness (vv. 631-34).

Third, the poet expounds systematically the five five-fold sets of virtuous habits:

- 640 Fyrst he wat3 funden fautlez in his fyue wyttez,
 & efte fayled neuer þe freke in his fyue fyngres,
 & alle his afaunce vpon folde wat3 in þe fyue woundez
 þat Cryst ka3t on þe croys, as þe crede tellez;
 & quere-so-euer þys mon in melly wat3 stad,
 645 His þro þo3t wat3 in þat, þur3 alle oþer þynge3,
 þat alle his forsnes he fong at þe fyue joyez
 þat þe hende heuen quene had of hir chylde;
 At þis cause þe kny3t comlyche hade
 In þe inner-more half of his schelde hir ymage depaynted,
 650 þat quen he blusched þerto, his belde neuer payred.
 þe fyft fyue þat I finde þat þe freke vsed,
 Wat3 fraunchyse & felazschyp for-be al þyng;
 His clannes & his cortaysye crouked were neuer,
 & pite, þat passez alle poynte3, - þyse pure fyue
 655 Were harder happed on þat hapel þen on any oþer.

¹) Some monumental brasses of this period depict emblazoned shields of this sort. See *Mediaeval England*, ed. H. W. C. Davis (Oxford, 1924), pp. 176-79.

- 640 First, he was found to be faultless in his five senses;
 And again the warrior never failed in his five fingers,
 And all his trust on earth lay in the five wounds
 Which Christ endured on the cross, as the creed says.
 And wheresoever this man was beleaguered in battle,
 645 His earnest thought was in this: that, above all things,
 All his strength he drew from the five joys
 Which the gracious queen of heaven had in her child.
 For this reason, the knight fittingly had
 Her image depicted on the inner side of his shield,
 650 So that, whenever he looked upon it, his courage should never fail.
 The fifth five I find that the knight displayed
 Were generosity and love of fellowman, more than any others;
 Purity and courtesy, which were never perverted;
 And piety, which surpasses all other traits: these noble five
 655 Were more firmly set in that warrior than in any other¹).

The various editors and other commentators have been at pains to point out that the five wounds of Christ and the five joys of the Virgin are among the commonest themes of Middle English religious lyrics, and they have cited passages from various chroniclers and even from sermons describing the shield of Arthur with its likeness of the Virgin²). Further, as is observed in the Gollancz edition, the list of knightly qualities with which the passage closes – generosity, love of fellowman, purity, courtesy, and piety – is reminiscent of a discussion of the baronage of love in the *Roman de la Rose*³). On the other hand, no clear suggestions have been advanced concerning the background of the primary virtue symbolized by the pentangle – namely, that Gwain “watz funden fautlez in his fyue wyttez”; and the same is true of the second – that he never failed in “his fyue fynGRES.” Moreover, the possibility that at least some of these rather oddly assorted virtuous habits could have been customarily associated with each other in mediaeval times appears not to have been explored. Perhaps because the attention of commentators has been focused on the obscure early history and the secret meaning of the pentangle, little

¹) Ed. Gollancz, vv. 640–55. The translation, in which I accept the readings proposed in the Gollancz edition, is mine.

²) Gollancz ed., pp. 105–06.

³) The lines in question are quoted in the Gollancz ed., p. 106.

heed has been paid to what the poet states explicitly to be the significance. The reader is left to assume that, having decided to allegorize the five-angled device, the English author merely made a random selection of Christian pentads, such as the five wounds and the five joys¹), and even that he may have invented some of them.

Yet, a different view is afforded by a reading of the vernacular literature dealing in one way or another with what may be called penitential doctrine. For here one finds discourses on the sins of the five wits, including those of the hands or fingers, as well as allusions of varying degrees of explicitness to the five wounds, the joys of Mary, and even, at least in one sermon and a devotional poem, the image of the Virgin on Arthur's shield. The fact that such passages appear chiefly in works concerned with penance may have more than casual significance with respect to the over-all intentions of the poet of *Gawain*.

The great emphasis given in the thirteenth and fourteenth centuries to the proper administration of penance was in large part due to the decree of the Fourth Lateran Council (1215) requiring all Christians to make their confessions to their own priests at least once each year²). At the same time an effort was made to improve the training of the clergy to the end that they might more effectively enlighten the laity. The response of the Church in England to these movements took the form of canons of provincial councils of the thirteenth century – notably Archbishop John Pecham's Council of Lambeth (1281) – and of pronouncements of various prelates in the fourteenth century. In addition to deploring and seeking means to correct the wide-spread ignorance of the clergy, these directives agree in ordering all priests having the cure of souls to provide instruction to their parishioners, mainly through occasional

¹) Hopper (*op. cit.*, pp. 124–25) argues that, in the original form of the Gawain story, the pentangle retained its early powers as a magic symbol, but that the English poet, to take off the curse, “had deliberately amassed as many Christian pentads as possible to account for the legendary ensign of the Christian hero.”

²) The text of this decree of the Fourth Lateran Council – “*Omnis utriusque sexus fidelis*” – is printed in Henry Denzinger, *Enchiridion Symbolorum*, ed. Carolus Rahner (Freiburg, 1953), pp. 204–05.

sermons and through the confessional. Of these two channels of instruction, the confessional appears to have become the more important¹).

The points of doctrine to be imparted to the laity were categorically listed in the fourteenth-century manuals prepared for the use of priests. For example, the English adaptation of Archbishop Thoresby's *Lay Folks' Catechism* (1357), based to some extent on Pecham's *Constitutions* of the preceding century²), urges the clergy to preach Sunday sermons in English on the following six fundamentals of religion and, furthermore, to inquire in confession whether they were understood by their people: (1) the fourteen articles of faith, (2) the ten commandments of the law and the two of the gospel, (3) the seven sacraments, (4) the seven works of bodily and the seven of spiritual mercy, (5) the seven Christian virtues, and (6) the seven deadly sins. To these, the so-called Wycliffite version adds a note about the five wits:

The be-houys to know þy fyue wyttys þe vttyr and þe ynnyr;
and to spend hem in good vse; and in þe louynge of god.
þe fyrst ys syzt of eye. þe toþer heryng of Ere.
þe þyrd tast of Mowþ. þe ferþe smellyng of nese.
þe fyfte handlynge or towchyng of membriss³).

¹) Good discussions of the effects of the decree requiring annual confession are to be found in John T. McNeill and Helena M. Gamer, *Medieval Handbooks of Penance* (New York, 1938), pp. 178 ff.; *The Lay Folks' Catechism, or the English and Latin Version of Archbishop Thoresby's Instruction for the People*, ed. Thomas Frederick Simmons and Henry Edward Nolloth, EETS, 118 (1901), pp. ix-xvii; W. A. Pantin, *The English Church in the Fourteenth Century* (Cambridge, 1955), pp. 189-243; Ruth Ellis Messenger, *Ethical Teachings in the Latin Hymns of Medieval England* (New York, 1930), pp. 170 ff.; Morton W. Bloomfield, *The Seven Deadly Sins* (East Lansing, Michigan, 1952), p. 429, note 40, and p. 91; and John R. H. Moorman, *Church Life in England in the Thirteenth Century* (Cambridge, 1955), pp. 77 ff.

²) *Lay Folks' Catechism*, ed. cit., pp. ix ff.; Pantin, *op. cit.*, pp. 211-12. Archbishop Pecham's *Constitutions* are printed in David Wilkins, *Concilia Magnae Britanniae et Hiberniae* (London, 1737), II, 51 ff. See H. G. Pfander, "Some Medieval Manuals of Instruction in England and Observations on Chaucer's Parson's Tale," *JEGP*, XXXV (1936), 243-58.

³) *Lay Folks' Catechism*, ed. cit., pp. 18-19, vv. 330-34. Occasionally, as in v. 330 quoted above, one finds a distinction drawn between the outer and the inner wits. The five inner wits, or "inwits", are will, reason, mind, imagination, and thought. *NED*, *inwit*, 2b.

It should also be noted that the passion and wounds of Christ are alluded to in the comment on one of the articles of faith¹).

John Mirk's *Instructions for Parish Priests* (c. 1400) differs in some respects from Thoresby's treatise. Derived from the *Oculus Sacerdotis* (1330), it is set forth in crude English couplets for the priest who is "not grete clerke"²). The priest is told that he must teach and preach to his parishoners, dwelling on the Pater Noster, Creed, and the other fundamentals listed by Thoresby, but by far the greater part of the work (vv. 879-1860) is devoted to practical directions for conducting private confession. The priest is advised to sit before his kneeling penitent and to listen mildly and sympathetically with covered head to his recital of sins, but then he was "to grope him sore". That is, the penitent was to be aided in recalling additional transgressions by answering yea or nay to a long series of questions concerning his knowledge of and belief in the Pater Noster, Ave Maria, Creed, and sacraments, and also as to his freedom from the seven sins. Next, as explained under the head of "de modo inquirendi de peccatis venialibus," the priest was to say:

Now of synnes venyal,
A luyte aske þe I schal:
Hast þow spende þy wyttus fyue
To goddus worschype? telle me blyue.
þese ben þey as I þe telle,
Towche & tast & eke þy smelle,
þy herynge also and þy syzt,
Her þey be fyue on ryzt³).

After the meting out of penance and the recitation of the Confiteor, the priest could pronounce absolution. Mirk's manual speaks about the wounds of Christ in the course of the treatment of the articles: "cryst schale come on domes day/wyþ hys woundes fresch and rede." It also prescribes, unlike Thoresby's *Catechism*, the teaching of the Ave Maria⁴).

¹) *Lay Folks' Catechism*, ed. cit., pp. 28-29.

²) *Instructions for Parish Priests by John Myrc*, ed. Edward Peacock, EETS, 31 (1868), v. 13. See Pantin, *op. cit.*, p. 214, for a comment about the background of this work.

³) *Ed. cit.*, p. 43, vv. 1415-22.

⁴) *Ed. cit.*, p. 16, vv. 521-22; p. 13, vv. 422-25.

Few priests could have subjected each of their parishoners to an examination covering the full range of the doctrinal material recommended in the manuals. Yet, it seems certain that the confessional was used for teaching as well as for moral counsel, and it would be strange if lay people did not come to associate these particular formulations of the faith with their annual confessions.

The strong emphasis on penance also appears in the great fourteenth-century religious encyclopedias, especially *Cursor Mundi*. Not only does this vast summary of Christian history and doctrine close with an exhortation to repent¹⁾, but one of the supplementary pieces included in some of the manuscripts is a lengthy and comprehensive "Book of Penance," addressed, like the whole work, to lay people rather than to the clergy²⁾. Resembling in some ways Chaucer's *Parson's Tale*, which will be discussed presently, this treatise opens with a list of the fifteen points of a good shrift, the Creed in English, and a discussion of private and public confession, the deadly sins, and venial sin. Then, full advice is offered to the penitent in his confession of deadly sins and of sins of the senses:

Quen þou has tald wit muth steuen
 þe sinnes alle þat þou can neuen,
 And þou þe will abinding lai
 Apon þi scrift þus mai þou sai,
 "Of alle þe sinnes þat i ha wroght,
 And oþer þat me mynnes noght,
 In worde, in werk, al my liue,
 In thoght, in wijt, min wittes fue,
 Wit alle þe limes me es lent,
 Again als godds comament³⁾."

One of the other pieces attached to *Cursor Mundi* is *A Song of the Five Joys of Our Lady*⁴⁾. Other doctrinal summaries, like both Middle English translations of Friar Lorens's *Le Somme le Roy* – *Azenbite of Inwyte* and *The Book of Vices and Virtues* – speak similarly of the five wits in connection with shrift:

¹⁾ Ed. Richard Morris, Part V, EETS, 68 (1878), p. 1361, vv. 23817–18

²⁾ *Ibid.*, pp. 1470–1586, vv. 25684–29555.

³⁾ *Ibid.*, p. 1559, vv. 28588–597.

⁴⁾ *Ibid.*, pp. 1468–69, vv. 25613–683.

Afterward me ssel yerne to þe vif wittes of þe bodie/huerby me
 zenezep wel ofte. oþer be þe ezen ine fole zizþe. oþer be þe yearen
 ine folliche to hiere / and y-here blepeliche þe misziggeres. and þe
 blonderes. and þe scorneres¹).

The direct association of penance with the doctrine outlined both in the manuals for priests and the religious encyclopedias meant primarily for laymen is further strengthened by occasional sermons that have been preserved to us. Chaucer's *Parson's Tale* may be considered here, for it is plainly offered as a sermon on penitance. Drawing upon such standard works as Raymund de Pennaforte's *Summa Casuum Poenitentiae* and Peraldus's *Summa Vitorum*, the Parson makes specific allusion to confessing sins of the five wits, and he twice develops allegories on the five fingers and mentions in passing the wounds of Christ²). Again, two genuine sermons on penance, delivered in the late fourteenth or early fifteenth centuries, advise that one must "make proper use of" or "avoid breaking" the five wits, along with knowing and abiding by the articles of faith, the commandments, the works of mercy, and the like³). Other sermons, not directly concerned with penance, make reference to the wounds, the joys of the Virgin, and to the picture of the Virgin on Arthur's shield⁴).

Various works, evidently intended for private devotions or meditations on penitence, regularly employ the figure of the five senses. Thus, a "General Prayer", of about 1450, preserved in *The Register of Godstow Nunnery*, contains the following:

And my fyue wyttes I haue ofte myspend;
 To many vanytes castyng on my syght,
 And with my heeryng ful oft y offend;
 My smellyng, my tastyng; I spend not ryght;
 My handes to synne haue ben ful light⁵).

¹) *Dan Michel's Azenbite of Inwyt or Remorse of Conscience*, ed. Richard Morris, EETS, 23 (1866), p. 177; *The Book of Vices and Virtues*, ed. W. Nelson Francis, EETS, 217 (1942), p. 180.

²) *The Works of Geoffrey Chaucer*, ed. F. N. Robinson, 2nd ed. (Cambridge, Mass., 1957), lines 955-60; 825-30; 850-55; 280.

³) *Middle English Sermons*, ed. Woodburn O. Ross, EETS, 209 (1940), pp. 14-15, and 32.

⁴) See *Mirk's Festial*, ed. Theodor Erbe, EETS, ES 96 (1905), pp. 44-47 and 106-10; and *Middle English Sermons*, ed. cit., pp. 325-26.

⁵) Ed. Andrew Clark, EETS, 142 (1911), p. 10, vv. 169-73.

The English primers, which were used mainly for private devotions¹) include comparable prayers. The *Prymer* of the Salisbury Use, for example, provides a prayer acknowledging guilt with respect to the deadly sins, the commandments, and the five wits:

Ferthermore I haue synned in myspendyng of my .v. wyttes, that is to say, in syght of eyen, tastynge of mouth, herynge of eres, smellynge of nose, touchynge of handes and fete, and with other membres of the body. Whereof I cry God mercy²).

Finally, the penitential theme achieved considerable popularity among the writers of lyric poetry. The liturgical Confiteor was often translated or closely paraphrased in English verse³). More commonly, however, we find "extended confessions", which incorporate more or less of the doctrine of shrift, represented in the religious lyrics. The poem *As I Wandrede Her bi Weste*, for example, begs forgiveness for transgressions both of the deadly sins and of the senses:

Mercy þat I haue mis-spent
Mi wittes fyue! þerfore I wepe;
To dedly synnes ofte haue I asent,
þi Comaundemens coupe I neuer kepe;
To sle my soule In sunne I slepe,
And lede my lyf in Lecheri,
ffrom Couetyse coupe I neuere crepe;
Ay, Merci, God, And Graunt Merci⁴).

¹) *The Prymer or Lay Folks' Prayer Book*, ed. Henry Littlehales, EETS, 105, 109 (1895, 1897), pp. xi ff., especially p. xxxix. See also Christopher Wordsworth and Henry Littlehales, *The Old Service-Books of the English Church*, 2nd ed. (London, 1910), pp. 248 ff.

²) William Maskell, *Monumenta Ritualia Ecclesiae Anglicanae*, 2nd ed. (Oxford, 1882), III, 299. It might be mentioned that, in *A Treatise of the Manner and Mede of Mass*, the parishoner is exhorted to think of the passion and the five wounds of Christ at the consecration. *The Lay Folks Mass-Book*, ed. Thomas Frederick Simmons, EETS, 71 (1879), pp. 128-47, vv. 5 ff. Also Arthur's shield bearing the image of the Virgin figures in the poem *Meritae Missae* of John Lydgate. In *The Lay Folks Mass-Book*, ed. *cit.*, pp. 148-54, vv. 144 ff.

³) Frank Allen Patterson, *The Middle English Penitential Lyric* (New York, 1911), pp. 1 ff.

⁴) Patterson, *op. cit.*, p. 55, vv. 41-48. Other poems referring to the five wits in the same vein are *A Confessioun to Ihesu Crist*, *ibid.*, pp. 50-53; and *An Orysoun for Sauynge of þe Fyue Wyttes*, *The Minor Poems of the*

In addition, one finds, especially in the Vernon Manuscript which contains most of the penitential lyrics already cited, separate poems on the five wounds of Christ and the joys of Mary¹).

The above passages from the religious writings in Middle English demonstrate a firm association of the figure of the five wits with confession as it was conducted in the Middle Ages. Moreover, other doctrinal formulations – the five wounds and the five joys – were certainly familiar in this same context. So consistently, indeed, is the expression “misspending the five wits” employed in discussions of penance and in penitential devotions that one can scarcely avoid attributing to the *Gawain*-poet a wholly conscious effort to remind his audience of the confessional when he wrote “Fyrst he watȝ funden fautleȝ in his fyue wytteȝ”. It is further possible, in the light of the use of the concept in the manuals, that he meant it to be understood that his hero was free from venial sin. The second five-fold significance of the pentangle is an entirely natural development of the first. Wishing to extend his series of pentads, the poet singled out the sense of touch for specific mention. For obvious reasons, he refined on the image of “hands” or “touching,” normally employed in the penitential literature, and, in so doing, resorted to the established tradition of allegorizing the five fingers, just as did Chaucer and Langland²).

The five wounds and the five joys – the third and fourth pentads – were such popular themes in the fourteenth century as to be almost inevitable choices. It is possible, of course, that the use of the five joys of the Virgin was suggested to the author by an earlier decision to transfer to Gawain's shield the painting of the Virgin which inspired King Arthur's victories in the early chronicles, such as that of Nennius. Especially clear testi-

Vernon MS., ed. Carl Horstmann, EETS, 98 (1892), p. 35. Patterson also includes (pp. 48–50), under the title *General Confession of Sin*, the prayer from the *Godstow Register* quoted above as an example of an aid to private devotions.

¹) *An Orisoun to the Fyue Woundes of Ihesus Cristus*, Patterson, *op. cit.*, pp. 135–37; *A Prayer to þe Fyue Woundes*, *ibid.*, p. 137; and *An Orisoun to þe Fyue Ioyes of Vre Lady*, *ibid.*, pp. 144–45.

²) *Piers the Plowman*, ed. Walter W. Skeat (Oxford, 1924), I, 507 (C, XX, vv. 111–21). See also Skeat's note, II, 244.

mony as to the association of the five wits with the five wounds, as well as with other formulations, appears in the will of John of Gaunt, dated 3 January 1398. After stipulating that he wishes to be buried in St. Paul's beside "ma treschere jadys Blanch," the Duke orders that many tapers be placed about his coffin, ten of them in the name of the ten commandments, seven for the seven works of charity and the cardinal sins, three in honor of the Trinity, and five for the five wounds and the five senses:

Jeo voille qe soient mys cink cierges grosses en l'onur des cink plaies principalx n're seignour Jesu, et pur mes cynk scens lequelx j'ay multz negligentment despendie, dounte je prie a Dieu de mercy¹).

We are left with the fifth and final pentad, the list of knightly customs for which there are no satisfactory parallels in the literature of penance. The most reasonable explanation for the inclusion of this catalogue in the eulogy of the hero is that the author was thereby conforming to a wellworn romance convention²). The passage of the *Roman de la Rose*, already mentioned, could have provided some guidance, but this would seem a gratuitous assumption in the face of the books of chivalry and the romances. The treatises on knighthood not only list such customs of the order as to hear mass and sermons (piety), to love the commonwealth, and to be courteous and liberal, but they also dwell on the moral significance of each piece of the knight's armor and other gear, including his coat of arms³).

¹) Testament of John, Duke of Lancaster, in Sydney Armitage-Smith, *John of Gaunt* (Westminster, 1904), Appendix I, pp. 420-21. I am deeply indebted to the generosity of Mrs. Marie Hamilton of the University of Arizona for this reference.

²) Cf. *The Foure Sonnes of Aymon*, ed. Octavia Richardson, EETS, ES 44, 45 (1884-5), p. 538; *Parthenope of Blois*, ed. A. Trampe Bödtker, EETS, ES 109 (1912), vv. 2407 ff.; *King Ponthus and Fair Sidone*, ed. F. J. Mather, Jr., *PMLA*, XII (1897), pp. 145-47.

³) *Ramon Lull, The Book of the Ordre of Chyualry*, translated by William Caxton, ed. Alfred T. P. Byles, EETS, 168 (1926), pp. 66 ff; *L'Ordene de Chevalerie*, ed. Roy Temple House (Unpublished Dissertation, University of Chicago, 1918).

The stress in the sixteen-line interpretation of Gawain's pentangle falls on the hero's deeply religious devotion, even when one takes into account the five chivalric virtues. Moreover, the poet chose, for the most part, to express this fundamental aspect of Gawain's character in language made familiar to his audience by the confessional. It is difficult not to believe that this way of presenting Gawain's character was an innovation of the English poet and that it had a potent effect on listeners or readers sated with the completely predictable automaton heroes of most of the other romances of their day. One is strongly tempted to speculate further that the *Gawain*-poet was fully aware that the penitential note is struck, not only here, but also later in his tale – in particular, in Gawain's confession and absolution at the Green Castle (vv. 1867–84) and in his penance-like act of wearing the green lace (“þis is þe bende of þis blame I bere on my nek,” v. 2506) in token of what he considered his cowardice, his covetousness, and, above all, his loss of faith (“vn-trawþe,” v. 2509). For Gawain, the girdle became the symbol of his falling away, however momentarily, from the pentangle, the symbol of his “trawþe” (v. 626), and for this he must do penance.

STANFORD UNIVERSITY

ROBERT W. ACKERMAN

THE REVISIONS AND DEDICATIONS OF THE *EPISTLE OF OTHEA*

In his recent and highly valuable study of the life and works of William Worcester, Mr. K. B. McFarlane remarks¹⁾:

The *Epistle of Othea* which Scrope translated from an existing original written and illuminated for Fastolf in 1450 survives in two slightly different states, one with a long prose dedication to Fastolf, the translator's stepfather, the other with some dedicatory verses to Humphrey, Duke of Buckingham. There is nothing to connect Worcester with either and no manuscript has yet been found with additions identifiable as his²⁾.

Mr. McFarlane here disagrees with a suggestion I once made to the effect that the translation of Christine de Pisan's *Épître d'Othéa*, originally done by Stephen Scrope, might subsequently have been revised by Worcester³⁾.

It is true, of course, that no manuscript of this text has come to light which contains the original Scrope text with alterations and emendations (or even corruptions) in the handwriting of William Worcester⁴⁾. Nevertheless, the text of the *Epistle of Othea*, now in preparation by the present writer, shows certain evidences of editorial revision. The revisions are neither so extensive nor so radical as some of those in the *Dicts and Sayings of the Philosophers*⁵⁾, but they do indicate that some one has, here and there, made textual alterations.

¹⁾ "William Worcester: A Preliminary Survey", *Studies Presented to Sir Hilary Jenkinson*, London, 1957, pp. 196–221.

²⁾ This would provide a *terminus a quo* (1450) for the translation. But it is not at all certain that the translation was made from this manuscript. See the references cited on p. 268, n. 1.

³⁾ *The Dicts and Sayings of the Philosophers*, EETS, OS 211, p. xlii and note 3.

⁴⁾ This is not a very valid argument to set forth, since Mr. McFarlane himself points out (pp. 216–217) that other manuscripts of Worcester's have not survived to this day.

⁵⁾ *op. cit.*, pp. 28–29, 224–225, 289, etc.

Two examples may suffice to illustrate this point. In Glose LXX, where the story of Orpheus and Eurydice is related, Longleat MS. 253 (folio 51) reads:

And an herde coveytyd that fayyr woman. and ranne ffor to a rauysshed hyr. and as she flede afore hym for fere of hym she was betyn with a serpent that was hyd wnder the gresse of the medwe & within a litell while after the mayden dyed.

However, in Morgan MS. 775 (f. 251^v)¹, one finds the text that reads:

An herde coueyted that fayre woman and ran to haue rauissheed hire & as she fledde afore him for fere of him she was betyn with a serpent that was hidde vnder the grasse of the whiche the mayden died in a litille while²).

The text of the Longleat manuscript here seems more awkward than that found in the other two manuscripts of the English version; in any event it is further removed from the French original³):

Vng pastour couuoita la belle et pour elle efforcier se met a cours. et celle qui deuant lui fuyoit pour crainte de lui fu morse dun serpent qui muciez fu soubz herbe dont la pucelle fu morte en petit de temps.

Again, the Longleat manuscript (f. 72^v) relates the story of the Trojan horse in these words:

and the hors was sette opon whelis that rolled it forth to the temple and when nyght come and when the toвне was most in rest than the knyghtes lepid owt of the hors & vent abowte in the Cete.

For this passage, the Morgan manuscript (f. 272) provides the reading⁴):

¹) The contents of this manuscript were listed by the present writer ("Sir John Paston's *Grete Booke*, a Fifteenth-Century 'Best Seller'", *MLN*, LVI [1941], 345-351). The existence of this manuscript was, apparently, not known to Mr. McFarlane.

²) Similarly Cambridge, St. John's College MS. 208 (f. 44^v), though with the corruption "And herde couetise" for the first three words.

³) Bodleian Library, MS. Laud Misc. 570, f. 73; similarly British Museum, MS. Harley 4431, f. 127.

⁴) This is also the text found in St. John's MS. 208, f. 58.

and the horse was set vp-on wheles the whiche rollid it forthe to the temple. and whan nyght come than the knyghtis lepte oute and went aboute in the cite.

This corresponds closely to the text (Glose XCVI) as found in the French version with which the translator was familiar¹):

et sus Roes estoit assis le cheual que ilz trainerent iusques au temple.
et quant la nuit fut venue adonc saillirent hors les chevaliers²).

Another sort of textual variation can also be discovered. For example, in *Allegorie II*, the Longleat manuscript (f. 8) has:

ffor seynt Austyn seyth in the book of the condycions of concupyscence
the whiche be contrary to vs And lettyth vs from Godes lawe And more
also to dispite fleschely delytys & worldly praysynge.

In the French version used in the making of this translation, one finds the corresponding passage to read³):

et dit saint augustin ou liure des meurs de leglise que loffice de attrem-
pance est refraindre et apaisier les meurs de concupyscence qui nous
sont contraires et qui nous destournent de la loy de dieu & aussi
despiter delices charneles et louenge mondaine.

To explain the reading in the Longleat manuscript, Sir George Warner⁴) suggested that "the repetition of 'meurs' caused the translator to omit some words." This was an ingenious suggestion but not the right one, for in the Morgan manuscript (f. 202) one finds:

¹) The translation was probably not made from MS. Laud Misc. 570 but from a manuscript closely related to it; on this point, see my article "Sir John Fastolf's Manuscripts of the *Épître d'Othéa* and Stephen Scrope's Translation of this Text," *Scriptorium*, III (1949), 123-128. By a slip which I simply cannot account for or understand, the Longleat manuscript is identified on p. 126 as "the Lansdowne manuscript". Mr. McFarlane had not, apparently, seen this article and follows (p. 215, n. 3) Miss Kathleen Chesney's view that the translation was made from the Laud manuscript.

²) Laud Misc. 570, f. 89^v; so also Harley 4431, f. 139.

³) Laud Misc. 570, f. 29^v; so also Harley 4431, f. 97.

⁴) *The Epistle of Othéa to Hector*, London, 1904, p. 10, n. 5. Longleat MS. 253 is the property of the Marquis of Bath, who has most graciously permitted me to obtain a microfilm of the manuscript.

And seynt Austyne seyeth in the book of the condicions of the chirche that the office of temperaunce is to refreyne and appese the condicions of concupiscence the whiche be contrary to vs and lettith vs from Goddis lawe. and more-ouyr to dispite fleshely delitis and worldly prayssinges.

The manuscript at St. John's College here has precisely the same text (f. 5^v). Clearly the omission is due to the scribe of the Longleat manuscript and is not the fault of the translator. A number of such slips (*ob homoeoteleuton*) may be found in the Longleat manuscript.

Turning to the dedications, we will note that the text in the Longleat manuscript is dedicated to Sir John Fastolf by his step-son, Stephen Scrope¹). The St. John's College MS. (f. 1) bears a dedication to Humphrey, Duke of Buckingham, in these words²):

..... to you excellent Prynce of wisdom
 fülle myghti Duke vertuous of custom
 Redoubted homfray Cosin to the kinge
 Of Englande to whom longethe myche thinge
 Duke of Bokyngham he is with hole sovne
 Erle of Herford Stafford and Northamtovene.

The Morgan manuscript unfortunately lacks the first leaf of the *Epistle of Othea*; however, the last two lines of the prologue there (f. 200) read:

Plese yow hye princesse to take of this thinge
 The pore effecte of my litille konnynge.

This certainly suggests that the text in the Morgan MS. was dedicated to some unknown noble lady. It was clearly not re-dedicated to Sir John Astley, for whom the manuscript seems to have been written prior to 1461³). Who the lady of

¹) Compare Warner, pp. 1-4, and his Introduction, p. xxvff.

²) The *terminus ad quem* for this dedication would be 10 July 1460, for on that day the Duke of Buckingham was killed at the battle of Northampton. See *DNB*, LIII, 451-453.

³) Cf. A. I. Doyle, "The Work of a Late Fifteenth-Century English Scribe, William Ebesham", *Bulletin of the John Rylands Library*, XXXIX (1957), 306-307.

this dedication may have been has not yet, however, been determined.

One is therefore faced by the problem: was the text dedicated by Stephen Scrope to Sir John Fastolf, and did he (or some one else) then re-dedicate the work to the Duke of Buckingham¹), or is it true that some one (possibly Scrope) originally translated the piece with the view of presenting it to Buckingham and that Scrope later reworked the text for presentation to Fastolf? The latter alternative is, perhaps, the more plausible suggestion, since one would normally expect an author to dedicate his work first to the most prominent individual and then to re-dedicate it, when necessary and desirable, to one of lower stature, rather than to follow the reverse order. Moreover, the text of the Longleat manuscript is further removed from the French original than that found in the two manuscripts not dedicated to Fastolf. The frequent slips due to haplography also suggest that the Longleat text is certainly a more careless and possibly later transcription. Since the Longleat version can be identified with Stephen Scrope and since this text appears to be a later state of the *Epistle of Othea* than that of the other two manuscripts, it is likely, as Mr. McFarlane suggests, that William Worcester did not have a hand in the revision of this translation.

NEW YORK

CURT F. BÜHLER

The Pierpont Morgan Library.

¹) As Mr. McFarlane suggests (p. 215), "there is nothing to connect Worcester with" the Duke of Buckingham — but then there seems to be nothing to connect Scrope with the Duke either!

BEMERKUNGEN ZU EINER NEUEN VERSLHRE MIT ANALYSE VON *EAST COKER* IV

Es dürfte Einigkeit darüber bestehen, daß bei jeglicher Beschäftigung mit Versdichtung die Verwendung eines metrischen Systems und seiner Terminologie zur Verständigung über das wesentlichste Formelement, den Rhythmus, als dringende Notwendigkeit empfunden wird. Hier soll die Aufmerksamkeit auf eine bedeutende Schule der gegenwärtigen anglistischen Verstheorie gelenkt werden, die sich unter Führung von J. Craig LaDrière an der Catholic University in Washington gebildet hat. LaDrière hat seine analytische Methode in einigen Artikeln in Shipleys *Dictionary of World Literature* entwickelt¹⁾, auf die sich die unter seiner Leitung entstandenen Dissertationen berufen. Es sei geprüft, ob sich sein System, das durch die Aufnahme in Shipleys *Dictionary* einer größeren Verbreitung für würdig gehalten worden ist, als Verständigungs- und Arbeitsgrundlage annehmen läßt. Da in diesem Zusammenhang auch an das Desideratum einer neuen englischen Versgeschichte gedacht werden muß, erscheint eine solche Prüfung geboten und gerechtfertigt.

LaDrière unterscheidet *cadence*, *grouping* und *measure*. Bei der Beschreibung seiner Analyse geht er von den "rhythmischen Gruppen" aus. Dies sind die Silbenkombinationen,

¹⁾ New York, 1943. Wir zitieren die revidierte engl. Ausgabe mit dem Titel *Dictionary of World Literary Terms* (London, 1955). In Frage kommt besonders der Artikel "Prosody"; vgl. aber auch "Poetry and Prose", "Prose Rhythm" und "Meter", der letztere nicht von LaD. An Dissertationen liegen vor: Sister Marcella Marie Holloway, *The Prosodic Theory of Gerard Manley Hopkins* (Washington, D. C., 1947), Sister M. Martin Barry, *An Analysis of the Prosodic Structure of Selected Poems of T. S. Eliot* (1948) und Brother Fidelian Burke, *Metrical Roughness in Marston's Formal Satire* (1957). Ich danke Herrn LaDrière, der mir freundlicherweise die beiden letzteren und einige eigene Schriften zur Verfügung stellte.

die sich im Vers wie in der Prosa finden, jedoch mit dem Unterschied, daß die Vers-Gruppen gewöhnlich kleiner sind als die Prosa-Gruppen. Jede Gruppe besteht aus einem Gipfel oder Schwerpunkt (*centroid*), d. h. einer schon vorverslich betonten Silbe, welche die Eigenschaft hat, die weniger betonten Silben ihrer Umgebung an sich zu ziehen, mit denen zusammen sie dann die "Gruppe" bildet. Die "Kadenz" einer solchen Gruppe kann steigend, fallend, wellenförmig oder, wenn einsilbig, neutral sein. Die Zeile "As killing as the canker to the rose" weist z. B. zwei wellenförmige und eine steigende Kadenz auf, in der verwendeten Umschrift: oóo/oóóo/oóó . Dies ist die natürliche Gruppierung schwächerer Silben um eine stärkere.

Von dieser Gruppenkette eines Verses läßt sich nun die eigentliche "allgemeine Kadenz" des Verses abstrahieren, sobald man den fortlaufenden Wechsel von Hebungen und Senkungen als solchen ins Auge faßt. Läßt man in der Zeile "The curfew tolls the knell of parting day" (Gruppen: oóo/ó/oó/oóo/ó) die Gruppengrenzen außer acht, so erkennt man, daß die Gruppenkadenzen durchkreuzt werden von einer allgemeinen Kadenz alternierenden Charakters: oóoóoóoóoó . In diesem Fall liegt eine regelmäßige, "metrische" Kadenz vor. Es gibt aber auch Verse von "nur rhythmischer" Kadenz, zu denen wahrscheinlich Stabreimverse, freie Rhythmen u. dgl. gezählt werden würden.

Zur Bezeichnung der Einheiten, aus denen sich die allgemeine Kadenz zusammensetzt, wird der Begriff des Versfußes verwandt. Es wird also klar zwischen "natürlichen Gruppen" und "Einheiten der allgemeinen Kadenz" (= Versfüße) unterschieden. "Foot, strictly, has no meaning apart from regular general cadence or meter."¹⁾ Der "metrische" Vers läßt sich demnach definieren als ein Vers, in dem sich gleiche Versfüße wiederholen. "If the general cadence is irregular, namely, if the relation of stress to slacks across the lines varies, the line consists of different types of *units* (those provided by the rhythmic groups) but not of different kinds of *feet*."²⁾ LaDrières Schule behauptet damit, daß die zitierte

¹⁾ Sister M. Martin Barry, S. 38.

²⁾ *Ib.*, S. 39.

Zeile "The curfew tolls the knell of parting day" bezüglich der allgemeinen Kadenz aus fünf Versfüßen, nämlich Jamben, bestehe, und teilt dann so ab: oó/oó/oó/oó/oó .

Zur dritten Kategorie stellt LaD. fest, daß der Begriff des Metrums, obwohl lose anwendbar auf das, was er "general cadence" nennt, im Grunde dem Element der Zeit vorbehalten sein sollte. Er gesteht ein, daß die zeitlichen Verhältnisse im Vers eine Rolle spielen: "We may measure from stress to stress, from pause to pause, or from the beginning to the end of a given cadence or group."¹⁾ Die gefundenen Zeitabschnitte sind entweder gleich oder ungleich. Die Regelmäßigkeit einer allgemeinen Kadenz entspricht einer Regelmäßigkeit zeitlicher Abstände. Aber es heißt dann weiter: ". . . since it does not occur in all verse and is rare in rhythmical prose, we must conclude that regular temporal measure is no more necessary for the constitution of rhythm as such than is metrical regularity in cadence." Diese Auffassung macht es verständlich, daß in der benutzten Umschrift zeitliche Verhältnisse nicht berücksichtigt werden. Von hier aus gesehen, hätten wir es also trotz des zitierten Eingeständnisses mit einer Schule von "stressers", nicht von "timers" zu tun. Natürlich hängt hier vieles, wenn nicht alles, an der Rhythmus-Definition. LaD. bemerkt an derselben Stelle auch: "The rhythmic impulse clearly tends to regularity, and we may perhaps even say that regular rhythms are more truly rhythmical than irregular." Dieser Satz deutet die Schwierigkeit seiner Position an und zeigt, daß die Verslehre vielleicht gut daran täte, eine Rhythmus-Definition anzuerkennen, die nur dem Vers, nicht aber der Prosa rhythmischen Charakter im strengen Sinne zubilligt. Diese Frage braucht jedoch nicht weiter diskutiert zu werden, da sie in der Praxis der von LaD. geförderten Versanalysen keine Rolle spielt.

Nunmehr einige Worte zur Kritik. Die rhythmischen Gruppen entsprechen etwa Heuslers "Kola"²⁾. Diese stimmen insofern mit den Gruppen überein, als auch ihnen ein "Gipfel" mit angelehnten proklitischen oder enklitischen Silben zuge-

¹⁾ *Dictionary*, S. 326 (Artikel "Prosody").

²⁾ A. Heusler, *Deutsche Versgeschichte*, 2. Aufl. (Berlin, 1956), I, § 65.

schrieben wird; sie unterscheiden sich von den Gruppen, insofern sie als "Atemgruppen" bis zu sechs Silben aufweisen können. Solche längeren Kola würden in dem neuen System wahrscheinlich zwei Gruppen ergeben. Der Unterschied kommt vermutlich dadurch zustande, daß trotz allem die an sich hier nicht in Betracht kommenden Versfüße bei der Definition der Gruppe im Hintergrund gestanden haben. Mehrere Gruppen können zu größeren Sinneinheiten zusammengefaßt werden, zu *phrases* und *numbers*. Hier ist man geneigt, an Heuslers "merklichere Gruppengrenzen" (= Zäsuren) zu denken. Im Grunde handelt es sich wohl um dieselben Phänomene, nur daß das sprachliche Feld hier und dort etwas anders aufgeteilt zu sein scheint. Doch hat das Auftauchen der kleinen Gruppen bei LaD. seine eigene Problematik. Von der Verwirrung, die dadurch entstehen kann, daß z. B. Sister Martin auch für die Gruppenkadenzen unumwunden die Versfußterminologie benutzt, die ja nach ihren eigenen Worten nur auf die allgemeine Kadenz anzuwenden ist, sei hierbei ganz abgesehen. Es ist zunächst die Frage, ob die Gruppen, insofern sie wirklich "natürliche", d. h. vorverslich gegebene Gruppen sind, prinzipiell im Vers kleiner sind als in der Prosa. Dies darf bezweifelt werden. Wenn man etwa ein Prosastück daraufhin untersucht, so ergibt sich kaum ein Unterschied zu den von Sister Martin für die von ihr untersuchten Eliot-Gedichte angegebenen Zahlen. Wichtiger als dies ist jedoch eine andere Überlegung. Bekanntlich kann der Vers sprachlich sonst verhältnismäßig leichte Silben als Hebungen behandeln; LaD. führt etwa als Beispiel das Wort *necessity* an, das im Vers als oóoó vorkommen mag. Diese Akzentuierung darf jedoch auf die natürlichen Gruppen nicht angewandt werden – oder es sind eben keine "natürlichen" Gruppen, sondern "Vers"-Gruppen, deren wirklicher Charakter erst von der allgemeinen Kadenz her erkannt werden könnte. Umgekehrt kann aber auch die Kadenz nur im günstigsten Fall, nie aber ausschließlich von den Gruppen her bestimmt werden. Sister Martin macht einen solchen Fehler nicht, verfällt aber dafür in ein anderes Extrem. Sie behandelt in einem ersten Kapitel die Gruppen völlig isoliert von allen metrischen Fragen. Die Folge ist, daß sie praktisch die Verse wie Prosa behandelt: wir er-

fahren etwas über den vorverslichen rhythmischen Charakter des Eliotschen Sprachmaterials; da man ja *a priori* nicht wissen kann, wie der Vers ein Wort wie *necessity* rhythmisiert, muß es hier immer als oóoo registriert werden. Der Wert aber dieser Kategorie der Gruppe kann nur darin bestehen, über die Sprachbehandlung des Verses Aufschluß zu geben. Welche natürlichen Gruppen ein Dichter an sich verwendet, ist eine nebensächliche Frage. Eine wichtige Einsicht, die uns die Beobachtung der Gruppen vermittelt und um deretwillen man in Zukunft damit arbeiten sollte, ist aber zweifellos die, daß z. B. die rhythmische Folge oóoóoóoóoó das eine Mal die Gruppe oóo bevorzugt, das andere Mal verschiedene Gruppen, etwa vorwiegend steigender Kadenz, enthält:

Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht¹⁾

oóo oóo oóo oó

I sprang to the stirrup, and Joris, and he

oó oóo oóo oó

Was die Versfüße angeht, so schließen wir uns der Kritik Heuslers an²⁾. Selbst wenn man seine Zeitmessungen nicht anerkennen wollte, müßte man doch zugeben, daß es ungemein praktisch ist, sich auf eine grundsätzlich gleiche Abteilung der "Füße" zu einigen. Läßt man jeden "Fuß", den man dann allerdings besser als "Takt" bezeichnet, mit der Hebung beginnen, so ist man der Mißlichkeit enthoben, die sich nach wie vor bei LaDrières Schülern findet, z. B. "By seagirls wreathed in seaweed red and brown" oó/oó/oó/oó/oó im Gegensatz zu "Every street-lamp that I pass" óo/óo/òo/ó oder gar "Combing the white hair of the waves blown back" óo/oó/óo/oó/òó³⁾. Eine solche Schreibweise überläßt sich gewöhnlich un-

¹⁾ U. Pretzel spricht mit Recht von einem "statischen Maß" der betreffenden Goethe-Verse (in "Deutsche Verskunst", *Deutsche Philologie im Aufriß*, hg. W. Stammer, III [Berlin, 1957], 2339).

²⁾ Diese Kritik hat in der anglistischen Fachliteratur natürlich ihre Parallelen. Vgl. z. B. W. L. Schramm: "If we search for some temporal measuring stick to describe the primary rhythm of the line, about all we can find is the rhythmical interval, the time between the stresses. This, from the physical standpoint, is the real foot . . . This conception of the foot bears a close analogy to the conception of the measure in music." (*Approaches to a Science of English Verse* [Iowa, 1935], S. 70).

³⁾ Sister M. Martin Barry, S. 44 bzw. 49.

bekümmert dem zufälligen Versanfang. Fehlte im ersten Beispiel etwa das "by", so würde man wahrscheinlich "Trochäen" schreiben. Es muß erneut die Forderung erhoben werden, im Zusammenhang mit der allgemeinen Kadenz auf die Fuß-Terminologie zu verzichten. Dann stünden auch ihrem metaphorischen Gebrauch zur Beschreibung der Gruppenkadenzen keine Bedenken entgegen.

Einen Rückschritt muß man auch darin sehen, daß die Umschrift die zeitlichen Relationen unberücksichtigt läßt. Hier aber scheiden sich offenbar weiterhin die Meinungen. Es soll nicht geleugnet werden, daß in einfachen Fällen die Kenntnis der Verteilung von Hebungen und Senkungen genügt, um den Rhythmus erraten zu können. Es muß aber entschieden daran festgehalten werden, daß nur die Einführung einer Notenschrift es ermöglicht, sich über Feinheiten des Rhythmus zu verständigen oder über verschiedene Möglichkeiten von Lesarten zu diskutieren. Diese Feststellung soll anhand eines Beispiels erhärtet werden.

Im folgenden sei die Versanalyse eines Gedichtes versucht, die sich die Heuslersche Methode zu eigen macht, aber zugleich zeigt, in welcher Richtung sie weiterentwickelt und einer gewissen Starre entrückt werden kann. Die Analyse möge implizite die Kritik der neuen Methode der Umschreibung enthalten ebenso wie die der unseres Erachtens zu rigoristischen Auffassungen Heuslers bezüglich der Sprachbehandlung, insbesondere der "Sprachbeugung"¹⁾. Als Gedicht wählen wir das von Sister Martin nicht besprochene, aber verslich besonders interessante *East Coker* IV, das wir zunächst mit dem von Sister Martin berücksichtigten *Sweeney among the Nightingales* vergleichen²⁾.

¹⁾ Es möge hier genügen anzudeuten, daß wir Heuslersche Ausführungen wie etwa die folgende mit einem Fragezeichen versehen möchten: "Fest steht das eine: schwebende Betonung kommt überhaupt nur in Frage bei kranken Versen, d. h. tonbeugenden, sprachwidrigen." Bd. I, S. 47. Vgl. ferner Bd. I, § 67, 68–72 und 82–83. Unsere Auffassung deckt sich im Prinzip, wenn auch nicht in den Einzelheiten mit der des erwähnten Artikels in *Deutsche Philologie im Aufriß*, Bd. III, besonders S. 2439 ff.

²⁾ Texte: T. S. Eliot, *Four Quartets*, 8th ed. (London, 1950), S. 20f., bzw. *Collected Poems*, 13th ed. (London, 1949), S. 57f.

Da LaDrières Schüler weitgehend mit Statistiken arbeiten, setzen auch wir eine Statistik, jedoch nach eigenen Gesichtspunkten, an den Anfang:

	<i>Sweeney</i>		<i>East Coker IV</i>	
	Anzahl	%	Anzahl	%
Zeilen pro Strophe	4		5	
Zeilen pro Strophe, deren Taktzahl von der Norm abweicht	0		2	
Gesamtzahl der Zeilen, deren Taktzahl von der Norm abweicht	0	0	10	4
„Taktumstellungen“ ¹⁾	7	4,4	2	1,7
„Leichte“ Hebungen ²⁾	7	4,4	5	4,4
Fehlender Auftakt in x Zeilen	7	17,5	0	0
Zu leichte Hebungen	1	0,6	9	7,8
Zu schwere Senkungen ³⁾	1 [?]	0,6	1	0,9
Doppelte Senkungen ⁴⁾	0	0	1	0,9
Regelmäßige Zeilen ⁵⁾	38	95	17	68

Die Aufschlüsselung der Hebungen nach dem Sprachmaterial (Substantive, Adj. usw.) führte zu keinem brauchbaren Ergebnis, da gerade in entscheidenden Fällen (Präp., Pron.) stark- und schwachtonige Wörter unterschieden werden müssen (z.B. *beneath* stark, *of* schwach). Zwar ist die Natur der sprachlich schwachtonigen Wörter, die unter eine Hebung fallen, und umgekehrt nicht unwesentlich. Man wird jedoch jeden Fall für sich beurteilen müssen.

Analyse

I. Die Statistik. Sie läßt folgende Feststellungen zu:

1. „Taktumstellung“, fehlender Auftakt und „leichte“ Hebungen tun dem Eindruck alternierender Regelmäßigkeit,

¹⁾ Wir belassen es bei diesem bekannten, wenn auch nicht sehr glücklichen Ausdruck, um die zu Versbeginn häufige Abweichung 0000 von der Norm 0000 zu benennen.

²⁾ Die Grenze zwischen leichten und zu leichten Hebungen ist oft schwer zu ziehen. So haben wir etwas willkürlich in dem Typ *in the house* das *in* als leicht, aber in dem Typ *of the house* das *of* als zu leicht klassifiziert, was jedoch bei einem Vergleich auf das Gesamtbild keinen Einfluß hat. Der Typ *maculate* gilt als leicht. Ausgesprochen zu leicht ist etwa der Artikel in „Resolving the enigma . . .“

³⁾ „The waiter brings in oranges“ (*Sweeney*) – sehr mild. „The whole earth is our hospital“ (*E. C. IV*) – sehr kraß.

⁴⁾ „Endowed by the ruined millionaire“.

⁵⁾ Einschließlich solcher mit „Taktumstellung“ zu Versbeginn, mit leichten Hebungen, fehlendem Auftakt und unterschiedlicher Taktzahl.

der in dem Sweeney-Gedicht vorherrscht, keinen Abbruch. All dies ist in *Sweeney* stärker vertreten als in *East Coker* IV.

2. Unterschiede der Gesamtstruktur wie abweichende Zeilenlänge und Anzahl der Zeilen pro Strophe scheinen in diesem Falle wesentlich zu sein, aber besonders wohl deswegen, weil diese Phänomene in Verbindung mit anderen "Unregelmäßigkeiten", die für *East Coker* IV charakteristisch sind, auftauchen.

3. Ausschlaggebend für "unregelmäßigen" Rhythmus sind die zu leichten Hebungen, die zu schweren Senkungen und die doppelten Senkungen.

II. Was die Statistik nicht zeigt. (Wie weit das Folgende statistisch erfaßbar sein mag, bleibe dahingestellt.) Hier gilt es, die Besonderheiten von *E. C.* IV noch stärker herauszuarbeiten.

Die Hebungen auf sprachlichen Schwächen werden eingeführt in Str. I, Z. 4 (ein Fall) und Z. 5 (zwei Fälle), also in den Zeilen, die ohnehin durch ihre vergrößerte Taktzahl aus dem Rahmen fallen: die Wirkung summiert sich. Auf Grund des durch die Eingangsverse I, 1-3 und die meisten übrigen Verse des Gedichts gegebenen Rahmens $\times/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}$ scheint man zunächst gezwungen zu sein, I, 4 und 5 so zu lesen:

$$\begin{array}{c} \times/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times} \\ \times/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times} \end{array}$$

Das bedeutet aber schärfsten Konflikt mit der natürlichen Sprechweise. Würde Heusler hier von Sprachbeugung sprechen? Der Gesamteindruck des Gedichts läßt aber auch folgende Leseweise zu, ohne daß dabei der Rhythmus zu Prosa verwischt würde:

$$\begin{array}{c} \times/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times} \\ \times/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times}/\acute{\times} \end{array}$$

Hier haben wir eine Art Synkopierung eingeführt. Wenn es die phonetischen Voraussetzungen zulassen, kann die dem fraglichen Takt vorhergehende unbetonte Silbe über den Iktus des nächsten Taktes hinweg gehalten werden, der damit selbst nicht hörbar wird und erforderlichenfalls auch pausiert wer-

den kann, so daß damit die fragliche Schwäche auch im Vers als Senkung, nicht mehr als Hebung erscheint. Es zeigt sich somit, daß die Kadenz der natürlichen Gruppen den Sieg über eine vorgegebene ideale allgemeine Kadenz davonträgt, etwa in Vers 5: "Resolving the enigma of the fever chart" oóo oóo oóo ó. Es gibt nun außer der von uns vorgeschlagenen Lesart mindestens noch vier weitere Möglichkeiten, deren Bevorzugung vielleicht weitgehend eine Geschmacksfrage ist und als solche getestet werden könnte. Wir führen nur die zwei fraglichen Takte an:

$$1. \acute{\times} \times / \Lambda \sim$$

Wie schon erwähnt, kann die betreffende Hebung auch pausiert werden. Vielleicht ist diese Schreibung sogar, weil sie einfacher und klarer ist, vorzuziehen; denn rhythmisch besteht kein Unterschied. Hier also zu lesen: "(Re)sólving – Viertel-Pause – the e-(nígma)" statt, wie zunächst vorgeschlagen: "(Re)sólving . . . ng – the e-(nigma)."

$$2. \acute{_} / \Lambda \sim$$

Zu lesen: "(Re)sól- – Viertel-Pause – ving the e-(nigma)". Auch hier könnte als Variante natürlich das *l* von "resolving" (oder etwa sonst ein langer Vokal) die Pause füllen.

$$3. \acute{_} / \acute{\times} \sim$$

In diesem Falle haben wir wieder eine halbe Note für die Silbe -sol-, das -ving wird jedoch unter die nächste Hebung genommen, ohne daß ihm ein entsprechend starker Akzent zuteil würde.

$$4. \acute{\times} \sim / . . .$$

"-solving the e-" würde nur einen Takt füllen, der Gesamtvers würde um einen Takt verkürzt. Diese Lösung muß für das vorliegende Gedicht als unwahrscheinlich gelten.

Es mag eingewandt werden, daß hier der Rhythmus allzu pedantisch bestimmt werden soll und daß für die Zeile 5 die Umschreibung (jetzt Abteilung nach Versfüßen!) oó/oó/oó/oó/oó/ó oder oó/oó/oó/oó/oó/oó u. dgl. genüge. Diesen Standpunkt können wir nicht teilen.

rhythmisch wahrgenommen wird, ist hier nur die größere Zeilenlänge, damit der größere Nachdruck der Strophen-schlüsse. Auch II, 4 ließe sich in ähnlicher Weise um einen Takt verlängern; es handelt sich allein um die Frage, wie ausdrucksvoll man lesen möchte. – Das Ergebnis: In II, 4 und 5 wird – man möchte sagen die Kurzatmigkeit, die Erregtheit des Sprechenden noch stärker wegen der Zäsuren und ihrer natürlichen Folge für den Rhythmus.

Es überrascht nun nicht mehr, wenn in III, 1 der alternierende Rahmen vollends gesprengt wird. Wie man auch lesen will, Alternieren oder schwebende Betonung ist ausgeschlossen. Der Versuch brächte bereits deutlich genug die Ausnahmestellung des Verses zum Ausdruck. Wir schlagen vor ("The whole earth is our hospital"):

× / ˘ / ˙ ~ / ˙ × / ˙

– was der Prosa, auch wegen der zu leichten Hebung auf *-tal*, gefährlich nahe kommt, aber wohl durchaus der dichterischen Absicht entspricht. Diese Zeile wirft ein zentrales Problem der Verstheorie in aller Deutlichkeit auf. Rein äußerlich, vom Rahmen her gesehen, ist der Vers völlig "regelmäßig": × / ˙ × / ˙ × / ˙ × / ˙, und halten wir uns rigoros an den Rahmen, so kann das Verdikt nur "Sprachbeugung" lauten. Aber die Entscheidung ist so einfach nicht zu treffen. Sie hängt von der Größe des Zwanges ab, den der Rahmen ausübt, und dieser Zwang ist immer relativ und wird sogar vom Inhalt des Gedichts mitbestimmt. Es gibt prinzipiell zwei Möglichkeiten der Deutung; beide sind Extreme. 1. Wir haben einen "kranken" Vers im Sinne Heuslers, d. h. die Fesseln des Rahmens erwiesen sich für den Dichter als zu stark, er setzt sich über sie hinweg und begnügt sich damit, den Rahmen rein äußerlich einzuhalten. Wie zu lesen ist, darüber hat sich Heusler zur Genüge geäußert. Die Lösung ist dem Sprecher zu überlassen und gehört selbst eigentlich nicht mehr in den Bereich der Verslehre. Im Extremfall wie in "Vérlacht, vérhöhnt ùnd verspéit" bleibt nur die Kapitulation. 2. Wir haben eine bewußte Abweichung vom Rahmen aus funktionalen Gründen. Das beabsichtigte rhythmische Bild kann leichter oder schwerer erkennbar sein und ist oft nur mit einem gewissen Grade von Wahr-

scheinlichkeit zu erschließen. Als einfacher und durchsichtiger Fall gehört hierher die sog. Taktumstellung zu Beginn jambischer Verse – ein leicht aufrauhendes Element, das unserem Rhythmusgefühl besonders wohlgefällig erscheint. Auf der anderen Seite kann die Abweichung bis zur Auflösung der rhythmischen Linie vorgetrieben werden. Es wird auch Fälle geben, wo sich ein Dichter mit dem Silbenzählen begnügt und doch zugleich im “kranken” Vers einen neuen Rhythmus von funktionalem Wert verwirklicht.

Nachdem unser Gefühl für den Rhythmus des Rahmens durch III, 1 mehr oder weniger aus den Angeln gehoben worden ist, werden wir die einzige doppelte Senkung des Gedichts in III, 2 nicht mehr als besonders auffällig empfinden, eine weitere Härte aber ist sie auf jeden Fall. Im übrigen gleitet der Versschluß zur alternierenden Regelmäßigkeit zurück, die wir 68% der Zeilen zusprechen möchten. III, 3 muß als äußerst regelmäßig gelten. Der Zäsur nach “wherein” wird man gern durch Pause mit nachfolgender Doppelsenkung gerecht werden (die niemand mit der soeben erwähnten Doppelsenkung $\times/\acute{\times}\sim/\acute{\times}\times$ verwechseln wird), was den Rhythmus nicht stört und woran man sich inzwischen gewöhnt hat, und der Binnenreim mit “well” und “shall” unterstreicht die alternierende Tendenz des Verschlusses, wobei er den mangelnden Reim des “shall” auf “hospital” grandios überspielt. Zu III, 4 wäre zu sagen, daß durch die Taktumstellung zu Beginn das “shall/die” prächtig herausgehoben wird. Während in einer viertaktigen Zeile der Nebenakzent auf “absolute” ganz unauffällig wäre, ist er hier in der ausdrucksstarken Aufzählung zweier gewichtiger Adjektive (“absolute paternal care”), welche die Zeilenverlängerung auch inhaltlich-syntaktisch unterstreicht, wohl nicht ohne rhythmische Bedeutung. III, 5 hat wieder Zäsur, auf die die besprochene Lesart angewandt werden kann.

Daß die zwei ersten Zeilen der IV. Strophe in ihrer Regelmäßigkeit dem Inhalt entsprechen, ist offensichtlich. Hier wäre auf außerrhythmische Einzelheiten hinzuweisen, z. B. auf die Vokalwerte – wie etwa das lange [i:] in “fever” vokal-symbolisch die Höhenlage, die mit “knees” erreicht worden ist, beibehält, wie in “sings” und “wires” die Vibration einge-

fangen ist usw. Übrigens könnte dadurch die Rhythmik beeinflusst werden, wenn wir etwa ausdrucksstark läsen:

The fever sings in mental wires

$\times / \acute{\times} \times / _ / \times \times / \acute{\times} \times / \acute{\times} \times$

– also “sing- . . . s” hinausziehen, oder sogar:

$\times / _ / \times \times / _ / \times \times / \acute{\times} \times / \acute{\times} \times$

Inzwischen mag man so mutig geworden sein, für IV, 3 folgendes anzusetzen (mit “Taktumstellung” am Anfang):

$\acute{\times} \sim / _ / \times \sim / _$

wohingegen allerdings $\acute{\times} \sim / _ / \acute{\times} \sim / _$ natürlicher wirkte und zugleich mit dem Akzent auf “then” den Akzent auf “if” (statt oooó!) rechtfertigen könnte.

Zu den beiden Adjektiven in IV, 4 vgl. die in III, 4. Zur Zäsur in IV, 5 vgl. II, 5 und III, 5. Die “leichte” Hebung nach der Zäsur ist hier so leicht, daß wir mit um so größerer Sicherheit innerversich $_ / \wedge \sim / \acute{\times}$ annehmen dürfen. Zu V, 1 und 2: “Our” ist einsilbig gemessen wie in II, 1 und 5 und III, 1 und auch als Hebung in II, 4. Zum Anfang von V, 4 vgl. II, 4, zu Z. 5 vgl. II, 5.

Wesentlich für den Rhythmus des Gedichts ist seine Syntax, die den inhaltlichen Kontrasten Rechnung trägt. In II, 1 könnte man deswegen z.B. eine leichtere Zäsur annehmen, die die bereits mehrfach erwähnte Folge für den Rhythmus haben könnte. Die rhythmische Gesamttenenz geht auf jeden Fall fort vom alternierenden “The wounded surgeon plies the steel”, was rhythmisch, abgesehen vom Auftakt, mit “Apeneck Sweeney spreads his knees” identisch ist (sogar bis auf die natürlichen Gruppen!), hin zu anderen Formen, die als “Unregelmäßigkeiten” empfunden werden, aber als solche zum Wesen des Gedichts gehören. Die Verschmelzung von Aussage und Rhythmik muß hier als besonders gelungen bezeichnet werden. Vergessen wir aber nicht, daß das gleiche von *Sweeney* gelten kann, das auf seine Art den rein alternierenden Rhythmus für Aussagen, die wahrlich anderer Natur sind, nutzbar macht.

Worauf es uns bei der Analyse ankam, war weniger für eine bestimmte Versinterpretation des Gedichts zu werben, als darzutun, daß uns das Heuslersche System nach wie vor das geeigneteste zu sein scheint, das eine Diskussion und eine Verständigung über Feinheiten des Rhythmus zuläßt. Dabei ist es unerheblich, ob etwa wirklich das Zeitverhältnis in einem jambisch-trochäischen Vers 1:1 oder 2:1 ist. Mit Hilfe einer Notenschrift läßt sich im übrigen auch diese Frage ohne weiteres erörtern.

FREIBURG i. BR.

EWALD STANDOP

ZUR REZEPTION FRANZÖSISCHER LEHNWORTER IM MITTELENGLISCHEN

In Untersuchungen über den Einfluß des Französischen auf den mittenglischen Wortschatz wird immer wieder hervorgehoben, daß wir hinsichtlich der Chronologie der einzelnen Entlehnungen auf sehr unsicherem Boden stehen. Die Erstbelege des *NED* sind oft unzuverlässig, und seit dem Erscheinen des großen Werkes haben wortgeschichtliche Spezialuntersuchungen eine reiche Ernte an Vordatierungen eingebracht. Solche Entdeckungen werden seltener werden, je weiter die Veröffentlichung des *Middle English Dictionary* voranschreitet. Trotzdem aber bleibt der Wert der Erstbelege problematisch. Können wir sicher sein, so lautet gewöhnlich die Frage, ob ein frz. Lehnwort, das gegen 1300 zum ersten Male belegt ist, nicht schon viel früher ein Bestandteil der englischen Sprache war und uns nur wegen der Spärlichkeit der Überlieferung in den ersten beiden Jahrhunderten nach der normannischen Eroberung verborgen geblieben ist? Die Antwort ist in der Regel ein uneingeschränktes Nein. Damit begnügt man sich, und die Frage, ob sich diese Unsicherheit vielleicht beseitigen oder wenigstens verringern läßt, wird nur in den seltensten Fällen überhaupt gestellt und dann ebenso verneint¹⁾.

Die Erfolge der jahrzehntelangen Bemühungen um frühere Belege als die im *NED* enthaltenen haben aber nicht nur zu dieser skeptischen Beurteilung, sondern daneben auch zu einer Überbewertung der Erstbelege geführt. Ist ein frz. Lehnwort bereits sehr früh belegt und vergeht bis zu seinem nächsten

¹⁾ Vgl. A. C. Baugh, "The Chronology of French Loan-Words in English", *MLN*, 50 (1935), 92: "... the number of words found in a given period (at least up to 1400), seems to bear a very direct relation to the amount of literature preserved through the various centuries of Middle English. Unfortunately there is no remedy for whatever element of error results from this circumstance."

Auftauchen ein Jahrhundert oder mehr, so sieht man darin nur eine Bestätigung der Annahme, daß die Überlieferung zu lückenhaft ist, um über den tatsächlichen Sprachbestand zuverlässig Auskunft zu geben. Man vergißt dabei nur allzu leicht, daß der Erstbeleg nicht nur nach, sondern ebenso gut auch lange vor der eigentlichen Rezeption des betreffenden Wortes erscheinen kann. Bei der Zweisprachigkeit, die für einen großen Teil der me. Periode charakteristisch ist, muß man damit rechnen, daß frz. Ausdrücke mehr oder weniger zufällig in die Äußerungen engl. Sprecher eindringen, für die Sprache als Ganzes, ja selbst für den engl. Wortschatz dieser Sprecher aber völlig bedeutungslos blieben. Die zahlreichen me. *nonce-words* frz. Herkunft¹⁾ zeigen, daß dies häufig der Fall gewesen ist. Frühe Belege wie die von *iustise*, das nach seinem Auftreten in der *Peterborough Chronicle* (1135, 1140) erst am Ende des 13. Jhs. wieder erscheint, werden aber nur deshalb anders beurteilt als die der *nonce-words*, weil das Wort sich später in der engl. Sprache festgesetzt hat und weil sich die Lücke in der Überlieferung durch einen Hinweis auf die Unzulänglichkeit der Quellen leicht erklären läßt.

Sind aber unsere Quellen für das Frühme. bis etwa 1300 tatsächlich so unzulänglich? Man kann diese Frage nicht einfach durch einen Hinweis darauf beantworten, daß Zahl und Umfang der aus dieser Zeit erhaltenen Texte im Vergleich zum 14. und 15. Jh. sehr gering sind. Vielmehr sollte man zunächst prüfen, ob die vorhandenen Quellen bereits so ausgeschöpft worden sind, daß man weitere Aufschlüsse über die Aufnahme des frz. Lehngutes von ihnen nicht erwarten kann. Dabei müssen sich jedoch ernsthafte Bedenken einstellen. Die Arbeiten über den frz. Einfluß auf den me. Wortschatz sind bisher über die Katalogisierung der Lehnwörter, die Bestandsaufnahme für einzelne Texte, statistische Berechnungen über die Stärke ihres Einströmens zu verschiedenen Zeiten und ihre Zuweisung an einzelne Einflußsphären nicht hinausgekommen. Durch diese einseitig auf das fremde Wortgut gerichtete Betrachtungsweise verbaute man sich den Blick dafür, daß

¹⁾ Vgl. die Statistik bei F. Mossé, "On the Chronology of French Loan-Words in English", *English Studies*, 25 (1943), 33-40.

man es bei den Vorgängen in England nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ mit etwas anderem zu tun hat als etwa bei den gleichzeitigen Entlehnungen des Mittelhochdeutschen aus dem Französischen.

Nun ist zwar ein großer Teil des frz. Wortgutes im Me. wie im Mhd. ein Spiegel der kulturellen Vormachtstellung Frankreichs. Diese Wörter kommen mit neuen Begriffen nach England, für die es der heimischen Sprache an Bezeichnungen fehlte. Sie greifen nicht in das vorhandene Bezeichnungssystem ein, sondern erweitern es. Hinsichtlich dieser Wörter beklagt man sich mit Recht über die Unzulänglichkeit der frühme. Quellen. Wir haben keine Kontrolle darüber, ob sie nicht vielleicht nur deshalb fehlen oder selten auftreten, weil von den betreffenden Begriffen in den erhaltenen Texten zufällig nicht die Rede ist.

Daneben aber steht, charakteristisch für das Me., eine große Anzahl von Wörtern, die nicht mit neuem Kulturgut nach England gekommen sind, sondern ihre Übernahme einzig dem Nebeneinander der beiden Sprachen auf engl. Boden verdanken. Sie dringen in das heimische Bezeichnungssystem ein und verdrängen die alten Ausdrücke oder schränken sie in ihrem Geltungsbereich ein. Ihre Geschichte im Englischen ist zugleich die Geschichte der heimischen Wörter, mit denen sie in Berührung getreten sind. Deshalb darf man sich über die Unzulänglichkeit der Quellen bei dieser Gruppe von Lehnwörtern erst dann beklagen, wenn man festgestellt hat, daß aus einer Untersuchung der entsprechenden engl. Ausdrücke keinerlei Aufschlüsse zu gewinnen sind. So wird man die Lücke, die zwischen den ersten Belegen von *iustise* und dem nächsten Auftreten des Wortes besteht, anders beurteilen, nachdem sich gezeigt hat, daß in dieser Zeit der Begriff 'Gerechtigkeit' häufig vorkommt, aber immer durch *rihtwisness* (-hed) oder *right* bezeichnet wird, und zwar in Texten, die sowohl nach Inhalt und Entstehungsort wie nach dem Bildungsstand des Verfassers und der von ihm angesprochenen Leserschaft verschieden sind (z. B. *Trinity Homilies*, *Vices and Virtues*, Lazamons *Brut*, *Ancrene Riwe*, *Genesis and Exodus*).

Untersuchungen, die auf eine solche Weise das heimische Wortgut einbeziehen, können sich freilich nicht mit dem Ma-

terial der Wörterbücher begnügen. Nur die Quellen selbst geben Auskunft darüber, auf welche engl. Ausdrücke jeweils zu achten ist. Aber auch wenn man die heimischen Wörter gefunden hat, die den fremden gegenüberstehen, ist noch nicht viel erreicht. Erst die Berücksichtigung ihrer relativen Frequenz ergibt ein genaueres Bild. So ist in der *Ancrene Riwle* (EETS 225) *passiun* (10 Belege neben 1 für *þrowung*) anders zu beurteilen als *suffren* (3 Belege neben 88 für *þolien* und 11 für *drien*), dieses wieder anders als *suffryn* in *Handlyng Synne* (40 Belege neben 1 für *þolen* und 3 für *drye*). Der Gebrauch von *asaumple* in der *Ancrene Riwle* (4 Belege neben 16 für *uorbisne*) und im *South English Legendary* (EETS 235, 236; 14 Belege neben 3 für *forbusne*) läßt erkennen, wie sich der Schwerpunkt vom engl. auf das frz. Wort verlagert hat. Vergleiche dieser Art müssen sich natürlich, um Zufälligkeiten auszuschalten, auf eine größere Zahl von Texten stützen. Sie müssen außerdem die verschiedenen Bedeutungen oder Bedeutungsschattierungen der Wörter und ihre eventuelle Gebundenheit an bestimmte Kontexte in Betracht ziehen, denn erst eine solche Aufgliederung gibt Aufschluß über Einzelheiten des Vorganges, der zur Rezeption des fremden Wortes geführt hat.

Die erste auf die Quellen gestützte und auch die Frequenz berücksichtigende Untersuchung des Verhältnisses frz. Lehnwörter zu ihren engl. Synonymen wurde vor fast vier Jahrzehnten von O. Funke veröffentlicht¹⁾. Diese Arbeit begnügt

¹⁾ "Zur Wortgeschichte der französischen Elemente im Englischen", *Englische Studien*, 55 (1921), 1–25; unter Weglassung der Wortliste wieder abgedruckt in *Wege und Ziele. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge* (Bern, 1945), S. 99–121. Schon früher hatte Funke lateinische Lehnwörter der altengl. Zeit ihren heimischen Synonymen gegenübergestellt und dabei oft auf die relative Frequenz hingewiesen; vgl. *Die gelehrten lateinischen Lehn- und Fremdwörter in der altenglischen Literatur* (Halle, 1914), S. 136 ff.

Für das skandinavische Lehngut im Me. liegt die Untersuchung von A. Rynell vor: *The Rivalry of Scandinavian and Native Synonyms in Middle English, Especially Taken and Nimen*, Lund Studies in English XIII (Lund, 1948). Diese Arbeit begnügt sich außer für *taken* und *nimen* mit der bloßen Angabe der Frequenz der einzelnen Synonyme. Das führt nur dort zu sicheren Ergebnissen, wo sich die Bedeutung des heimischen und des fremden Wortes genau deckt und verhältnismäßig eng umgrenzt ist. Haben die Wörter meh-

sich mit skizzenhaft andeutenden Bemerkungen zu einzelnen Wörtern und Texten. Ihre Bedeutung liegt in den zahlreichen methodischen Anregungen, die sie enthält. Es ist sehr zu bedauern, daß die hier angeknüpften Gedankengänge weder praktisch erprobt noch weitergeführt worden sind.

Im Folgenden soll an zwei Beispielen gezeigt werden, auf welche Weise aus der Einbeziehung der heimischen Ausdrücke in die Untersuchung Aufschlüsse für die Geschichte der frz. Lehnwörter im Me. gewonnen werden können.

I

Zur Rezeption von *honour* schreibt R. Feist¹⁾, dieses Wort habe im 13. Jh. ae. *ār* verdrängt, "weil zu dieser Zeit die höfisch französische Ritterkultur in England Eingang fand und man bestrebt war, in Sachen ritterlicher Lebensführung und Gesinnung es den Leuten, die man bewunderte, gleichzutun". Diese Auffassung stützt sich offenbar darauf, daß *ār* im Ae. u. a. die Bedeutung 'Ehre' hat, diese aber im Me. verliert, während andererseits *honour* bereits in den *Trinity Homilies* zu finden ist. *Ār* hat sich aber schon viel früher, nämlich beim Übergang vom Ae. zum Me., fast völlig auf die Bedeutungen 'Gnade, Barmherzigkeit, Vergebung' zurückgezogen, aus denen es zusammen mit *mīlce* schließlich durch *merci* und *pite* verdrängt wurde. Bei der Durchsicht der im Folgenden ge-

rere Bedeutungen oder auch nur Bedeutungsschattierungen, so ist immer damit zu rechnen, daß eine Differenzierung eintritt oder, was ebenso häufig ist, das fremde Wort zunächst nur in einem ganz speziellen Sinn gebraucht wird und erst nach und nach auf den gesamten Bedeutungsumfang des heimischen Synonyms übergreift. In diesem Falle wird die relative Frequenz der beiden Ausdrücke natürlich dadurch beeinflusst, ob und wie häufig der untersuchte Text Gelegenheit bot, den einen oder anderen zu gebrauchen. Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß durch die Beschränkung auf englisch-skandinavische Synonyme u. U. nur ein Teil eines Vorgangs erfaßt wird, der erst als Ganzes Sinn gibt. So hat sich z. B. bei den Wörtern für 'Kreuz' die Auseinandersetzung nicht nur zwischen *cross*, *rode* und *crouche* abgespielt, sondern neben dem heimischen *treo* wirkt auch frz. *croiz* mit. Die Frequenz von *rode* hängt häufig davon ab, wie oft diese beiden Wörter an seiner Stelle gebraucht werden.

¹⁾ Studien zur Rezeption des französischen Wortschatzes im Mittel-englischen, Beiträge zur englischen Philologie XXV (Leipzig, 1934), S. 3.

nannten Texte sind wir nur auf einen einzigen Beleg von *ār* 'Ehre' gestoßen: "þa zet he dude mare: to Peteres are" (Lazamons *Brut*, C und O, 31955f.).

Honour tritt nach dem Erstbeleg in den *Trinity Homilies* erst um 1300 wieder auf¹⁾. Trotzdem ist das Frühme. an Bezeichnungen für 'Ehre' wahrhaftig nicht arm. Auf diese und nicht auf *ār* traf das frz. Lehnwort. Wir finden *arwurðnyssse*, *wurðmynt*, *wurðshipe*, *wurðnesse*, *wurð*, *wurðing*, *wurðfulhed*, *manshipe* und *menske*. Untersucht man die Bedeutung dieser Wörter, so zeigt sich, daß nur *manshipe* eine Sonderstellung einnimmt. Es wird als einziges nur im weltlichen Bereich gebraucht und steht nicht wie die anderen Ausdrücke auch für 'Ehre (Herrlichkeit) Gottes', 'Gott erwiesene Ehre' etc. Der Bedeutungsumfang von *honour* deckt sich mit dem der heimischen Wörter²⁾. Eine Konzentration auf bestimmte Bedeutungen ist nicht zu erkennen. Neben *honour* sind auch *reuerence* und *dignite* zu berücksichtigen, deren Bedeutungen sich mit denen von *honour* überschneiden und deren Ausbreitung ebenfalls auf Kosten der engl. Ausdrücke vor sich geht. Da es uns hier nicht um die Einzelheiten der Auseinandersetzung zwischen den heimischen und fremden Wörtern geht, sondern um eine Untersuchung der Lücke zwischen dem Erstbeleg von *honour* und seinem späteren Auftreten, genügt in der folgenden Tabelle, die über das Vorkommen der Wörter für 'Ehre' in einer Reihe wichtiger Texte Aufschluß geben soll, die Angabe der Frequenz.

Bodleian Homilies (EETS 137): 8 *wurðmynt*, 3 *wurðshipe*; *Vespasian Homilies* (EETS, OS 34, S. 216–245): 3 *wurðmynt*, 1 *manshipe*; *Lambeth Homilies*: 4 *wurðing*, 2 *wurðshipe*, 1 *wurðmynt*; *Ormulum*: 10 *wurðshipe*, 3 *wurð*, 2 *wurðmynt*, 1 *manshipe*; *Vices and Virtues*: 6 *wurðshipe*; *Winteneys-Version der Benediktinerregel*: 15 *arwurðnyssse*, 4 *wurðmynt*, 2 *wurðshipe*,

¹⁾ Hs. O von Lazamons *Brut*, aus der der zweite Beleg des *NED* stammt, wird dort c1275 datiert, während das *MED* c1300 ansetzt. Die Differenz ist für unsere Zwecke unwesentlich. Selbst wenn man die frühere Datierung annimmt, ist es deutlich, daß dieser Beleg von *honour* nicht mit dem viel früheren Erstbeleg, wohl aber mit dem um 1300 erfolgenden Durchbruch des frz. Wortes in Zusammenhang steht.

²⁾ Das trifft nur für *wurðshipe* 'Gottesdienst' (vgl. *NED*, *worship* 8) nicht zu, das aber erst um 1300 sicher belegt ist und so selten vorkommt, daß es hier nicht ins Gewicht fällt.

1 wurðnesse; *Lazamons Brut* (Hs. C): 67 wurðshipe, 49 manshipe, 4 menske, 1 wurðmynt, 1 are; *Ancrene Riwe* (EETS 225): 15 menske, 9 wurðshipe, 1 dignite; *Seinte Iulienne* (Hs. B): 2 wurðmynt, 2 menske; *Saint Katherine* (Hs. R): 7 wurðshipe, 4 wurðmynt, 1 menske; *Seinte Marherete* (Hs. B): 3 menske, 2 wurðmynt, 1 wurðshipe; *Hali Maidenhad* (Hs. B): 10 menske, 2 dignite, 1 wurðshipe; *Owl and Nightingale* (Hs. C): 3 wurðshipe; *Genesis and Exodus*: 9 wurðing, 1 wurðshipe, 1 wurðfulhed.

Trinity Homilies: 3 wurðshipe, 1 honour; *Lyrics*, 13th c. (Brown): 10 wurðshipe, 1 honour; *South English Legendary* (EETS 235, 236): 94 honour, 18 dignite, 2 reuerence, 2 manshipe, 1 wurðshipe; Robert of Gloucester, *Chronicle*: 39 honour, 2 dignite, 1 reuerence; *Guy of Warwick* (Auchinleck-Hs.): 31 honour, 24 wurðshipe, 4 manshipe, 1 menske; *Sir Bevis of Hamtoun*: 3 honour; *Handlyng Synne*: 21 wurðshipe, 13 honour, 2 dignite, 1 reuerence; Robert Mannyng, *Chronicle*: 60 honour, 11 wurðshipe, 7 dignite; *Seven Sages* (Auchinleck-Hs.): 9 honour; William of Shoreham, *Poems*: 5 honour, 3 wurðshipe, 2 dignite, 1 wurðing; *Ayenbite*: 41 wurðshipe, 23 dignite, 3 reuerence, 1 honour; *Midland Prose Psalter* (EETS, OS 97): 12 honour, 1 wurðshipe.

Den genannten Texten können eine Anzahl kleinerer Denkmäler des 13. Jh. hinzugefügt werden, in denen die heimischen Wörter belegt sind. Zu *honour* ist ein Beleg in der jüngeren Version von *Lazamons Brut* zu ergänzen (O 6084, ohne Entsprechung in C), die sich im Gebrauch der engl. Ausdrücke nicht wesentlich von der älteren Fassung unterscheidet. Der Beleg bei Brown, *Lyrics* (74.16), stammt aus einem Gedicht der Hs. Harl. 2253, kann also nicht mit Sicherheit zum 13. Jh. gerechnet werden (das *MED* datiert das Gedicht c 1325).

Es ist hier nicht nötig, die unterschiedliche relative Frequenz der engl. Wörter zu analysieren. Wichtig ist für uns nur, daß der Begriff 'Ehre' in einer beträchtlichen Anzahl von Quellen vor 1300 vorkommt und fast ausnahmslos durch die heimischen Ausdrücke wiedergegeben wird. Diese Texte sind nach Inhalt, geographischer Herkunft und soziologischem Hintergrund verschieden. Wäre *honour* damals schon ein englisches Wort gewesen, so sollte man erwarten, daß es häufiger auftaucht, etwa in der älteren Fassung von *Lazamons Brut*, der ja eine frz. Quelle zugrunde liegt, oder in der *Ancrene Riwe*, die dem frz. Wortgut gegenüber außerordentlich aufgeschlossen ist.

Daß *honour* dem Englischen noch fremd war, läßt sich auch anders nachweisen. A. A. Prins hat festgestellt, daß me.

wurðshipe beren eine Lehnwendung nach frz. *porter honneur* ist¹). Sie taucht zuerst in der *Ancrene Riwe* auf (*bereð wurðshipe* 30.5), und es ist höchst unwahrscheinlich, daß der Verfasser das heimische Substantiv eingesetzt hätte, wenn ihm *honour* als engl. Wort bekannt gewesen wäre.

Noch aufschlußreicher sind einige Belege von *manshipe* und *wurðshipe* in Lazamons *Brut*. Vgl.

Sixti winter hefde Leir:
 þis lond al to welden.
 Þe king hefde þreo dohtren:
 bi his drihliche quen.
 nefde de nenne sune:
 þer fore he warð sari.
 his manscipe to halden (C 2922 ff.).
 (O: his kinedom to heolde).

Dieser Stelle entspricht bei Wace²):

Leir tint l'enor (Var. terre) vivement
 Seissante anz continuelment;
 Treis filles out, n'out nul altre eir,
 Ne plus ne pout enfanz avoir (1667 ff.).

Honour bedeutete im Afrz. auch 'Lehen, Land, Besitz' (Godefroy: 'fief, bénéfice féodal, possession, empire, bien, richesse en général'). Im engl. Text wird *manscipe* im gleichen Sinne verwendet, wie der spätere Bearbeiter richtig erkannt hat³). Ein wichtiger Begriff des Feudalwesens, eines Bereiches also, in dem einer der Schwerpunkte des frz. Einflusses auf das Me. lag, wird hier als Lehnbedeutung auf einen heimischen Ausdruck übertragen. Das wäre schwerlich geschehen, wenn Lazamon *honour* als engl. Wort gekannt hätte. Ähnlich sind die folgenden Stellen zu beurteilen:

bi-numen wes þere moder:
 monschipe on leode (4026 f.; O hire deal of londe).

¹) *French Influence in English Phrasing* (Leiden, 1952), S. 76.

²) *Le Roman de Brut de Wace* par Ivor Arnold, SATF (Paris, 1938–40).

³) Das *NED* verzeichnet diese Bedeutung weder für *manship* noch für *worship*. H. C. Wyld hat in seinen Lazamonstudien *manshipe* anscheinend übersehen. Es fehlt in seiner Besprechung der Wörter für 'Ehre'; vgl. "Studies in the Diction of Lazamon's Brut", *Language*, 9 (1933), 171 ff. Für *wurðshipe* ist die hier besprochene Bedeutung nicht angegeben.

þe monscipe is þin azen (8875; O —).
 (vgl. *El des Romains sa terre* [Var. *sun feu*] *tienge*,
 Wace 4780).

his monscipe halden (20394).
 (vgl. *and þi lond azen* 20382).

& mid alle þe wurð-scipe:
 þe heo weoren wældinde ouer (8385f.; O —).

& swa þu miht þi kinelond:
 werien wið vnleoden.
 & þine wurhscipe halden (13339ff.; O —).

& swa þu scalt wunien:
 in wurðscipe þire (22451f.).

Da an den meisten Stellen eine genaue frz. Entsprechung fehlt, kann die Lehnbedeutung nicht das Ergebnis mechanischer Übersetzung sein. Sie ist außerdem dem Bearbeiter der jüngeren Version bekannt, der *manshipe* und *wurðshipe* je einmal übernimmt und an zwei Stellen *manshipe* richtig durch *kinedom* bzw. *lond* ersetzt.

Daß diese Lehnbedeutung über Lazamons *Brut* hinaus eine weitere Verbreitung gehabt hat, zeigt ihr Auftreten in *Guy of Warwick* (Auchinleck-Hs.):

Half mine castels, & half mi cite,
 Ðe worþschip of Lowayn haluen-del,
 Ich it þe graunt, Gij, fair & wel (2782ff.).

Vgl. *worþschip* 1915a¹), 2790, 4186, 7097. In diesem Text erscheint auch *honour* mit der gleichen Bedeutung:

Wele ich þe sigge, & siker þou be,
 Ðat ich in þis zere will giue þe
 Ðe richest honour þat in mi lond be (4484ff.).

Vgl. *honour* 131 (Caius-Hs. *londe*), 1824; 271.11; *Sir Bevis* 4134; Robert Mannyng, *Chronicle* 3060, 3077, 11693 etc.²).

¹) In der Ausgabe von Zupitza (EETS, ES 42, 49, 59) folgt auf Z. 2006 durch ein Versehen in der Zählung Z. 1905. Der obige Beleg steht in der zweiten mit 1915 bezeichneten Zeile.

²) Das *NED* verzeichnet für *honour* eine entsprechende Bedeutung erst ab 1439 ('A seigniory of several manors held under one baron or lord paramount', vgl. *honour* 7).

Wir haben in der hier besprochenen Lehnbedeutung ein weiteres Zeugnis dafür, daß *honour* im 13. Jh. im Englischen noch unbekannt war. Man wird deshalb kaum fehlgehen, wenn man für den Erstbeleg in den *Trinity Homilies* ("hie giuen here elmesse . . . for onur to hauen" 83.21 ff.) annimmt, daß das Wort durch den sicher zweisprachigen Verfasser unbewußt und zufällig in den engl. Text eingeführt wurde, d.h. als Fremdwort aufzufassen ist¹). Auch der zweite Beleg (Lazamons *Brut* O 6084f.: "and leide hine mid honure: heze in pan toure"; C: "vp heo hine duden heze: an ufenmeste pan turre") kann schwerlich als Anzeichen für die Aufnahme von *honour* ins Englische gewertet werden. Hier mag der Reim zur Verwendung des Wortes beigetragen haben. Im Gebrauch der heimischen Wörter für 'Ehre' weicht die jüngere Fassung nur wenig von der älteren ab. Gelegentlich ersetzt der Überarbeiter *wurðshipe* oder *menske* durch *manshipe* (3222, 13500, 24924; 2535); er kommt aber weder hier noch bei dem oben besprochenen Ersatz von *manshipe* durch *kinedom* bzw. *lond* auf den Gedanken, *honour* einzuführen.

Es spricht also alles dafür, daß das plötzliche starke Auftreten von *honour* um 1300 nicht das Ergebnis einer lange unsichtbar gebliebenen und nun plötzlich ans Licht tretenden Entwicklung ist. Vielmehr scheint es sich hier um einen stoßartigen Vorgang zu handeln. Diesen müssen wir in Verbindung mit der Tatsache sehen, daß die in England ansässigen Franzosen in den letzten Jahrzehnten des 13. Jh. beginnen, die englische Sprache anzunehmen. Es überrascht nicht, wenn sie dabei einen so zentralen Ausdruck der ritterlichen Kultur mit ins Englische hinübergeworfen haben. Dieser mag dann zeit- und stellenweise zum Modewort geworden sein und auch im Munde der Engländer die heimischen Ausdrücke fast völlig verdrängt haben, die jedoch später wieder stärker zur Geltung kamen²).

¹) Die Unterscheidung Fremdwort-Lehnwort wird heute häufig abgelehnt. Der Begriff 'Fremdwort' ist jedoch weiterhin nützlich, wenn man ihn unabhängig von formalen Kriterien für Wörter verwendet, die nachweislich noch keinen festen Platz im Bezeichnungssystem der aufnehmenden Sprache gefunden haben.

²) Ähnlich liegen die Verhältnisse bei *ioie*, dessen Belege ebenfalls um

II

In der *Ancrene Riwe* (Hs. N, EETS 225) finden sich die ersten beiden Belege für *creoicen* 'bekreuzigen' (8.1; 28.9). Die Wörterbücher sehen in diesem Verb eine Entlehnung von afrz. *croisier*. Das ist von der Form her gerechtfertigt, stößt aber hinsichtlich der Bedeutung auf Schwierigkeiten. *Croisier* ist bei Tobler-Lommatzsch als 'bekreuzigen' überhaupt nicht, bei Godefroy nur mit je einem Beleg aus dem 14. und 16. Jh. verzeichnet. Das afrz. Wort für 'bekreuzigen' ist *signer*, *seigner*. Wie also sind die beiden Belege in der *Ancrene Riwe* zu erklären? Haben wir eine Entlehnung mit gleichzeitiger Veränderung der Bedeutung vor uns, oder müssen wir annehmen, daß *creoicen* im Englischen schon lange in Gebrauch war und vor dem ersten Auftauchen in der Überlieferung seine Bedeutung selbständig weiterentwickelt hat?

Das Altenglische verfügt über drei Wörter für 'bekreuzigen': *seznian*, *bletsian* und *mearcian*. *Mearcian* wird verhältnismäßig selten in diesem Sinne gebraucht; im Me. taucht es nur gelegentlich in Wendungen wie "markian þet tacne of þere halie rode" (*Lambeth Hom.* 127.31) und "So had he marked hym with þe crouche" (*Handlyng Synne* 7848) auf. Zwischen 'segnen' und 'bekreuzigen', dessen Sinn ja ein Herbeirufen des göttlichen Segens ist, läßt sich keine klare Trennungslinie ziehen. *Seznian* (< *signare*) und *bletsian* stehen für beides. Werden sie für 'bekreuzigen' gebraucht, so zeigt sich jedoch insofern ein gewisser Unterschied, als *bletsian* seinen Schwerpunkt auf dem Inhalt, *seznian* auf der äußeren Form der Gebärde hat.

Im Me. kommt *seznian* zeitweilig außer Gebrauch. Die im vorausgehenden Abschnitt genannten Quellen enthalten nur einen Beleg mit der Bedeutung 'bekreuzigen': "we sculen ure forheafod and þa .VII. zeade ures lichomes mid þere halie rode tacne seinian" (*Lambeth Hom.* 127.24f.)¹⁾. Im *NED*,

1300 in einzelnen Texten (besonders *South English Legendary* und Robert of Gloucesters *Chronicle*) stoßartig anschwellen und den heimischen Wörtern kaum mehr Raum lassen.

¹⁾ Der einzige weitere Beleg findet sich in *Seinte Marherete* 54.8: "Igrete iwurðe godd-feader, 7 his sune iseinet, þe hali gast iheiet." Hier liegt

das für das 12. und 13. Jh. nur diese eine Stelle anführt, ist das Wort jedoch vom 14. Jh. an wieder häufiger belegt. Wahrscheinlich hat zu dieser Wiederbelebung afrz. *signer*, *seigner* beigetragen, das seit 1300 im Englischen erscheint und in der Form mit *ei* von dem engl. Wort nicht zu unterscheiden ist¹⁾. Die Funktionen von *seznian* werden durch *blesen* übernommen, wo die äußere Form der Bekreuzigung stark im Vordergrund steht durch Umschreibungen wie *þe rode tacen maken*.

In der *Ancrene Riwe* haben wir 4 Belege für 'bekreuzigen', bei denen es in erster Linie um den Inhalt der Gebärde, das Herbeirufen des Segens, geht. In all diesen Fällen wird *blesen* gebraucht: "Hwon 3e erest ariseð blesceð ou 7 siggeð. In nomine patris . . ." 6.33; vgl. 7.35; 15.5; 19.21. Die frz. Version setzt dafür immer *seigner*. Liegt die Betonung auf der äußeren Form, so finden wir meist Umschreibungen: "makieð rodentokne" 8.26; "blesce ðe al abuten mid te eadie rode toene" 131.7f.; "makieð on ower muþe mit te þume a creioiz" 8.10f. Diese Umschreibungen sind jedoch umständlich und gelegentlich auch schwer verwendbar. Man versuche z. B., sie an den beiden Stellen einzusetzen, an denen die gleiche Bedeutung durch das einfache Verbum *creoicen* knapp und klar wiedergegeben wird: "beateð on ower breoste 7 cusceð þe eorðe icreoiced mid te þume" 7.37f. (Hs. B [CCCC 402] ichruchet, fol. 5a); "creoiseð fulgeorne our muþ. earen. 7 eien. 7 te breoste eke" 28.9f. (Hs. B crossið, fol. 15b).

Wie *creoicen* sind auch *cruchen* und *crossen* an diesen Stellen zum ersten Male im Englischen belegt²⁾. Hs. B wird allgemein für die dem Original sprachlich am nächsten stehende Fassung der *Ancrene Riwe* angesehen. Dafür spricht in unserem speziellen Fall folgende Erwägung: Hs. B hat neben 7 Belegen für *creioiz* die gleiche Anzahl für *cross*³⁾. Hs. N dagegen kennt nur *creioiz*. Nimmt man an, daß das Original nur die Bedeutung 'preisen' vor, die *seinen* der Berührung mit *blesen* verdankt (vgl. EETS 193, S. 82).

¹⁾ Daß das engl. Wort tatsächlich fortbestanden hat, läßt sich aus der Bedeutung 'preisen' erschließen, die in den späteren Belegen mehrfach vorkommt und von afrz. *seigner* her nicht zu erklären ist.

²⁾ Das *NED* belegt *crossen* erst 1340 ('to crucify'); für 'to make the sign of the cross' hat es erst 1430 einen Beleg.

³⁾ Entsprechend *creioiz* Hs. N 21. 27, 32 (2mal), 35; 22.4 (2mal); 156.31.

creoiz enthalten habe, so ist nicht einzusehen, warum der Schreiber von Hs. B, dem dieses Wort ja bekannt war, Änderungen eingeführt haben sollte. Dagegen ist es leicht verständlich, wenn ein Schreiber, in dessen Mundart das damals noch nicht weit verbreitete *cross* ungebräuchlich war, dieses, wo es in seiner Vorlage vorkam, durch das ihm geläufige *creoiz* ersetzte.

In Hs. B steht für 'Kreuzeszeichen' nur *creoiz*¹⁾. Wenn trotzdem als Verbum 'bekreuzigen' *cruchen* bzw. *crossen*, nicht aber *creoicen* erscheint, so beweist das, daß dieses unbekannt war²⁾. Da im Dialekt des Schreibers von Hs. N (oder einer Zwischenstufe) *cross* nicht gebräuchlich war, muß man annehmen, daß auch das Verbum *crossen* fehlte. Für *cruche* und *cruchen* läßt sich das nicht nachweisen, aber die geringe Verbreitung beider Wörter macht es sehr wahrscheinlich, daß sie ähnlich zu beurteilen sind. *Cruchen* und *crossen* mußten also entweder durch eine der geläufigen Umschreibungen ersetzt werden, was zumindest im Falle von *cruchen* syntaktisch äußerst umständlich, wenn überhaupt durchführbar war, oder ein anderes Verb mußte an ihre Stelle treten. Der Schreiber verwendet *creoicen*, das hier zum ersten Male erscheint und im *NED* und in den hier untersuchten Texten erst um 1300 wieder belegt ist. Dieses Verb steht formal im gleichen Verhältnis zu *creoiz* wie *crossen* zu *cross* (das in Hs. N durch *creoiz* ersetzt wird) und *cruchen* zu *cruche*. Seine Bedeutung ist von *creoiz* 'Kreuzeszeichen' her ohne weiteres verständlich. Im Afrz. kommt *croisier* mit dieser Bedeutung erst wesentlich später und nur vereinzelt vor; das gebräuchliche Wort für 'bekreuzigen' ist *signer*, *seigner*. Berücksichtigt man alle diese Tatsachen, so ist nur eine Erklärung für *creoicen* möglich: es ist kein frz. Lehnwort, sondern eine selbständige engl. Ableitung von dem bereits eingebürgerten *creoiz*, gebildet in Analogie zu *cruchen* und *crossen*, die ihre Existenz vermutlich dem

¹⁾ Die Stellen in Hs. N sind 8.11 (2mal); 11.35; 20.3, 5, 7.

²⁾ Es ist andererseits ein Hinweis darauf, daß *cruchen* und *crossen* in Hs. B keine Neubildungen sind. Wäre eine Neubildung erforderlich gewesen, so hätte Ableitung von *creoiz* viel näher gelegen als von *cross* und dem sehr seltenen, in Hs. B nicht vorkommenden *cruche*. *Cruchen* ist auch in *Saint Katherine* (727) belegt.

Bestreben verdanken, die durch das Ausscheiden von *seinen* im Bezeichnungssystem entstandene Lücke zu schließen¹⁾.

Die frz. Version der *Ancrene Riwe* (EETS 219), die der Hs. B von allen engl. Fassungen am nächsten steht, übersetzt *ichruchet* durch *croisee* (13.26). Hier haben wir einen früheren Beleg für *croisier* 'bekreuzigen' als die bei Godefroy angegebenen. Aber für *crossið* steht *saynetz croiz* (53.26), und *blesen* 'bekreuzigen' wird immer durch *seigner* wiedergegeben. Man wird deshalb *croisee* besser nicht als einen Beweis für die Unzuverlässigkeit der Wörterbücher werten, sondern eher annehmen, daß es infolge mechanischer Übersetzung von dem engl. Wort eine Lehnbedeutung angenommen hat.

Creoicen 'bekreuzigen' erscheint wieder im *South English Legendary*²⁾. Dieser Text stammt aus der gleichen Gegend wie Hs. N der *Ancrene Riwe*. Auch Robert of Gloucesters *Chronicle* hat drei Belege für *croysen*, verwendet das Wort aber nur in der im Afrz. häufigen Bedeutung 'mettre une croix sur ses vêtements comme symbole du vœu que l'on faisait d'aller combattre les infidèles' (Godefroy): "& napeles hii croicede hom þuder vor to wende" 9882 (vgl. 8069, 10586). Daneben findet sich im selben Sinne *þe crois nimen* (7092, 8076, 12017). Das *South English Legendary*, wenig früher in der gleichen Gegend entstanden, hat nur *þe crois nimen* bzw. *taken, afor-gen*³⁾. *Croicen* mit der bei Robert of Gloucester belegten Bedeutung kann also damals noch nicht weit verbreitet gewesen sein. Vermutlich ist es eine Neuentlehnung aus dem Afrz. Das schließt aber auch die Möglichkeit aus, daß es bereits zur Zeit der *Ancrene Riwe* im Englischen gebräuchlich war und nur nicht überliefert ist, weil in den englischen Texten jener Periode nirgends von den Kreuzzügen die Rede ist.

BERLIN

HANS KÄSMANN

¹⁾ Wir halten deshalb trotz unseres wesentlich früheren Beleges an der Auffassung des *NED* fest, daß *crossen* nicht direkt von anord. *krossa*, sondern vom Subst. *cross* abzuleiten ist.

²⁾ EETS 235, 236; Nr. 76, Z. 76. Wenige Zeilen vorher (Z. 69) wird im gleichen Kontext *signen* gebraucht. Die etwas ältere Hs. L (EETS, OS 87) hat an der entsprechenden Stelle *croycen*. Ein weiterer Beleg für *croycen* findet sich in dieser Version auf S. 474, Z. 410.

³⁾ Nr. 23, Z. 701; Nr. 76, Z. 334, 342, 345, 347, 350; Nr. 87, Z. 3.

BESPRECHUNGEN

The South English Legendary, ed. Charlotte d'Evelyn and Anna J. Mill, 2 Bde. EETS 235/6, London 1956, S. XII, 706. 70/—.

Die etwas verwickelten Mss.-Verhältnisse des vermutlich von den Mönchen von Gloucester zusammengestellten sog. südlichen Legendars sind von J. E. Wells in seinem *Manual* ausführlich beschrieben (S. 292ff. "The Southern Legend Collection"). Die älteste Handschrift, *Laud 108* (ca. 1280 bis 90; in der Bodleiana), hat der um die Ausgaben und die Erforschung der englischen Heiligenlegenden hochverdiente Carl Horstmann unter dem Titel: *The Early South English Legendary* 1887 für die EETS ediert (O. S. 87). Die nächst dem wichtigste Handschrift *Harley 2277* (ca. 1300; im Britischen Museum) enthält das vollständige proprium sanctorum für das ganze Kirchenjahr in der von späteren Mss. meist befolgten Ordnung. Diese Handschrift ist jedoch unvollständig, da von den ursprünglich 91 Nummern die ersten 24, die Nr. 59 sowie die Anfänge und Schlüsse einiger weiterer Nummern fehlen. Diese Lücken können ergänzt werden durch die etwas später (ca. 1320) anzusetzende Handschrift *Corpus Christi College Cambridge 145*, die denselben Legendenzyklus enthält.

Der von der Mittelalterabteilung der amerikanischen Modern Language Association beschlossene Plan, aus der Kombinierung der beiden genannten Mss. den ersten geordneten Text des südenglischen Legendars zu edieren, wurde jetzt von Ch. d'Evelyn und A. J. Mill im Rahmen der EETS verwirklicht. Die beiden Bände enthalten nur die Texte, ein dritter Band, der das Glossar und wohl auch eine sprachliche und literarhistorische Abhandlung enthalten soll, steht noch aus. Da die Herausgeber bei ihrer Arbeit feststellten, daß die Cambridger Handschrift vollständiger und zuverlässiger ist, als bisher angenommen, haben sie unter Umkehrung des ursprünglichen Vorhabens dies Ms. zur Grundlage ihrer Edition gewählt und das *Harley Ms.* als Ergänzung herangezogen. Außerdem sind Lesarten aus zwei weiteren Handschriften (*Bodley Ashmole 43* aus dem 14. Jh. und *Cotton Julius D IX* aus dem 15. Jh.) in den Fußnoten vermerkt.

Zweck der Ausgabe ist, so sagt das kurze Vorwort, "to make available for further study the earliest orderly text of the South English Legendary". Das ist durch diese mit philologischer Akribie gearbeiteten und schön gedruckten Bände, für die wir den Herausgebern und der EETS Dank schulden, nunmehr möglich geworden, denn nicht nur sind die einzelnen Legenden ausführlicher als in dem *Laud Ms.*, es sind auch eine Reihe von Stücken abgedruckt, die vordem nicht zugänglich waren oder nur in selten gewordenen Ausgaben wie F. J. Furnivalls *Early English Poems and Lives of Saints*, Bln. 1862 (Transactions of the Philological Society of London, 1858). Bei einem Vergleich der vorliegenden Ausgabe mit der Horstmannschen Edition

des *Laud Ms.* zeigt sich, daß das nunmehr nach dem Kalender geordnete Legendar 28 Legenden mehr enthält, drei in erweiterter, eine in gekürzter Fassung und daß andererseits neun Legenden, die das *Laud Ms.* enthielt, weggelassen sind (Cecilia, Dominic, Eustas, Fides, Franciscus, Leger, Paulus, Silvester, Ypolit). Den Gründen dafür könnte in Zusammenhang mit den tabellarischen Inhaltsübersichten in der Horstmannschen Ausgabe nachgegangen werden, wie auch die Tatsache, daß in der vorliegenden Ausgabe das Legendar nach dem Kalenderjahr, nicht, wie man erwarten möchte, nach dem Kirchenjahr geordnet ist, einer Aufklärung bedürfte.

Damit stellt sich die Frage nach dem Zweck des Legendars, worüber B. D. Brown in der Vorrede zu ihrer Edition der *Southern Passion* (Lo. 1927, EETS 169) neue Thesen aufgestellt hat. Sie bezweifelt, daß das Legendar in Gloucester geschrieben wurde und sagt, der Dialekt des *Harley Ms.* weise nach Herefordshire; sie bezweifelt auch die klösterliche Entstehung und möchte einen Bettelmönch und zwar einen Dominikaner als Verfasser annehmen (vgl. besonders S. XCIII ff.). Der Brownschen Beweisführung kann hier nicht nachgegangen werden; manche der von ihr vorgebrachten Gründe erscheinen dem Rezensenten beherzigenswert, andere sind durch die vorliegende Ausgabe (in der die Viten von Franziskus und Dominikus weggelassen sind) hinfällig geworden. Auf jeden Fall bleibt die Tatsache, daß manche der Legenden zu lang und manche zu kurz sind, um für Predigt oder lectio zu dienen. Als Handbuch für den Prediger sind sie ebensowenig geeignet, wie ein Vergleich mit den einheitlichen Kurzfassungen in John Mirks *Festial* deutlich macht. Es sind also noch viele Fragen, die bei dieser muster-gültigen Edition des südlichen Legendars sich aufdrängen, und es ist zu hoffen, daß die Herausgeber in dem angekündigten dritten Band dazu Stellung nehmen werden.

BONN

W. F. SCHIRMER

The Complaint against Hope, ed. by Kenneth G. Wilson [University of Michigan. Contributions in Modern Philology No. 21]. Ann Arbor, Univ. of Michigan Press 1957. 47 S.

In drei Handschriften, die Gedichte von Chaucer, Lydgate und anderen Chaucer-Schülern enthalten (*Fairfax 16*, *Bodley 638*, *Harley 7333*), ist auch ein anonymes Liebesgedicht in achtzeiligen Strophen enthalten, das hier zum erstenmal herausgegeben wird. Es ist 112 Zeilen lang und enthält eine Klage gegen die Hoffnung, welche dem Dichter Erhörung durch seine Dame versprochen hat, die sich nicht erfüllt. Die Überlieferung ist ungleich, *Fairfax* und *Bodley* bieten einen nahe verwandten, besseren Text, während *Harley*, wie der Herausgeber wohl mit Recht vermutet (S. 8), auf eine Wiedergabe eines nicht gut auswendig gelernten Textes zurückgeht. In der Sprache fallen eine Reihe mehr volkstümlicher Wendungen auf, die in dem sonst im Stil

der Liebeslyrik des 15. Jahrhunderts abgefaßten Gedicht verwendet werden. Es ist damit immerhin ganz interessant, und die Ausgabe vermehrt unsere Kenntnis der Lyrik der Zeit in willkommener Art.

INNSBRUCK

KARL BRUNNER

Nils Erik Enkvist, *The Seasons of the Year*. Chapters on a Motif from Beowulf to the Shepherd's Calendar. Societas Scientiarum Fennica, Commentationes Humanarum Litterarum XXII, 4. Helsingfors 1957.

Die vorliegende Studie erwuchs aus einer semantischen Untersuchung der Geschichte englischer Jahreszeiten-Begriffe, die durch eine Darstellung der deskriptiven Technik von Naturbeschreibungen im behandelten Zeitraum erweitert wurde. Im Gegensatz zu der breiter angelegten Pariser Dissertation R. Tuves (*Seasons and Months: Studies in a Tradition of Middle English Poetry*, Paris 1933) beschränkt sie sich auf die Darstellung der Kontinuität und der allmählichen Differenzierung eines für die mittelalterliche Naturdarstellung repräsentativen Typs der Deskription. Diese rigorose Begrenzung des Themas bewirkt in Verbindung mit der durchgehenden semasiologischen Ausrichtung des Verfassers eine intensive Bemühung um den einzelnen Text und schützt vor einer spekulativen, über den Werken schwebenden Darstellung des "mittelalterlichen Naturgefühls". An sich ist natürlich jede Unterscheidung zwischen einer Beschreibung der Jahreszeiten und der Natur willkürlich (wie der Verf. selbst zugibt), denn außer den wissenschaftlichen Abhandlungen über den Computus bestehen wohl alle Jahreszeiten-Schilderungen aus Naturbeschreibungen und Darstellungen der jahreszeitlichen Tätigkeiten des Landmannes. Dennoch ist die stoffliche Beschränkung auf jene Stellen, in denen die Jahreszeit ausdrücklich genannt oder durch unverkennbare Symbole versinnbildlicht wird, durchaus legitim; denn nur durch solche (von E. R. Curtius öfters geforderte) Spezialuntersuchungen kann man der Lösung des schwierigen Problems der mittelalterlichen Naturauffassung näher kommen.

Das Ergebnis von Enkvists Untersuchungen (die sich auf eine beachtliche Anzahl von Texten erstrecken – der Verf. spricht in der "Select Bibliography" von "well over one thousand texts", P. 181) ist für den Mittelalterforscher zwar nicht gerade überraschend, dürfte aber in dieser Schärfe noch nicht ausgesprochen worden sein: Mit Ausnahme von einigen frühen lyrischen Gedichten und wenigen schottischen Winterbeschreibungen gibt es zwischen Beowulf und Spenser kaum Naturschilderungen (Jahreszeitenbeschreibungen), die auf Beobachtungsgabe und Ausdrucksfähigkeit eines individuellen Dichters zurückgehen. Überall macht sich der durchdringende Einfluß von Rhetorik und Konvention bemerkbar. Die christlichen ags. Dichter suchten die heimischen Winterbeschreibungen der heroischen Dichtung durch Darstellung des Paradieses und milderer Klimata, wie sie auf dem Kontinent

schon lange vorher in Mode gewesen waren, zu ersetzen, und im Mittelenglischen schließlich wurde die heimische Tradition durch einen aus fremden Literaturen übernommenen Schatz poetischer Diktion, dekorativer Formeln und vorgeprägter Klischees völlig verdrängt. Dichterische Leistung ist aber – so zeigt Enkvist – nicht nur von den Quellen und der vorgeprägten Diktion abhängig; ein Genie wie Chaucer kann selbst verblaßte und abgenutzte Gemeinplätze mit neuer, impressionistischer Frische erfüllen, wie besonders schön an den Stellen über die Jahreszeiten nachzuweisen ist.

So schnell man aber auch bereit ist, die vom Verf. sich selbst auferlegte Beschränkung zu akzeptieren und gutzuheißen, so sehr bedauert man doch den dadurch bedingten Ausschluß einer Fülle von Naturbeschreibungen, die zur Erhellung hätten herangezogen werden können. So wird z. B. die in England entstandene lat. Literatur überhaupt nicht ausgewertet, obwohl dadurch die unbeantwortete Frage nach dem Verhältnis zwischen Konzeption – Vokabular und Leistung eines Dichters von einem neuen Aspekt aus – dem Wortschatz einer fremden Sprache – angegangen werden könnte. (Ich denke z. B. an die Beschreibung des Zyklus der Jahreszeiten in Geoffreys *Vita Merlini*.) Bei den englischen Werken interpretiert Enkvist nur kleine, für das Ganze teilweise nicht repräsentative Stellen. Aus Lazamons *Brut* wird z. B. nur die bekannte Erweiterung von Waces "En avril quant este entra" (Z. 10173) zu einem heiteren Frühlingsbild erwähnt, da sich keine der vielen anderen naturbeschreibenden Stellen auf den Zyklus der Jahreszeiten bezieht. Aber selbst die Untersuchung dieser kleinen, herausgelösten Stellen führt zu wertvollen Ergebnissen, da der Verf. sich nicht mit dem Nachweis der Toposhaftigkeit bestimmter Beschreibungselemente begnügt, sondern deren Bedeutung für das Ganze des Werkes nachweist. Besonders überzeugend ist seine Darstellung der handlungsintensivierenden Naturbeschreibung in *Beowulf* und *Gawayn and the Green Knight* sowie seine Bemerkungen über die Fusion von heimischen Details und höfischen Gemeinplätzen in der mittenglischen Lyrik. Ebenso einleuchtend ist allerdings die häufig belegte Feststellung, daß der Hauptzweck der naturbeschreibenden Stellen während des untersuchten Zeitraums dekorativer und nicht funktionaler Art ist.

Zu bemängeln bleibt die ungenügende Differenzierung des terminologischen Apparats. Wenn der Verf. auch nicht mit C. Schaar (*The Golden Mirror*, Lund 1955) zwischen "abstract, factual impressionistic, and idealizing types of landscape description" (S. 180) unterscheiden kann, da das vorliegende Material der Naturschilderungen für eine solche Unterteilung nicht ausreicht, bedürften solche und ähnliche Begriffe – vor allem wo sie mit leicht nuanciertem Bedeutungsinhalt verwendet werden – einer vorherigen Definition. So erscheint die auf E. Pons (*Le Thème et le Sentiment de la Nature dans la Poésie Anglo-saxonne*, Strasbourg 1925) zurückgehende Verwendung der Begriffe "Realismus" und "realistisch" (u. a. S. 8, 15, 23, 66 etc.) für die ags. Winterbeschreibungen bedenklich, zumal der Verf. selbst nachweist, daß die Barden für die Darstellung des Winters einen Schatz ererbter, formelhafter Wendungen bereit hatten, daß sie aber erfinden, improvisieren oder übersetzen mußten, wenn sie den Frühling preisen wollten. Trotz einer solchen Einschränkung ist das Buch ein wertvoller Beitrag zur Erforschung

der mittelalterlichen Naturbeschreibung, der von künftigen Forschern mit Nutzen verwendet werden wird.

BONN

KARL HEINZ GÖLLER

Nottingham Mediaeval Studies, ed. by Lewis Thorpe. Vol. I, 1957. Printed for the University of Nottingham, Cambridge: Heffer, 1957, 89 S., 15 s.

Die Notwendigkeit einer "über die Fachzäune blickenden Mittelalterwissenschaft" (E. R. Curtius) wird heute wohl allenthalben anerkannt, aber die Mittel für entsprechende Zeitschriften scheinen nur im Ausland vorhanden zu sein; bestehen doch neben *Speculum*, dem Organ der *Mediaeval Academy of America*, auch in England, Frankreich und Italien Zeitschriften, welche die Einzelfächer zu universaler Mittelalterforschung zusammenführen. Solcher "solidarity of scholarship", wenn auch mit den begrenzteren Möglichkeiten einer jährlichen Publikation, wollen die im September 1957 erstmals erschienenen *Nottingham Mediaeval Studies* dienen, wie der Herausgeber, L. Thorpe, im Vorwort ankündigt. Ähnlich wie in den 1937 begründeten *London Mediaeval Studies* soll hier die Mittelalterforschung einer Universität mit vier bis fünf repräsentativen Arbeiten zu Wort kommen. Die Auswahl der Beiträge des ersten Heftes – vertreten sind Kirchengeschichte, nordische und deutsche Philologie, Siedlungsgeschichte – charakterisiert einen sachlich, zeitlich und räumlich weitgefaßten Mittelalterbegriff.

Unter sorgfältiger und zugleich vorsichtiger Auswertung des verfügbaren Quellenmaterials versucht E. A. Thompsons Aufsatz *Christianity and the Northern Barbarians*, Zeit und Umstände der Bekehrung der germanischen Völker im 4./5. Jahrh. festzulegen. Wenn man sich auch im Einzelfall häufig mit Vermutungen abfinden muß – die Schicksale der Ostgoten, Gepiden und Rugier unter der Hunnenherrschaft bleiben wegen all zu spärlicher Überlieferung undurchsichtig – kann doch als sicher gelten, daß mit Ausnahme der Rugier keines der germanischen Völker außerhalb der Reichsgrenzen das Christentum vor 476 annahm. Sobald sie jedoch diese Grenzen überschritten, in den politischen und sozialen Kosmos des römischen Reiches eindrangen, erfolgte die Bekehrung innerhalb weniger Jahrzehnte. Mit diesem Forschungsergebnis trägt die Zusammenschau von kirchlicher und politischer Geschichte schöne Früchte.

Sodann legt R. I. Page eine neue Ausgabe der *Drauma-Jons Saga* vor, die gegenüber der alten Geringschen¹⁾ (mit normalisiertem Text aufgrund von nur vier der 44 erhaltenen Mss) erheblich verbessert ist. Zugrunde liegt Ms AM 335 der Univ.-Bibl. Kopenhagen (um 1400), der Variantenapparat berücksichtigt die vier anderen, vor 1650 entstandenen Mss ausführlich, die späteren nur gelegentlich: Zwar keine definitive Ausgabe, aber solide Arbeit im Rahmen einer Zeitschriftenpublikation. Die verworrenen Textverhält-

¹⁾ *ZfdPh* 26 (1894), 289.

nisse dieser, vom 15. bis 18. Jahrhundert populären moralischen Erzählung erklären sich möglicherweise aus der Wechselwirkung zwischen gleichzeitig fortbestehender mündlicher und schriftlicher Überlieferung.

Ein ähnliches Problem stellt sich auf einem andern, durch Spekulationen und Rekonstruktionen reichlich strapazierten Feld, dem der Erforschung der germanischen Heldensage, der K. C. King einen wertvollen Beitrag *On Motives and Sources in German Heroic Literature* widmet. Die vorangestellte, hier und da ergänzungsbedürftige Forschungsübersicht zeigt die wohltuend-nüchterne Skepsis des englischen Germanisten gegenüber den Rekonstruktionsversuchen und der Überschätzung einzelner Motive durch manche deutsche Kollegen¹). Andererseits, wenn King "deliberate creation of an individual poet" (S. 61) postuliert, wäre mit Höfler²) auch auf die soziologischen Bedingungen und überindividuellen Formkräfte bei der Weitergabe des Heldenliedes hinzuweisen. Neue Ausblicke vermag Verf. von seinem speziellen Forschungsgegenstand her zu eröffnen, dem *Lied vom hürnen Seyfried* (um 1500), dessen Neuausgabe er ankündigt. Hat man bisher fast nur die Vorstufen des Nibelungenliedes zu erschließen versucht, so erscheint es in der Tat lohnend, auch die Spätstufen zu untersuchen, zumal sich hier eine gewisse Übereinstimmung mit der eddischen Überlieferung abzuzeichnen scheint.

Den Abschluß bildet M. W. Barley mit einer interessanten siedlungsgeschichtlichen Studie *Cistercian Land Clearances in Nottinghamshire*. Nach Gründung der Zisterzienser-Abtei Rufford um 1145 beseitigten die Mönche durch Umsiedlung der Bewohner drei Dörfer vollständig und veränderten auf vielfache Weise das Gesicht der Landschaft, um ihr Ideal klösterlicher Abgeschiedenheit zu verwirklichen. Da anderorts ähnliche Fälle nachweisbar sind (z. B. Revesby in Lincolnshire), bliebe zu untersuchen, ob eine besondere Ordenstradition vorlag.

Man möchte dem ersten Heft, das sich auch durch gute drucktechnische Ausstattung empfiehlt, weitere ebenso gehaltvolle Nachfolger wünschen.

BONN

K. J. HÖLTGEN

The Descent of Euphues: Three Elizabethan Romance Stories: Euphues, Pandosto, Piers Plainness, ed. with an introduction by James Winny. Cambridge, University Press, 1957, XXV + 180 S., 16 s.

Diese Ausgabe von Lylys *Euphues: The Anatomy of Wit*, Greenes *Pandosto: The Triumph of Time* und Chettles *Piers Plainness: Seven Years' Prenticeship* wird besonders dem Studenten der Anglistik willkommen sein,

¹) K. Wais, *Frühe Epik Westeuropas und die Vorgeschichte des Nibelungenliedes*, 1953.

²) O. Höfler, "Die Anonymität des Nibelungen-Liedes", *Dt. Vjschr.* 29 (1955).

da ältere handliche Ausgaben, etwa jene des *Euphues* von Landmann (1887) und Varnhagens *Piers Plainness* (1900) schon lange nicht mehr verfügbar sind. *Euphues: The Anatomy of Wit* erscheint hier im Text der Erstausgabe von 1578, ohne Lylys Einfügungen von 1579, die in der Ausgabe von Landmann insgesamt 184 Zeilen ausmachen. Der Herausgeber sah sich auch noch zu einer Kürzung gezwungen: "In the interests of economy, Euphues' correspondence after leaving Naples has been omitted" (S. XXV). Leider werden von dieser Kürzung nicht nur Euphues' zum Teil wenig originelle Briefe aus Athen, sondern auch Euphues' "Cooling Carde for Philautus and all fond lovers" betroffen. Ohne Euphues' köstliche Meditation über die Torheit der Liebe und ohne seine desillusionierende Anatomie elisabethanischer Frauenmode, die zu dem Schluß führt "that a woman is the least parte of hir selfe", ist allerdings der erste Band des *Euphues* nur ein Bruchstück. Im übrigen gehört die "Cooling Carde" nicht zu den Athener Briefen, sondern wird von Euphues noch in Neapel verfaßt und vor seiner Abreise vorsorglich in Philautus' Studierstube hinterlegt.

Die beiden anderen "romance stories" geben den ungekürzten Text der *Pandosto* Ausgabe von 1607 und der einzigen erhaltenen Quarto-Ausgabe von *Piers Plainness* wieder. Dem Band ist ein sechs Seiten langes "Glossary" beigegeben, eine wertvolle Hilfe für den mit dem elisabethanischen Englisch weniger vertrauten Leser. Hier würde vor allem der nichtenglische Leser gerne mehr Wörter, die seit dem 16. Jahrhundert größere Bedeutungswandlungen durchgemacht haben, mit ihrer elisabethanischen Hauptbedeutung angeführt sehen, so z. B. *compasse* (S. 53, 143) *coppie* (S. 55) usw. anstelle etwa von *camelion*, *compassionate*, *concubine* usw.

Die "Introduction" des Herausgebers, für einen breiteren Leserkreis bestimmt, bringt in sehr klarer und ansprechender Weise das literarhistorisch Wichtigste zum Verständnis der drei Erzählungen sowie des Euphuismus. Es könnte allerdings mißverstanden werden, wenn in bezug auf den Euphuismus Lyly als "Its only begetter, if we ignore the claim of George Pettie" (S. IX) hingestellt wird, gleichzeitig aber der Begriff Euphuismus nicht nur für die individuelle Ausprägung dieses Stilmanierismus durch Lyly, sondern auch für ähnliche Stilmerkmale in Werken anderer Autoren verwendet wird.

Wie im Titel angekündigt wird, soll diese Auswahl zeigen, wie der durch Lylys Werk modisch gewordene Euphuismus seine Einfluß- und Strahlkraft in sehr kurzer Zeit wieder einbüßte. Dieses ungewöhnlich rasche Abklingen des Euphuismus als Modestil, welches der Herausgeber an Greenes *Pandosto* (1588) und Chettles *Piers Plainness* (erschienen 1595) überzeugend vorführt, könnte darüber hinaus schon an einem Vergleich einzelner "romance stories" von Greene nachgewiesen werden. So finden sich in dem einige Jahre vor *Pandosto* erschienenen Roman *Greenes Carde of Fancie* (1584) euphuistische Stilzüge noch viel häufiger als in *Pandosto*.

Henry Chettles *Piers Plainness*, dem nicht wie Greenes *Pandosto* die Würde, Shakespeare als Quelle gedient zu haben, zugefallen ist, verdient die Beachtung, die ihm durch Aufnahme in diesen Sammelband zuteil wird. Anklänge an den Euphuismus sind hier schon recht selten und beinahe unauffällig geworden. Sie sind allerdings nicht, wie der Herausgeber andeutet, nur

in den der romanzenhaften Gestalt Aeliana zugehörigen Teilen zu finden (S. XXIV), es läßt sich aber beobachten, daß sie aus jenen Teilen des *Piers Plainness*, die stofflich und motivisch der "rogue-literature" bzw. dem Bezirk des "picaro" nahestehen, fast ganz verschwinden. Die Bindung des Euphuismus an eine inhaltlich wie auch vorstellungsmäßig gehobene Welt, die schon bei Greene sichtbar wird, in dessen *Conny-Catching Pamphlets* sich kaum mehr euphuistische Züge finden, wird daher durch *Piers Plainness* auf interessante Weise bestätigt, denn hier begegnen sich die beiden Vorstellungsbereiche in einem Werk.

Dem Herausgeber, James Winny, von dem fast gleichzeitig eine für das Verständnis des elisabethanischen Weltbildes aufschlußreiche Ausgabe zeitgenössischer "treatises" besorgt wurde (*The Frame of Order*, London 1957), ist besonders dafür zu danken, den weniger leicht zugänglichen Text von Chettles *Piers Plainness* in dieser sehr handlichen und gefälligen Form wieder verfügbar gemacht zu haben.

GÖTTINGEN

F. K. STANZEL

John W. Draper, *The Tempo-Patterns of Shakespeare's Plays*. [Anglistische Forschungen, Heft 90.] Heidelberg: Carl Winter, 1957, 161 p.

Professor Draper gibt hier eine Zusammenfassung der Ergebnisse seiner seit 1945 in vielen Publikationen dargelegten Methode, das von Shakespeare in seinen Dramen intendierte und angeblich durch die *slurrings* bzw. *unslurred words* angedeutete Sprechtempo aus dem Text einzelner Szenen, Textabschnitte oder Rollen abzuleiten. Die Einseitigkeit von Drapers statistischem Verfahren ist 1951 von R. B. le Page in einem Aufsatz in den *English Studies* (Bd. 32) dargestellt worden. Draper weist le Page als nicht kompetent zurück (p. 161 n. 5), da dieser sich nicht genügend um das Verstehen der Methode bemüht habe, läßt sich aber nicht dazu herbei, die grundsätzlichen und wohlbegründeten Einwände le Pages zu entkräften. Obwohl Drapers bedeutender Arbeitsaufwand und seine oft guten Beobachtungen über die inneren Gründe gewisser Tempovariationen bei Shakespeare anerkannt werden müssen, sind doch Einwände gegen das Buch zu erheben. Die Einzelheiten der Methode sind so wenig klar dargestellt, daß es praktisch unmöglich ist, anhand eigener Analysen Drapers Ergebnisse zu verifizieren. Viele Resultate sind nicht zwingend (etwa die Forderung schnellen Tempos für Hamlets Monolog III, 1 auf p. 86); wo die Ergebnisse der Statistik überzeugen, wird jeder Schauspieler bestätigen, daß er auch ohne Drapers *test* zu ähnlichen Tempo-patterns kommen würde. Zeitgenössische Quellen sind offenbar nur für die viel zu schematisch gehandhabten *humour-interpretations* herangezogen worden; neuere philologische Forschungen (z.B. von vanDam) blieben unbeachtet. Draper verzichtet auch fast ganz auf Vergleiche mit anderen elisabethanischen Dramatikern, die vermutlich für den Gebrauch des *slurring* interessante stil- und sprachgeschichtliche

Einsichten zutage fördern würden. Eine Reihe von anderen Indikationen für schnelles oder langsames Sprechen wird zwar zugestanden, dann aber als statistisch nicht zuverlässig erfaßbar ausgeschaltet (p. 11f.). Es bleibt offen, ob eine solche "Vereinfachung" die Resultate nicht wesentlich verschiebt. — Das Buch könnte zwei Zielen dienen: historisch fundierten Aufschluß darüber zu geben, welche Tempovariationen Shakespeare im Auge hatte und wie er auf sie hindeutete; und dem modernen Schauspieler für die Gestaltung seiner Rolle eine Hilfe zu sein. Aus den angegebenen Gründen werden beide Ziele nicht erreicht. Was bleibt, ist die Anregung, sich intensiver mit Tempopatterns bei Shakespeare zu befassen im Rahmen von Gesamtinterpretationen, die alle Punkte beachten und aufeinander abstimmen.

MÜNCHEN

HERMANN FISCHER

Wolfgang Clemen, *Kommentar zu Shakespeares Richard III.* Interpretation eines Dramas. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1957. 356 S. DM 25,—.

Dieses ausgezeichnete Buch ist ein minutiöser, von Szene zu Szene fortschreitender Kommentar zu einem einzelnen Stück und zugleich eine Einführung in Shakespeares Gestaltungsweise; im Einklang mit der Rückwendung der heutigen Literaturwissenschaft von der reinen Interpretation zur Literaturgeschichte geht es Clemen, obwohl er im Titel die Worte Kommentar und Interpretation betont, nicht bloß um immanente Werkbetrachtung, sondern wesentlich um die Erfassung von Shakespeares besonderer Leistung im Rahmen der elisabethanischen Dramatik. Daß sich dazu *Richard III.* besonders gut eignet, liegt auf der Hand: "In keinem anderen Drama liegen die Ansätze zu etwas Neuem so deutlich neben den Linien, die in die Tradition und Konvention zurückweisen" (S. 329). Clemen beleuchtet Handlung, Komposition, Sprache, Charaktere, Grundsituationen, Sinngehalt, er vergleicht Szene für Szene mit der Quelle. Wie schon in der Untersuchung von Shakespeares Bildern und in den meisten seiner seitherigen Veröffentlichungen arbeitet Clemen vor allem den dramatischen Sinn der verschiedenen Phänomene heraus, man könnte sein Buch unter keinem treffenderen Titel als dem von Levin L. Schücking gesetzten besprechen: "Shakespeare als dramatischer Architekt" (*Neue Zürcher Zeitung* Nr. 2556, 11.9.57). Also wird man, obwohl Clemen verschiedene Betrachtungsweisen kombiniert und häufig Ergebnisse anderer Forscher verwertet oder referiert, hier keinen umfassenden *Furness* erwarten. In die textkritische Diskussion greift Clemen im allgemeinen nicht ein. Außerdichterische Fragen, die Beziehung zu den religiösen, philosophischen, politischen Anschauungen, Vorgängen und Tendenzen des Zeitalters werden kaum gestreift; die Begriffe Renaissance, Manierismus, Barock kommen in dem (von Margarete Braun sorgfältig zusammengestellten) Schlagwortregister nicht vor, und im Text wird nur der erste von ihnen gelegentlich verwendet.

Doch ist Clemen keineswegs einseitig formalistisch eingestellt, Shakespeares Psychologie, sein anthropologisches Interesse, seine menschliche Haltung scheinen ihm wesentlich und auch faßbar: Schon in *Richard III.* äußert sich des Dichters "Wissen um die Vielschichtigkeit des Menschenwesens" (S. 67), "ganz wird seine dramatische Kunst sich jedoch erst entfalten können, wenn zu der technischen Beherrschung die Innigkeit und tiefe Menschlichkeit des Gehaltes hinzukommt. *Richard III.* steht erst am Anfang dieses Weges" (S. 70).

Die wichtigsten Hinweise Clemens betreffen den Gesamtplan, die Verklammerung der Szenen, das Ineinandergreifen der Details, die Verinnerlichung und die Rolle der Ironie.

Wenn jüngst die Meinung vertreten worden ist, *Ironie* sei ein wesentlich episches Phänomen, das Drama gebe ihr außerhalb des Sonderfalls der (relativ primitiven) tragischen Ironie nicht den nötigen Spielraum (Beda Allemann, *Ironie und Dichtung*, Pfullingen 1956, S. 21f., 29f.), so weist Clemen *Richard III.* als ein von den verschiedensten Formen der Ironie durchwirktes Spiel nach. Situationsironie (irony of event, ursprünglich in der Komödie heimisch), wird kunstvoll von mehreren Arten der Sprachironie (die im wortverdrehenden Vice ihren Ahnen hat) überlagert oder wechselt mit ihr ab. Vom Sprecher aus gesehen werden offene Ironie, die von mindestens einem Mitspieler verstanden wird, unterschieden von versteckter, nur dem Sprecher (und dem Publikum) bewußter und von der auch dem Sprecher selber unbewußt bleibenden oder nur halb bewußt werdenden Ironie. Dieser Reichtum an dramatischer Ironie ist künstlerisch und weltanschaulich begründet. Künstlerisch verknüpft die ironische Rückdeutung und Vordeutung den Auftritt mit früheren oder späteren Szenen und also mit der Vergangenheit oder der Zukunft, oft mit beiden. Neue Räume öffnen sich hinter der Handlungsebene: in der Ironie, in der Wortsuggestion (das häufig vorkommende "god" erinnert auch im Stadium der sich ausbreitenden Herrschaft des schurkischen Helden dieser "tragical history" an die Existenz einer höheren Gegenwelt), in den Metaphern, in den Traumvisionen (die vielschichtige Interpretation von Clarence's Traum gehört zu den Meisterleistungen dieses Buchs). Aber auch im Wachen sind die Gespenster gegenwärtig, in Richards Ansprache an die Soldaten spürt man die unsichtbare Präsenz der Gefahr: "Jede Szene enthält außer der unmittelbaren Gegenwart der gerade vorgeführten Umstände noch die geistige mittelbare Gegenwart der im denkenden Bewußtsein auftauchenden Umstände und Personen" (S. 227). Dieses *Hereinragen unsichtbarer Räume* in das Spiel aber und die dabei waltende Ironie bedeuten nicht nur künstlerische Bereicherung, sie spiegeln zugleich das Lebensgefühl der Epoche: die Welt zerfällt in *Schein und Sein*. Clemen macht den Kontrast von "appearance" und "reality", der der alles durchdringenden Ironie zugrunde liegt, vielfältig sichtbar und zeigt seinen Einfluß auf den Darstellungsrhythmus.

Die in den besprochenen Phänomenen (Ironie, Schein und Sein, Gegenwart unsichtbarer Potenzen) zum Ausdruck kommende *Verinnerlichung* des Dramatischen ist für Shakespeares Stück überhaupt charakteristisch.

Das innere Drama tritt an die Stelle des Aktionsdramas. Im letzten Akt ist das Schwergewicht auf die Zeit vor der Schlacht verlagert. Die *tragedy of blood* ist vergeistigt: Weder die Geister noch Richmond sind rachegierig; die entscheidende Nemesistragödie (präludiert durch eine Folge von kleineren Nemesisaktionen, die von Clarence bis Buckingham reichen) vollzieht sich in Richard selbst, er geht zugrunde, weil er in sich hineinschaut; der Bezug zu Margarets Fluch wird nicht hergestellt, und das Scheitern auf dem äußeren Feld ist nur die Konsequenz. Zur Verinnerlichung gehört auch die unterschichtige *Verzahnung der Szenen* nach vorwärts und rückwärts, die von Clemen immer wieder aufgedeckt wird; Mittel dieser Verklammerung sind nicht nur ironische Vor- und Rückdeutungen (von Shakespeare gegenüber dem grobschlächtigeren Omen bevorzugt), Erinnerung, Planung (auf mehreren Ebenen), Reflexion, Rückschau, Gewissensregung, Vorgefühl, Spiegelungen, sondern auch Leitworte (*blood, fear, death, peace, god* u. a.) und Leitmotive (Tier-Metaphorik), die immer wiederkehren und zum Teil bestimmten Personen zugeordnet sind. Sprachliche und dramentechnische Kunstgriffe, die den Zusammenhang der Vorgänge und Situationen fühlbar machen, werden "zum Ausdrucksmittel für einen übergeordneten Schicksalsplan" (S. 277). Die Grundthemen von Schuld und Sühne, Frieden und Feindschaft, Gericht und Gewissen, Schein und Sein durchdringen das Ganze.

Clemen zieht oft Vergleiche mit *Heinrich VI.*, mit Marlowe, dem vor-shakespeareschen Drama überhaupt, mit Seneca, seltener mit dem attischen Drama. Die späteren Stücke Shakespeares zieht er, obwohl auf sie von *Richard III.* aus nicht selten ein überraschendes Licht fallen könnte, nur sparsam heran: das Buch wäre durch Häufung von einander erhellenden Parallelen zu sehr angeschwollen. Diese freiwillige Selbstbeschränkung des Verfassers äußert sich auch auf anderen Gebieten, und gerade sie trägt dazu bei, das Studium der dicht gearbeiteten Untersuchung, die das Stück im wesentlichen aus sich selbst zu interpretieren strebt und nur von Früherem abhebt, zum Genuß zu machen. Trotz der Offenheit Clemens für geistige Bezüge, für die Symbolik auch des Szenischen, ja selbst des Bühnennotwendigen, trotz seinem Spürsinn für unausgesprochen Mitschwingendes, der ihm die feinsten Beobachtungen erlaubt, fühlt man immer sicheren Boden unter den Füßen. Gelegentlich möchte man seine Überlegungen weiterführen oder sie ergänzen. So scheinen mir die mannigfach sich verschränkenden Ironien überhöht zu sein von der übergreifenden, Richard betreffenden. Nicht nur führt er unwillentlich seinen eigenen Untergang herbei, er erkennt von Anfang an sein eigentliches Wesen, wenn er, der alle Dinge zu wenden versteht und, wie Clemen sagt, es sich leisten kann, aus der Rolle zu fallen (S. 30), sich durch den verkrüppelten Körper gebunden wähnt. "I do mistake my person all this while" (I 2) – dies gilt in einem andern Sinne als Richard es meint, neben die bewußte tritt hier wie so oft eine verborgene höhere Ironie. Clemen zieht eine solche (das Spekulative streifende) Folgerung nicht, führt aber an manchen Stellen dicht an sie heran. Shakespeare scheint in diesem von Ironie durchwirkten Stück auch noch den Glauben der Menschen an eine (ausschließliche) Ironie des Schicksals zu ironisieren (vgl. S. 140);

nicht die Götter vernichten den Menschen, er zerstört sich selbst, das Schicksal ist nur die Antwort (vgl. S. 307 ff.); die letzte, die bitterste Ironie ist, scheint mir, hier wie in anderen Dramen Shakespeares, nicht jene des Schicksals, sondern die der Selbstverkenning. *Fair proportion*, die Richard seinem Dasein wie seinem Körper absprechen zu müssen glaubt, wird am Ende durch Richmond verwirklicht, das Wort aus Richards Anfangsmonolog kehrt in Richmonds Mund als "just proportion" (V 3) und "fair conjunction" (V 4) wieder: Auch hier zeigt sich die von Clemen an anderen Beispielen so oft nachgewiesene Verklammerung der Szenen, zeigt sich der Bogen, der Anfang und Ende des Dramas verbindet.

Anne ist in der zweiten Szene des Stücks wohl nicht nur Objekt, von Shakespeare aus gesehen nicht nur ein Mittel zur Charakterisierung Richards, wie Clemen will, sondern zugleich eine Spiegelfigur von relativer Eigenständigkeit. Sie verliert sich selber, nur auf andere Weise als Richard. Hier wie an andern Stellen möchte man doch bedauern, daß Clemen auf eine Auseinandersetzung mit der Frage von Shakespeares Teilhabe am manieristischen und am barocken Stil völlig verzichtet. Die scharfe Schwenkung Annes ist ein Zug, der manieristischen Bedürfnissen vollkommen entspricht. Die Zurückhaltung Clemens in der Verwendung der ausgelaugten Begriffe Renaissance, Manierismus, Barock ist eine Konsequenz seiner wissenschaftlichen Strenge; ein Vergleich mit den allgemeinen Stiltendenzen der Zeit, die nun einmal mit diesen Namen eingefangen werden, ist aber in manchen Fällen doch fruchtbar. So fragt es sich, ob die Tendenz zur Überdeutlichkeit, für die Clemen viele Belege bringt, einfach als primitiv bezeichnet werden darf, ob nicht auch sie durch den manieristischen Geschmack, der eine scharfe Zeichnung liebt, bedingt ist. Entsprechend betont Clemen selber das Großartige der monumental-ritualen Gestaltungsweise, die Shakespeare hier dicht neben der realistischen entfaltet und die Clemen durchaus nicht als bloß akademisch-rhetorische Kunstübung aufgefaßt wissen will (S. 148 f., 246 u. a.); leidenschaftliches Streben nach Künstlichkeit ist ein manieristischer Grundzug. Zu der von Clemen meisterhaft bloßgelegten Neigung zur Verschränkung der Szenen wäre die manieristische Tendenz zur Bildverschränkung und zur Imagination zu vergleichen (dazu R. Hocke, *Die Welt als Labyrinth*, Hamburg 1957). Manieristisch, z.T. auch barock sind ferner die von Clemen aufgewiesenen Paradoxien, Umkehrungen, Variationen und natürlich auch die Grundphänomene des Scheins, der Ironie, der Mehrdeutigkeit und Mehrschichtigkeit.

Clemen gibt, z.T. aus Raumgründen, keine Synthese seiner Ergebnisse, er schließt den Kommentar mit der Betrachtung der letzten Szene. Auch der Referent muß es sich versagen, seine Ansätze zu einer Zusammenfassung voll zu entwickeln. Doch sollen noch einige der Erkenntnisse und Thesen Clemens namhaft gemacht werden. Die fortschreitende Einbeziehung aller Elemente ins dramatische Gefüge wird gezeigt u.a. an der Behandlung des Dialogs, des Monologs, der Rückblicke und Ausblicke, der Klage- und Fluchreden, der chorischen Bestandteile überhaupt, der Rhetorik, der Stilfiguren, des Sprech- und Handlungstempos, der Ironie, der Sprichwörter (die mehr

und mehr an die Stelle von Sentenzen treten), der Szenenfolge und -verschränkung, der "nicht aufgeführten Szenen". Dabei stößt Clemen auch auf Unerwartetes. Es gibt "bei Shakespeare mancherlei Widerlegungen der dramatischen Theorie", bemerkt er bei der Feststellung der stark dramatischen Wirkung von Kontrast und Symmetrie trotz fehlender Auseinandersetzung in V 3 (S. 282): Gerade die unsichtbare Auseinandersetzung mit dem imaginativ gegenwärtigen Partner fasziniert. Dramatisch wirkt auch der Gegensatz zwischen einer erwarteten und der dann wirklich dargestellten Szene, das Spiel mit den "Erwartungselementen" überhaupt (S. 97f., 171). Die Zwischenstellung von *Richard III.* äußert sich etwa, verglichen mit *Heinrich VI.*, in der zweckmäßigeren, gegenüber *Heinrich IV.* aber doch noch ungelenten Verwertung des genealogischen, politischen, biographischen Materials. Zur Charakterentwicklung, zur Charaktertragödie sind hier erst Ansätze, der innere Zwiespalt Richards (V 3) ist zu wenig vorbereitet. Der Schauplatz wirkt dramatisch und atmosphärisch noch kaum mit. Frontale Eröffnungsweise, verkürzte Reihentechnik, Symmetrie, die Verwendung von Topoi, die Selbsterklärung, überhaupt das Bestreben, die Dinge überscharf sichtbar oder bewußt zu machen, auch gewisse abrupte Übergänge sind noch Merkmale des Frühstils, der aber nicht ohne weiteres als "primitiv" bezeichnet (oder gar als ein Zeichen fremder Autorschaft genommen) werden darf: Die primitive Schematik früherer Geisterszenen wird von Shakespeare bewußt verstärkt, wodurch er eine eindruckliche sakral-rituale Wirkung erzeugt (S. 292f., 301). Hier eben würden wir von Manierismus sprechen. Neu ist Shakespeares Kunst der (allmählichen) Exposition, des Schaubilds, der Dialogführung, der Versetzung geistreichen Wortgeplänkels, Aneinander vorbeiredens und verdeckend-ironischer Gestaltungsweise aus der Komödie in ein düsteres Stück (nur Kyd war im letzten Punkt vorangegangen). Das Aside wird nicht mehr nur zum Publikum gesprochen. Realistische Clownsprosa und pathetisch-rhetorischer Stil, vor Shakespeare beziehungslos nebeneinander, beginnen sich hier zu verbinden. Die Handlung schreitet ständig auf mehreren Ebenen fort; dabei läßt Shakespeare jede Handlungslinie sich vollenden. Seine Fähigkeit des fugenlosen Einschmelzens ganzer Vorgänge ist in der Geschichte der Quellenbenützung einmalig. Er vermag uns doppelseitig zu fesseln: Wir kosten die Wort- und Regiekunst Richards wie dieser selber aus und identifizieren uns doch mit der Gegenseite; Sympathie und Antipathie werden zielbewußt gelenkt, Stimmungen (Gefahr, Vorahnung, in der Geisterszene der numinose Schauer) kunstvoll geschaffen. Trotz der wenig konsequenten Charakterzeichnung der Frauen ist auch die Charakterisierungskunst schon hoch entwickelt (Richard). So demonstriert Clemen, ohne für Mängel blind zu sein, überzeugend die Entdeckung neuer Erlebnisbereiche, neuer sprachlicher, szenischer und dramatischer Möglichkeiten. Die Abwechslung in den sprachlichen und dramentechnischen Mitteln, das Fehlen belangloser Nebenfiguren, vor allem aber die vielfache, nuancenreiche Verankerung der einzelnen Elemente im Ganzen und die Mitwirkung des Ungesagten, unter der Oberfläche sich Abspielenden machen *Richard III.* zu einem Kunstwerk, das wir unter Clemens sicherer Führung besser verstehen lernen als bisher.

Der Verfasser hat sein Buch außer durch eigene Vorarbeiten auch durch von ihm planvoll angeregte und geleitete (leider meist noch ungedruckte) Dissertationen und Seminararbeiten systematisch vorbereitet. Wolfgang Clemens Umsicht und Vorsicht (da und dort hält er verschiedene Auffassungen für möglich und verzichtet auf eine Entscheidung), sein differenzierter Sinn für das Dramatisch-Funktionelle, für Ober- und Untertöne, haben ein Werk entstehen lassen, das überraschend viele neue Einsichten enthält und, wie seinerzeit schon *Shakespeares Bilder*, über den Gegenstand hinaus wegweisend sein wird.

ZÜRICH

MAX LÜTHI

Fredson Bowers, *On Editing Shakespeare and the Elisabethan Dramatists*. University of Pennsylvania Library 1955, 131 S. \$ 3.50.

Das kleine aber inhaltreiche Buch bringt drei zusammenhängende Vorträge des um die Beantwortung der "transmission"-Fragen verdienten amerikanischen Anglisten. Unter den Titeln: "Die Texte und ihre Manuscripte", "Die Funktion von Textkritik und Bibliographie" und "Die Methode für eine kritische Ausgabe" behandelt er in ständiger Auseinandersetzung mit den Theorien Pollards, McKerrows, W. W. Gregs, Dover Wilsons, Alice Walkers u. A. die Problematik der Shakespeare-Text-Herstellung. Naturgemäß geht er dabei von der Frage: Welches war der Charakter des verlorenen Manuscriptes, das als Druckvorlage diente, aus. Hier sind, wie er feststellt, nicht weniger als dreizehn Haupttypen von Fällen möglich, neben denen aber immer wieder noch besondere Spielarten auftauchen können. Seine Beherrschung der in mancher Hinsicht fast verwirrenden Fülle der Gesichtspunkte ist bewunderungswürdig, seine Kritik an den bisherigen Auffassungen – sei es nun Pollards versuchte Ausschlichtung der berühmten Äußerung der Folio-Herausgeber: "we have scarce received from him a blot in his papers", dieses "pious literary compliment", oder etwas wie Dover Wilsons Glaube, daß sich Shakespeares persönliche Orthographie im Druck gewisser Quartos spiegle, – ist so beachtlich, daß niemand, der auf diesem Felde arbeitet, sie links liegen lassen kann. Es gilt das auch namentlich von den Bedenken, die der Verfasser gegen die so beliebt gewordene Hypothese von den "foul papers, or original drafts" als den häufigsten Druckvorlagen erhebt und begründet. Damit ist aber erst ein winziger Teil der komplizierten Rätsel angedeutet, für deren Lösung Bowers Richtlinien herauszuarbeiten versucht. Kein Zweifel freilich, daß unendlich Vieles auf diesem Gebiet eben Hypothese bleiben muß. Und wenn auch die Forschung sogar bis zum Unterscheiden verschiedener Setzer-Persönlichkeiten vorgedrungen zu sein glaubt, – die praktische Bedeutung von all dem für eine endgültige Beseitigung der alten "cruces" bleibt schließlich doch nur zu häufig fraglich. Auf S. 119 z. B. deduziert Bowers, daß "sullied" (Hlt I, II, 129) die richtige Fassung sei. Aber sprechen nicht gewichtige Gründe dagegen? – Haben

ferner sämtliche "bibliographischen" Untersuchungen die Frage gelöst, ob "comart" (Hlt I, I, 93) nicht doch ein Druckfehler sein könnte? Und ist je mit "bibliographischen" Methoden ein plausibler Grund dafür gefunden, wie es möglich ist, daß die Folio Desdemona die Erzählungen Othellos im Hause ihres Vaters (I, III, 159) mit Küssen (kisses) statt (Quarto) mit Seufzern (sighs) begleiten läßt?

FARCHANT

L. L. SCHÜCKING

Fritz Meyen, *Johann Joachim Eschenburg 1743–1820*. Kurzer Abriß seines Lebens und Schaffens nebst Bibliographie [Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt, hg. B. Bilzer und R. Moderhack, Band 20]. Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, 1957, 132 S., DM 6,-.

"Der Professor Eschenburg ist kein Genie der ersten Größe, der aber vieles weiß und mit großer Leichtigkeit arbeitet", schrieb 1781 der Dramatiker Leisewitz an seine Braut, und 1820 heißt es in einem Nachruf auf den Verstorbenen: "Mit ihm sinkt ein seltener Schatz literarischer Kenntnisse ins Grab". Diese Worte kennzeichnen Leistung und Grenzen eines Mannes, der nicht durch schöpferische Gestaltungskraft, sondern durch rastlose enzyklopädische Tätigkeit des Sammelns, Darstellens und Vermittelns hervorragte. Nach Leipziger und Göttinger Studienjahren wirkte er 1767–1820, zunächst als "öffentlicher Hofmeister", dann als Ordinarius für Literaturgeschichte am Collegium Carolinum zu Braunschweig. Während er 60 Jahre lang unermüdlich die Früchte seines Fleißes publizierte, machte er, z. T. mit Lessing, die Schätze der Wolfenbütteler Bibliothek zugänglich, dichtete Kirchenlieder, bearbeitete Theaterstücke, schrieb drei, auch im Ausland vielbenutzte Handbücher der "gelehrten Geschichte" und bescherte als Krönung seiner Vermittlung englischer Literatur in der Nachfolge Wielands den Deutschen die erste vollständige Shakespeare-Übersetzung.

Verf., Direktor der Bibliothek der TH Braunschweig, dient mit vorliegender Arbeit gleichsam dem Andenken eines Amtsvorgängers, war doch Eschenburg auch Bibliothekar des Collegium Carolinum. So mag verständlich erscheinen, daß der Hauptwert der Arbeit in der sehr gründlichen und übersichtlichen Bibliographie steckt, die in chronologischer Folge von fast 400 Titeln Eschenburgs literarische Produktion und deren Fortwirken spiegelt. Mit ihrer sorgfältigen, die späteren Ausgaben und Beiträge zu Sammelwerken einschließenden Titelaufnahme, dem alphabetisch und systematisch geordneten Register, dem Verzeichnis der Literatur über Eschenburg und der wissenschaftsgeschichtlich interessanten Liste seiner Vorlesungen darf sie als vorbildlich gelten.

Vorangestellt ist ein Lebensbild, zuverlässig im Nachweis von Fakten und Daten, aber ohne den Anspruch, eine literarhistorische Biographie zu sein. Zwar findet man bei der Schilderung des Braunschweiger Kreises und der Vorgeschichte des Collegium Carolinum Ansätze, die geistige Situation

der deutschen Aufklärung Mitte des 18. Jhs. in den Tendenzen nach enzyklopädischem Wissen, Geschmacksbildung und rationalistischer Regelästhetik sichtbar zu machen, doch gelingt es nicht, Eschenburgs Position in eine differenzierende Gesamtschau der Aufnahme englischer Einflüsse einzuordnen, die etwa durch die Zentren Hamburg (Brockes), Leipzig (Gottsched), Zürich (Bodmer, Breitinger; Wieland) und Göttingen (Haller, Michaelis) und deren unterschiedliche Reaktion zu bestimmen wäre. Daher bleibt die Betrachtungsweise zu linear, zu eng am Lebensgang Eschenburgs orientiert, so daß man stellenweise nicht viel mehr als einen Kommentar zur Bibliographie zu lesen glaubt. Wenn z. B. S. 35 die Übersetzung der "literarischen Studie" von John Brown erwähnt wird (*A Dissertation on the Rise, Union and Power, the Progressions, Separations and Corruptions of Poetry and Music*, 1763), so fehlt ein Hinweis auf Inhalt und geistesgeschichtliche Bedeutung dieses Werkes, das zusammen mit Robert Woods *Essay on the Original Genius of Homer* (1769) das musikalische Verständnis der alten Poesie und damit auch die historisch-organische Betrachtungsweise einleitete und durch Eschenburgs Vermittlung auf Herder wirkte (W., Suphan XII, 177). Mit Recht charakterisiert Verf. Eschenburg als nüchternen Rationalisten, der bei Shakespeare "irgendein System eines regelmäßigen Verfahrens" (*Ueber W. Shakespeare*, 1787) vermißte, und dennoch wurde er, wie bei Brown so auch bei Percys *Reliques* und John Aikins *Essays on Song-Writing*, zum Wegbereiter neuer irrationalistischer Dichtungsauffassung, vielleicht unbewußt – das wäre durch eine genaue Analyse seiner Kommentare zu den Übersetzungen noch nachzuprüfen.

Die kritische Würdigung der Shakespeare-Übersetzung Eschenburgs (1775ff.), wie auch der vorausgegangenen Wielands und des von Daniel Eckert verbesserten "Mannheimer Nachdrucks", stützt sich fast nur auf einige Zitate aus bereits vorliegenden Arbeiten und könnte durch konkrete Textuntersuchungen fundiert werden, um im Anschluß an Gundolf die Ergebnisse der Bemühungen um die verschiedenen Sprachschichten Shakespeares genauer zu klären. Dagegen wird man auf Grund ausgewerteter Korrespondenzen zuverlässig über die äußeren Details der Entstehungsgeschichte orientiert, darunter den Rattenkönig der zwischen Eschenburg und Eckert anläßlich des "Mannheimer Nachdrucks" gewechselten Streit- und Verteidigungsschriften. Auch über ein Kuriosum, wie den 1810 bei Pichler in Wien erschienenen Shakespeare, "übersetzt von A. W. Schlegel und J. J. Eschenburg", der die metrische Übersetzung Schlegels, soweit sie bereits vorlag, mit den Anmerkungen Eschenburgs und mit dessen Prosaübersetzung für die übrigen Dramen vereinte, erhält man Auskunft und bibliographische Nachweisung.

Wir verdanken dem Verf., der selbst nicht mehr geben will als die "notwendige Grundlage für eine künftige Beschäftigung mit Eschenburg" (S. 5), reiches Faktenmaterial und eingehende Kenntnis der Lebensumstände. Die angedeuteten Punkte sollen nur die Richtung anzeigen, die der Literaturhistoriker bei künftiger Beschäftigung einschlagen könnte.

Douglas Knight, *Pope and the Heroic Tradition. A Critical Study of his 'Iliad'*. (Yale Studies in English 117.) New Haven: Yale University Press, 1951, VIII + 123 S., \$ 3.-.

George deF. Lord, *Homeric Renaissance. The Odyssey of George Chapman*. (Yale Studies in English 131.) New Haven: Yale University Press, 1956, 224 S., \$ 3.-.

R. A. Knox, *On English Translation* (The Romanes Lecture 1957.) Oxford: The Clarendon Press, 1957, 26 S., sh. 2/6.

Chapman's Homer, ed. by. Allardyce Nicoll (Bollingen Series XLI.) New York: Pantheon Books, 1956, vol. I: XXII + 741 S., vol. II: XVI + 654 S., \$ 10.-.

T. S. Eliots These von der Gegenwartigkeit aller Dichtung der Vergangenheit dient der Studie von Douglas Knight als Hebel für eine literarische Rettung von Popes *Ilias*, für die inzwischen auch E. M. W. Tillyard im vorletzten Kapitel von *The English Epic and its Background* (London, 1954) eingetreten ist. Die bisher übliche Frage nach der historischen Treue einer Übertragung wird zurückgestellt hinter die weniger einseitige Frage nach ihrer künstlerischen Gewissenhaftigkeit. Damit ist das Problem eines gerechten Vergleichsmaßstabes neu angeschnitten. Knight kann sich dabei auf Pope und die Klassizisten selbst berufen, die nicht in historischen sondern in ästhetischen Kategorien dachten. Mochten Homer und seine Zeit Jahrtausende zurückliegen, für das Zeitalter Miltons und Popes war Homers Dichtung eminent gegenwärtig, nicht nur subjektiv für einzelne Literaturbeflissene, sondern objektiv im allgemeinen Kulturbewußtsein. Erst als die klassische Bildungstradition abriß, wurde der Weg für eine historische Betrachtungsweise frei. Im Zeitalter Popes aber galt Homers Epik nach Umfang und Höhe der Leistung als Summe und Standard dichterischer Weltbewältigung, die jede nachkommende Generation zur Auseinandersetzung verpflichtete und zur Nachahmung herausforderte. Während die Gründe dieser Vorbildlichkeit epischer Dichtung im allgemeinen sowie Homers und Vergils im besonderen durch das 17. Jahrhundert von den Theoretikern Italiens und Frankreichs leidenschaftlich erörtert wurden, leistete das pragmatische England seinen Beitrag durch eine Reihe glänzender Übertragungen (Gavin Douglas' und Drydens Vergil, Chapmans und Popes Homer u. a.), die implizite Deutung waren und zugleich etwas den Originalen künstlerisch Ebenbürtiges sein wollten. Nur so ist es zu verstehen, daß Pope seinem Homer die zwölf besten Jahre seiner Schaffenskraft widmete. Loyalität gegenüber Vergangenheit und Gegenwart zugleich war für Pope nicht unvereinbar, denn klassische Kunst gründete auf Normen der Humanität, die den Unterschied zwischen Völkern und Zeiten überbrückten. Die Aufgabe einer Homer-Übertragung stellte sich dar als rivalisierende Gestaltung des epischen Ideals in der englischen Sprache. Tatsächlich war Popes *Ilias* das beherrschende literarische Ereignis seiner Zeit, Englands universalste Verwirklichung des klassischen Ideals und Muster der poetischen Diktion während eines ganzen

Jahrhunderts, wie Wordsworth und Coleridge aufbegehrend feststellten. Indem die Literaturhistoriker sich bis vor kurzem mit dem romantischen Standpunkt identifizierten, begaben sie sich der Mittel einer gerechten Würdigung eines Werkes, das noch Dr. Johnson ein Meisterwerk nicht nur Popes sondern der Weltliteratur überhaupt nannte.

Im Grunde sieht Knight Popes *Ilias* in einer Perspektive, in der sie Dr. Johnson und Pope selbst sahen: als vollgültige Dichtung in der epischen Tradition in der Nachfolge Homers. Wie Knight im 2. Kapitel ausführt, ist die generalisierende Tendenz von Popes Diktion – mit der Fülle ihrer „Echos“ aus den Werken seiner Vorgänger – ganz buchstäblich als Quintessenz der epischen Tradition zu verstehen, in der die Vergangenheit „aufgehoben“ ist, so wie sich noch Hegel als Summe der Philosophie vor ihm deutete. Der „heroische Stil“, als höchste Erfüllung des Klassischen, ist die maximale Reinigung der dichterischen Sprache von historisch-realistisch-individuellen Zügen bis zu ihrem Zusammenfall mit dem Idealtypischen. Aus dem Prozeß dieses hochgezüchteten Stilisierens gehen, wie im 3. Kapitel ausgeführt wird, die alten mythischen Paradigmen als Verkörperungen der klassischen Menschheitsideale hervor. Das epische Geschehen wird durchsichtig wie eine philosophische Allegorie. Popes Homer ist nicht historische Mimikry, sondern gewissenhafte Nacherzählung durch den repräsentativen Dichter des englischen Klassizismus, der durch den Rückgriff auf das alte Epos sich die poetischen Mittel an die Hand gegeben sieht, auch noch im anbrechenden Zeitalter der mechanistischen Naturauffassung Newtons die physische Welt im Gleichklang mit der moralischen zu deuten und die menschenbildende Funktion der Dichtung zu erfüllen.

Dem Verf. kommt es offensichtlich vor allem auf die Überwindung von Vorurteilen und auf die Klärung von Grundsätzlichem an. Sein historisches Beweismaterial dient allzu ausschließlich nur der Illustration seiner These, ohne daß der Versuch gemacht würde, sich mit der lebendigen Fülle des Geschichtlichen einzulassen, es in sich zu ordnen und für sich selbst sprechen zu lassen. Sich weitgehend in einem Bereich purer Abstraktionen bewegend, läuft der Verf. Gefahr, der Manipulation bloßer Begriffskonstruktionen zu verfallen, wie wir sie in Deutschland aus geisteswissenschaftlichen Untersuchungen der zwanziger Jahre in Erinnerung haben. Trotz dieser Sprödigkeit aber ist Knights Studie ein bahnbrechender Beitrag zu einer Neudeutung klassizistischer Kunstauffassung und zur literarischen Rettung einer vernachlässigten Dichtung von epischer Universalität und Bedeutsamkeit, die kurz vor dem Abbruch der Kontinuität unserer gesamteuropäischen Bildungstradition steht, über die die wissenschaftliche Diskussion in jüngster Zeit allenthalben in Fluß gekommen ist. –

Das Thema liegt in der Luft. In der gleichen, vorzüglich redigierten Serie *Yale Studies in English* hat sich George deF. Lord einer Rettung von Chapmans *Odyssee*-Übertragung angenommen. Der Verf. wird so stark in den Bann des großen Elisabethaners gezogen, daß er sich weitgehend mit dessen Homerdeutung identifiziert. Er will die Wahrheit des Dichters rechtfertigen durch den Nachweis, sie sei mit der Wahrheit des Historikers iden-

tisch. Das ist des Guten zu viel. Gewiß, Chapman liest seinen Homer ergriffener als irgendein anderer Homerübersetzer, und das Ergebnis ist eine Übertragung, die von kompetenten Richtern zu den besten der Weltliteratur gerechnet wird (G. Saintsbury, G. Finsler, Douglas Bush u. a.). Aber ist deshalb seine nachbildende Auslegung auch historisch richtig? Dem statischen Allegorismus der spätantik-mittelalterlichen Tradition stellt der Verf. Chapmans "dynamic allegory" gegenüber, und er glaubt, damit sei auch die Idee der originalen *Odyssee* erfaßt, aus der Chapman die Intention herausliest, sie stelle das Werden eines "absolute man" dar (eine Art humanistisches Gegenstück zu *Pilgrim's Progress*). Abgesehen davon, daß diese Formel bei kritischer Prüfung des griechischen Originals durchaus nicht so glatt aufgeht, wie Lord wahrhaben will und wie Chapman in seiner Version wahr macht, ist die ganze Unterscheidung künstlich: was Chapman von der begrifflichen Homer-Allegorese der Philosophen unterscheidet, ist nicht sein kompetenteres Wissen um den historischen Homer sondern die Tatsache, daß er an erster Stelle Dichter war, dem es auf wirkungsvolle sprachliche Dramatisierung ankam, und erst an zweiter Stelle Moralist, dem mit eindeutiger Exemplifikation voll Genüge getan ist.

Hat hier vielleicht ein gewisser unhistorischer und unpoetischer Intellektualismus, den man gelegentlich bei modernen amerikanischen Literarkritikern findet, den Verf. zu einer problematischen Ausgangsthese verführt? Das Pendel ist weit nach der anderen Seite ausgeschlagen, nachdem die künstlerische Wahrheit der alten Übersetzungskunst im späten neunzehnten Jahrhundert auf dem Prokrustesbett der "historischen Wahrheit" geopfert worden ist. Der Historismus hat nicht mehr das letzte Wort, und so eröffnen sich neue Perspektiven auch für eine flexiblere Erörterung des Problems der dichterischen Übersetzung. Ein der Imagination des Übersetzers gewährter größerer Spielraum ist bereits die selbstverständliche Voraussetzung von Lords kompetenter Untersuchung des Stils von Chapmans *Odyssee* im vierten und wertvollsten Kapitel seiner Studie. Das letzte Kapitel ("Style as Interpretation") vergleicht charakteristische Stücke von Chapmans und Popes Version, die aus eigenem Recht gewertet werden und durch ihre Eigenart ein erhellenderes Licht auf das griechische Original werfen, als eine sklavische Kopie zu tun vermag. —

Wie sehr das Problem der poetischen Übertragung dem der Quadratur des Kreises gleicht, zeigt die temperamentvolle Romanes-Vorlesung *On English Translation* von Mgr. R. A. Knox, die in meisterlicher Konzentration den historischen, kritischen und pragmatischen Gesichtspunkt brillant zu einer Einheit verschmilzt. Die Quintessenz der Untersuchung ist, daß die Tudor-Übersetzungen sowie Drydens Vergil und Popes Homer am besten orientieren über das, was eine Übertragung sein solle und auch heute noch — in abgewandelter Form — sein könne. —

Angesichts des erneuten Interesses an klassisch-humanistischer Übersetzungskunst ist es dankenswert, daß Allardyce Nicoll *Chapman's Homer* in einer neuen Ausgabe zugänglich gemacht hat, die zwischen großer Studienausgabe und wissenschaftlicher Textausgabe die Mitte hält. In zwei Bänden sind hier vereinigt — mit Chapmans Vorworten, Widmungen, Kommen-

taren – die *Iliasversion* von 1611, die *Odyssee* von 1615, die Versionen von *Ilias* I und II (bis zum Schiffskatalog) und des *Achilles-Schildes* von 1598, sowie die *Lesser Homerica* von ca. 1624. Die Interpunktion ist modernisiert. Ein Kommentar dient der Aufhellung schwer verständlicher Wörter oder Stellen. Von hohem Wert ist das Glossar (leider ohne Stellenangabe), in dem zahlreiche Wortschöpfungen Chapmans vermerkt sind, die im NED entweder überhaupt nicht oder als jüngeren Datums verzeichnet sind. Leider fehlt der auf S. 566 versprochene Appendix mit den Varianten des Textes von *Ilias* I und II (bis zum Schiffskatalog) in der Version von 1608, die für eine philologische Interpretation von Chapmans Arbeitsweise sehr aufschlußreich wären. Durch ein Versehen des Druckers, der sich wohl an die Zeilenabsätze von Nicolls Manuskript gehalten hat, sind Chapmans Prosa-Kommentare durchgehends wie Verse abgesetzt. Aber das sind kleine Schönheitsfehler in einer sehr wertvollen Veröffentlichung, für die wir Allardyce Nicoll und den Herausgebern der verdienstvollen *Bollingen Series* dankbar sein müssen. Als Desideratum bleibt eine entsprechende Veröffentlichung (mit Varianten) von Popes *Homer*, vor allem der *Ilias* (mit Popes Vorwort, Exkursen und laufendem Kommentar).

BERLIN

RUDOLF SÜHNEL

Ennis Rees, *The Tragedies of George Chapman: Renaissance Ethics in Action*, Harvard University Press, Cambridge, Mass. 1954.

Die vorliegende Monographie stellt eine neue Untersuchung des philosophischen Gehaltes von Chapmans Lyrik und Tragödien dar, den Nancy v. Pogrell bereits 1939 in einem größeren Zusammenhang eingehend behandelt hat¹).

R. sieht die Hauptaufgabe seines Buches darin, der liberalistischen Chapman-Kritik des 19. Jahrhunderts (und ihren Nachfolgern) das Bild des strengen, christlichen Moralisten Chapman entgegenzuhalten. Von der naiven Freude an "purple passages" (Charles Lamb, James Russell Lowell u.a.) und dem amoralischen Wohlgefallen an "machiavellistischen" Helden (Swinburne, Wyndham Lewis u.a.) müsse man sich abkehren (S.31) und seine Aufmerksamkeit auf die gemeinsame Basis aller Chapmanschen Werke richten: eine moralphilosophische Lehre, die der Verf. zunächst aus der Lyrik zu rekonstruieren versucht. Er bezeichnet diese "ethische Doktrin" als "Chapman's Christian Humanism" – eine ebenso unbestreitbare wie der Präzisierung bedürftige Feststellung (S.1–28).

Der Verf. geht von der unbewiesenen Annahme aus, Chapman habe diese Lehre vor dem Erscheinen seines ersten Gedichtes entwickelt und in allen folgenden Werken völlig unverändert vertreten:

¹) Die *philosophisch-poetische Entwicklung George Chapmans*. Hamburg, 1939.

"When *The Shadow of Night* appeared in 1594, the poet, . . . had already arrived at a doctrinal position with which he was evidently satisfied. For poems, plays, and translations written over a period of more than thirty years are nothing if not consistent in doctrine and intention, though they reveal an artist capable of adapting his style to the various matters of the genres as he understood them. In this book we shall see how Chapman presented the fundamentals and the subtleties of his ethical philosophy in a series of brilliant tragedies" (S. 1).

Auf Grund dieser bedenklichen Vereinfachung des Problems zeichnet R. immer wieder das Bild eines Chapman, der (obgleich von ihm als Denker überschätzt) mit etwa dreißig Jahren am Beginn eines großen literarischen Lebenswerkes aufhört philosophisch zu denken und, zufrieden mit seinem "System", sich ganz auf dessen Verbreitung in einer Reihe von Tragödien, Gedichten und Übersetzungen konzentriert¹⁾.

Die R.sche Auffassung von dem einen unveränderten "System" in Chapmans Werk ist das Resultat einer unangemessenen Methode der Textinterpretation: indem er seine Aufmerksamkeit auf isolierte Details richtet (s. u. S. 320, Anm. 1: Formulierungen wie "Neoplatonic part of his creed . . . in snatches"), kann er aus dem Frühwerk "typische" Züge des Spätwerks herauslösen und umgekehrt. Das Herausgreifen einzelner Gedanken und Bilder, ihre Zuordnung zu bestimmten Lehrgebäuden der Tradition und schließlich die additiv verfahrenende Auswertung dieser Belege ermöglichen R. offensichtlich die irrtümliche Annahme einer einzigen Chapmanschen Lehre, die sich aus den gesammelten Einzelteilen zusammensetzen lasse²⁾. Der Irrtum wird denn auch durch das Mißlingen der Rekonstruktion besonders deutlich erwiesen: statt eines Lehrgebäudes der Ethik zeigt R. nur eine Reihe von Ideen und Begriffen aus christlicher, neuplatonischer und stoischer Tradition zusammen mit einigen Gedanken der Renaissance-Ästhetik auf. Für ihn selbst wird dieser Mißerfolg nicht sichtbar, da er in nominalistischer Denkweise den Begriff "doctrine" ohnehin nur als Sammelnamen benützt, unter dem er die gefundenen Belege subsumiert. Indessen ist der Unterschied zwischen den neuplatonischen Gedichten wie *Tears of Peace* und den Tragödien auch für ihn vorhanden. Die zeitliche Überschneidung veranlaßt R.

¹⁾ R. interpretiert die Tragödien in ihrer chronologischen Reihenfolge, wobei er sich in der Datierungsfrage für Fleay bzw. Solve und gegen Parrott entscheidet, also *Caesar and Pompey* vor *Chabot* ansetzt.

²⁾ Bedenklich erscheint an seiner Darstellungsmethode, daß er immer wieder kurze Zitate aus der (frühen) Lyrik in die Drameninterpretation einschaltet, um mehr oder weniger überzeugende Parallelen aufzuweisen (sinnvolle Vergleiche dagegen bei Parrot, z. B. S. 620 seiner Ausgabe der *Tragedies of George Chapman*). Angesichts der von R. öfter wiederholten Polemik gegen die Gewohnheit älterer Chapman-Forscher, sie interpretierten dramatische Monologe isoliert, als seien sie Lyrik, scheint R. verschiedentlich dem entgegengesetzten Extrem nahe, indem er Lyrikzitate sehr eng mit der Drameninterpretation verknüpft.

nicht nur dazu, die Gedankengänge der Lyrik und der Dramatik zu einem "System" zu addieren, sondern auch das Vorwiegen verschiedener philosophischer Lehren in etwa gleichzeitigen Werken auf Gattungsunterschiede zu reduzieren in der Meinung, der Stoizismus lasse sich technisch besser in Dramen, der Neuplatonismus besser in der Lyrik darstellen. Da Lyrik aber die intime dichterische Rede, das Drama dagegen auf die Öffentlichkeit verwiesen ist, so folgert R., der Neuplatonismus der Lyrik enthalte Chapmans esoterische, der Stoizismus der Dramen jedoch seine exoterische Lehre. Über gattungstechnische Argumente (einschl. Chapmans Auffassung von dem allegorischen Charakter aller Dichtung, wie er sie im Zusammenhang mit seiner Homerübersetzung aussprach) gelangt R. zu einer neuen Klassifizierung des Chapmanschen Gesamtwerkes. Der ungenannte Modellfall dieser Einteilung ist der Kanon der aristotelischen Schriften. Ihre Berechtigung liegt in den beiden Formen der aristotelischen Lehrpraxis, die sich nicht ohne weiteres auf Chapmans literarisches Werk übertragen lassen. Die Fehlerquelle dieser Beweisführung liegt bereits vor allen Kombinationen in der Methode seiner Textanalysen. Da R. die von ihm angezogenen Textstellen niemals im Hinblick auf den im dramatischen Vorgang sich entfaltenden Gehalt eines ganzen Dramas untersucht, sondern bestenfalls im unmittelbaren Handlungszusammenhang der Szene, zumeist aber als isolierte Einzelaussagen, so kann er nie über ihre Bedeutung und ihre Aussagekraft im Ganzen eines Werkes entscheiden: zentrale Äußerungen und beiläufige Bemerkungen gelten dann als "evidence" gleichen Ranges¹).

Wie bei der Rekonstruktion des "Systems", so verfährt R. bei der Definition von Einzelbegriffen²) (z. Definition von "doctrine" s. Anm. 1). Der Versuch R.s, den souveränen Sprachgebrauch des Dichters mit Hilfe einiger Beispiele durch bloße Addition terminologisch zu fixieren, gelingt am allerwenigsten, wenn sprachgeschichtliche Tatsachen (z. B. der Bedeutungs-

¹) "As Christian humanist, Chapman had other than Stoic sources from which to garner doctrine, and other than stoic doctrine appears in his plays; but he would not have thought it possible to present, even in the private theaters, the highest mysteries of Christian Platonism. Certainly, he felt, it could not be done with any appreciable degree of coherence, to say nothing of action, and the very attempt would involve a lamentable profanation of much-reverenced doctrine. Stoicism, however, leant itself more readily to dramatic presentation. The essentially contemplative, Neoplatonic part of his creed Chapman could present, dramatically, only in snatches, but the Stoic response and Stoic moralizing arose quite naturally out of situations of distress and endurance" (S. 94). (Diese Sätze geben ein gutes Beispiel für R.s Neigung, unbeweisbare und oft wenig wahrscheinliche Vermutungen zur Grundlage seiner Kombinationen zu machen, sowie von seiner mechanistischen Vorstellung von "doctrines" und literarischen Gattungen.)

²) Etwas mehr bemüht sich R. um die Klärung des Begriffes "learning" (s. 3f), obgleich auch hier der Bezug zur voluntaristischen Grundtendenz in Chapmans Denken dargelegt sein müßte.

wandel zahlreicher Worte) außer acht gelassen werden. Das ist vor allem bei der Interpretation des Schlüsselbegriffs "virtue" der Fall:

"The essential difference between the author of *The Prince* and the translator of Homer is that between virtue and virtù. Bussy and Byron may, by way of selfjustification, think of themselves as champions of virtù but Chapman's "virtue" is another thing altogether. It is virtue definable in terms of humility and reason, selfsacrifice and love – in short the virtue of the true Christian" (S.24).

Diese uneingeschränkte Behauptung ist um so erstaunlicher, als T. M. Parrott in seiner von R. benutzten Ausgabe (S.552) auf den Bedeutungswandel von "virtue" hinweist. Statt die Geschichte der wichtigsten Begriffe zu erarbeiten und darzulegen, hält R. sich an den gegenwärtigen Sprachgebrauch und interpretiert ihn in Texte des 16. und 17. Jahrhunderts hinein. Da er von der Richtigkeit seines (unhistorischen) Textverständnisses überzeugt ist, hätte er zumindest mehrere Textstellen erläutern müssen, die infolge seiner Definition von "virtue" unverständlich erscheinen (z.B. "Bussy" II, 1, 141ff).

Als letztes Beispiel für R.s Chapman-Deutung sei die Erläuterung einiger Sätze aus dem Widmungsbrief zu *The Shadow of Night* angeführt:

"It is an exceeding rapture of delight in the deep search of knowledge . . . that maketh men manfully endure the extremes incident to that Herculean labour . . ."

Der Sinn dieser Worte lautet für R.: "men are to find self-control and illumination in the not altogether delightful discipline of study" (S.2).

Chapmans renaissancistische Begeisterung, die alle Schwierigkeiten gelehrter Forschung kraftvoll überwindet, dabei selbstverständlich die Läuterung aller seelischen und geistigen Kräfte im Dienst am Schönen zum Ziele hat, wird von R. eingeengt und umgedeutet zu einer nur mäßig erfreulichen Arbeit, die der Herstellung eines schönen und dauerhaften Produktes dient ("capable of producing that which is beautiful and eternal" S.3). Originaltext und Resumé zeigen deutlich den Unterschied historischer Situationen und, darüber hinaus, zweier menschlicher Grundhaltungen. Hier liegt denn auch die Grenze der vorgelegten Interpretation: R. ist vollkommen im Recht, wenn er auf die moralisch-didaktische Komponente in Chapmans Werk hinweist. (Sie war übrigens gar nicht so weitgehend in Vergessenheit geraten, wie es nach R.s Kritik an der Chapman-Forschung scheinen könnte; vgl. die Arbeiten von Battenhouse, Hardin Craig und Wieler). Aber er hätte erkennen müssen, daß die Begeisterung für gelehrte Forschung dem sittlichen Ernst weder im Wege steht, noch sich auf einen bestimmten Begriff von Arbeit reduzieren läßt. Auch wird kein aufmerksamer Leser verkennen, daß die "heroischen" Gesten und donnernden Tiraden eines *Byron* nicht annähernd durch menschliche Größe ausgefüllt werden; aber es darf auch nicht die moralische Beurteilung des *Byron* an die Stelle der Untersuchung des künstlerischen Darstellungsproblems treten¹). Es ist sinnvoll, Chapmans

¹) Daß L. L. Schücking, *Shakespeare und der Tragödiendstil seiner Zeit*, unberücksichtigt blieb, macht sich gerade hier bemerkbar.

Homerdeutung für das Verständnis der übrigen Werke fruchtbar zu machen¹⁾, aber die so gewonnenen Einsichten sind durch die statische Deutung des Gesamtwerkes und seine weitgehende Herauslösung aus den geschichtlichen Zusammenhängen ungenutzt geblieben²⁾. So allerdings wurde der komplexe Vorgang der Entfaltung eines dichterischen Lebenswerkes im Übergang von der Renaissance zum Barock in pragmatistischer Perspektive vereinfacht zu zwei Komponenten: dem Fertigprodukt (die 1594 angeblich abgeschlossene "doctrine") und seiner praktischen Anwendung in der Dichtung – "... Renaissance Ethics in Action".

FRIEDBERG (H.)

K. A. PREUSCHEN

SAMLA Studies in Milton. Essays on John Milton and his Works by Members of the South Atlantic Modern Language Association. Ed. by J. Max Patrick. University of Florida Press, Gainesville 1953, pp. XIII, 197. \$ 3.50.

Richard Heinrich Grün, *Das Menschenbild John Miltons in Paradise Lost*. Eine Interpretation des Epos im Lichte des Begriffes "Disobedience". Frankfurter Arbeiten aus dem Gebiet der Anglistik und der Amerika-Studien, hrsg. von Theodor Spira, Heft 2, Heidelberg 1956, pp. 100. DM 12.–.

Robert Martin Adams, *Ikon: John Milton and the Modern Critics*. Cornell University Press, Ithaca, New York 1955, pp. XVII, 231. \$ 3.75.

James Whaler, *Counterpoint and Symbol*. An Inquiry into the Rhythm of Milton's Epic Style. Anglistica Vol. VI, Copenhagen 1956, pp. 226. Dan. kr. 27.50.

Die *SAMLA Studies in Milton* sind ein charakteristisch amerikanisches Erzeugnis, und zwar nicht nur weil – wie J. H. Hanford im Vorwort hervor-

¹⁾ Der Verzicht auf die Einsichtnahme in die vorzüglichen Arbeiten klassischer Philologen zur Tradition der Homerdeutung und die z.T. auch von Anglisten erforschte Übersetzungsliteratur der elisabethanischen Zeit hat sich auf die diesbezüglichen Abschnitte bei R. nachteilig ausgewirkt.

²⁾ Chapmans Stellung in der Geschichte der englischen Dichtung bleibt ebenfalls unberücksichtigt. Obgleich R. sich für Douglas Bushs persönliche Ratschläge bedankt, nennt er nicht dessen Charakterisierung Chapmanscher Dichtung in *English Literature in the Earlier Seventeenth Century*, Oxford, 1945 u. ö. S. 127–29, mit der er z. T. wörtlich übereinstimmt (bes. S. 128), ohne jedoch den dichtungsgeschichtlichen Zusammenhang darzustellen. Auch Frank Schoells Werk benutzt er nur als Nachschlagewerk für Einzelinformationen, sieht aber nicht den dort aufgezeigten Zusammenhang mit den Metaphysical Poets. Vgl. dazu auch T. S. Eliots Essay *The Metaphysical Poets*; zu deren geistesgeschichtlicher Stellung vgl. inzwischen auch: Karl Löwith, *Wissen, Glaube und Skepsis*, Göttingen, 1956, S. 68 ff.

hebt – Milton und die Milton-Studien den Amerikanern besonders am Herzen liegen, sondern auch weil sie, so unterschiedlich die Themen der acht Aufsätze sein mögen, Entstehung und Zusammenstellung einer betont kooperativen Methode verdanken. Gelehrte der südwestlichen Staaten haben sich zu Beiträgen und vor allem zur Kritik zusammengefunden und damit Ergebnisse erreicht, die nicht ohne Schaden ignoriert werden können.

Einige Artikel legen wohlfundierte Meinungen zu lang umstrittenen Fragen vor. Hat sich Milton, wie man anzunehmen geneigt sein könnte, entgegen den Äußerungen aus seiner Jugendzeit dazu verstehen müssen, die These von dem zunehmenden Verfall des Universums zu akzeptieren? Joseph Allen Bryant, Jr. (*“Milton's Views on Universal and Civil Decay”*) legt überzeugend dar, daß das nicht der Fall war. Vielmehr hat sich Milton, wie von einem christlichen Humanisten nicht anders zu erwarten, der alten Auffassung vom zyklischen Wandel innerhalb eines unveränderlichen Universums angeschlossen, die schon Spenser in den *Mutability Cantos* deutlich ausgesprochen hat. Das eigentliche Problem für Milton, ja die Ursache für die schwere Erschütterung, die sich so unmißverständlich aus seinen Pamphleten ablesen läßt, liegt nicht in etwaigen Zweifeln an der Stabilität des Universums, sondern in der jahrelang fanatisch verfochtenen Überzeugung, daß in der sublunaren Sphäre der Vergänglichkeit das englische Gemeinwesen von dem allgemeinen Verfall alles Irdischen ausgenommen sei. Die Schriften der ersten Hälfte der vierziger Jahre lassen erkennen, welche Schwierigkeiten Milton hatte, diese Überzeugung mit den politischen Fakten in Einklang zu bringen. Und da schließlich ein Wandel nicht zu leugnen war, mußte ihn Milton als Zeichen nicht des Verfalls, sondern der Verjüngung deuten, etwa im Sinne der bekannten Schilderung des sich mauernden Adlers in der *Areopagitica* (1644). Aber gerade hier sind Spuren von Verzweiflung und Erschütterung nicht zu übersehen. Erst in den Folgejahren jedoch ringt sich Milton zu politischen Auffassungen durch, die den Tatsachen gerechter werden. Bryant weist auf die *Defensiones*, die *Geschichte Britanniens* und *Paradise Lost* als Zeugnisse einer grundlegenden Neuorientierung hin, ohne sie freilich näher zu betrachten. Die letzte Bestätigung aber könnte seine These erst in einer Untersuchung der Miltonschen Endposition finden.

Einer weniger zentralen, aber doch vielfach umstrittenen Frage geht Robert H. West in seinem Aufsatz über *“The Substance of Milton's Angels”* nach. Von Dr. Johnson bis zu A. J. A. Waldock (*Paradise Lost and Its Criticisms*, 1945) ist der Vorwurf der Inkonsistenz Miltons gerade in dieser Frage immer wieder erhoben worden. West kann das Problem um so sicherer klären, als er Miltons Äußerungen auf dem Hintergrund der gängigen Engelslehren des 17. Jahrhunderts sieht. Von den drei Richtungen der zeitgenössischen Engelslehre lehnt Milton nur die scholastische, nämlich daß die Engel reine intellektuelle Substanzen seien, völlig ab. Dagegen läßt sich, wie West im einzelnen nachweist, seine Abhängigkeit von platonischen Ideen und von dem damals sehr bekannten Dämonologen Michael Psellus ebensowenig bestreiten wie seine vorsichtige Distanz zu kalvinistischen Auffassungen. Miltons Schilderung der Engel stellt sich also als eine Synthese bestimmter zeitgenössischer Anschauungen heraus, die ganz offensichtlich im Dienste anderer

Milton viel inniger berührenden Ideen steht, nämlich der Vorstellung von der Stufenleiter der Natur, d. h. hier der Verwandtschaft menschlicher und englischer Substanz, und der Überzeugung, daß die Materie gut und in der Schöpfung universell sei.

Andere Aufsätze sind weniger einschneidender Natur. Alwin Thaler ("Shakespeare and Milton Once More") fügt seiner früheren Sammlung von Shakespeare-Anklängen bei Milton (*Shakespeare's Silences*, 1929) noch 50 weitere mehr oder weniger überzeugende Stellen hinzu. Ausgehend von der Auffassung, daß das im Geiste des Dichters vorhandene Material für seine Dichtung, des Dichters "intellectual frame of reference", häufig nur in versteckten Anspielungen, Bildern, Situationen etc. zum Ausdruck kommt, glaubt Thomas B. Stroup, in *Lycidas* Anklänge an Spensers *Marinell*-Geschichte (*Faerie Queene* Buch III und IV) zu entdecken ("Lycidas and the Marinell Story"). Doch sind die aufgezeigten Beziehungen zu vage, als daß man an einen Zusammenhang glauben könnte. Daß Cymoent angesichts des toten Marinell ebenso wie Milton im Gedenken an den toten Freund das literarische Cliché der Klage über die Vergänglichkeit des Ruhms einfließen läßt, beweist nichts. Hier aber endet schon das Gemeinsame; denn während Milton lieber mit Amaryllys im Schatten tändeln als in mühevoller Leben dem Ruhm nachjagen möchte (*Lycidas* 68), zieht Cymoent einen frühen Tod der Jagd nach dem Ruhm vor (*Faerie Queene* III, 4, 38). Die Alternativen scheinen zu verschieden, als daß man eine – wenn auch entfernte – Abhängigkeit annehmen könnte. Ähnlich verhält es sich mit anderen Beweisstellen. Auch die Spekulation von R. H. Bowers ("The Accent of Youth in Comus"), wonach Comus, von einem jugendlichen Autor für jugendliche Darsteller geschrieben, sich in erster Linie mit dem Gefühlsleben der Jugend befasste, ist nicht überzeugend, zumal er sich nur in allgemeinen Feststellungen ergeht.

Anders verhält es sich mit den Artikeln, die sich um Sprache und Vers Miltons bemühen. Daß Milton gelegentlich vor dem Gebrauch derber, ja obszöner Wörter nicht zurückschreckt, haben ihm nicht nur seine Zeitgenossen übel vermerkt. Allen H. Gilbert ("Milton's Defense of Bawdry") stellt Miltons eigene Äußerungen zu diesem Problem zusammen, die darauf hinauslaufen, daß nach seiner Ansicht auch der ehrenwerteste Mann obszöne Gegenstände mit obszönen Worten abtun kann und daß vor allem im komischen Zusammenhang derbe Worte gegen tadelnswerte Dinge gerichtet werden dürfen. Das Komische also wie das Empörende sind die Bereiche, in denen das Decorum den Gebrauch einer solchen Sprache erlaubt. Einem weiteren, vom frühen 18. Jahrhundert bis zu Eliot und Pound traditionell vererbten Vorwurf begegnet Lalia Phipps Boone ("The Language of Book VI, *Paradise Lost*"), nämlich daß Miltons Sprache sowohl überfremdet wie archaisch sei. Mit kritisch einwandfreier Methode kommt Boone zu dem Ergebnis, daß nur etwa 9 % der von Milton in Buch VI gebrauchten Wörter Fremdwörter, d. h. nach 1500 in die Sprache eingedrungen sind. Der archaische Wortschatz läßt sich schwerer bestimmen, doch ist auch er gering. Auf die Gründe, die die Herausgeber Miltons im 18. Jahrhundert zu ihrer Behauptung bewegten, geht Boone freilich nicht ein. Eine Untersuchung, die

über Ants Oras' Buch (*Milton's Editors and Commentators from Patrick Hume to Henry John Todd*, Oxford 1931) hinausgeht, steht noch aus.

Der längste Beitrag, der mehr als ein Drittel des Buches einnimmt, stammt von Ants Oras und beschäftigt sich mit einer Untersuchung der Verszäsuren und der Stellung vielsilbiger Wörter im Vers mit der Absicht, die Chronologie der größeren Gedichte Miltons zu überprüfen ("Milton's Blank Verse and the Chronology of His Major Poems"). Die statistische Untersuchung der Sprachpausen, die durch stärkere Satzzeichen als durch ein Komma gekennzeichnet sind, nach verschiedenen Gesichtspunkten (am Ende oder innerhalb der Zeile, männlich oder weiblich usw.) ergibt ein bemerkenswertes Maß von Kontinuität, das die herkömmliche Chronologie der Werke Miltons bestätigt. Der erste Teil von *Paradise Lost* freilich zeigt einen häufig scharfen Kontrast zu *Comus*, der sich aber aus der vieljährigen Pause zwischen den beiden Werken erklären läßt. Besonders eindrucksvoll ist die Parallelität in der Entwicklung der Enjambements einerseits und der Verszäsuren andererseits: beide werden von *Paradise Lost* I ab ständig geringer, obwohl die Zahl aller starken Sprechpausen von *Comus* bis *Samson Agonistes* erheblich steigt. Oras glaubt also eine Tendenz zum klassischen Blankvers hin zu entdecken. Was die Stellung der vier- und mehrsilbigen Wörter im Vers anlangt, so zeigt *Comus* die typisch elisabethanische Struktur (Marlowe; der frühe Shakespeare) des überwiegenden Gebrauchs in der zweiten Vershälfte. In *Paradise Lost* I und II experimentiert Milton offensichtlich mit Vielsilblern in der ersten Vershälfte, kommt aber später zu einem Ausgleich. Die Statistik der weiblichen Endungen ergibt wiederum einen Bruch zwischen *Comus* und *Paradise Lost*, wo die Bücher I bis VI das weibliche Versende fast ganz eliminieren. Mit Buch VII, das in mehr als einer Hinsicht eine Wende darzustellen scheint, beginnt die Zahl der weiblichen Versausgänge und auch ihr Gewicht wieder zu steigen, bis schließlich *Samson Agonistes* den *Comus* in dieser Hinsicht fast um das Doppelte übertrifft. Oras' Theorie ist einleuchtend. Statt *Comus* und *Samson Agonistes* chronologisch aneinanderzurücken – wie schon vorgeschlagen worden ist –, findet er, daß Milton sich metrisch wie auch sonst zwischen *Comus* und *Paradise Lost* zu einer neuen Position durchgerungen hat, die er in den kontinuierlich geschriebenen Büchern I bis VI durchhält, um dann wieder zu einer freieren Technik überzugehen. Oras kann diese Theorie durch die Untersuchung weiterer Einzelheiten wie z. B. bestimmter rhythmischer Typen, der silbischen *-ed* Endung, der Nebenakzente im Versschluß usw. weiterhin stützen. Er kommt zu dem Schluß, daß die traditionelle Chronologie der Miltonschen Gedichte stimmen muß und daß auch Hanfords Annahme einer Unterbrechung der Komposition von *Paradise Lost* vor Buch VII durch den Untergang des Commonwealth berechtigt ist. Die auffallenden Abweichungen, die *Paradise Lost* III aufweist, sucht er dadurch zu erklären, daß er dessen metrische Eigenheiten als der Sonderstellung dieses Buches absichtlich angepaßt vermutet. Man mag gegenüber gewissen Einzelheiten der Untersuchung Zweifel hegen. Im ganzen aber bringt dieser Aufsatz wie eine Reihe anderer in diesem Bande eine beachtliche Vertiefung unserer Erkenntnis des Miltonschen Werkes.

Eine bemerkenswerte Studie zu dem Menschenbild in Miltons *Paradise Lost* hat Richard Heinrich Grün vorgelegt. Indem er die vom Biographischen und Psychologischen her bestimmten Deutungen des Epos in ihre Schranken verweist, versucht er zu zeigen, wie die von Milton selbst im ersten Vers des Epos angegebene Thematik vom Ungehorsam des Menschen, und zwar in der theologischen Sicht, die Struktur des Ganzen wie der einzelnen Teile beherrscht. Teile seines interpretatorischen Weges sind schon andere vor ihm gegangen; vgl. z. B. die Bedeutung der Invokationen oder den Wechsel des Schauplatzes. Aber Grün gibt nicht nur zusätzliche Beobachtungen wie etwa die Verklammerung der vier wesentlichen Konstruktionsabschnitte in Buch IX, sondern er weist auch mit Recht darauf hin, daß alles von Anfang an "sub specie humanitatis" gesehen wird und daß der Mensch nicht unter seinem psychologischen Aspekt, sondern in seiner Relation zu Gott verstanden wird. Aufschlußreich vom Kompositorischen her ist die Untersuchung des IX. Buches (Kap. III), in der nachgewiesen wird, daß den beiden Stiltypen des Buches, der Erzählung und der direkten Rede, zwei ganz verschiedene Bedeutungsfunktionen zukommen. Das Kapitel über den anthropologischen Gehalt des Gedichtes, nach den theologischen Kategorien des Seins vor dem Fall, des Falles selbst und des Seins nach dem Fall dargelegt, enthält den Kern der Arbeit. Ob Milton Adam im Stand der Vollkommenheit poetisch so darstellen wollte, "wie Augustin ihn theoretisch konzipiert hatte" (S. 64), bleibe dahingestellt. Jedenfalls ist es ihm, wie jedermann weiß, nicht immer geglückt. Wichtiger ist die Interpretation des Falles selbst, der nicht psychologisch zu erklären ist, sondern – wiederum unter Berufung auf Augustin – auf eine falsche Einstellung zu Gott zurückgeführt wird. In einer Überbewertung des Ich, in einer Setzung der menschlichen Ratio als autonom statt abhängig von Gott, in der Wendung von der *humilitas* zur *superbia* liegen die theologischen Wurzeln des Sündenfalles in der Darstellung von *Paradise Lost*. Nicht daß Eva die lügnerischen Argumente der Schlange nicht durchschaut, ist ihre Schuld, sondern daß sie sich überhaupt auf eine Diskussion über die Gebote Gottes einläßt und sie damit dem Urteil ihrer Ratio unterwirft. Adams Entscheidung ist zwar sympathisch, aber falsch, weil er die Wertordnung verkehrt. So sei, meint Grün – freilich ohne es näher zu erklären, – Miltons Auslegung des alten Schemas von *reason* und *passion* zu verstehen. Mit dem Sein nach dem Fall führt uns Milton schließlich in den Raum der Geschichte mit all den bösen Folgen des Falles, aber auch mit der Verheißung auf das schrittweise Zurückfinden zu Gott. Bei einer solchen Thematik des Gedichtes wäre es unangemessen, ihm die Darstellung von Charakteren etwa im Sinne Shakespeares abzuverlangen. Was Milton gibt, sind "Typoi personalen Selbstverständnisses in einer bestimmten, für den geschichtlichen Menschen inzwischen unabdingbar gewordenen, durch die Gefallenheit gekennzeichneten Situation" (S. 79), so z. B. Satan und Messias als Typen des Führertums oder Satan und das Menschenpaar in typischer Auseinandersetzung mit ihrem jeweiligen Fall. Die Studie hat den Vorzug der inneren Geschlossenheit, wenn man von dem Exkurs in das gattungstheoretische Gebiet absieht (Kap. IV). Es fragt sich nur, warum der Verf., der die „immanente Autorität des Dichtwerkes“ (S. 13) unter Ausschluß alles Bio-

graphischen so betont, von dem Hinweis auf ein biographisches Detail ausgeht, nämlich auf das „Bekenntnis zur *humilitas* von Milton als ein Bekenntnis seines Lebens“ (S. 11), einem Hinweis, der freilich nicht so kurz abgetan und besser begründet werden müßte.

Robert Martin Adams ist ein temperamentvoller Autor, der sich in einer Reihe von Aufsätzen die Verwirrung und Verstiegenheit gewisser Teile der modernen Milton-Kritik – und damit der modernen Literaturkritik überhaupt – aufs Korn genommen hat. Obwohl das Buch daher ein wenig den Stempel des Ephemerens trägt und obwohl der häufig recht sarkastische Ton verstimmen kann, wird man nicht bestreiten dürfen, daß es manche Auswüchse und Übertreibungen der Milton-Interpretation mutig ad absurdum führt und zugleich bemerkenswerte eigene Beobachtungen anfügt. Comus, so meint Adams in „Reading Comus“, ist von den modernen Interpreten allegorisch und metaphysisch überfrachtet worden. Man hat sowohl in die Bildersprache vieles hineingeheimnist wie auch durch ungebührliche Betonung zufälliger Nebennotive die Grundstruktur verfälscht. Das zentrale Thema ist wie in allen großen Dichtungen Miltons die Versuchung, und Comus' schwächliche Verführungsversuche wie die Kräfte der Keuschheit, die die Lady dagegen ins Feld führt, bestimmen den allegorischen Umkreis des Maskenspiels. Die Tugend der Enthaltsamkeit steht also im Vordergrund, und die vielfachen Versuche, ein Element der „göttlichen Gnade“ hineinzuzinterpretieren, lassen sich aus dem Text nicht rechtfertigen. Die Tendenz dieses Aufsatzes – wie des ganzen Buches – läßt sich aus folgender abschließenden Bemerkung entnehmen: „Comus as a masque presenting a clear story, a simple allegory, and a graceful compliment embroidered with a fluid imagery seems to me worth ten fetterworks of strained conceit and forced interpretation“ (S. 34).

In dem sehr polemischen Artikel „The Devil and Doctor Jung“ greift Adams nicht ohne Erfolg die tiefenpsychologische Reduktion poetischer Charaktere, hier insbesondere Satans in *Paradise Lost*, auf ihre Archetypen an. Diese werden gewöhnlich, wie der mehrfach versuchte Vergleich von Prometheus und Satan zeigt, nur auf der Stufe des „lowest common denominator“ gewonnen, sie sind blasse Schatten und „stock figures“ ohne jeden literarischen Wert (S. 48). Selbst wenn die Konstruktionen primitiver, vorliterarischer Archetypen stimmen (was im Falle des tertium comparationis von Satan und Prometheus von Adams nachdrücklich zurückgewiesen wird), sind sie doch von geringem Nutzen, da Gehalt und Gestalt des individuellen Werkes nicht von ihnen bestimmt werden. Diese grundsätzlichen Erörterungen, denen man seine Zustimmung kaum versagen kann, sind in eine erneute Interpretation der viel umstrittenen Satansfigur in *Paradise Lost* eingeflochten. Held des Epos ist Satan nach Adams nicht, wenn er auch in den ersten beiden Büchern heroisch dargestellt wird. Milton freilich, meint Adams, hatte es mit seinem Teufel viel schwerer als Dante, weil der theologische Hintergrund sehr viel unfester geworden war. – Noch sarkastischer verfährt Adams mit William Empsons Milton-Interpretation und implizite mit einer ganzen Schule von Interpreten, die in jeder Zeile mehr – und besonders Unterbewußtes – finden, als jeder andere einschließlich des Dichters

gesehen haben konnte ("Empson and Bentley: Scherzo"). Die Ausflüge in die Hintergassen der Bilder und der unterbewußten Motive machen sowohl die Komposition wie die Lektüre des Epos unmöglich. Hier wie in anderen Artikeln kennt Adams offenbar nur zwei Möglichkeiten, den Bildgebrauch in der Dichtung zu rechtfertigen: die psychologisch hintergründige Bedeutung, die von ihm – für die ältere Dichtung mit Recht – abgelehnt wird, oder das Bild als reine Dekoration. Diese Enge mag einer der Gründe dafür sein, daß sein Aufsatz über Miltons Stil ("Milton's Verse: Efforts at a Judgement") so vage und unbefriedigend bleibt. Es fällt nicht schwer, die zahlreichen Ungenauigkeiten und Willkürlichkeiten Empsons nachzuweisen, was Adams sehr exakt tut. Darüber hinaus läßt sich zeigen, daß diese Methode der Interpretation – ähnlich wie die Jagd nach den Archetypen – das Werk letzten Endes auf eine langweilige Monotonie zurückführt. Was von Empsons Interpretation bleibt, ist der Hinweis, daß *Paradise Lost* einen Beigeschmack des Pastoralen habe. Auch nach Adams Meinung macht die räumliche und geistige Verengung auf das Prosaisch-Alltägliche des Menschen am Ende des Epos das Werk zu einem der ersten Schäfergedichte, die die Sehnsucht nach der guten alten Zeit zum Ausdruck bringen (S. 127). Aber das ist nur eine schnoddrige Formulierung für den Zustand des Menschen, den Grün als Sein nach dem Fall bezeichnet hat.

Die Artikel über den Text von *Paradise Lost* und über Miltons Belesenheit ("The Text of *Paradise Lost*; Milton's Reading"), exakt in Methode und Gedankenführung, enthalten beherzigenswerte kritische Bemerkungen. Die Frage, ob Milton verschiedene eigenmächtige Schreibweisen wie *hee* statt *he* mit Absicht benutzt habe, um Emphase anzudeuten, eine Frage, die eine lange Reihe von Kritikern und Herausgebern bis in die neueste Zeit bewegt hat, kann mit Adams' Argumenten als Phantasie und Illusion beiseite gelassen werden. Schwieriger ist es, den gröberen Textverderbtheiten den rechten Sinn abzugewinnen. Adams diskutiert eine Reihe solcher Stellen und findet, daß Milton sich ungewöhnliche Schreibweisen, die auf absichtliche Wortspiele hinweisen, sowie grammatische Freiheiten erlaubt habe, wenn er damit bestimmte dramatische Effekte erzielen konnte. Während er es vor allem auf die Struktur des Ganzen und die Wirkung im Großen abgesehen habe, sei sein Interesse an den Details, auch den grammatischen offensichtlich sehr gering gewesen. Wie die moderne Kritik Milton in seiner Textgestaltung ein für seine Verhältnisse und seine Zeit unwahrscheinliches Maß von subtiler Akribie zugesprochen hat, so ist sie bei der Quellensuche unversehens dahin geraten, ihm eine Belesenheit zuzuschreiben, die alle menschlichen Möglichkeiten übersteigt. Adams betont dem gegenüber das vernünftige Prinzip, sich auf die Bücher zu stützen, die Milton selbst direkt oder indirekt erwähnt, und im übrigen seine Vermutungen auf ein Minimum zu beschränken. Überhaupt dürfte man seinem Werk Gewalt antun, wenn man es zu stark auf bestimmte einzelne Quellen zurückführt.

Der bereits erwähnte Artikel über Miltons Stil, der von der Kritik Eliots und anderer ausgeht, und der Schlußabschnitt über "Milton and Magnanimity" sind die schwächsten Teile des Buches. Doch werden sie reichlich durch die anderen Kapitel aufgewogen. Daß der *New Criticism* selbst in

seinem Heimatland an Bedeutung sehr eingebüßt hat, ist kein Geheimnis. Trotzdem kommt eine solche Aufdeckung von Schwächen, die weitgehend auf sein Konto gehen, nicht zu spät. Auch wenn sie hier und da über das Ziel hinauschießt, erfüllt sie einen guten Zweck, weil sie die literarwissenschaftliche Aussage von der hinter einem eindrucksvollen wissenschaftlichen Apparat verborgenen Willkür auf das gesunde Maß der Vernunft und der objektiven Kriterien zurückzuführen trachtet.

Man wird die kritische Position Adams im Auge behalten müssen, wenn man an die recht schwierige Lektüre von Whalers Buch über Kontrapunkt und Symbol geht. Whaler stellt eine neue These über die rhythmische Qualität des epischen Stils bei Milton auf, die selbst die Mathematiker unter Miltons Lesern bisher noch nicht entdeckt haben und die zunächst so unglaublich klingt, daß Whaler immer wieder beteuern muß, er habe sich nur durch die Evidenz seines Befundes gegen seinen Willen überzeugen lassen. Doch möglicherweise ist das eine etwas weit getriebene *captatio benevolentiae*. Whaler geht von der nicht unvernünftigen Annahme aus, daß der Dichter in der rhythmischen Behandlung seines Werkes analog zur Musik seiner Zeit den Kontrapunkt berücksichtigt haben könnte. Dafür sprechen die Tatsachen, daß Milton offensichtlich der Struktur seiner epischen Paragraphen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hat als dem einzelnen Vers und daß ganz allgemein die Auffassung der Dichtung zu seiner Zeit stärker durch ein rationales Element bestimmt war, als das heute der Fall ist.

Whaler fragt sich, wie es Milton gelungen ist, trotz seiner bekannten Vorliebe für das Enjambement das rhythmische Gefüge der Blankvers-Norm klanggerecht zu erhalten. Ein direktes und von Milton reichlich verwendetes Mittel wäre – neben eingestreuten geschlossenen Zeilen, die sich aber bei ihm viel weniger finden als etwa bei Shakespeare und anderen – die vom Sinn her gegebene starke Betonung der Anfangs- und Endsilben, insbesondere bei einsilbigen Wörtern. In den 26 Zeilen des ersten Abschnittes von *Paradise Lost I* bemerkt Whaler nicht weniger als 12 Erinnerungen der einen oder anderen Art an die metrische Norm, die freilich nicht alle überzeugen. Den weiblichen Ausgang, eine durchaus legitime Möglichkeit zur Abgrenzung des Verses im Enjambement, benutzt Milton dagegen fast gar nicht am Versende, wohl aber sehr häufig vor den Zäsuren innerhalb der Verse. Whaler zieht aus diesem Tatbestand folgenden Schluß: es muß Miltons Absicht gewesen sein, über- und unterhalb der metrischen Norm unregelmäßige Rhythmen aller Art laufen zu lassen, dabei aber doch das rhythmische Grundgefüge zu wahren. Damit ist die Analogie zur Musik des Kontrapunktes gegeben. Bei den Madrigalen, so wie sie z. B. Miltons Vater komponierte, kommt es darauf an, die rhythmische Freiheit und das Gegen- und Durcheinander der Stimmen mit dem festen, vorgegebenen rhythmischen Schema der Gesamtkomposition zu verbinden, d. h. die Unregelmäßigkeit niemals zu einer Verwirrung ausarten zu lassen (vgl. S. 25). Freilich muß man dem hinzufügen, daß es in der Dichtung den "normalen" Vers so gut wie nicht gibt und daß der Reiz fast jeden Verses in seiner Unregelmäßigkeit innerhalb der Norm liegt. Es ist daher auch fraglich, ob wir gut daran tun, in der Dichtung der Neu-

zeit z.B. vom jambischen Pentameter zu sprechen, wenn viele Versteile gar nicht jambisch sind und die Zahl der Hebungen keineswegs immer fünf ist. Doch der Kontrapunkt bei Milton bezieht sich nicht auf die Teile des Einzelverses, sondern auf das Verhältnis der Verseinheiten zu dem Gesamt des jeweiligen vom Dichter deutlich abgegrenzten Abschnittes seiner Dichtung. Diese Abschnitte sind der Gegenstand von Whalers Untersuchung.

Zur Wahrung der Norm verfügt ein Dichter wie Milton, der die traditionellen Mittel des festen Zeilenschlusses oder wenigstens des weiblichen Versausganges vermeidet und sich statt dessen einem freien Fluß unregelmäßiger Rhythmen über das Zeilenende hinaus hingibt, über verschiedene z.T. recht subtile Mittel, auf die hingewiesen zu haben ein unbestreitbares Verdienst Whalers ist. Zunächst einmal läßt der Dichter keinen der etwa 400 Abschnitte von *Paradise Lost* anders als mit einer vollen Zeile beginnen und aufhören, so wie auch die Stimmen eines Madrigals oder einer Motette am Schluß zusammenklingen. Ferner sind bei ihm unter allen Enjambements diejenigen am meisten vertreten, in denen der letzte Teil des ersten Verses und der erste Teil des zweiten Verses zusammen eine regelrechte Blankverseinheit bilden. Doch vermeidet Milton gewöhnlich eine Reihung solcher Erscheinungen, weil ihre Häufung im Ohr des Hörers doch die Norm zu verschieben, d.h. den Anfang des Verses in die Mitte zu rücken droht. Darüber hinaus gebraucht Milton gegen die Norm verlaufende rhythmische Ballungen oder Bögen, die als Ganzes genommen aber, also auf indirektem Wege, wieder die rhythmische Norm unterstützen (*cross-rhythmic constructions*). Whaler findet bei Milton in den verschiedensten Verschränkungen zwei Grundkonstruktionen, die er *T* (= *tnesis*) und *E* (= *extraprosodic*) nennt. Beide umfassen im einfachsten Falle nicht fünf, sondern zehn Hebungen. In der *T*-Konstruktion verteilen sich diese Hebungen auf drei Zeilen, etwa 1-5-4 oder 2-5-3 usw., auf eine Formel gebracht $a-5-b$, wobei $a + b = 5$ sein muß; Milton erweitert die Konstruktion noch dadurch, daß er häufig zwischen *a* und *b* mehr als eine 5-Reihe einschaltet. Die *E*-Konstruktionen erfassen diejenigen Enjambements, die nicht zusammen – wenn auch über eine oder mehrere Zeilen hinweg – 5 Hebungen ergeben und die daher der Norm viel schärfer widersprechen. Wenn beispielsweise – von Pause zu Pause gerechnet – die zwei letzten Hebungen des ersten Verses und die zwei ersten des zweiten Verses eine rhythmische Einheit von 4 Hebungen ergeben, so findet man erstaunlich oft die drei letzten Hebungen der zweiten Zeile bis zur nächsten Pause durch drei Hebungen der dritten Zeile ergänzt, so daß sich aus $2/2 + 3/3$ wieder der rhythmische Gesamtkomplex von 10 ergibt. Bei Milton taucht diese Konstruktion mit ihren 12 möglichen Variationen sehr oft auf. Außerdem gibt es Erweiterungen, z.T. komplizierter Art, und Verschränkungen von *T* und *E*. Daß Miltons Stil über den Einzelvers hinaus zu größeren Einheiten drängt, ist bekannt. Es ist aber ein Verdienst des Verf., den rhythmischen Gegebenheiten dieser größeren Einheiten nachgegangen zu sein und die Gesetzmäßigkeiten der individuellen Freiheit innerhalb der subtil gesicherten Gesamtnorm herausgeschält zu haben. Man wird ihm auch zugestehen müssen, daß hier nicht der Zufall, sondern künstlerische Absicht

im Spiele war; man vergleiche etwa die lange E-Kette auf S. 36 (*Paradise Lost* X, 771–786).

Daß das Ohr diese lange Verseinheit metrisch formgerecht erfassen kann, liegt wohl hauptsächlich an der regelmäßigen Wiederkehr des oben erwähnten $2/2 + 3/3$ Schemas. Denn im übrigen hat der Verf. sicher recht, wenn er meint, daß niemand rhythmische Bögen von mehr als 20 Hebungen, also 4 Blankverszeilen aufnehmen kann. Trotzdem wäre es nicht ausgeschlossen, daß Milton auch außerordentlich komplizierte rhythmische Gebilde gebaut hätte, als nicht mehr wahrnehmbare Superkonstruktionen gewissermaßen, aus der Idee des Kontrapunktes heraus gewachsen, aber wohl kaum, wie Whaler meint, weil Milton die exakte Arithmetik seiner Verse der Aufmerksamkeit eines idealen Hörers anvertraut habe (S. 45). Man wird an die Paradoxie von Robert Bridges' Ausspruch erinnert, daß Milton seine Verse anders skandiert habe, als er sie las. Sehr wahrscheinlich ist weder das eine noch das andere. Aber wenn man erst einmal, wie Whaler zugesteht (S. 39), gewissermaßen Blut geleckt hat, dann findet man die erwähnten Konstruktionen in komplizierten Gebilden überall, selbst wenn man dabei schwache Pausen (durch Kommata bezeichnet) ignorieren muß. "They are not mere mechanic functions of punctuation – either of its presence or of its absence." Je komplizierter das rhythmische Gefüge wird, desto mehr angegebene Pausen werden unberücksichtigt gelassen. So wird z. B. ein Versteil "Reluctant, but in vain" (X, 515) auf derselben Seite (S. 65) einmal als eine rhythmische Einheit und zum anderen als zwei rhythmische Einheiten aufgefaßt. Damit scheint aber der Ausgangspunkt des Enjambement und der rhythmischen Gruppen zugunsten der Willkür verlassen zu sein. Whaler sucht seine These dadurch zu stützen, daß er bestimmten Konstruktionen symbolische Funktionen zuschreibt. Häufig ist es freilich eine recht mechanische Symbolik. So sei die regelmäßige Wiederkehr der erwähnten E-Kette (X, 771–786) eine Andeutung des Schluchzens Adams, "the lifting and sagging of his head", in seiner Verzweiflung über den Sündenfall (S. 36). Als Satan während des Kampfes im Himmel einen Schlag Abdiels erhält, wankt er 10 Schritte zurück. Milton beschreibt das in einer einfachen E-Konstruktion $2/2 + 3/3$ (VI, 193–195), die mit ihren 10 Hebungen die Schritte Satans symbolisieren soll (S. 41). Wie aber soll der blinde Milton die äußerst verwickelten Konstruktionen, die man anhand des Textes nur mit Mühe kenntlich machen kann, aufgebaut haben? Whaler vermutet irgendeine mechanische Hilfe, die er mit den Fingern abtasten konnte (S. 45; vgl. ähnliche Behauptungen S. 112, 144), eine durch nichts gestützte, höchst unwahrscheinliche Annahme. Leider gibt es zahlreiche Behauptungen dieser Art in dem Buch, so etwa daß Milton die elisabethanischen Dramatiker mit besonderer Beachtung ihrer Prosodie gelesen und daß er insbesondere über John Fletchers *Faithful Shepherdess* lange nachgedacht habe (S. 50), ja sogar daß Milton gut im Rechnen gewesen sei, weil sein Vater als Geldleiher schnelllem Kopfrechnen viel verdankt haben muß (S. 69).

Schwieriger als die bisher entwickelte Kontrapunkt-Theorie ist der Nachweis einer subtilen Zahlensymbolik, die Whaler bei Milton entdeckt hat. E-Konstruktionen $1/2 + 3/4$, bzw. $4/3 + 2/1$ kommen praktisch nur bei

Milton zahlreich vor; es gibt sie auch – obwohl viel seltener – in der direkten Form, d. h. ohne Enjambement: $1 + 2 + 3 + 4$. Diese Zahlenreihe nun hat seit Pythagoras die symbolische Bedeutung von Ordnung, Wahrheit, Harmonie, Macht, kurz von absoluter Vollkommenheit, während sie in der umgekehrten Form für das Gegenteil steht. Whaler gibt zahlreiche Beispiele, in denen der Kontext mit der Zahlensymbolik übereinstimmt. Daß Milton die direkte Reihe selten verwendet, erklärt Whaler (S. 67, 71) mit seinem Wunsch, diese angewandte Symbolik für sich zu behalten (was ihm auch bis zu Whaler vortrefflich gelungen ist). Milton hat sich natürlich nicht mit dieser einfachen Reihe begnügt, sondern sie verdoppelt und verdreifacht; er hat aufsteigende und absteigende arithmetische Reihen mit 4, 7 und anderen symbolischen Zahlen gebildet und durch entsprechende Zäsuren in den jeweiligen Abschnitten von *Paradise Lost* zum Ausdruck gebracht. In Nachahmung des Kanons laufen manche Reihen durch den ganzen Abschnitt wieder zum Ausgangspunkt zurück. Wie die Einzelstimme in der polyphonen Musik kann die Reihe an einer beliebigen Stelle im Abschnitt beginnen und enden, wobei es jetzt nicht mehr darauf ankommt, daß alle vorhandenen Pausen einbezogen werden, sondern nur, daß die von der Reihe geforderten Zäsuren überhaupt da sind. Von Sinngruppen muß man bei diesem arithmetischen Prozeß ganz absehen. Eine verhältnismäßig leicht nachprüfbare Reihe erörtert Whaler (S. 76–78) in dem kurzen Abschnitt des Epos (IV, 782 bis 787), in dem, beginnend mit der zweiten und dritten Hebung der ersten Zeile, eine in sich zurücklaufende Reihe 2, 4, 6, 8, 6, 4, 2 ausgezählt werden kann, die unendlich ist, weil – wie Whaler meint – Milton hier übernatürliche, d. h. nicht endliche Wesen beschreibt. Whaler macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die zahlensymbolische Interpretation auf unsicheren Füßen steht, zumal wir keinerlei Zeugnis von Milton selbst oder aus seiner Umgebung darüber besitzen, daß er sich je mit dergleichen Dingen beschäftigt habe (S. 90). Aber – und das ist ein beliebter Kurzschluß in dem Buch – das 17. Jahrhundert war voll davon, und schließlich habe auch Bach Jahrzehnte später nachweislich Zahlensymbolik in seine Kompositionen eingeschlossen. Warum sollte Milton nicht recht sein, was Bach billig war?

Diese Bedenken gelten auch für die schwierigste Form der Verkettung von zahlensymbolischer Mathematik und dichterischem Rhythmus, nämlich für die Inkorporierung geometrischer Reihen. Hier kommt es – etwa bei der Reihe $10^1, 10^2, 10^3$ usw. – schnell zu riesigen Zahlen, die allerdings, jeweils auf den Gedichtsabschnitt bezogen, zu nachzählbaren Größen reduziert werden können. Wie jedoch der blinde Milton, um nur ein Beispiel herauszugreifen (S. 110), neben der rein dichterischen Arbeit in einem Abschnitt von 97 Versen (II, 871–967) an einer beliebigen Stelle mitten im Abschnitt beginnend eine Reihe von $8^1, 8^2, 8^4, 8^8$ und darüber hinaus noch einige andere aufbauen konnte, auch wenn sie sich auf Intervalle von 96, 101, 8, 64 Hebungen reduzieren läßt, bleibt schlechterdings unerklärlich. Der Hinweis auf mechanische Hilfswerkzeuge oder die Vermutung, Milton habe sich schon vor seiner Erblindung mit der Manipulation solcher Reihen sehr vertraut gemacht, dürften doch wohl nicht ausreichen.

Wir wissen von Miltons Neffen Edward Phillips, welche mathemati-

schen Bücher Milton im Unterricht seiner Neffen benutzte. Aber selbstverständlich kannte er nach Whaler mehr. Ohne daß es auch nur den leisesten Hinweis dafür gibt, behauptet Whaler (S. 96): "The book he would have examined with unusual zest was Edmund Wingate's *Arithmetique Made Easie* (London, 1639)". Deutlicher kann nicht vor Augen geführt werden, wie berechtigt die oben erwähnte Kritik von Adams ist. Aus Wingate bezieht Whaler dann die verschiedenen geometrischen Reihen, die er auf *Paradise Lost* anwendet. Die große Zahl solcher Reihen ließe es nicht wahrscheinlich sein, daß sie auf dem blinden Spiel des Zufalls beruhen, zumal sich bei anderen Dichtern wenig oder nichts davon finde. Wordsworths *Tintern Abbey* und die ersten Bücher des *Prelude* zeigten einige rhythmische Konstruktionen dieser Art "in conscious or unconscious imitation of Milton" (S. 161). Die mathematische Präzision solcher Reihen – muß man freilich einwenden – läßt sich aber kaum unbewußt nachahmen, so daß man annehmen muß, daß Wordsworth das verborgene Prinzip Miltons erkannt hat, vorausgesetzt, daß ein solches Prinzip überhaupt vorhanden war. Eine Nachprüfung zahlreicher von Whaler angegebenen Beispiele bestätigt ihre rechnerische Richtigkeit, womit natürlich nicht gesagt ist, ob es sich jeweils um einen durch Miltons Stil begünstigten Zufall handelt oder nicht und wie hoch der Prozentsatz zu ermittelnder Reihen sein muß, um den naheliegenden Gedanken an den Zufall auszuschalten. Es gibt freilich auch Beispiele, die nicht stimmen (wie auf S. 101 die unendliche Reihe $10^1, 10^3, 10^5$ usw. in VI, 189–261) oder in denen es der Verf. mit der mathematischen Präzision nicht so genau nimmt (wie auf S. 82 die Feststellung des genauen Zentrums von VIII, 66–178). Trotzdem bleibt das überraschende Phänomen bestehen, daß sich aus *Paradise Lost* eine erstaunlich große Anzahl von arithmetischen und geometrischen Reihen kompliziertester Art konstruieren läßt. Das ist aber auch der einzige sicher nachweisbare Grund, auf dem die Theorie Whalers steht. Sonst ist er auf Vermutungen und Behauptungen angewiesen, die er keineswegs scheut. Dazu gehört neben dem bereits Angeführten die Grundvoraussetzung des ganzen Buches, nämlich daß wir einen bis in die letzte Feinheit der Zeichensetzung genauen Text von *Paradise Lost* besitzen, der allen verborgenen Intentionen des Dichters voll entspricht; "the most painstakingly supervised writing ever set up in type" (S. 14). Diese Behauptung muß gegen den bekannten Mangel an Akribie der damaligen Setzer und gegen die Tatsache aufrecht erhalten werden, daß Milton selbst die Korrekturbögen nicht sehen und lesen konnte. Auch hier hat Adams mit Recht zur Vorsicht gemahnt. Man kann mit dem Verf. Miltons Stil auf Grund der Entlehnung gewisser Prinzipien des Kontrapunktes barock nennen, obwohl es bedauerlich ist, daß dieser vage Terminus nun auch in die angelsächsische Literaturkritik einzudringen beginnt; aber daß Milton den "barocken Glauben" an die Mathematik als Energiequelle und Stabilisator seiner rhythmischen Fügungen gehabt hätte (S. 136), bleibt letzten Endes ebenso unbewiesen wie die Behauptung, daß sein Werk seine Entstehung dem Zusammenwirken von Rhetorik, Musik, Mathematik und Symbolik verdanke (S. 162).

Ian Watt, *The Rise of the Novel: Studies in Defoe, Richardson and Fielding*. London: Chatto & Windus, 1957, 319 S., 25 s.

Da das plötzliche Auftauchen des Romans als Hauptform der Literatur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur dem Zufall zugeschrieben werden könne, stellt sich Verf. die Aufgabe, neben den literarischen auch die zeitgeschichtlichen, philosophischen und soziologischen Bedingungen zu ermitteln, die diese Entwicklung ausgelöst oder gefördert haben. Den letzteren gilt, wie sich sehr bald zeigt, sein besonderes Interesse.

Das allgemein verbindliche Gattungsmerkmal des Romans sei "formal realism", worunter Verf. versteht "the premise, or primary convention, that the novel is a full and authentic report of human experience, and is therefore under an obligation to satisfy its reader with such details of the story as the individuality of the actors concerned, the particulars of the times and places of their actions, details which are presented through a more largely referential use of language than is common in other literary forms" (S. 32). Verf. zeigt sich jedoch darüber im klaren, daß auch "formal realism" nur eine literarische Konvention ist, die zwar vordringlich die Illusion der Authentizität des Erzählten zu vermitteln sucht, die aber deshalb den Roman nicht ausschließlich auf die Transkription der Wirklichkeit festzulegen braucht.

Ein zweites einleitendes Kapitel widmet Verf. den Gründen, die zu der zahlenmäßigen Zunahme des Roman-Lesepublikums im Laufe des 18. Jahrhunderts geführt haben, und zeigt dann, wie gerade Defoe und Richardson engen Kontakt mit den Ansprüchen und Wertungen der neuen Leserkreise hielten. Hier, wie an vielen anderen Stellen, ist dieses Buch eine Fundgrube für historische und soziologische Fakten, auf deren Kenntnis die Interpretation der Werke Defoes, Fieldings und Richardsons nicht mehr wird verzichten können.

Nach diesen allgemeinen Kapiteln folgt eine Untersuchung vor allem folgender Romane: *Robinson Crusoe*, *Moll Flanders*, *Pamela*, *Clarissa Harlowe* und *Tom Jones*. *Robinson Crusoe* bezeichnet Verf. als "the first novel in the sense that it is the first fictional narrative in which an ordinary person's daily activities are the centre of continuous literary attention" (S. 74). Den charakteristischen Zügen von Defoes Puritanismus: der stark ausgeprägten Tendenz zum Individualismus, dem Primat des ökonomischen Motivs, der Geringschätzung sozialer Beziehungen einschließlich der Ehe wird hier besondere Aufmerksamkeit gezollt. An *Moll Flanders* untersucht Verf. vornehmlich Fragen der Gestaltung und zeigt, wie Defoe in diesem Roman den Forderungen des "formal realism" schon weitgehend entsprochen hat. Dabei werden allerdings auch die Grenzen von Defoes Erzählkunst stets im Auge behalten. Ähnlich geht Verf. bei Richardson vor. An *Pamela* werden die zeitgeschichtlichen Bedingungen des Richardsonschen Romans untersucht. Verf. glaubt sie vor allem in den Auswirkungen einer Umschichtung der moralischen Vorstellungen und gesellschaftlichen Tabus zu finden, welche die Beziehung zwischen den Geschlechtern regeln. An *Clarissa Harlowe* wird Richardsons Durchführung des Briefromans erörtert. Dabei kann Verf. zeigen, wie Richardson aus der simplen Fabel dieser Erzählung ein erzähle-

risch wie auch thematisch komplexes Werk gestaltet hat. Fielding, dem etwas weniger Raum gewährt wird als Defoe und Richardson, "since most of the new elements of the novel had by then appeared" (S. 7), wird sowohl auf Grund seiner Theorie des "comic epic poem in prose" und seiner persönlichen Erzählweise als auch seines Zeitbildes als Traditionalist gekennzeichnet. (Es sei gleich hier die Frage vermerkt, ob Verf. nicht der epischen Theorie Fieldings, die doch in erster Linie der "neuen Gattung" des Romans einen respektablen gattungsgeschichtlichen Stammbaum geben sollte, zu viel, Fieldings Sozialkritik im Vergleich dazu aber zu wenig Bedeutung beimißt.) Es folgt ein Kapitel über *Tom Jones*, das einen sehr aufschlußreichen, mit ausführlich zitierten Textstellen illustrierten Vergleich mit *Clarissa* enthält. Die Untersuchung schließt mit einem kurzen Ausblick auf die weitere Entwicklung des Romans, besonders in Hinblick auf den für den Roman als wesentlich erkannten "formal realism". Dabei wird noch kurz die Bedeutung des *Tristram Shandy* und der Romane J. Austens für die Entwicklung des Romans charakterisiert. Ein umfangreicher Namen- und Sachindex ist dem Buch beigegeben.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Verf. neben den umfangreichen Romanen des 18. Jahrhunderts noch eine sehr große Zahl von sekundären Quellen gründlich ausgeschöpft hat, von den einschlägigen Werken Max Webers bis zu Untersuchungen etwa über "The Numbering of Houses in London Streets". Außerdem zeigt sich, daß Verf. auch mit den einschlägigen Arbeiten der kontinentalen Anglistik, die mehrfach zitiert werden, vertraut ist.

Angesichts des Umfanges des hier bewältigten Materials zögert man, Einwendungen zu machen, die darauf hinauslaufen, eine Erweiterung des Blickfeldes in einer bestimmten Richtung zu fordern. Über die Grenzen eines vornehmlich zeitgeschichtlich-soziologisch orientierten Versuchs, die Entstehung und das So-sein literarischer Werke oder einer Gattung zu erklären, ist sich Verf. im allgemeinen klar (S. 154). Wenn gelegentlich Schlußfolgerungen darüber hinausschießen ("Very few writers have created for themselves both a new subject and a new literary form to embody it. Defoe did both". S. 134), so wird im größeren Zusammenhang eine solche Folgerung meist wieder weitgehend modifiziert. Trotzdem hätte eine bewußtere Auseinandersetzung mit dem sehr schwierigen Problem, wie weit dem literarischen Werk repräsentative Bedeutung in Hinblick auf die zeitgeschichtliche Situation zukommt, aus welcher sein Autor es geschaffen hat, und umgekehrt, wie weit diese Situation das individuelle Werk bedingen kann, dieser Untersuchung sehr zum Vorteil gereicht.

Die nicht ausreichend begründete Unterscheidung (S. 34) zwischen "prose fiction", damit meint Verf. die romanähnliche Literatur vor Defoe, und "novel", deren Beginn Verf. mit Defoe, Richardson und Fielding ansetzt, schafft eine künstliche Zäsur in der Geschichte des englischen Romans, die als Arbeitshypothese verständlich ist, die aber bei der Formulierung der Ergebnisse als solche klarer im Auge zu behalten gewesen wäre. Eine umfassende literarhistorische Perspektive, welche die Entwicklung des englischen Romans schon seit seinen Anfängen in der elisabethanischen Zeit überblickt, zeigt nämlich, daß einige der wesentlichen Konventionen des

Romans von Defoe und Fielding und zum Teil auch von Richardson schon durch einen lang dauernden Prozeß ausgeformt und vorbereitet worden waren. Dazu gehört die sachliche, unrhetorische Prosa, die sich lange vor J. Locke und Defoe gegenüber den euphuistischen und arkadischen Stilmanieren durchzusetzen beginnt, so z. B. bei Gascoigne, Chettle, Deloney und natürlich in der sogenannten "rogue literature" der elisabethanischen Zeit. Die Neigung, die Handlungszeit immer vollständiger und kontinuierlicher erzählerisch zu erfassen, die Bestimmtheit von Ort und Zeit des einzelnen Ereignisses möglichst eingehend zu beschreiben, beginnt sich schon in den für die Entwicklung des englischen Romans sehr wichtigen elisabethanischen Bearbeitungen italienischer Novellen, so in Fentons *Tragical Discourses* (1567) abzuzeichnen, wie ein Vergleich mit seinen Vorlagen zeigt. Die Autoren des 18. Jahrhunderts bringen hier nur zur Vollendung, was sich als Entwicklungstendenz im Roman schon lange vorher anzubahnen beginnt. Neben der Geschichte des Romans wäre, besonders was die Individualisierung der Charaktere betrifft, auch das Drama zu berücksichtigen, mit welchem der Roman ebenfalls schon seit der elisabethanischen Zeit in einem fruchtbaren wechselseitigen Einflußverhältnis steht. Schließlich soll noch die Frage gestellt werden, ob der Begriff "formal realism" als das wesentliche Merkmal romanhafter Darstellung genügend weit gefaßt wird, wenn Fieldings Erzählweise bereits gegen seine Satzungen verstößt (S. 285, 293). Daß die Kommentare des Erzählers nicht ein wesentlicher Teil des Sinngefüges dieser Romane, sondern illusionstörende in-persona-Einmengungen des Autors sind, ist eine beinahe schon zeitgeheiligte, aber nichtsdestoweniger irrige Auffassung. Es wäre wünschenswert, könnte Verf. seinen für die Romantheorie zweifellos bedeutsamen Begriff "formal realism" dahingehend erweitern, daß auch die charakteristische Erzählform Fieldings, die doch für den Roman des 18. und 19. Jahrhunderts zunächst bestimmender wurde als jene Richardsons, ohne Beengung darin Platz findet.

Trotz dieser Einwände, die, wie betont werden muß, sich fast nur gegen die allgemeineren Erklärungen der Entstehung und Entwicklung des englischen Romans richten und die den Großteil der konkreten Ergebnisse dieses Buches – ungeachtet seines Haupttitels – nicht berühren, bleibt Ian Watts Untersuchung dank der Fülle des vorgelegten Materials ein sehr anregender Beitrag zur Erforschung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes, vor welchen wir die großen Romane des 18. Jahrhunderts stellen müssen, um sie im Sinne ihrer Schöpfer zu begreifen.

GÖTTINGEN

F. K. STANZEL

Deutschland und die Deutschen im englisch-sprachigen Schrifttum 1948–1955. Eine Bibliographie bearbeitet von Richard Mönnig, hrsg. von Inter Nationes e. V., Bonn. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1957, X + 147 S.

Mönnig, der maßgeblich an der Förderung kultureller Auslandsbeziehungen beteiligt ist, legt jetzt das Gegenstück zu seiner früheren Arbeit *Ame-*

rika und England im deutschen, österreichischen und schweizerischen Schrifttum der Jahre 1945–1949 (Stuttgart, 1952) vor. Wer sich über das Deutschland bild der englisch-sprechenden Welt unterrichten will, wird dankbar zu dieser neuen Arbeit des "Sonntags-Biographen", wie er sich selbst allzu bescheiden nennt, greifen. 3960 Titel, von denen 1499 auf Bücher in englischer Sprache über deutsche Themen, 2364 auf Übersetzungen aus dem Deutschen ins Englische, und 97 auf Periodica entfallen, gestatten interessante Rückschlüsse. Bei allem Vorbehalt gegen den Aussagewert bloßer Zahlen scheinen sich deutsche Theologie und Philosophie (darunter 39 Titel Rudolf Steiner) ebenso wie Naturwissenschaft und Technik noch eines guten Rufes zu erfreuen. Die deutsche Literatur, zu deren Vermittlung die englischen und amerikanischen Germanisten verdienstvoll beitragen, spiegelt sich in der Häufigkeitsfolge Gebrüder Grimm, Goethe, Thomas Mann, Stefan Zweig, Kafka, Rilke, Schiller, Johanna Spyri. Die Einteilung in 34 Sachgebiete folgt weniger systematischen als praktischen, sich aus dem Material ergebenden Gesichtspunkten, weshalb die Abgrenzung nicht immer scharf ist. Autorenverzeichnis und weitere bibliographische Hinweise bilden eine willkommene Hilfe. Leider konnten die ungedruckten Dissertationen – fast 1000 im Berichtszeitraum – nicht berücksichtigt werden.

BONN

K. J. HÖLTGEN

John O. McCormick, *Amerikanische Lyrik der letzten fünfzig Jahre*. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1957.

Das vorliegende Bändchen will den deutschen Freunden der lyrischen Muse einen knappen Abriß der poetischen Strömungen im Amerika der letzten fünfzig Jahre bieten und zum besseren Verständnis der neben Whitman, Eliot und Pound weithin unbekannt gebliebenen modernen amerikanischen Dichter beitragen. Es zeigt die amerikanische Lyrik in einer Vielschichtigkeit und Buntheit, die selbst den deutschen Leser verwundern wird. Da steht J. C. Ransom mit seinem Haß auf die platonische Poesie der Ideen, Allegorien und Ursachen neben seinem Zeitgenossen Delmore Schwartz, der sich "der Poesie, dem Wahren, Guten und Schönen . . . prostituiert" hat; neben dem modernistischen Wallace Stevens steht der klassizistische Karl Shapiro, dessen kunstvoll gebaute "Elegie für einen toten Soldaten" so sehr an Thomas Gray erinnert, da steht der Kosmopolit neben dem nationalen Dichter, der Imagist neben dem Ideenlyriker. Mit McCormicks Einzelinterpretationen wird man in Deutschland nicht immer einverstanden sein, da sie von der vorgefaßten Meinung ausgehen, der moderne Dichter müsse religiöser Skeptiker sein. Hätte man in diesem Punkt auch eine vorurteilsfreiere Betrachtung gewünscht, so wird man doch den Wert des Bändchens dankbar anerkennen, da es zu einer intensiveren Beschäftigung mit moderner amerikanischer Lyrik in Deutschland anregen kann.

BONN

KARL HEINZ GÖLLER

Anthology of American Verse, ed. H. Lüdeke. Bibliotheca Anglicana, Vol. II Berne, A. Francke AG, 1957, 123 S., 5,80 DM.

Every anthologist should read that classic essay of Robert Graves, "True Anthologies and Popular Anthologies" before setting to work, for Graves's distinction between the true, as in the Greek Anthology, and the false, as in Tottel's *Miscellany* and those of his successors who merely popularize or vulgarize, would encourage a new approach to the regrettably necessary task of anthologizing. Lüdeke has not read Graves, nor has he brought any other manner of enlightenment to American poetry.

The very word "poetry" indicates the direction of Lüdeke's error. He begins with Edward Taylor and ends with E. E. Cummings, undoubted poets both, but he includes versifiers like N. P. Willis, Eugene Field, and James Whitcomb Riley who were incapable of poetry. For the rest, with a very few welcome exceptions, we find the usual anthology pieces: judicious extracts from Barlow's *Hasty Pudding*, from Longfellow's *Hiawatha*, and the like. But is it really necessary to reprint "The Raven" at this date? And would anyone at all capable of reading English need to be told in the notes to Hart Crane's "National Winter Garden" that "teats [are] nipples of the breasts"?

More regrettable are the omissions. If Philip Freneau, then why not Anne Bradstreet, who was, incidentally, a better poet? Why six longish selections from Timrod, but none whatsoever from either Melville or Stephen Crane? Both inclusions and omissions point to the mind of the weary literary historian in action. Lüdeke says in his Preface that his anthology is not intended as a collection of "best poems" subject to present-day standards of taste, but rather to illustrate periods and individuals discussed in his *Geschichte der Amerikanischen Literatur*. This unfortunately implies that literary history is to be written without taste, a most dubious implication, even though *de gustibus disputandum est*.

With F. O. Matthiessen's vast *Oxford Book of American Verse* still in print, one may wonder whether additional anthologies organized on historical principles are needed. Obviously Lüdeke could not compete in 123 pages with the sheer bulk of the Oxford Press. He might, however, have satisfied the need for an anthology frankly divided into verse documents relating to literary and intellectual history, and into the work of true poets, selected according to a viable critical principle. This is not to criticize Lüdeke for what he did not do, but for what he did, and to regret that the *Anthology of American Verse* does not display the discrimination and perception of his earlier work.

BERLIN

JOHN O. MCCORMICK

Personalnachricht

Herr Dr. Hans-Joachim Lang hat sich im SS 1958 für das Fach der Englischen Philologie mit besonderer Berücksichtigung der nord-amerikanischen Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg habilitiert.

DIE ENTSTEHUNG DES ENGL. PHONEMS [ɜ]

zugleich ein Beitrag ZUR GESCHICHTE DER QUANTITÄT

Dem Gedenken an Fernand Mossé gewidmet

I.

Der Anlaut

§ 1. Das Problem und seine Geschichte

1,1. Das phonologische System der ne. Hochsprache besitzt die typologische Serie der stimmlosen Spiranten in fünf Konstituenten¹⁾. Vier von ihnen sind voreinzelsprachlicher Besitz. Bereits idg. Bestand gehört an [s], in bescheidener Frequenz wohl auch das nur posttektale [θ]. Konstituierend wird [θ] < idg. *t(h)* erst mit der ersten Lautverschiebung, zugleich mit den Vorstufen der heutigen [f] und [h]. Ersteres ist frühe Umprägung des ursprünglicheren, wenig lautstarken²⁾ Bilabials (vgl. got. *fimf*, ahd. *fmf* Is., T. < **penqʷe*) für idg. *p(h)*; letzteres, 'a breathed glottal fricative consonant', ist entstanden aus dem Velar [x] < idg. *k(h)* usw. spätestens um die Zeitwende wenigstens im vorvokalischen Worteingang und regional wohl auch intervokalisch. Die Existenz des Glottals erweist der wulfilanische Schreibgebrauch und das frz. Lehn- gut des Typus *harpe*³⁾, vor allem aber die Übernahme des norditalischen Zeichens *h*, nicht *χ*, in das Runenalphabet (vgl. *horna* Gallehus c 400), während dieses in *hari-* auf dem Helm von Negau (Steiermark) schwerlich den Hauchlaut meint⁴⁾.

¹⁾ D. Jones, *Outline*^s 1956, § 679 ff.

²⁾ Sievers, *Phonetik*^s 1901, § 324 ff.

³⁾ Vgl. *Anglia* 69 (1950), 280.

⁴⁾ Vgl. Wolfgang Krause, *Handbuch des Gotischen* 1953, S. 113f., 118, 125 und dazu H. Rosenfeld *ZfdA* 86 (1955), 241 ff.

1,2. Selbst diesem [h] gegenüber ist das 5. Phonem der Serie, [ʃ], sehr erheblich jünger, erst einzelsprachlicher Erwerb, zunächst als Ergebnis progredienter Veränderung des ursprünglichen Nexus germ. [sk]¹⁾. Später gesellt sich hinzu dialektisches Wortgut aus dem Frz. wie *punish*²⁾, endlich erst ne. (4,2) in verschiedenen Schüben die Verschmelzung von *sj*³⁾ nebst dem Spätgut des Typus *chagrin* und den Sonderfällen des Typus *bench*, *belch*⁴⁾. Bei der Hauptgruppe der ne. [ʃ] erscheinen auch Aussprachen wie *assume* mit [s¹], d. h. palatalisiertem s, das indes eher Kompromiß zwischen [ʃu:] noch des 18. Jh. und dial. [su:] denn Relikt einer allgemeinen Vorstufe des [ʃu:] darstellen wird⁵⁾. Gewiß begegnet auch im Sandhi wie *miss you* neben [-s j-] sowohl [s¹j] wie [ʃj] und [ʃʃ]⁶⁾, aber die Existenz von [s¹] zwischen [s] und [ʃ] wird hier durch das etymologische Bewußtsein verursacht sein, das ebenso die Erhaltung des [j] bewirkt. Gleichwohl gibt diese gegenwärtige Vielfalt bereits einen ersten Hinweis auf die Schwierigkeit der Erhellung der Genese auch des [ʃ < sk]⁷⁾; sie berührt indes

¹⁾ [k] bzw. [x] bezeichnet im folgenden die "velare" Artikulation der Hinterzunge gegen den vorderen weichen Gaumen. Der sog. "hintere Palatal", artikuliert mit der Mittelzunge gegen den höchsten Teil des harten Gaumens, wird als [c] bzw. [ç] symbolisiert, der sog. "vordere Palatal", artikuliert mit der Vorderzunge gegen den vorderen harten Gaumen, als [c¹] bzw. [ç¹]; über letztere und weitere phonetische Symbole vgl. unten § 2,41. Demgegenüber meint die Beigabe der Exponenten 1, 2, 3 zu k die Stellung des germ. Velars vor 1) primär palatalem, 2) sekundär palatalem und 3) velarem Vokal; vgl. die entsprechende Reihe k² - k¹ - k in der *Gramm. des Afrz.* von Schwan-Behrens. - Bei dieser Gelegenheit darf wohl erinnert werden an die AB 40 (1929), 345 vorgeschlagene Bezeichnung der entwicklungsgeschichtlich belangvollen Lautqualität der Tektalspiranten durch die Exponenten 1, 2, die gegenüber der Beigabe von Akut bzw. Gravis sich als drucktechnisch und auch unterrichtlich zweckmäßiger erweist.

²⁾ Luick § 732,4; vgl. auch AB 39 (1928), 378.

³⁾ Luick § 784 ff.; zum Phonetischen vgl. auch Jones, *Outline* p. 222 und W. Viëtor, *Elemente der Phonetik* 1923, S. 233.

⁴⁾ Luick § 788, 2b.

⁵⁾ Vgl. Jespersen *MEG I* (1909), p. 383.

⁶⁾ Vgl. zu letzterem Sweet, *Primer*⁴ 1929, p. 12/16, ferner ebd. 88/15, 96/19 sowie Jespersen *MEG* 344, *Phonetik* 172 und Jones, *Outline* 226, ferner unten § 6, 2232.

⁷⁾ Luick § 691.

nicht das Kernproblem, die Entstehung des spirantischen Einlauts.

1,3. Dessen Entwicklung unterbleibt indes durchaus im Inlaut bei sk^3 (*fiscas*) und sk^2 (*fiscian*), ebenso im Auslaut nach unmittelbar (*tūsc*) oder mittelbar (*horx-* 7, 221) vorangehendem velaren Vokal, und der ursprüngliche Nexus erfährt im Süden¹⁾ Metathese zu *x* seit c 850²⁾. Diese von Weyhe³⁾ erkannte Spaltung hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten (*ask*, *tusk*; *Arminster*)⁴⁾ und gibt der Besonderung⁵⁾ des Anlauts mit durchgeführtem [f] um so mehr Relief. So wird denn auch diese erneute Bemühung um die Entstehung des Phonems [f] zunächst allein den Wortanlaut ins Auge fassen.

1,4. Das treffliche Handbuch des Ae. aus der Feder des im Alter von 64 Jahren auch für seine Freunde und Kollegen allzu früh dahingerafften Fernand Mossé⁶⁾ verzichtet auf jede Datierung des Wandels $sk > sk'$, $sj > š'$, vielleicht aus Raumgründen, vielleicht in Resignation vor dem Erkenntnisstand. Denn um die Chronologie der Konstitution des Phonems [f] hat sich die Forschung seit sechs Menschenaltern bemüht. Eine ein-

1) Vgl. § 2,2 sowie Jordan § 182 A 1, Luick § 693,2a.

2) Vgl. P. J. Cosijn, *Aws. Gramm.* I 1888, S. 191. Das noch von Sievers-Brunner *Ae. Gramm.* 1951, § 204,4 und Luick § 693,2a wie von Bübring § 520 verzeichnete *æsc* "Axt" Ges. Ine ist doch wohl kaum mehr denn Verschreibung, *husc* "Spott" aber die ursprüngliche Form, zu as., ahd., an. *hosk* und nicht zu ae. *hocor* gehörig (Weyhe 161, 165, 172). Bei der Revision wird hoffentlich auch (und ebenso *Abriß* § 41 A 1) "metathesiert" beseitigt werden.

3) *Est* 39 (1908), 161 ff.

4) Schubel SN 14, 256 und noch deutlicher AB 53, 220 entstellt Weyhes Erkenntnis völlig, indem er auch in diesen Fällen von Übergang zu [f] spricht; vgl. auch § 8,11.

5) Mißverständlich liest sich auch Brunner, *Die englische Sprache* I 1950, S. 305.

6) Die Ausarbeitung dieser Studie von den Beobachtungen an den ne. Maa. (3,2) aus wurde als Beitrag zu den *Mélanges à la mémoire de F. Mossé* begonnen, erwies sich aber gar bald und erst recht nach der Einbeziehung der Probleme der Konsonantenquantität (§ 5) als zu umfänglich für diese Bestimmung. Für die Anfertigung der Druckvorlage bin ich Frau I. Bergeler, für tatkräftige Unterstützung bei der Korrektur Herrn Dr. H. Schabram zu großem Dank verpflichtet.

7) *Viell Anglais*, Paris 1945, § 33,3.

gehende Geschichte der Lehrmeinungen gab der ehemalige Heidelberger Lektor V. R. West in seiner mehr äußerlich als innerlich gewichtigen Dissertation¹⁾. Bezeichnend erscheinen drei Äußerungen um die Jahrhundertwende: E. Sievers²⁾ lehrte Palatalisierung wie bei einfachem *c*, das "bereits ziemlich frühe . . . annähernd *tš* geworden" sei, enthielt sich aber der Datierung der Endstufe; K. D. Bülbring³⁾ vertrat die Lautung [š] "wahrscheinlich schon zu Anfang unserer schriftlichen Überlieferung"; F. Kluge⁴⁾ ließ *š* im 12. Jh. durchgedrungen und den Prozeß um 1200 abgeschlossen sein. Anderthalb Jahrzehnte später äußern sich zwei in ihrer Zeit führende englische Linguisten recht zurückhaltend: Bradley⁵⁾ betrachtet [j] als *late OE*, ohne daß eine klare Definition der unteren Grenze des Ae., c 1000 oder c 1150⁶⁾ beigegeben wäre, und nach Wyld⁷⁾ mag sich [j] "vor dem Ende der ae. Zeit", d.h. vor c 1050, entwickelt haben⁸⁾. Annähernd gleiche Stellung beziehen auch die führenden Darstellungen der letzten Generation. Jordan (1925) nimmt für das Ae. noch *sχ*⁹⁾ und die Verschmelzung *š* erst c 1100 an¹⁰⁾; Luick (1939)¹¹⁾ läßt *š* aus der Vorstufe *sχ* "spätestens um 1100" erreicht sein, verlegt

¹⁾ *Der etymologische Ursprung der ne. Lautgruppe [sk]*, Heidelberg 1936, S. 3 ff.; vgl. auch Schubel SN 14, 255–58. West selbst nimmt nur sehr beiläufig Stellung, indem er Bülbrings Datierung als zu früh (21), Jordans und Childs Ansatz als zu spät (34,25) ablehnt, mithin also wohl die Spanne zwischen Ende 7. Jh. und Anfang 9. Jh., rund 8. Jh., für die Entstehung des [j] erwägt. Späterhin (116, 171) freilich wird auf Grund der an. und nl. Entlehnungen eine Aussprache [*sχ*] oder [*šχ*] vor c 900 und deren Entwicklung zu [š] "entweder schon am Ende der ae. Periode oder in der ersten frühme. Zeit" angenommen; vgl. §§ 2,2; 7,312.

²⁾ *Ags. Gramm.*³ 1898, § 206.

³⁾ AB 9 (1899), 104 und *Elementarbuch* 1902, § 507 Anm.

⁴⁾ *Grundriß I*² 1901, S. 994.

⁵⁾ *NED* (1913).

⁶⁾ *Anglia* 74 (1956), 250 bzw. PBB 48 (1924), 412.

⁷⁾ Ebenso 1927 nach Schubel 258.

⁸⁾ *Kurze Geschichte* 1914, S. 51 bzw. 13.

⁹⁾ *χ* ist hier offenbar, wie in den meisten Darstellungen, identisch mit [ç] der API, das etwa Bülbring § 55 als durchstrichenes und rechts abgewinkeltes *j* von *χ* = [x] unterschied.

¹⁰⁾ § 181.

¹¹⁾ § 691.

jedoch in der Anmerkung diesen Zeitpunkt schon in das 11. Jh. Um so bemerkenswerter bedünken daher zwei fast gleichzeitige Äußerungen K. Brunners aus den Jahren 1948 bzw. 1951: "Die ae. Lautfolge [sk] ist me. [ʃ]"¹⁾; "das palatale c ist offenbar noch im Laufe der ae. Zeit²⁾ zu . . . annähernd tʃ . . . geworden . . . Palatales sc hat sich zu ʃ entwickelt. . . . Wann [der Lautwandel] zu einem tatsächlichen ʃ geführt hat und wie lange und wo etwa ein zwischen sk und ʃ liegender Laut (etwa s'χ', oder palatales s') galt, läßt sich nicht entscheiden"³⁾.

1,5. Diese vorsichtige Auslassung von 1951 nimmt bereits Bezug auf die beiden jüngsten Beiträge zur Diskussion. F. Schubel vertrat in der Ekwall-Festschrift⁴⁾ auf Grund von Beobachtungen über die Stabtechnik spätae. Dichtungen, daß anlautend noch in 1. Hälfte 10. Jh. allenthalben, vor velarem und palatalem Vokal, [sk] galt, weiterhin seit Mitte 10. Jh. wahrscheinlich [sχ] wegen der Ende 11. Jh. erfolgenden Verschmelzung mit dem noch im 11. Jh. selbständigen Laut⁵⁾ [s] zu [ʃ]⁶⁾. Das Fragwürdige der Beweisführung⁷⁾ kennzeichnete alsbald E. Slettengren⁸⁾: 'Schubel's argumentation strikes one as superficial and in our opinion does not compare favourably with previous contributions to the subject.' Das eine, übrigens in einer langatmigen Selbstanzeige⁹⁾ letzten Endes alsbald

1) *Me. Abriß*² § 38, ebenso ³1953; vgl. auch *Sprache I*, 75 gegenüber ebd. 305.

2) D.h. vor Ende 11. Jh.: § 1.

3) *Ae. Gramm.*² § 206,8 mit Anm. 10; ähnlich *Abriß*¹³ 1953, § 41 A 3 über ʃ "schon im Verlaufe der ae. Zeit". *Sprache I*, 305 wurde vor palatalem Vokal im 9. Jh. Nachbarschaft zu f, vor velarem Vokal Übergang zu f "zumindest südenglisch im 10. Jahrh." angenommen; vgl. dazu unten § 2, 3 und § 6,2232.

4) SN 14 (1942), 255 ff.

5) AB 53, 220.

6) § 275.

7) Vgl. auch § 1,3.

8) SMS XV (1943), 45 ff. Bei Sievers-Brunner § 206 A 10 steht durch einen Druckfehler die falsche Bandzahl, die richtige jedoch in der "Literatur" S. 415 und bereits *Die engl. Sprache I*, 305. Für die Übersendung eines Separatums des mir 1949 noch nicht bekannt gewordenen Artikels bin ich dem schwedischen Kollegen zu besonderem Dank verpflichtet.

9) AB 53 (1942), 219 f.

zurückgenommene Argument Schubels geben Bindungen ab wie *Scotta:scip* in *Brunanburh*, da der Eigenname "Beibehaltung" der [sk]-Lautung infolge ständiger Beeinflussung durch die gelehrte lat. Aussprache zeige – in Wirklichkeit handelt es sich, anders als bei ne. *school*¹⁾, bei ne. *Scot* um Re-latinisierung, "spätere Neuangleichung"²⁾ nach Ausweis von Ortsnamen³⁾ wie *Shottery* < *Scotta riþ* oder *Shotesham*, *Shotton*, vielleicht auch *Shotteswell*, *Shotford*, *Shotley*⁴⁾. Kaum besser steht es aber auch um das andere Argument, die Bindung *sc:s* in der Spätzeit, obwohl Schubel darauf geradezu eine Entwicklung [ʃ > sk > ʃ] zu gründen erwägt⁵⁾. Denn die Homilien Aelfrics um 1000, allenfalls kunstvolle Prosa, binden nicht nur *sc* mit *s*, *sw*, *sl*, sondern ebenso *st* mit *s*, *sw* und auch *st:sc*, stehen also schon außerhalb jeder Tradition⁶⁾.

Anders freilich der wohl etwa gleichzeitige Pariser Psalter: Hier erscheint einerseits noch durchaus der herkömmliche Selbstreim bei *st* und *sp* in rund 60 Fällen⁷⁾, andererseits neben 14 *sc:sc* das schon von Rieger 1876 beobachtete Überwiegen von 31 (+ 8 ?) *sc:s*. Diese Divergenz in der Stabung der alten *s*-Nexus wäre schwerlich zu verstehen, sofern sie nicht lautlichen Hintergrund hätte und im Falle des *sk*- jüngere Lautung neben uralte Tradition stellte. Keinesfalls jedoch wird *sc:s* einsichtig bei einer Lautung [sk]. Slettengren möchte aus der untraditionellen Bindung unter Verweis auf ne. *assume* (1,2) und Sweet (2,5) die Entwicklung des Nexus zu [s¹], 'acoustically . . . midway between *s* and *f*', erschließen, das auch noch in westmittelländischen (Shr.) alliterierenden Gedichten der 2. Hälfte 14. Jh. wie *William of Palerne*, *Piers the Plowman*, *Richard the Redeless*⁸⁾ vorliegen könne, deren

1) Vgl. etwa Luick § 254 A 1 und West 61.

2) Vgl. Anglia 69 (1950), 269. Einige Einzelheiten dieses Aufsatzes werden im Folgenden einer Revision unterzogen.

3) So auch Slettengren 47.

4) Ekwall, *P-N Dictionary* 1936, p. 400; A. H. Smith, *P-N Elements II* 1956, p. 113.

5) AB 53, 220.

6) So schon Anglia 69, 276.

7) Slettengren 48.

8) Vgl. K. Schumacher, *Stabreim in der me. Alliterationsdichtung* [Bonner Studien 11] 1914, S. 94 ff.; nichts bei Jordan § 208 f. und Luick § 796,

Bindung *sc* : *s* übrigens auch me. *fleisch* usw. vornehmlich des Westens¹⁾ an die Seite gestellt werden könnte. Indes bieten sich auch andere Interpretationen an²⁾. Befriedigen würde auch eine wie im Ahd.³⁾ und heutigen Nd., insbesondere Westfäl.⁴⁾ stark palatale Qualität (2,3) des etymologischen *s*, daher *s* : *sc* = [s¹] : [ʃ⁵]. Doch auch *sk* > [sç] o.ä. (2,41) entspräche dem inneren Gesetz der agerm. Alliteration auf Grund der von [s] zu [ç] o.ä. ebenso wie von *s* zu *w* usw. steigenden Sonorität⁶⁾. Wie dem auch sein möge, eins ist evident: "Die Behauptung, von F. Schubel . . . , *sk* sei bis ins 10. Jahrh. erhalten geblieben, ist abzulehnen." Nach diesem Schlußsatz Brunners (1951) ist um so unverständlicher⁷⁾, daß noch 1955 M. Lehnert⁸⁾ – etwa unter dem Eindruck der von Schubel⁹⁾ angezogenen "Beipflichtungen"? – Schubels Argumente sich zu eigen macht, selbst der Gruppe *sk*¹- die Lautung *sk* bis in 2. Hälfte 10. Jh. zuschreibt und die Entwicklung *sk* > *sχ* > *š* aller Anlaute erst im 11. Jh. ansetzt.

§ 2. Die Aussage der bekannten Befunde

2,1. Das Aufkommen des spae. Anreims *sc* : *s* versagt sich zwingender phonetischer Ausdeutung. Um so mehr bedürfen

obwohl letzterer in seiner *Metrik* (Grundr. II² 1905, S. 162) *s* : *sh* ebenso wie *v* : *w* als nördlich beurteilte. Die Heranziehung von EDG § 321 in diesem Zusammenhang ist jedenfalls abwegig. – Der schon im Me. belegte (Jordan § 209 A 3) Zusammenfall von *s* und *f* 'among true dialect speakers' des Angloir. ist eine Folge der Doppelheit von gewöhnlichem und palatalisiertem *s* für air. *s*; vgl. J. J. Hogan, *The English Language in Ireland*, Dublin 1927, §§ 18, 100 und dazu H. Pedersen, *Vgl. Gramm. d. kelt. Sprachen I* 1909, §§ 47, 348, 3.

¹⁾ Luick § 404, Jordan § 102.

²⁾ Vgl. auch § 2,1 und § 4,5.

³⁾ Braune-Mitzka, *Ahd. Gramm.*⁸ 1953, S. 168.

⁴⁾ A. Lasch, *Mnd. Gramm.* 1914, § 329,1.

⁵⁾ Vgl. auch Schumacher a. a. O. über supradentales *s* unter Verweis auf Jespersen *Phonetik* 34; Sievers *Phonetik* §§ 335, 337 bezeichnet die norw.-schwed. *s* mit der nach dem Gaumendach zurückgebogenen Zungenspitze in der Stellung nach *r* als cerebral (retroflex). Deutung als Ungenauigkeit oder als Augenreim, wie sie Schumacher an erster Stelle erwägt, spricht nicht an.

⁶⁾ So bereits Anglia 69, 270, 276, wo auch über die sonstigen Vorkommen von *sc* : *s*; vgl. auch § 6,2231 und § 7, 312.

⁷⁾ Vgl. bereits Anglia 74 (1956), 250.

⁸⁾ *Ae. Elementarbuch*³ S. 69.

⁹⁾ AB 53, 220.

daher die ansonsten ins Treffen geführten Kriterien erneuter Überprüfung.

Allgemein entnimmt man den *terminus ante quem* der Existenz des [ʃ] der Geschichte der Schreibung. *sh* bzw. *sch* für ae. *sc-* tauchen erst gegen und kurz nach 1200 auf¹⁾, zufrühest wohl in *schal* im Worcester Fragment aus 3. Viertel 12. Jh.²⁾, und sind jedenfalls an sich nicht unbedingt eindeutig: *sch* könnte *sc-h* sein, eine graphische Verbindung, in der *h* ebenso eine spezielle (palatalisierte ? 1,5) Qualität von *sc* = [s] wie in *s-h* andeuten möchte³⁾, überdies *sch* gar als *s-ch* [stʃ] zu verstehen sein. Übrigens begegnen derartige Schreibungen bereits um 975 in Li, wo je 1 *shya*, *schyldo*, *bishead* in Mt⁴⁾ ebenso wie *scriuncan* (2,42) die Entfernung der Anlautgruppe von ursprünglichem [sk] veranschaulichen.

Die Existenz von [ʃ] erschließen Jordan und Luick⁵⁾ in Nachfolge Sweets⁶⁾ aus den von W. Schlemilch⁷⁾ beigebrachten "französischen Schreibungen" *ss*, *s*. Schlemilch selbst spricht richtiger von "Lautsubstitution", denn die frz. Reichssprache kennt um diese Zeit kein [ʃ], und die nordöstlichen [ʃ] (1,2) werden als *x* geschrieben⁸⁾, – daher wohl auch (7,212) die viel erörterten *xall*, *xulde* u. ä. namentlich der *Paston Letters*⁹⁾. Mit gutem Grunde auch stellt Schlemilch seine Materialien vor mit einem Satz, der auf die geringe Zahl der Belege hinweist und selbst diese z. T. auf Versehen der Schreiber zurückführt. Jedenfalls wird man bei *seal*, *seoldon* an späterhin¹⁰⁾ für N charakteristisches *sal* (7,13) denken dürfen, vielleicht auch bei *-is* < *-isc* (7,12). Auch *srift*- erinnert immerhin an ne. [sr] <

¹⁾ Jordan 164.

²⁾ *MED Plan* 28; vgl. auch *Anglia* 70, 240.

³⁾ M. Förster, *Der Flußname Themse*, München 1941, S. 789.

⁴⁾ *Foley Yale Studies* 14 (1903), S. 68; die Monographien von Lea, Füchsel und Kellum verzeichnen nichts Entsprechendes, lediglich 1 *-sgip* Kellum § 74, wozu auch *sgüre* L 12, 42.

⁵⁾ Der nachträgliche Hinweis § 796 A 2 auf die beiläufige Bemerkung von J. Koch *Anglia* 58 (1934), 50 erscheint durchaus entbehrlich.

⁶⁾ *HES*¹ 1874 (*EDS* 9, S. 82).

⁷⁾ *Beiträge zur Sprache der Übergangszeit (1000–1150)* 1914, S. 52.

⁸⁾ Schwan-Behrens¹¹ 1919, S. 140.

⁹⁾ Vgl. etwa West 58 ff.

¹⁰⁾ Vgl. auch Luick § 655 über *ah*, *iñ*.

scr- (4,6), erst recht *flē(a)s* < *flæsc* an me. weit verbreitetes *flēs* (7,16); *sc-* in *sealt*, *sealfe* kann ebensogut [s] meinen, und auch *cyricseat* ist mit der Folge čš¹⁾ verdächtig. So verbleiben denn bei skeptischer Musterung nur die Einzelgänger *senc* Herb. Ap. 2. Hälfte 12. Jh., *tosenden* Cnut A c 1120 und *seort*, *geseaft* in Hs. Jul. A II der *Grammatik* gegen 1050²⁾, dürftige engl. Zeugen allenfalls für einen Einlaut seit c 1050, denen indes im *DB* (? 1087–1110) nicht wenige *ss*, *s* neben traditionellen *sc* zur Seite gehen³⁾.

2,2. Um ein Jahrhundert zurück führt indes eine ebenso bekannte Tatsache. Daß jedwedes *sc-* sich von der ursprünglichen Lautung [s] + tektaler Explosivlaut bereits in 2. Hälfte 10. Jh. weit entfernt hatte, lehrt der unveränderte Anlaut der an. Lehnwörter, der sich an die inlautenden *sk*³, *sk*² sowie den Typus *tūsc* (1,3) anschließen und im Verein mit an. *-sk-*, *-sk* diese geradezu gegenüber südlichen [ks] stabilisieren konnte. Denn legte Björkman 1900 die Aufnahme der Hauptmasse erst in das 11. Jh., in einigen Teilen bis in das 12. Jh. hinein, so ließ er schon 1902 den größten Prozentsatz seit der Mitte des 10. Jh., c 950–1050, einströmen. "Vielleicht würden wir genauer sagen müssen, daß die nordischen Lehnwörter schon im 10. Jh. in die sprachliche Unterschicht eingedrungen waren, aber erst im 11. Jh. während der dänischen Königsherrschaft in die Sprache einer gewissen Oberschicht Eingang fanden . . . , während der schreibkundige ags. Klerus davon einstweilen noch unberührt blieb." ⁴⁾

Andrerseits lehrt die bekannte Substitution von an. *sk* für ae. *sc-* in ON⁵⁾ schwerlich mehr als dieses, daß die nordischen Siedler sich der Entsprechung an Hand zahlreicher sonst (fast) gleicher Wörter bewußt geworden waren⁶⁾. Mit Ekwall⁷⁾ da-

¹⁾ Vgl. Luick § 797 A 2 nebst Lit.

²⁾ Hugo Brüll Diss. Berlin 1906, S. 2.

³⁾ Vgl. Max Stolze, *Ortsnamen im DB*, Berlin 1902, S. 45 ff. und neuerlich O. v. Feilitzen, *Personal Names* Diss. Upps. 1937, § 125.

⁴⁾ Förster Archiv 162 (1932), 48; vgl. auch Luick § 46 und Jordan § 7. West 116 rechnet die Zeit der an. Entlehnungen "von etwa 900 an".

⁵⁾ Ekwall *EPNS* I/1 1925, S. 64.

⁶⁾ Vgl. Jordan 161.

⁷⁾ *Bidrag . . . tillägnade Emil Olson*, Lund 1936, S. 51 ff.

raus auf ae. [sɣ]¹⁾, und noch nicht [ʃ], noch um 900 zu schließen, ist jedenfalls – trotz der Parallele des me. *sk-* < nl. *sch-* (2,5) in den seit c 1300 belegten Entlehnungen²⁾ – nicht unbedingt überzeugend, zumal auch gelegentliche Substitution des in den an. Sprachen unbekannten insularen Spiranten durch *s* in *Silpho* und *Silton* begegnet, die in diesem entlegenen Gebiet (Yorkshire) als anglofranzösische (2,1) nicht recht anspricht.

2,3. Daß vorangehendes *s* den folgenden Tektal beeinflußt, haben bereits Kluge 1887 und Sweet 1888³⁾, späterhin etwa Bülbring, Child⁴⁾ und Luick ausgesprochen. Eine Parallele bietet die hd. Entwicklung des [ʃ], die nach Ausweis der Entlehnungen ins Slowen. und Tschech. um 1050 abgeschlossen war⁵⁾ und in Anbetracht der Schreibungen *sg*, *sch* schon Jahrhunderte zuvor begonnen haben dürfte⁶⁾. Da auch das As. vereinzelte Schreibungen wie *dasga*, *flësg* seit 10. Jh.⁷⁾ kennt⁸⁾, ist wohl ein zweites kontinentales Zentrum der Entwicklung wahrscheinlich, wenngleich im Mnd. die Expansion der hd. Lautung deutlich wird⁹⁾. Nach Behaghel¹⁰⁾ wäre im Hd. der Anlaut dem In- und Auslaut vorangeschritten, und im Westfäl. vollends gilt heute anlautendes [sx] gegenüber sonstigem [sk]¹¹⁾.

Erst recht erscheint im Ae. die unterschiedliche Entwicklung der Folge *sk* je nach der Stellung im Wort (1,3) aufschlußreich. Konsequentem [ʃ-] stehen südengl. *fiscēs* – *fixas*, *fixian*

¹⁾ Ekwall 52 druckt freilich [sx].

²⁾ West 171 ff.

³⁾ HES¹ 1874 (EDS 9, S. 82) erwägt eingangs einen Wandel [k > x] unter Einfluß des *s*, das auch den Tektal zu einem *sibilant unstopped consonant* werden ließ, entscheidet sich weiterhin jedoch für eine Palatalisierung des *k*. Ähnlich übrigens noch O. Mausser, *Mhd. Gramm.* 1933, § 123: "partielle Assimilation zum Zwecke der Sprecherleichterung (Reibelaut nach *s-* Spirans)".

⁴⁾ Vgl. West 12, 14, 17, 22 ff.

⁵⁾ A. Mayer PBB 53 (1929), 286 ff.

⁶⁾ Nachweise bei Braune-Mitzka § 146; vgl. auch § 7,212.

⁷⁾ Vgl. auch § 7,312.

⁸⁾ Gallée-Lochner, *As. Gramm.*². 1910, § 240; Holthausen, *As. Elementarbuch*² 1921, § 241 A 1.

⁹⁾ Lasch S. 174; vgl. auch A. Bach, *Geschichte der deutschen Sprache*⁵ 1953, S. 115.

¹⁰⁾ *Geschichte der deutschen Sprache*⁵ 1928, § 412.

¹¹⁾ Lasch und Behaghel a. a. O., auch Behaghel *Grundriß*² 731.

gegenüber, ähnlich im Auslaut *fisc* – *tūx*, obwohl beide einst mit *-a(z)*: Innerwortlicher Einlaut erscheint nur in Parallele zu anlautendem [k > tʃ], hingegen *x* < *sk*³, *sk*², und diese Spaltung wird wohl nicht anders denn bei primärer (8,14) Heterosyllabizität von *s* – *k*¹) einsichtig, trägt indes schwerlich (6,2232) den Schluß, daß **fixes* entfiel, weil *sk*¹ "bereits *š* war"²). Durchgängiges [ʃ-] wird daher offenbar dem Einfluß des tautosyllabischen *s* verdankt, dessen im Ae. weithin palataler Charakter (1,5) in vokalischen Erscheinungen wie *siollan* seit 845 zutage tritt³), und die heterophonische Variation des gleichfalls tautosyllabischen *sc* im Auslaut wird beruhen auf der Neutralisierung des *s*-Effekts durch den vorangehenden Velarvokal (2,42). Daher verbietet sich dann auch ein Schluß⁴) von der Lautung *fis-cas* auf diejenige von *sk*²-, *sk*³- wie in *scyttan*, *scūfan* oder *scrifan* um 850.

2,41. Vielmehr erfährt die Entwicklung derartiger Anlaute Erhellung aus anderen lautlichen Vorgängen, und Gleiches gilt für den Nexus *sk*¹- in *scip* u. ä. Denn in letzterem Falle wird die Verlegung des Verschlusses vor den tektalen Artikulationsbereich spätestens im 8. Jh. erfolgt sein. Diese Erkenntnis gestattet stws. *feccean* < **fetæi*-, zuerst belegt im Fragment des *Mart.* der 2. Hälfte 9. Jh.⁵) und mithin den nicht mehr tektalen Eingang der aus einfachem *k*¹ resultierenden Affricata für das beginnende 9. Jh. erweisend⁶): Aus [k] entstand über den "hinteren" Palatal [c] hinweg der vordere [c¹], der namentlich in energischer Aussprache den Eindruck eines tektalen Verschlusses mit nachfolgendem stimmlosen Reibegeräusch erweckt, [c¹ç¹] – zu vergleichen ist die bei der phonetischen Erklärung der ersten Palataldiphthongierung gewöhnlich⁷) nicht beigezogene, seit Robinson 1617 bezeugte und seit rund 1 Jh. eliminierte Aussprache von ne. *k*, *g* vor

¹) Vgl. auch über die got. Silbentrennung [s – t] Streitberg, *Got. Elementarbuch*³ 1920, S. 65.

²) Sievers-Brunner § 204,4.

³) Anglia 69, 269, 274.

⁴) So Anglia 69, 269. Ähnlich Brunner, *Engl. Sprache I*, 305, weniger deutlich *Ae. Gramm.* § 206 A 10.

⁵) *Schwache Verben III. Klasse* 1935, S. 61f.

⁶) Zum Folgenden vgl. Sievers, *Phonetik* 63ff., 188, Jespersen, *Phonetik* 42ff.

⁷) Auch nicht bei Luick § 168.

palatalem Kurzvokal¹⁾. Die weitere Frontierung aber versteht sich wohl als Folge der Konkurrenz neuer Tektale des Typus [c] < k², also wohl gegen 700²⁾. So entstand zunächst affriziertes "palatales t", genauer etwa [t¹c²]³⁾, wie in ungar. *ty*⁴⁾ oder nl. *Demin. -tje*, daher eben *feccean*, weiterhin mit Abweichung des Reibegeräuschs in Richtung auf [ʃ] und damit wiederum Verlagerung des [t] nach rückwärts⁵⁾ [tʃ]⁶⁾.

2,42. Daß s-bereits zur Zeit der primären Palataldiphthongierung eine frontierende, sk¹- von k¹-trennende Wirkung ausgeübt habe, läßt sich nicht erkennen, ist zudem in der Zusammenschau wenig wahrscheinlich. Greifbar wird eine solche Wirkung erst diesseits des i-Umlautes bei der Diphthongierung sekundärer Palatalvokale⁷⁾ in dem Gegensatz von aws. *cennan* "erzeugen": *sciendan* "schänden", beide mit erst um 730 im Nhb., weiter südlich wohl noch später⁸⁾ entstandenem e < æ. Die Beeinflussung velarer Vokale vollends zeigt noch im Aws. in der Folge *ǣ, ǫ, ȳ* abnehmende Intensität⁹⁾, daher hier der s-Wirkung ein ähnlicher neutralisierender Effekt des *ȳ* wie im Typus *tūsc* (2,3) entgegengestanden haben wird; vgl. auch ws. *cniht* – *cneohtas*¹⁰⁾. So wird denn die Entstehung extrem palataler Lautung in den Nexus sk²-, sk³- der Zeit c 750–900 zuzuordnen und mithin auch eine gegenüber sk¹- retardierte Entwicklung zum Einlaut schwerlich anzuerkennen sein¹¹⁾. Daß

1) Luick § 803, 1; E.J. Dobson, *English Pronunciation*, Oxford 1957, § 379.

2) Vgl. Förster, *Themse* 487.

3) Da der Druckerei nicht der gesamte Zeichenvorrat der internationalen Lautschrift zur Verfügung steht, wird palatalisierter Konsonant statt durch angefügtes j oder übergesetzten Punkt gekennzeichnet durch Index 1, z. B. c¹, ç¹, t¹, s¹. Ähnlich wird die Modifikation des c zur Notierung des stimmlosen Alveolopalatals, des 14. in der Reihe der Spiranten des Alphabets der API, ersetzt durch c^a.

4) So bereits Sweet 2,5.

5) Jones, *Outline* § 604, S. 222; Viëtor 233.

6) Vgl. auch v. d. Meer, *Hist. nl. Gramm.* 1927, § 112 über nl. *-tje(n)*.

7) Bülbring § 288 ff., Luick § 254a, Sievers-Brunner § 92, 2e.

8) Anglia 69 (1950), 161.

9) Bülbring § 303, Luick § 254, Sievers-Brunner § 92, 2a–d.

10) Luick § 271.

11) Vgl. Slettengren 45: 'Bülbring's thesis that the sound f existed in early OE [§ 1,4] was not substantiated by reliable criteria and has not found general acceptance.'

diese Palatalität selbst vor dem als einzigen Konsonanten be-
gegneten *r*¹⁾ eintrat, lehren nhb. *scriuncan* u. ä.²⁾).

2,5. Schwieriger noch ist die genauere Bestimmung der
resultierenden Artikulation³⁾, selbst im Anlaut (1,3). Unter
dem Einfluß des [s-] bzw. [s¹-] (2,3) mag sich gegen 750 zu-
nächst [st¹c² (s¹t¹c²)] eingestellt haben, in dem Reduktion des
mittleren Verschlusses⁴⁾ nahelag⁵⁾, vgl. nnl. *visje* "Fischchen"
(6,2232).

Daß eine solche freilich nicht unausweichlich war, lehrt
das Schwed.: Hier setzt sich, allerdings nur vor Palatalvokal
wie z. B. *skära*, erst um 1800 die Aussprache des ursprünglichen
sk als [ʃ] durch, obwohl die nschwed. [(t)ç] wie in *känna*
parallele Vorstufe [stç] zweifellos bereits in das 13./14. Jh.
zurückreicht⁶⁾. Daß auch der Nexus *s* + weiter mundeinwärts
gebildeter Spirant Stabilität besitzen kann, veranschaulicht
der schon von ten Brink 1878⁷⁾ angezogene nl. Reflex *sch*, der
hinter dem *s* den in *tichel* bzw. *lachen* gebräuchlichen, dem
deutschen [x] am nächsten stehenden Spiranten zeigt⁸⁾, ein
Spiranten-Nexus, der als solcher im Hinblick auf die schon
mnl. Entwicklung zu -s, -s- (7,312) und vollends gelegentliche
sch- der aonfrk. Psalmenfragmente des 9. Jh.⁹⁾ rund ein Jahr-
tausend alt sein, allerdings wohl Verschiebung [ç > x] in der
Stellung vor *e, i* erlitten haben dürfte¹⁰⁾, vgl. auch ostfries. [sx]
auf Wangeroog und im Saterland gegenüber westfries. [sx-sç]
auf Schiermonnikoog und Terschelling¹¹⁾.

¹⁾ Wests Bemerkung S. 31 zu Luick § 254 berührt gerade in Anbetracht
der eigenen Stoffsammlung recht eigentümlich!

²⁾ Bülbring Est 27 (1900), 84, *Elementarbuch* §§ 302, 511, Luick S. 230,
Sievers-Brunner S. 68.

³⁾ Vgl. Anglia 69, 269.

⁴⁾ Vgl. Anglia 69, 276, dazu Jones §§ 497, 512, 534 über ne. *sp, st, sk*.

⁵⁾ Jordans Reihe *sk* > *skχ* > *sχ* spricht selbst mit *χ* = [ç] (1,4) nicht an.

⁶⁾ Vgl. E. Wessén, *Svensk Språkhistorie I*², Stockholm 1945, S. 45, 48,
107.

⁷⁾ West 8.

⁸⁾ v. d. Meer, *Nnl. Gramm.* 1923, S. 111.

⁹⁾ Ed. W. L. v. Helten 1902, S. 145. Wegen vereinzelter as. Schreib-
ungen seit 10. Jh. vgl. § 2,3.

¹⁰⁾ v. d. Meer, *Histor. nl. Gramm. I* 1927, § 93; J. t. Winkel, *Grund-
riß I*² 1901, S. 833.

¹¹⁾ Siebs ebd. 1286.

In England hingegen wurde Einlaut schon vor rund einem Jahrtausend erreicht (4,5). Dabei mochte des Verschlusses entledigtes [sc²] sich in [ʃ] vereinheitlichen, indem das 2. Element sowohl den Übergang von der Rillen- zur Spaltbildung wie eine Rückwärtsverlagerung beim ersten Element herbeiführte, während bei einer Basis [s¹c²] vielleicht eher ein frontiertes [ʃ] entstehen mochte, etwa [ʃ^x] bzw. [s⁸], mittwegs zwischen [ʃ] und [s] (1,5).

Die Entscheidung über solche Feinheiten wird dem Historiker versagt bleiben. Während Sweet sich 1874 genauerer Bestimmung der Entwicklungsstufen von [sk > ʃ] enthielt¹⁾, ließ er 1888²⁾ [ʃ] aus [s¹] hervorgehen³⁾ und zog gleichzeitig fne. [ʃ] < sʃ heran (1,2). Eben diese Parallele in der Entwicklung der Abfolge von s und einem von [ç¹] zu [ʃ] führenden Gebilde⁴⁾ legt in der Tat die von Luick in der Form sʒ (1,4) angesetzte Basis des [ʃ] nahe, und einwandfreie Erweise eines [s¹] bestehen jedenfalls nicht (1,5; 2,1). Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der aus zwei Spiranten entstehende Einlaut sogleich die gewöhnliche Quantität annahm: Lange Konsonanten im Wortanlaut kannte die phonemische Struktur des Ae. nicht (5,2).

2,6. Die Problematik einer dem heutigen [ʃ] voranliegenden Vorstufe [s¹] berührt nicht die Kernfrage (1,2), eben die nach der Zeit der Entstehung eines einheitlichen Phonems im Anlaut, wie es zunächst spärliche Schreibungen eines frz. Substitutionslautes erst im beginnenden Zusammenbruch der südae. Schrifttradition seit 2. Hälfte 11. Jh. bezeugen (2,1), obwohl die Besonderung der an. Lehnwörter eine von der Folge s + tektaler Verschlußlaut schon weit abstehende Lautung jedweden sc- spätestens für die Zeit der Benediktinerreform erweist (2,2).

§ 3. Das Zeugnis der ne. Mundarten

3,1. 'The evidence already available could hardly be much added to.' Diesen Satz stellt Slettengren⁵⁾ geradezu an

¹⁾ EDS 9,82.

²⁾ HES² § 733.

³⁾ Zu Recht rügt Slettengren 48 die irrige Wiedergabe der Zwischenstufe als [sʃ] bei West 12. Ein Wandel [sç > sʃ > s¹] mit Sonorisierung des [ç] wäre wahrlich nicht einzusehen.

⁴⁾ Jones § 845,1.

⁵⁾ A.a.O. 45.

die Spitze seiner Ausführungen. Damit sieht auch der jüngste Beitrag an gewichtigem Material vorbei, das seit mindestens drei Menschenaltern, seit F. T. Elworthys Darstellung der Mundart von West Somerset 1875/6, zugänglich ist und auch bei Ellis 1889¹⁾ gebührende Ausbreitung erfahren hat, aber bis auf den heutigen Tag weder für das in Rede stehende Problem noch auch für eine andere eindrucksvolle Erscheinung mittelalterlicher Lautgeschichte (4,4) in seiner Relevanz erkannt worden ist. Nur E. Eckhardt 1910²⁾ erwähnte es noch einmal beiläufig, und erst Horn-Lehnert 1954³⁾ haben ihm wenigstens eine gewisse Beachtung geschenkt. Bezeichnend für die traditionelle Einstellung erscheint die vor zwei Jahrzehnten veröffentlichte materialreiche Untersuchung von West (1,4). Bei der Erörterung der Reflexe des Anlauts *scr-* wird [ʒr] im westlichen Süden bei *shrink* und *shroud* vermerkt⁴⁾, hingegen [ʒ-] vor Vokal überhaupt nicht verbucht⁵⁾, und obwohl beiläufig auf den Parallelismus von [ʃ(r) > ʒ(r)] und [s > z] in Som. Wil. hingewiesen wird⁶⁾, lautet das Urteil – vielleicht unter dem Einfluß von Ellis⁷⁾: “wohl . . . ein verhältnismäßig später Vorgang . . . ; jedenfalls habe ich hiervon im Me. keine Spuren gefunden”⁸⁾.

3,2. In einer Spezialuntersuchung ist also nicht einmal das von Wright *EDG* 1905 bequem bereitgestellte Material berücksichtigt. Seine Darstellung lehrte, daß in Teilen von Glo. und den “südwestlichen” Dialekten ‘there is a tendency to change initial *f* into *ʒ* in such words as *ship*, *shepherd*, *shrimp*, *shrink*, &c.’⁹⁾. Dazu gibt der Index Nachweise außer für *shrink* und *shroud* auch für *shrimp*, ferner zwar nicht für *ship*¹⁰⁾, wohl aber für *shepherd* [ʒepəd, zipəd] sowie *should* [ʒud] und *she* [ʒī, zi], und daß in den letzteren Fällen nicht die Satz- dynamik die Ursache ist, lehrt die Opposition von starktonigem [ʒī] und schwachtonigem [zi] in Wil. Die Zusammenschau

1) V, 38 ff.

2) *Dialekttypen*, § 114.

3) *Laut und Leben II* S. 934, 937 f.; E. J. Dobson, *English Pronunciation 1500–1700*, OUP 1957, p. 927 ff. hat keinen Anlaß, auf die Erscheinung einzugehen.

4) 67 ff. und bes. 98 ff.

5) 53 ff.

6) 98, 100.

7) A. a. O. 832.

8) 100.

9) § 337.

10) Diese fehlen auch in *EDD*.

dieses Materials läßt $ʒ < f$ erkennen als Eigentümlichkeit von Glo. Wil. Dev. w. Som., wo ebenso [v-, ð-, z-], als kostbares Relikt eben im Zedland.

In den Spezialdarstellungen findet sich weiteres Material. Bereits Ellis¹⁾ gab rund 20 Belege des $ʒ$ - wie *share (of a plough)*, *shave*, *sheaf*, *shear* – *shred*, *shrew*, *shriek*, *shrimp*, *shrink*, *shrivel*, *shroud*, *shrub* auf Grund von Elworthy für w. Som.; die systematische Bearbeitung dieser Quelle durch E. Kruisinga fügte im Glossar²⁾ weitere hinzu wie *sheath* und *Shrove-tide* und faßte dahin zusammen, daß f gewöhnlich als $ʒ$ erscheine, wenngleich einige Wörter mit beiden Anlauten vorkämen³⁾. Für Wil. verzeichnet Ellis entsprechendes $ʒ$ in *sheaf*, *shear*, *shred*, *shroud*, *shrove*, *shrub*, darüber hinaus auch für *she*, *shepherd* und *should*, während J. Kjederqvist 1906 in Pewsey – abgesehen von *sure* – nur noch f hörte⁴⁾. Für Dors. begnügt sich K. Urlau⁵⁾ mit der Bemerkung, daß f in *should*, *shouts*, *show* zu stimmhafter Aussprache neige⁶⁾. Auch B. Schulze verzeichnet in der Analyse der c 1720 entstandenen Aufzeichnungen der Sprache des Forest of Exmoor, an der Grenze w. Som. – n. Dev., keinerlei Abweichung bei *sh*-⁷⁾. H. Wiegert⁸⁾ findet bei dem Nord-Devonshire repräsentierenden Dialektdichter W. F. Rock (1801–90) in *Jim an' Nell* 1867 zwar auch nur vereinzelt $ʒ$ - in *sure* und *zhet* = *shoot* < *scēotan*, hebt aber bei Henry Baird-Exeter 1860 als Charakteristikum des Grafschaftdialektes schlechthin aus 'the substituting, with scarcely an exception, of the letters *z*, *v*, *d*, and *zsh* (pronounced like the French *j* or *s* in *pleasure*) for *s*, *f*, *th*, and *sh* as in . . . *zsheep*', eine Umschrift, die Baird drei Jahre später zu *zh* vereinfacht⁹⁾. Daß dieses $ʒ$ - noch im 19. Jh. in [se. Wxf. (*ship*, *sheep*)] n. Dev., s. Dev.

¹⁾ A. a. O. 40.

²⁾ Bonner Beiträge 18 (1905), S. 169 ff.

³⁾ § 368.

⁴⁾ Index 116 ff.

⁵⁾ W. Barnes Diss. Berlin 1921, § 38.

⁶⁾ Barnes selbst gab Ellis 39, 41 gegenüber lediglich *sh*- an.

⁷⁾ Pal. 19 (1913), S. 125 ff. Bei kursorischer Lektüre des *Scolding* finden sich in der Tat nur *sh*-, selbst in *shooling* (*shovelling*) 197 und *shug* 186; vgl. Elworthy EDS 25 (1879), S. 153.

⁸⁾ Pal. 137 (1921), § 248.

⁹⁾ Wiegert 19 f.

(*sheep*), w. Som. Wil. Glo. und selbst Andover w. Hmp. (*shame, sheep, shoe*) galt, lehrt die Ordnung von Ellis' Materialien durch F. Franzmeyer¹⁾, und dieses [ʒ-] erscheint für jedwedes ae. *sc-*, sowohl *sk*¹⁻ wie *ship, shear, share* "Pflugschar", *sheep, shepherd, sheaf, show* wie *sk*²⁻ (*sheath*) wie *sk*³⁻ (*shame, shave, shoe; should*) wie endlich auch vor Konsonant (*r*).

3,31. Zeugnisse für das Alter dieses ʒ- sind freilich spärlich, da *Exm. Scolding* (3,2) entfällt. J. Storm²⁾ vermerkte in seiner Darstellung der südenl. "Vulgärsprache" neben *s > z* auch *š > ž*, doch finden sich in den als Hauptquelle³⁾ angegebenen Werken von Dickens und Thackeray nach Auskunft der Spezialuntersuchungen⁴⁾ keine einschlägigen Belege, ebensowenig in den Romanen von Gg. Eliot und Kingsley. Doch gleichzeitig mit H. Baird verwendet R. D. Blackmore (1825–1900), der seit 1864 publizierende und mit Teddington verbundene "Scott Devonshires", in Romanen der Jahre 1869–94 mit dem Schauplatz w. Som. – e. Dev. wiederholt die Schreibung *zh-* in *zhip, zhoud, zhouder, zhow(n), zhillin*⁵⁾. Ähnlich schreibt die einst viel gelesene Agnes Maria Bennett († 1808) in ihrem siebenbändigen Roman *The Beggar Girl*, in dem Zeitgenossen Abschilderungen von Einwohnern des am Südrand des heutigen London gelegenen Tooting erkennen wollten⁶⁾, *zhee* und *zhow*⁷⁾. Für das 18. Jh. fehlen weitere Belege im Roman⁸⁾, und auch die kleine Sammlung von Dialektwörtern in der engl. Schulgrammatik des Devonshirer Schul-

¹⁾ *Konsonantismus der ne. Dialekte* Diss. Straßburg 1906, S. 74.

²⁾ *Engl. Philologie I*² 1896, S. 824.

³⁾ S. 813.

⁴⁾ W. Franz *Est* 12 (1889), 197ff.; K. Grünwald, *Verwendung der Mundart . . . Dickens, Thackeray, Eliot, Kingsley* Diss. Gießen 1911; K. Steuerwald, *Yellowplush Papers*, Leipzig 1930. Auch nichts bei G. Höfer, *Londoner Vulgärsprache* Diss. Marburg 1896, Ernst Bussmann, *Tennysons Dialektdichtung* Diss. Münster 1917, S. 61ff. und Christine Spruch, *Mundart bei Kipling*, Breslau 1930.

⁵⁾ K. Caspar, *Mundart bei Blackmore* Diss. Gießen 1923, S. 21; nichts bei Martha Döll, *Mundart bei Hardy* Diss. Gießen 1923, S. 15ff.

⁶⁾ *DNB*.

⁷⁾ H. Lückcr, *Mundart im Roman des 18. Jh.* Diss. Gießen 1915, S. 40.

⁸⁾ Die Angabe bei Horn-Lehnert 938 betr. *zh-* bei Fielding wird jedenfalls durch Lückcr a. a. O. nicht bestätigt.

meisters John White 1701 illustriert zwar $f > v$, $s > z$, $\bar{p} > d$, nicht aber $f > ʒ^1$).

3,32. Hingegen liefert die Komödie des 18. Jh. weitere Belege, einmal *zhe* 1781 bei Thomas Holcroft (1745–1809) und *zhe, zould, zharp, zhut* 1780 bei Sophia Lee (1750–1824)²), zum andern *zhe, zhut, zhour* (neben *zure*) 1706 und letztere Doppelheit wiederum 1721 bei Susanna Centlivre (1667–1723)³). Sie haben ihre Vorläufer in ebenso gelegentlichen *zh*- im Drama der Renaissance zur Kennzeichnung von Dialekttypen, *zhrink* in *Bartholomew Fair* 1614 und ähnlich bereits *zhrode* (*shrewd*) um 1560 in Prestons *Cambises*, dagegen erst 1635 *zhalt* und 1636 *zheepe, zhift*⁴).

Derlei elisab. Schreibungen als rein graphische Analogiebildungen nach $s > z$ - und somit als "unechte Formen" und "nur konstruiert"⁵) zu verdächtigen, liegt nicht der geringste Grund vor⁶), und erst recht abwegig ist es, mit Eckhardt⁷) v - und z - im Anlaut roman. Wortgutes als "schablonenhafte, rein graphische Übertragung des mundartlichen Anlauts nach Analogie der echten Formen" und als solche "echten" Formen nur diejenigen anzusprechen, in denen das ne. Dialektmaterial zufällig noch die Entsprechung im individuellen Wort aufweist.

§ 4. Die Ausdeutung des südlichen Anlauts

4,1. Solches Mißtrauen erweist sich als unbegründet schon durch einen Blick auf die Isophone $f > v$ - in der Chaucer-Zeit⁸).

¹) M. Förster *Anglia* 24 (1901), 113ff.

²) Schon das Geburtsjahr läßt den Fehler der Datierung bei Weiß 10 auf 1750 erkennen.

³) Adolf Weiß, *Mundart im Drama 1642–1800* Diss. Gießen 1924, S. 53f.

⁴) Nicht bei E. Panning, *Dialekt. Englisch* Diss. Halle 1884, S. 36f.; Belege bei Eckhardt § 114.

⁵) Horn-Lehnert 937.

⁶) Auch H. Kökeritz, *Sh's Pronunciation* 1953, S. 36 macht keinen Vorbehalt.

⁷) A. a. O. 47f.

⁸) Moore-Meech-Whitehall, *ME Dialect Characteristics*, Ann Arbor 1935, p. 15ff.; auch *MED Plan* 1954, p. 9 und Mossé-Walker, *Hdb. of ME* 1952, p. 38.

Diese folgt zunächst der Themse. Erst bei Great Marlow (Bek.) wendet sie sich nach NW in Richtung auf die Stadt Worcester¹⁾; sie verläuft weiterhin etwa auf Ludlow zu und begreift wohl noch den südlichsten Rand von Shr. ein²⁾, weist also *v-* rund zwölf engl. Grafschaften, etwa einem Drittel der Gesamtzahl, zu – kein Wunder, daß die Anlautveränderung der stimmlosen Spiranten zu den beliebtesten Kennzeichen der Dialekt-sprecher des Renaissancedramas gehört.

Überdies ist zu berücksichtigen, daß nach Ausweis der Ortsnamen *f-* > *v-* auch in Ess.³⁾ sehr gewöhnlich und in Bek.⁴⁾ erheblich verbreitet ist, ebenso in Hrt.⁵⁾ begegnet. Leider wird auch dadurch die Situation der Hauptstadt nicht wesentlich erhellt: Mid.⁶⁾ und Sur.⁷⁾ kennen nur sehr gelegentliche *me. v-*, die City selbst anscheinend nur *v-* > *f-* in *Fytrilane* 1324 < frz. *Vitré* und dem seit 1321 (gegenüber *v-* 1271, 1477/9) geradezu durchgängigen *Foster Lane* < afrz. *Vaast*⁸⁾; *Vauxhall* aber, das den Namen des in South Lambeth (Sur.) begüterten skrupellosen Günstlings König Johanns, des 1226 verstorbenen Falkes de Breauté (*Falkes-hall*), festhält, erscheint trotz Bezeugung seit 1279 erst 1719 erstmalig mit *V-*⁹⁾. Da überdies das um 1250 entstandene und wohl noch vor 1300 aufgezeichnete *Prisoner's Prayer*¹⁰⁾ nur *f-* schreibt, wird man

¹⁾ Vgl. jetzt auch B. Sundby *Anglia* 74 (1956), 440.

²⁾ Wegen *Darbyzier* vgl. § 4,1 Ende.

³⁾ EPNS 12, XXXVII.

⁴⁾ EPNS 2, XXV.

⁵⁾ EPNS 15, XXV.

⁶⁾ EPNS 18, XVII.

⁷⁾ EPNS 11, XXV.

⁸⁾ Ekwall, *Street-Names of the City*, OCP 1954, p. 109f., 161f.

⁹⁾ EPNS 11, S. 24. Daß dieses *v-* mit dem südl. *v-* auch in frz. Lehnwörtern [worüber bei nächster Gelegenheit] auf einer Stufe steht, ist nicht zweifellos, da nach Ausweis von ae. *Westerfalca* Chron. B, C 560 auch in England wie auf dem Kontinent (*Falco*) der Name des Vogels, **f(e)alca*, als Männername gebraucht worden sein mag, woneben freilich auch als Eigenname **F(e)alcna*, z. B. *Uestorualcna* in den merc. Genealogien des Cott. Vesp. B VI von c 812 (*OET* 169/74, dazu I. Dahl, *Subst. Infl.* 1938, p. 31 ff.). Vgl. zum Ganzen T. Forssner, *Continental-Germanic Pers. Names* Diss. Uppsala 1916, p. 87, 274 und Ekwall, *Studies on E Place- and Personal Names*, Lund 1931, p. 23f., auch A. H. Smith EPNS 25 (1956), 164.

¹⁰⁾ Vgl. Ekwall SMS XVII (1949), 39ff.

gegenüber der Annahme von Londoner Altgut in *vat*, *vixen*, *vane* (*van*) bzw. *zax* nach wie vor sehr skeptisch sein müssen und den siegreichen Typus *f*- nicht als eine Umbildung erst der Standard werdenden Londoner Sprache infolge der starken Zuwanderung aus dem wirtschaftlich führenden Raum des Ostmittellands, vor allem Norfolk, ansehen dürfen¹⁾.

Eben die im spätmittelalterlichen London zumindest überwiegende Lautung hat im Verlauf eines halben Jahrtausends gewaltige Einstürze herbeigeführt. Zu Beginn des 20. Jh. ist anlautendes *v*- nur noch gebräuchlich in e. Hrf., Teilen von Glo.; Som., Dev., Dor., Wil., w. Brks., veraltend in s. Pem., Hmp., I. W., bereits veraltet in Sur., Sus., K.²⁾. Vergleicht man mit diesem Raum den des *ʒ*-, so ergibt sich zunächst einmal im wesentlichen Kongruenz. Es entfallen e. Hrf., w. Brks., s. Pem., I. W., während Dors. ein fragwürdiges (3,2) Mehr auf seiten des *ʒ*- darstellt.

Innerhalb des umschriebenen Raumes sind indes heute *ʒ*- wesentlich weniger zahlreich anzutreffen als *v*-, *z*-, *ð* (*d*), daher denn selbst Wright³⁾ bei *f*- nur auf *θ*- und *s*- verweist, obwohl bereits Prince Louis Lucien Bonaparte 1877 anlautende *v*, *z*, *ʒ* und *dr* als kohärente Charakteristika des Südens von e. Cor. bis nach w. Brks., w. Hmp. und I. W. ansprach⁴⁾. Auch die Verbindungslinien von den Viktorianern zu den Elisabethanern sind dünn, selbst wenn man den Personennamen *Darbyzier* = *Derbyshire*⁵⁾ hinzunimmt.

¹⁾ Vgl. soeben Ekwalls gewichtige *Studies on the Population of Medieval London*, Stockholm 1956, auch bereits dess. *Two Early London Subsidy Rolls*, Lund 1951 sowie Brunner, *Die engl. Sprache I* 1950, S. 90f. Durch Ekwalls sorgfältige und entsagungsvolle Quellenstudien wird eine Erklärung überzeugend begründet, die ich mir selbst schon vor einem Vierteljahrhundert zurecht gelegt und in dem *Velarvokale* (1932), Vorwort V angekündigten Vortrag "Gesellschaft, Raum und Sprache" als Arbeitshypothese darzutun geplant hatte.

²⁾ *EDG* § 278, ebenso § 320 betr. *z*-, während bei *ð* § 310 die Einschränkungen *obsol.* bzw. *obs.* fehlen und überdies e. Cor. genannt wird. Mit den Angaben über *v*- und *z*- deckt sich *EMEG* § 236, wonach auch Luick § 703 A 1.

³⁾ *EDG* § 278; vgl. *EMEG* § 289.

⁴⁾ *EDS* 17 (1877), S. 18; vgl. auch Panning 39.

⁵⁾ Horn-Lehnert 1081.

4,2. Doch aktueller und historischer Befund haben ihren guten Grund¹⁾. Die Phoneme [v, ð, z] besaß die bodenständige Sprache, wenn auch zunächst nur als intervokalische Allophone, seit etwa 8. Jh.²⁾; [ʒ-] in entsprechender Stellung hingegen ist ein noch jüngeres Glied der stimmhaften Spirantenreihe denn sein Gegenstück [ʃ] (1,2): Es entsteht, ebenso wie wohl [n(d)ʒ] in *danger* u.ä. und wiederum den Typus *rouge* nach sich ziehend, im Übergang zum Ne. aus [zʃ], nach Ausweis der Schreibungen gegen 1450, und findet erst in und seit der großen Revolution die Anerkennung der Sprachmeister³⁾.

Somit war für den Dialektizismus [ʒ] < [ʃ] erst gegen 1500 und sehr allmählich ein Rezeptionslaut in der Hochsprache gegeben, und diese Situation macht nicht nur die geringfügige frühe Beachtung seiner Existenz verständlich, sondern verdeutlicht zugleich, daß mundartliches ʒ- viel weniger als seine Genossen gegen Überlagerung durch hochsprachliches ʃ- gefeit war, daher es am frühesten und energischsten Ausräumung erfuhr – die Forschung darf geradezu froh sein, überhaupt noch irgendwelche Überbleibsel im Zedland dartun zu können.

4,31. Ein anderer Grund kommt hinzu. [ʒ] war dem lat. Lautsystem ebenfalls unbekannt, daher dem mittelalterlichen Schreiber kein Graphem fertig zur Hand, und auch das Frz. erwarb den Laut erst um und nach 1200 mit der Entaffrizierung des [dʒ]⁴⁾, daher *g* für den me. Schreiber nur [g] oder [dʒ] wiedergab, auch in der ae. Geminata *cʒ*.

Allenfalls die Kombination *zh* hätte die Möglichkeit einer Darstellung von [ʒ] an die Hand gegeben, nachdem *sh* für [ʃ] Verbreitung gefunden hatte. Diese Graphie Orrms und der Trin. Hom. aber spielt im Süden – im Norden ist *sch* bis in die Shakespearezeit ganz gewöhnlich – in den nächsten zwei Jahrhunderten⁵⁾ gegenüber anlautendem *sch* nur eine höchst untergeordnete Rolle⁶⁾. Überdies steht *z* selbst erst spät als Aus-

¹⁾ Vgl. auch H. Kurath *Lang.* 32 (1956), 439.

²⁾ Eine Überprüfung der Datierung ist im Ms. nahezu abgeschlossen.

³⁾ Luick § 784 ff., Kökeritz 317, Horn-Lehnert 1080 ff., Dobson 958.

⁴⁾ Vgl. etwa Schwan-Behrens¹¹ 1919, § 279; L. Jordan, *Afrz. Eb.* 1923, S. 152; H. Rheimfelder, *Afrz. Gramm. I*² 1953, § 398.

⁵⁾ Nach Ellis II (1869), S. 578 gar bis c 1500.

⁶⁾ Craigie *NED* (1912) *sh-*.

druck des stimmhaften *s* zu Gebote¹⁾. Im Ae. erscheint dieses Zeichen nur in Fremdwörtern oder in Verbindung mit *t*, *d* in einigen Entlehnungen wie *mertze*, *bædzere*²⁾. Die Fortführung in fme. Schreibungen wie *mildze* fand Stütze in afrz. *z* = [ts] vornehmlich des Auslauts³⁾. Erst mit der Entaffrizierung [ts > s] des 13. Jh., im Pik. schon des 12. Jh., wurde im Frz. *z* frei zur Wiedergabe von [z]. Wenn auch vereinzelte gelehrte Wörter mit griech. ζ- > z- wie *zone*, *zèle* schon im 12. und 13. Jh. begegnen⁴⁾, so wird *z* = [z] doch erst im Mfrz., mit dem 14. Jh., üblich⁵⁾. Im Gefolge des Frz. kennt auch das Me. *z* = [z] seit Ende 13. Jh., in einigem Umfang aber erst im späten 14. Jh.⁶⁾. In den Chaucer-Hss. erscheint *z*- fast nur in Fremdnamen wie *Zephyrus*⁷⁾, daneben auch *gazen* < an. *gasa*⁸⁾. Selbst in frz. Wörtern sind D. Behrens⁹⁾ nur ganz sporadische -*z*- im Ausgang des 14. Jh. begegnet; auch K. Hoevelmann¹⁰⁾ findet in den Dichtungen des 14./15. Jh. nur vereinzelte *z* in lat. Wörtern wie *lazer* < *lazarus*, *topaze* < *topazus* bzw. *azur(e)*, und H. Kurath, der Herausgeber des bis 1475 ausgreifenden *MED*, kennt kein *zenith* und gewöhnlich *sodiac*, daher allein *zeal*, nach *NED* seit Wycl., verbleibt¹¹⁾.

4,32. Eine um so bemerkenswertere Ausnahme macht allein das 1340 entstandene Autograph des Dan Michel aus Canterbury. Doch auch hier fehlt die letzte Konsequenz: Selbst im Anlaut unterlaufen *senne* und *set*¹²⁾, und im Inlaut erscheint gar nur vereinzeltes *z* in germ. Wörtern wie *arizinge*

¹⁾ Zum folgenden C. T. Onions *NED* (1921) *z*-.

²⁾ Sievers-Brunner § 204 A 7.

³⁾ Schwan-Behrens § 279.

⁴⁾ Rheinfelder § 404.

⁵⁾ M. K. Pope, *From Latin to Modern French*, Manchester U. P. 1934 (1952), §§ 723/2, 16.

⁶⁾ So Jordan S. 33.

⁷⁾ Wild 246.

⁸⁾ Jordan § 208 A 1.

⁹⁾ *Beiträge zur Geschichte* . . . 1886, S. 193.

¹⁰⁾ *Zum Konsonantismus der afrz. Lehnwörter* Diss. Kiel 1903, S. 65 ff.

¹¹⁾ A. a. O. 439.

¹²⁾ R. Dolle, *Graphische und lautliche Untersuchung* Diss. Bonn 1912, §174.

neben üblichem *s*¹⁾, während in frz. Wörtern *z*, daneben auch *s* geschrieben wird²⁾. Auch Schreibungen wie *slaze*, *smal*, *snow*³⁾ neben *zuiſt* werden nicht mit Morsbach⁴⁾, Dolle⁵⁾, Jordan⁶⁾ und Luick⁷⁾ auf [s] zu deuten sein – schon Sweet⁸⁾ hat auf die mit *swallow* usw. parallelen Dialektformen mit [z] wie *slay*, *sleep*, *sleeve*, *sling*, *slit* – *snail*, *snow*⁹⁾ hingewiesen, und in der Tat schreibt ja Michel auch *uless* 'flesh' und *urend* 'friend'. Dubletten wie *uzeþ* – *useþ* 'uses' werden wohl die Vorlage¹⁰⁾ von Michels Übersetzung reflektieren, und *zl-*, *zm-*, *zn-* hatten, anders als *za-* usw., im Afrz. kein Vorbild – selbst in den Grafschaften mit allgemein gebräuchlichem *z-* vor Vokal ist *z* vor *l*, *m*, *n*, *w* bereits veraltend, 'and there is therefore great fluctuation in the representation of initial *sl*, *sm*, *sn*, *sw* in printed books'.¹¹⁾ So wäre vollends *zz-* = [ʒ] ein allzu kühnes Wagnis gewesen, nachdem Michel sich zur Wiedergabe des inlautenden [ʃ(:)] durch *ss* und selbst *sss(s)* entschlossen hatte (6,12) – Bookers (1912) Ausdeutung der Vermehrfachung des Symbols als 'hard *s*' hat Wallenberg¹²⁾ zu Recht abgelehnt.

4,33. Die gleiche Erwägung gilt für südwestliche Hss. des 14. Jh., die [ʃ] durch *ss* oder auch *ssc*, *sc* und *sch* bzw. *ch* wiedergeben wie die *Chronik* Roberts v. Gloucester und das *Polychronicon* Trevisas¹³⁾. Wenn auch Kurath, der Herausgeber des *MED*, über *ʃ-* > *ʒ-* schweigt¹⁴⁾, so darf wohl gefolgert werden, daß auch ihm *zh-* im Zeitalter der Hs. nicht bekannt geworden ist. Erst mit dem Sieg des *sh-* (4,31) erscheint das Wagnis *zh-* in der Elisabethzeit, und es bleibt ein solches in der Folgezeit. Gerade wenn man bedenkt, daß *dh* = [ð] weder Eckhardt¹⁵⁾

¹⁾ Ebd. § 175, Jordan § 208 A l.

²⁾ Dolle § 200, Behrens 193.

³⁾ Daß es mit *sp-* und *st-* anders steht, versteht sich von selbst. Wegen [zr-] vgl. § 4,6.

⁴⁾ S. 23.

⁵⁾ 174.

⁶⁾ S. 184.

⁷⁾ § 703/2.

⁸⁾ *HES*² § 728.

⁹⁾ *EDG*.

¹⁰⁾ Vgl. dazu J. K. Wallenberg, *Vocabulary* Diss. Uppsala 1923, p. XIII f.

¹¹⁾ *EDG* § 320.

¹²⁾ 314 f.

¹³⁾ F. Pabst Diss. Berlin 1889, S. 78; B. Pfeffer Diss. Bonn 1912, § 222.

¹⁴⁾ A. a. O. 439.

¹⁵⁾ § 108 ff.

noch Weiß¹⁾) bekannt geworden ist – freilich sind ihnen auch keine *d- < th-* aufgestoßen –, wird *zh-* geradezu zur Überraschung. Auch als die Verschmelzung *zj > ʒ* eintritt, erscheinen nur Schreibungen mit *sh (sch)*²⁾, und nur einige wenige der Phonetiker und Sprachmeister der Restorationszeit wagen die Umschrift *zh*, so Wilkins 1668, Coles 1674 und Cooper 1685³⁾, deren sich dann endlich auch die Dialektliteratur des 19. Jh. und Ellis (3,2; 3,3) bedienen.

4,34. Besinnung auf me. Schreiberusus läßt erkennen, daß in diesem Zeitraum “Spuren” des *ʒ-* überhaupt gar nicht erwartet werden können (3,1). Sie finden sich allmählich im Fne., sobald die graphischen Voraussetzungen gegeben sind. *f- > ʒ-* tritt nicht “schon damals”⁴⁾ und als “ein verhältnismäßig später Vorgang” (West) auf. Spät ist nur der graphische Niederschlag. Nicht die als solche einsichtige Begrenzung der Schreibermöglichkeiten, sondern die phonologische Erwägung gibt den Ausschlag: Die Darstellungen der “mittelengl.” Grammatik haben das herkömmliche Kapitel der noch durch Standard-Einsprengsel (4,1) wie *vixen* und *zax* vertretenen südengl. Erweichung der stimmlosen Spiranten *f, s, þ* auf jeden Fall durch den Einbezug von *f* zu erweitern, aber auch sonst, wenn nicht alles täuscht, noch in verschiedener Hinsicht zu überarbeiten.

4,41. Letzten Endes werden sie es überhaupt der ae. Grammatik abzutreten haben⁵⁾. Eine Diskussion der allein bei *f-* zu erwartenden beweiskräftigen Schreibungen mit *u* nach lat. Vorbild wie schon aws. *David* u.ä.⁶⁾ würde in diesem Zusammenhang zu weit führen und erübrigt sich geradezu seit bereits einem Menschenalter. Freilich, der erste Herausgeber H. Meritt⁷⁾ übersah anscheinend die Relevanz einer in dem Evangeliar Ms. 671 der Stadtbibliothek Bern gegen Ende 10. Jh. von einem Mönch im heutigen Great Bedwyn (im äußer-

¹⁾ § 66.

²⁾ Resthaft wohl in *Glaisher* = *glazier*; vgl. Horn-Lehnert 1081.

³⁾ Dobson II, 959 nebst I, 257, 349, 296.

⁴⁾ Eckhardt § 114.

⁵⁾ Vgl. bereits Sievers-Brunner § 192 A 1.

⁶⁾ Cosijn I, 176; Sievers-Brunner § 194.

⁷⁾ JEGPh 33 (1934), 343ff.

sten Osten von Wil.) vorgenommenen ae. Eintragung: Das "Gildenstatut von Bedwyn" weist 2 *uif* neben 2 *fiþ* auf, ersteres nach *ælc*¹⁾ und *twēzen*, letzteres nach *oððe* und *mid*. Dieser Befund erweist Vollzug von *f* > *v*- im SW um 950²⁾, um die Zeit der Benediktinerreform³⁾, und läßt das von Jespersen in seiner Kopenhagener Dissertation von 1891⁴⁾ entdeckte "Sandhi-Gesetz" der Hs. Nero A XIV der *Ancoren Riwele* als sekundär erscheinen⁵⁾. Nicht minder deutlich wird auch das Fragwürdige der Auffassung von Horn⁶⁾: Daß die Erweichung unter dem Einfluß Londons im östlichen Süden ausgeräumt wurde, ist sicherlich richtig (4,1), völlig problematisch indes Canterbury als Heimat und Strahlungszentrum. Doch auch keltisch-britischer Einfluß scheint trotz einiger *akymr*. Schreibgewohnheiten des Mönches von Bedwyn in dem wahrscheinlich aus einem korn. Scriptorium stammenden Berner Ms. nicht erwägbar⁷⁾.

4,42. Wesentlich weiter zurück, noch in die kontinentale Symbiose mit dem Anfrk., möchte soeben den Vorgang verlegen W. H. Bennett⁸⁾, ohne übrigens anzumerken, daß er damit lediglich eine bereits von Sweet schon 1874⁹⁾ und Ellis 1889¹⁰⁾ vertretene und von Luick¹¹⁾ abgelehnte Auffassung erneuert. Wenn zu Eingang ae. *fers* < *versus* beigezogen wird, dem übrigens ne. *fan* < *fann* < *vannus*, alfred. *Firzilius* und *Fulcania*¹²⁾, wohl auch *Fipele*, *Fitel(lus)* = *Vitalis* im DB¹³⁾ zur Seite gehen, so beweist diese Rezeption nicht im geringsten

¹⁾ Für *ælc* ? Meritt 349.

²⁾ Förster, *Themse* 1941, S. 788ff.; vgl. auch den Nachtrag AB 54/55 (1943/4), 238ff.

³⁾ PBB 48 (1924), 391ff.

⁴⁾ *Studier over engelske kasus* 171ff., 216.

⁵⁾ Vgl. Morsbach 39.

⁶⁾ Archiv 180 (1942), 20; wiederum Horn-Lehnert 935.

⁷⁾ *Themse* 788; vgl. Bennett 368.

⁸⁾ Lang. 31 (1955), 367ff.

⁹⁾ EDS 9, S. 76ff.; HES² § 520.

¹⁰⁾ V, 832.

¹¹⁾ § 703 A 8.

¹²⁾ Vgl. R. Olbrich, *Eigennamen bei Alfred* Diss. Straßburg 1908, S. 29f., 99 sowie Pogatscher, *Lehnworte* 1888, §§ 112, 315, 380; nichts bei Cosijn § 133f.

¹³⁾ v. Feilitzen 89, 406.

eine Anlautdublette *v/f*, ebensowenig freilich mit Förster¹⁾ Ursprung in der Aussprache der ir. Missionare mit ihrem lat. *v- > f-*. Gewiß ist dieses *f-* romanisch nicht erklärbar. Aber die wahrscheinlichere der Erklärungen Försters für das air. *f*²⁾, "weil zur Zeit der Aufnahme nur noch *f-* im absoluten Anlaut vorhanden war", gilt ebenso für das Germ. Auch hier stand für splat. [v] seit 3./4. Jh.³⁾, entstanden aus [w] (vgl. d. *Wanne*), nur der Rezeptionslaut *f* bereit, vgl. d. *Vers, Vesper, Veilchen* usw. Am Ende bescheidet sich Bennett hinsichtlich bereits kontinentalen *f > v* usw. als 'of course a matter for individual judgment'⁴⁾, und selbst in dieser Form wird ihm der Mitforscher die These nicht abnehmen⁵⁾. Gleiche Entwicklung in verwandten Sprachen kann nicht als Erweis ursprünglicher Gemeinsamkeit – allenfalls "gemeinsamer innerer Disposition"⁶⁾ – in Anspruch genommen werden, sonst wäre gar ne. *enough* in Anbetracht von wflandr. *genoef*, aber auch der *i*-Umlaut des Ae. bereits kontinental. Vielmehr bestätigt die Teilnahme des erst in insularer Entwicklung aus *sk-* entstandenen anlautenden Spiranten die Aussage der aws. Niederschriften: Wenn in den Hss. der C. P. gelegentliche Schreibungen wie *ant-sacodon* h 1, *gesund-ful* c 2 und *mēt-sceat* "Belohnung" h 3 begegnen⁷⁾, so sind diese mit Luick⁸⁾ vollgültige Zeugen für stimmlose *s*, *f*, und *sc* noch gegen 900. Mit anderen Worten: Die Anlautreweichung fällt in die Zeit zwischen Alfred und der Benediktinerreform, erfolgt im unmittelbaren Anschluß an die Entstehung der Palatalität von *sk*³⁾- auch vor *ũ* (2,42).

¹⁾ *Kelt. Wortgut* 1921, S. 57 (171) und wiederum *Anglia* 66 (1942), 41.

²⁾ Dieses mag übrigens auch durchklingen in Stabreimen wie *verbi: formati* in den aus der Schule des in der ir. Gründung Malmesbury noch unter dem Gründer und ersten Abt erzogenen Aldhelm (c 640–709) stammenden *carmina rhythmica* im Cod. Vindob. 751 der Bonifatius-Briefe. Die Erklärung von I. Schröbler PBB 79 (1957), 9f. reicht schwerlich aus, "daß die Aussprache des lat. *v* im Munde des Verfassers eine spirantische, dem *f* nahekommende, gewesen sei (also etwa die der stimmhaften labiodentalen Spirans)".

³⁾ E. Richter, *Romanismen* 1934, S. 47, 117; auch F. Sommer, *Handbuch*² 1914, S. 163, 198.

⁴⁾ 370. ⁵⁾ Vgl. *Anglia* 74 (1956), 215.

⁶⁾ *Themse* 171. ⁷⁾ Cosijn I, 173f.

⁸⁾ A. a. O. Anmerkung 7.

4,5. Dieser Anlautwandel des Südens und Westens, dessen Ergebnisse heute noch im Zedland persistieren, betraf eben nicht nur *f*, *s*, *þ*, sondern auch den Reflex von *sc*-, und in diesem Falle jedwedes Vorkommen, unabhängig vom nachfolgenden Laut (3,2). Daß hier die Erweichung auf der Stufe eines stimmlosen *s*-Nexus, [sc²] (2,5) oder gar [sk] (1,5), eingetreten sei, ist gänzlich unwahrscheinlich in Anbetracht der Erhaltung von *sp*-, *st*-. Vielmehr muß spirantischer Einlaut wenigstens im Süden bereits kurz nach Alfred, also vor rund einem Jahrtausend, erreicht gewesen sein, ohne daß sich über jeden Zweifel und eindeutig seine Qualität bereits als [ʃ] dartun ließe (2,5). Der erst diesseits der Benediktinerreform dichtende Verfasser des Pariser Psalters vereint also Altes (*sc:sc*) und Junges, ohne daß abzusichern wäre, ob letzteres lebendige, wenngleich nur regionale Gegenwart, *sc:s* = [ʃ:s¹] bzw. [s¹:s], oder auch nur schon Vergangenheit, [sc²:s], darstellt (1,5)¹). Für den Raum nördlich der Themse und nordöstlich der Linie Great Marlow – Worcester – Ludlow (4,1) entfällt das neue Argument für die Existenz des Einlauts bereits um Mitte 10. Jh.; doch stellt die Substitution [sk] in der Sprache der in England siedelnden Nordleute seine Existenz nicht in Frage (2,2), um so weniger, als gerade der hohe Norden auch die Substitution [s-] (2,2) und im späten 10. Jh. den Schreibungstypus *scriu*- (2,42) zeigt, dem vereinzelte *s(c)h*- zur Seite gehen (2,1).

4,6. Eben derartige spätae. Schreibungen des Nordens erheben aber auch Einspruch²) gegen die von Bradley ausgesprochene und von West³) ausgearbeitete These der Erhaltung des ursprünglichen Nexus vor *r*, und noch größeres Gewicht besitzen die zahlreichen südlichen [ʒr-] (3,2): Südwestliche [skr-] werden vielmehr ebenso, wenn auch vielleicht nur indirekt, an. Einfluß verdankt werden wie ihre Gegenstücke in Sch, N, NWM⁴).

¹) Anders Anglia 69, 269.

²) Vgl. bereits Luick § 691 A 6 gegenüber Brunner, *Sprache I* 1950, 305, *Ae. Gramm.*² 1951, § 206 A 6, *Ae. Abriß*¹³ 1953, § 41 A 1, *Me. Abriß*³ 1953, S. 44.

³) 63ff.

⁴) Vgl. West 100.

Schwieriger ist das Problem der [sr-] namentlich des Mittellandes¹⁾, die in Spuren auch im S²⁾ und N begegnen, auch gelegentlich von einem Sprachmeister notiert werden³⁾. Sie wegen der nnl. Parallele in der Provinz Holland⁴⁾ der kontinentalen Gemeinschaftszeit zuzuweisen, wäre mehr als kühn (4,42). Aber auch die von West⁵⁾ angenommene Entwicklung *sxr* > *sr* würde eine südliche Weiterentwicklung zu [zr], parallel zu [zl-] und [zn-] (4,32), implizieren, und diese Lautung belegt allein Elworthy und nur für *shrug*⁶⁾. Man wird daher diese Besonderung gegenüber den zahlreichen [3r-] (3,2) ähnlich verstehen müssen wie [sr] in e. Ken. Sur. Sus.⁷⁾, nur mit dem Unterschied, daß die verschleppte mittelländ. Lautung im WS als [zr] "eingebürgert" wurde. Hinsichtlich des Alters des mittelländ. [sr] folgt somit nichts, und da auch die Untersuchungen der me. Überlieferung bislang kein *sr-* gegenüber *s(c)h* aufgezeigt zu haben scheinen, ist gelegentliches spae. *srift-* (2,1) vorerst ein sehr fragwürdiger Zeuge. Bemerkenswert erscheint auch die Bemerkung von Ellis⁸⁾ über die Aussprache des Namens der Hauptstadt von Shr.: *Shrewsbury* lautet [fro:] classical and educated, [sro:] semi-refined, endlich [so:] bzw. [su:] (a "vulgarism") beim country-folk⁹⁾, in der Unterschicht also mit völligem Schwund des *r* wie etwa auch in *shrimp* [simp] Yks. Lin.¹⁰⁾. So dünkt es vorerst eher geraten, eine jüngere Veränderung anzunehmen denn im Mittel-land einen gegenüber Süden und Norden in der Entwicklung des Einlautes rückständigen Raum zu vermuten.

¹⁾ EDG § 338, Börner StEPh 12 (1904), 286; nicht behandelt bei Luick und Jordan.

²⁾ West 98.

³⁾ Vgl. *shrill*, *shrimp*, *shrink* bei R. Brown 1700, worüber Horn-Lehnert 814 und Dobson 370, 960.

⁴⁾ v. d. Meer, *Nnl. Gramm.* § 23,4.

⁵⁾ 99.

⁶⁾ Vgl. Ellis V, 41; Kruisinga § 368, Franzmeyer 76; nicht in EDG und überhaupt nicht bei West.

⁷⁾ Franzmeyer 75.

⁸⁾ 183; unvollständig bei Horn-Lehnert 814.

⁹⁾ Ekwall PND gibt nur [ou], *Broadcast English II* 1930, S. 70 [ou] und [u:].

¹⁰⁾ EDG § 338; nicht bei West, ebensowenig bei Franzmeyer und B. Grüning, *Schwund und Zusatz*, Diss. Straßburg 1904.

II.

In- und Auslaut

§ 5. Das Problem der Quantität und sein phonemischer Ort

5,11. Dürfte der insulare Untergang des ererbten Nexus [sk-] im wesentlichen aufgehellt sein, so wird auf Grund der Datierung des anlautenden [ʃ] gegen 950 (4,5) eine neue Überdenkung der Entwicklung in In- und Auslaut angebracht erscheinen. Soweit (1,3; 8,11) es sich auch hier um die Entstehung des Einlautes handelt, ist diese zunächst einmal ein Problem der Quantität.

Die Darstellungen der altengl. Grammatik freilich nehmen davon durchgängig keine Notiz. Dies gilt von R. Girvan 1931¹⁾ und Sievers-Brunner² 1951²⁾ noch ebenso wie von Sievers³ 1898³⁾, Bülbring 1902⁴⁾ und Wright 1914⁵⁾. Selbst West 1936⁶⁾ äußert sich über Quantität nicht, ja beachtet sie nicht einmal im Überblick über die Forschungsgeschichte⁷⁾, obwohl etwa Weyhe⁸⁾ wenigstens im Vorbeigehen sich zu inlautendem *šš* in *fišces*, *biscop*, *-isce* bekannte.

Diese quantitative Besonderheit des Einlautes trug zuerst vor ten Brink 1884: "Im In- und Auslaut ist *š* stets gedehnt, da man bei der Vereinfachung des ursprünglich zusammengesetzten Lautes die anfängliche Zeitdauer beibehielt, die Länge wird durch *ssh* (bzw. *ssch*) ausgedrückt."⁹⁾ Diese Lehre machte sich Kluge¹⁰⁾ unter Hinweis auf bestätigendes *essse* "Asche" Ayb. zu eigen, mußte aber an späteren Stellen, bei der Erörterung der [nicht durch Beispiele belegten] (6,212) me. Tondehnung vor *š* sowie von O *flāsh* gegenüber ne. *wīsh*, zugeben, daß für derartige Erscheinungen die genaue Regel noch nicht gefunden sei¹¹⁾.

¹⁾ *AgS. Handboek* § 228.

²⁾ §§ 206, 225 ff.; vgl. auch *Engl. Sprache I* 1950, S. 304 f. bzw. *Ae. Abriß*³ 1953, § 41.

³⁾ § 206.

⁴⁾ § 506 ff.

⁵⁾ *OEG*³ § 312.

⁶⁾ S. 106 f., 115 f.

⁷⁾ S. 37 ff.

⁸⁾ *Est* 39 (1908), 174, 180, 183.

⁹⁾ *Chaucers Sprache und Verskunst* § 112 α. Ebenso ten Brink – Eckhardt 1920, § 110 α. F. Wild, *Chaucer-Handschriften* 1915, S. 251 ff. berührt die Frage überhaupt nicht.

¹⁰⁾ *Grundriß I* 1891, S. 840 und wiederum *I*² (1901), S. 994.

¹¹⁾ Vgl. 867, 869, 876 bzw. ²1026, 1028, 1036.

5,12. Auch Morsbach 1896 folgte grundsätzlich: "Das lange [š] = ae. *sc* schrieb man entweder *ssch* oder *ssh*, selten *ssc*, *ssss* (Ayenbite) . . . An die stelle des ae. *sc* treten für den [š]-laut *sch* und *sh* (bei dehnung *ssch*, *ssh* etc. . . .)"¹⁾. Die Darstellung der Vokalquantität stellte eingangs²⁾ Schwanken vor *sh* (ae. *sc*) fest und spezifizierte dahin, daß vorwiegend Kürze *flēssh*, *wisschen* gegoten zu haben scheine, gelegentlich jedoch Länge sich finde wie in O *flāesh-ess*. "Die länge in *flāesh* mag auf den casus obliqui beruhen, in denen *sh* zur folgenden silbe gezogen werden konnte. . . . Möglich auch, dass der [š]-laut, der im grunde genommen [!] einen einheitlichen laut darstellt, nicht immer als schwere konsonanz empfunden wurde."³⁾ Ähnlich lehrte Wright⁴⁾ als organisch die Doppelheit *flēsch*: *flēsches*, merkte aber bei *sc* > š⁵⁾ lediglich die Schreibungen *-ssh-*, *-ssh* gegenüber *s(c)h-* an. Jordan⁶⁾ behandelte ebenfalls O *flāesh* im Zusammenhang mit dem Typus *prēostas*, ("vor solchen Konsonantengruppen, welche ihrer Natur nach den Anlaut der zweiten Silbe bilden konnten") und erklärte es aus flekt. *flāesce(s)*, während die Kürze aus homiletisch häufigem *fleshli* stamme bzw. in *wish* < *wýscan* durch die [hohe] Qualität des Vokals bedingt sei; "im In- und Auslaut nach kurzem Vokal ist š gedehnt"⁷⁾. Ebenso vertrat Luick 1920⁸⁾ Erhaltung der Vokallänge in zweisilbigen Formen mit einer Konsonantengruppe, die ihrer Natur nach den Anlaut der zweiten Silbe bilden konnte, so auch "in etwas weiterem Umfang vor palatalem *sc*, das indessen zu [šš] und nach Länge meist zu [š] geworden war: *flāesce(s)* und danach *flāesc* (daneben *flāesc*, *flēsc*)", doch "wird *flāesc*, **flasch* früh durch *flesch* verdrängt" unter dem Einfluß der Formen mit š⁹⁾; in der Darstellung des Konsonantismus (1939) hingegen gilt als Endergebnis schlechthin geminiertes š im Inlaut und langes š im Auslaut¹⁰⁾. Brunner¹¹⁾ wählte die vorsichtige Feststellung, ae. [sk] "ist me. [š] (geschrieben *sch*, *sh*, manchmal auch *s*, im Inlaut und Auslaut nach kurzem Vokal auch *ssch*, *ssh*)". Endlich äußerte sich

¹⁾ S. 38.²⁾ S. 77.³⁾ S. 83.⁴⁾ *EMEG* 1923, § 99.⁵⁾ § 289.⁶⁾ *Handbuch* 1925, § 23.⁷⁾ S. 164.⁸⁾ § 352d.⁹⁾ § 363 A 6.¹⁰⁾ S. 912.¹¹⁾ *Abriß*³ 1953, S. 43f.

Kurath soeben im Zusammenhang einer Untersuchung über den Verlust der 'long consonants' im Me. dahin, daß *sc* im allgemeinen zu [ʃ] führte, jedoch zu [ʃʃ] in zwischensilbiger Stellung nach kurzem Tonvokal sowie in *flessches* neben *flēshes* mit vermutlich örtlich begrenzter Verkürzung des Konsonanten¹⁾.

5,13. So scheint denn auch nach gut sieben Jahrzehnten der Bemühung noch keine "genaue Regel" gefunden, obwohl von allem Anfang an neben dem graphischen Befund das phonetische Argument stand. Immer wieder wird die Korrelation von kons. und vok. Quantität ins Treffen geführt, freilich kaum je zu Ende durchdacht: Allein spae. *s*-Nexus könnte einerseits überhaupt den Vergleich mit *prēost(as)* gestatten, erübrigte andererseits aber den Rückgriff auf *fleshli*. Spae. "einheitlicher Laut" gewöhnlicher Quantität hingegen entzieht sich dem Vergleich mit den als Anlaut der Folgesilbe sprechbaren Konsonantengruppen und führt nicht zu *flēsch*, und ebensowenig erklärt "stets gedehntes" *š* ein *flēsch*²⁾. So wird die zuerst von Jordan beiläufig ausgesprochene Interpretation der Konsonantenquantität als einer Funktion der Vokalquantität nahegelegt. Das aber bedeutet die Verschiebung der Fragestellung aus dem Phonetischen ins Phonologische, die Einordnung des speziellen Problems in den größeren Zusammenhang der mittelalterlichen Konsonantenquantität³⁾.

5,21. Im ae. Inlaut stehen unmittelbar nach dem Starktonvokal einfacher und geminierter Konsonant in phonemischer Opposition, z. B. *helan* – *hellan*. Das Gros des letzteren Typus beruht auf "westgerm." Geminatio durch *ǣ* und zeigt daher kurzen Tonvokal⁴⁾, rechtfertigt jedoch keineswegs die Setzung dieser Beschränkung der Opposition als des von allem Anfang an Gültigen. Vielmehr steht neben dem Typus *settan* nach Ausweis von *mætte* Vesp. Ps.⁵⁾ noch um die Alfred-Zeit

¹⁾ Lang. 32 (1956), 439.

²⁾ Vgl. weiterhin § 6, 2231.

³⁾ Zum Folgenden vgl. insbes. ten Brink¹ § 96 f., ² § 95, Morsbach 32 ff., Jordan § 157, Luick §§ 391 A 2, 625, 644, 670–1, 753 ff., Kurath Lang. 32 (1956), 435 ff. Sievers-Brunner § 229 ff. beschränkt sich auf die Darstellung der Schreibformen.

⁴⁾ Luick § 631.

⁵⁾ Luick § 352 A 5.

der Typus *mëtte*. Diesen mit Kurath¹⁾ als eine 'sequence of identical short consonants' enthaltend von dem ersteren mit 'long consonants' zu trennen, ist in phonetischer Perspektive kaum mehr denn Wortspielerei, und auch die Absonderung von *mëtte* als 'complex form' gegenüber *settan* als 'morpheme' erscheint als Willkür in Anbetracht von *sette* und vollends *fëollon* – gerade letzteres unterscheidet sich morphematisch in nichts von *beddes*.

5,22. Erst diesseits des Umbruchs vom etymologischen zum phonetischen Quantitätssystem um 1000²⁾ beschränkt sich die Opposition von einfachem und geminiertem Konsonanten auf die Stellung nach kurzem Vokal, daher fortan drei me. Zweisilblerstrukturen koexistieren: (1) *settan*, (2) *metan*, (3) *mētan*. Aus dieser Trias wird (2) im Norden in zwei Etappen (*a*, *e*, *o* – *i*, *u*)³⁾, aber in jedem Fall noch vor dem Einsetzen der Überlieferung⁴⁾, übergeführt in (3) infolge der Vokaldehnung in offener Silbe, daher in diesem Raum phonemisch nunmehr irrelevanter Doppelkonsonant als Symbol der Vokalkürze in aller me. Überlieferung dienen kann.

5,23. Diese sekundäre phonemische Zweifelt mit Kurath⁵⁾ auch bereits um 1200 in Lincolnshire anzusetzen, ist schwerlich begründet⁶⁾. Solche Interpretation würde Orrms Ringen um die Wiedergabe der Sprache⁷⁾ als Stümperei abstempeln – bei den vokalischen Längen verbliebe allein *æ* als eindeutiges Symbol; *e* und *o* meinten sowohl *ē*, *ō* wie *ê*, *ô*, selbst *i* und *u* sowohl *ī*, *ū* wie *î*, *û* (> *ē*, *ō*) – und vollends Quantitätsindizes wie den Apex (oft sogar 2–3fach) oder gar das Häkchen im Typus *takenn* achtlos beiseiteschieben⁸⁾.

¹⁾ 436.

²⁾ Anglia 72 (1954), 178.

³⁾ Luick § 391 ff.

⁴⁾ Ebd. § 473, dazu § 670.

⁵⁾ 440.

⁶⁾ Ten Brink ZfdA 19 (1876), 213 erschloß "schwebende Vokale" von "schwankender Quantität".

⁷⁾ Vgl. dazu jetzt R. W. Burchfield, den Bearbeiter der seit acht Jahrzehnten schmerzlich erwarteten, lange Jahre hindurch von H. Ch. Matthes erhofften Neuausgabe in dem Aufsatz in Trans. Phil. Soc. 1956, 56 ff., insbes. p. 69 ff. über 'the elimination of variants'.

⁸⁾ Vgl. Deutschbein Archiv 126, 49; 127, 308 sowie K. Sisam RESt 9 (1933), 1 ff.

5,24. Im Süden begreift die um 1150 beginnende¹⁾ Dehnung die hohen Vokale nicht ein, daher denn auch hier der Abbau der Geminata erst mit dem Verlust des -a beginnt²⁾, der *setta(n)* > [set:] in den Typus [VK:] (5,311; 5,312) einmünden läßt. Chaucers Reime scheiden noch ae. *sittan* und *writen* oder *sunne* und *sunu*, die erst im 15. Jh. in [sun:] zusammenfallen; auch die guten Hss. bewahren noch den sinnvollen Gegensatz von gedoppeltem und einfachem Konsonanten, und erst Ende 15. Jh. erscheinen "falsche" Doppelungen häufiger: Der endgültige Verlust der Geminata im Simplex ist ein ebenso einschneidender Vorgang wie der Übergang vom etymologischen zum phonetischen Quantitätssystem des Vokalismus (5,22) und eröffnet ebenfalls eine neue Epoche engl. Sprachgeschichte. Soweit der Typus *goddes* zuvor, seit c 1200, auftaucht, beschränkt er sich auf sehr vereinzelte Fälle der "Angleichung einer Flexionsform an die andere"³⁾ wie eben *godd: gödes* > *godd: †goddes* (5,311) und besitzt daher hier nicht minder phonemische Bedeutung denn in *beddes*.

5,25. Ebenso unberechtigt wie die grundsätzliche Einschränkung der phonemischen Geminata auf die Stellung nach kurzem Tonvokal (5,21) ist andererseits die Einordnung von ae. *bliccettan*, *faranne* nach 'half-stressed vowel' als 'fully established'⁴⁾. Denn bereits aws. begegnen wiederholt einfache Konsonanten in Wörtern wie *zeliċcetað*, *maniane*, *byrðene*, *emnete*, *ūtera* oder *zeæmetize*⁵⁾, und schon 737 steht im Moore Ms. der HE *denises burna*⁶⁾, um 746 im Leningrader Beda *denises brunnua*⁷⁾ gegenüber urbrit. **Dubnissos*⁸⁾. Leider scheint Orm kein einschlägiges Material zu bieten⁹⁾, weder

1) PM § 13, 333; dazu auch Luick § 670 Ende.

2) Einzelheiten bei Luick § 753 und vor allem Kurath 441 f.

3) Ten Brink ZfdA (1876), 213.

4) Kurath 435.

5) Vgl. Cosijn I, 187, 190 ff.; II, 116 f., dazu I. Dahl, *Subst. Inflexion* 1938, p. 76, 81 und Bülbring § 571, Luick § 673, 2, auch Förster, *Themse* 600.

6) OET 131.

7) Mit *a* über *u*: 49a II, 4 v. u. der Faks.-Ausg. ed. O. Arngart, Kophg. 1952.

8) *Themse* 810; vgl. auch Carpenter § 349 über 378 -*ni/es* : 208 -*ni/ess* in Li (§§ 6,34; 7,322).

9) Effer 192; vgl. jedoch § 6,34.

den Verbaltypus *-ettan* noch gerundiales *-enne*¹⁾, und auch bei Chaucer ist letztere Form nur noch in Fällen wie *to seene*, *to seyne* belegt²⁾. Michel schreibt stets *-nesse*³⁾, aber gewöhnlich *-ene* (gegenüber *byenne*)⁴⁾, wozu vgl. etwa 1 *wyfmane* gegenüber 4 *nn*⁵⁾, *þane* 4 gegenüber gewöhnlich *-nn*-⁶⁾, *ate* 8 < *at þe*⁷⁾, *habe(þ)*, *hede*; in der starktonigen Silbe hingegen erscheinen einfache Schreibungen alter Geminata nur vereinzelt (6,212), daher denn *-ene*: *-nesse* > *ne*. [nis] auf unterschiedliche Dynamik dieser Silben zu schließen zwingt, wie sie seit allem Anfang der Überlieferung zutage tritt (5,25; 6,34; 7,322).

5,311. Bei den starktonigen Einsilblern ist in vorliegendem Zusammenhang uninteressant der Typus [VKK], auf den auch [V:KK] spätestens urgerm. reduziert worden war (*wind* < **uēntos*)⁸⁾, sowohl in der Ausprägung *orf* wie in der sekundären *órd*⁹⁾. Von Belang sind vielmehr lediglich die Morpheme mit konsonantischem Monophthong nach dem Tonvokal. Heute gilt bekanntlich nach der Feststellung Sweets hinter langem Vokal kurzer Konsonant [V:K], aber hinter kurzem Vokal langer Konsonant [VK:]¹⁰⁾, dieser sowohl in (1) [sɑn:] < spme. *sun*(*e*) und (2) [sɑn:] < spme. *sun*(*e*) wie in (3) [bed:] < ae. *bed*(*d*) und (4) [sæd:]¹¹⁾ < ae. *sæd*. In Typus (4) muß also irgendwann einmal eine Auslautdehnung eingetreten sein, die ihrerseits bereits für (2) im Spme. das Vorbild abgab.

Das ne. Schriftbild läßt die Lautung prinzipiell nur bei *-ll*, *-ss*, *-ff*, *-zz* und *-ck* erkennen, denen *-sh* natürlich nicht beigesellt werden kann. Noch weniger verrät die me. Schreibung über diesen rein phonetischen, eben wegen der Abhängigkeit

1) W. Zenke, *Verbum im Ormulum* 1910. Vereinzelt *wimmaness* 2314 wird verschrieben sein: so Lambert 110 und W. Öfverberg, *Inflections* Diss. Lund 1924. S. 16ff., 34.

2) Ten Brink³ § 187.

3) Dolle § 174.

4) Ebd. § 189.

5) Wallenberg 279.

6) Wallenberg.

7) Dolle § 172, Wallenberg.

8) Vgl. *Anglia* 69 (1950), 398.

9) *Anglia* 72 (1954), 177.

10) Vgl. Sievers § 701, Jespersen S. 185, Jones § 881.

11) Von der bekannten neuerlichen Verschiebung zu [sæ:d] (Jones § 874) darf in diesem Zusammenhang abgesehen werden.

vom Tonvokal nicht phonemischen Sachverhalt. So schreiben noch die besseren Chaucerhss. durchweg *smal*, aber der Dichter reimt *smal*: *al* < *smæl*: *eal*(*l*), nicht jedoch *sunu*:*sunne* (5,24), und derselbe Reim begegnet bereits um 1200 in *Owl* 74¹⁾, während das gut eine Generation ältere *Poema Morale* Entsprechendes zufällig nicht aufzuweisen scheint²⁾. Die Konsonantendehnung in *smæl* > *small* ist also im Süden spätestens im 12. Jh. vorhanden. In derselben Zeit zeugen für das Nordmittelland vereinzelte "Formangleichungen" bei Orrm wie *Goddess* pl. 2, *fattess* gen. 2, *lottess* gen. 1, *warre* pl. 2 zu ae. *zod*, *ʃæt*, *lot*, *wær*³⁾, während *Lazamon* A der Aussagekraft ermangelt.⁴⁾ Erst c 1300 folgen Gen. *goddess* Gen. Ex. 1241 (gegenüber 22 -d-!) und Plur. *backes* Hav. 2611 (Ld)⁵⁾, während *smaller* Ayb. 1 neben *smal* - *smale* als Komparativ⁶⁾ abseits steht.

5,312. Andererseits lehrt die Divergenz ae. *smæl* - *eall*, daß die lange Konsonanz erst der Zeit diesseits der Brechung angehört. Sie lehrt nicht minder, daß Trautmann⁷⁾ völlig unbegründet in "dem Verstummen der Stammauslaute" die Ursache der Entwicklung *zod* > *zodd* sehen wollte, deren End-

¹⁾ Vgl. W. Breier StEPh 39 (1910), 78.

²⁾ H. Marcus Pal. 194 (1934), 38, 45.

³⁾ Die Belege für den schon von ten Brink 1876 (§ 5,24) beobachteten Befund gab H. Effer Anglia 7 (1884), Anz. 184, 199; nicht bei Luick § 670 A 1! R. W. Burchfield hatte die große Liebenswürdigkeit, die angegebenen Belege im Ms. nachzuprüfen, dazu auf die Gegenbeispiele *lotess* pl. 502, 522 bzw. *gode(s)* Gen., Dat. sowie auch auf *crummess* 1475 und *immess* 11510 hinzuweisen. Wenngleich die Quantität des ae. *cruma* nicht feststeht (nl. *kruim*, aber an. *krumr*), so darf man in diesem Falle sicherlich mit Luick §§ 389 A 1, 485 A 1, 525 A 3 an eine Nebenform ae. **crumma* denken, die freilich nicht durch ne. *crim* < **crymman* bzw. **crymian* (Sievers-Brunner § 400 A 2) > nkent. *cream* 1736 bestätigt werden kann. *immess* gegenüber aisl. *ǫmiss* "wechselnd" (got. *missō*) erklärt Björkman 214. Gänzlich abseits stehen mit Burchfield *wiþþ utenn*, ~ *innenn*, *onn an* u. ä., die nach Maßgabe der fehlenden 'hyphenation' am Zeilenende des Ms. für keine Komposita (vgl. Morsbach 35) darstellen.

⁴⁾ Luhmann StEPh 22 (1906), 59ff.

⁵⁾ Die genaueren Nachweise verdanke ich meinem Schüler Herrn Dr. Hermann Reinbold.

⁶⁾ Morsbach § 59 A 3, Luick § 668 mit A 3.

⁷⁾ Est 44 (1912), 316.

ergebnis er schon längst zuvor in Versen wie Beow. 478b *zod ēaþe mæz* erkennen zu können glaubte¹⁾. Solange aber eine überzeugende rhythmische Deutung der von Trautmann 1912 aufgezeigten prosodischen Tatsache der Unterscheidung von *zod* und *zōd*, *zold* an gewissen Versstellen aussteht²⁾, wird man sich mit Luick³⁾ der metrischen Argumentation über das Alter von *zodd* verschließen müssen⁴⁾. Ebensowenig ergibt die Tatsache, daß in den sekundären Auslaut tretende Geminata seit allem Anfang engl. Überlieferung einfach sowohl wie doppelt geschrieben wird⁵⁾. Denn die lat. Schulorthographie vermeidet die Schreibung auslautender langer Konsonanzen⁶⁾, und auch bei den Iren ist Vereinfachung des Auslauts, namentlich freilich nach langem Tonvokal, nicht unerhört⁷⁾. Wohl aber reiht sich eine Opposition wie *smæll: dæl* in die um die Jahrtausendwende auftretenden Phänomene des Übergangs vom etymologischen zum phonetischen Quantitätssystem (5,22) ein: Die quantitative Norm des betonten Einsilblers ab dem Silbengipfel bildet die Folge [V:K] = [VK:]/[VKK(K)], *zōd* = *zodd* = *bed(d)* = *orf*. In der Tat zeigt in dieser Zeit das Nhb. nicht seltene Schreibungen des Typus *zodd*. Wenn sie dem Süden im großen und ganzen abgehen⁸⁾, so wird sich darin die Existenz der seit Alfred standardisierten und seither traditionellen Orthographie kundtun⁹⁾, die in Anbetracht der fehlenden phonemischen Funktion der Konsonantenlänge um so eher auf deren Ausdruck verzichten konnte. Erst recht aber versteht

¹⁾ Anglia 18 (1896), 372; vgl. auch Anglia 7 (1884), Anz. 95ff. sowie ten Brink § 97 = ³ § 95ß über die Dehnung durch den "gehobeneren Ton der metrischen Rede", worüber noch nichts ZfdA 19 (1876), 213.

²⁾ Vgl. A. Heusler, *Deutsche Versgeschichte I* 1925, S. 62.

³⁾ Anglia 20 (1898), 338.

⁴⁾ Vgl. auch Heusler 62, 64 sowie Sievers, *Metrik* 1893, S. 23, 27 und insbes. 58.

⁵⁾ Vgl. etwa F. Dieter, *Sprache der ältesten Denkmäler*, Göttingen 1885, § 33ff.

⁶⁾ Sommer 275.

⁷⁾ R. Thurneysen, *Handbuch* 1909, 85ff.

⁸⁾ Im Aws. findet sich 1 *well*, aber auch 6 *fētt* (:fōt), während *sceall* nach *will*-, *bett* nach *bettra* wie auch vielleicht *hētt* nach *hätte*; vgl. Cosijn I. 186, 193. Weiteres Material diesseits 1000 bei Schlemilch 62ff.

⁹⁾ Vgl. PBB 48 (1924), 406f.

sich so der Typus (3) spätae. *bed* und dessen Durchführung im Me., zumal auch das Frz. seit 8. Jh. keinen langen Auslautkonsonanten besaß¹⁾. Mit Jordan²⁾ in *bed* zum Unterschied von *beddes* keine volle ae. Länge zu erkennen, geht schwerlich an. Ebensowenig überzeugt aber auch Kuraths Deutung, daß *bedd* nicht mehr denn eine Schreibung, analogisch nach den flektierten Formen, sei und derartige Morpheme über zwei allomorphe Varianten verfügten, eben [*bed*, *bed-des*]³⁾. Denn in diesem Fall sollte doch wohl ein me. Doppelparadigma, *bed* – *bêdes* neben *bed(d)* – *beddes*, zutage treten – O aber hat durchweg *beddess*, trotz *Goddess* (5,311). So wird man in der Tat der zuerst 1884 von Trautmann⁴⁾ und ten Brink⁵⁾ dargelegten, aber auch von Sweet⁶⁾, Morsbach⁷⁾, Luick⁸⁾ und Jordan⁹⁾ geteilten Auffassung beipflichten müssen, daß Orrms Typus *bedd*, aber auch *gladd* zugleich Auslautlänge und Vokalkürze aufwies – die Streitfrage, welche primäre Intention der Doppelung zugrunde lag, kann hier beiseite bleiben.

5,321. Im ne. Einsilbler steht dem Typus [VK:] der Typus [V:K] gegenüber (5,311), und so sprach denn Sweet¹⁰⁾ wenigstens im Vorbeigehen als polares Phänomen zu der spätae. > fme. Längung des Auslautkonsonanten nach kurzem Tonvokal die Kürzung langer Konsonanten nach langem Vokal an. In der Tat macht schon der Erweis der Entwicklung des alleinigen Typus [VK:] um die Jahrtausendwende die Existenz der ne. Polarität in den Einsilblern und damit der Opposition [V:K] nicht nur in ae. *zōd*, sondern auch in fae. *fēoll* wahrscheinlich. Verlor im Typus mit kurzem Tonvokal die Quantität des Auslautkonsonanten ihre phonemische Bedeutung und wurde sie zu einer Funktion der Quantität des

1) E. Richter, *Geschichte der Romanismen* 1934, §§ 171, 168. Über die Verkürzung inlautender Geminaten im Gallolat. um 700 vgl. *PM* § 9,15.

2) § 157.

3) A. a. O. 435 sowie 445; vgl. auch ebd. 441 über spsüdme. *sit*:*sitting* und dazu oben § 5,24.

4) *Anglia* 7, Anz. 94 ff.

5) § 97; anders (§ 5,23) *ZfdA* 19 (1876), 213.

6) 2§ 616. *HES*¹ (Trans. Phil. Soc. 1873/4, S. 508) lehrt lediglich Doppelung = Vokalkürze.

7) S. 33.

8) S. 87.

9) S. 37.

10) *HES*² § 616.

Tonvokals, so wird man auch im Typus mit langem Tonvokal eben für dieses Element allein phonemischen Wert annehmen dürfen, mit anderen Worten: *fēoll* > *fēol*. Die heute gängige Lehrmeinung urteilt anders: *fēoll* > *fēoll*, allgemeiner gesagt: [V:K:] > [VK:], nicht > [V:K]. Hatten noch ten Brink¹⁾ und Kluge²⁾ entsprechende Beispiele für die Vokalverkürzung vor Doppelkonsonanz nicht erwähnt, so brachte Morsbach³⁾ nach dem Vorgang Brates⁴⁾ die Orrmschen *ledd*, *redd*, *fell*, und ihm schloß sich Luick⁵⁾ mit dem Beispiel *lædd(d)* an. Ähnlich urteilt Wright⁶⁾ über *drad/dred*, *lad/led*, *fat/fet*, *fell*, Luick⁷⁾ über *mædd*, *fætt*, *fēoll*, Jordan⁸⁾ über *lædd* u. ä. und *fēoll*, Brunner⁹⁾ über *fēoll*.

5,322. Auf den ersten Blick erscheint der Parallelismus von *fēoll* > *fēoll* und *mīst* > *mīst* bestechend. Aber die Entscheidung über die Neuorientierung von [V:K:] zu [VK:] bzw. [V:K] kann schwerlich vom Typus [V:KK] her gefällt werden, und der traditionelle Appell an das quantitative Struktursystem bedarf entschieden der Überprüfung an den geschichtlichen Tatsachen. Diese aber sind schwerlich geeignet, die übliche – auch von mir noch vor kurzem gelehrte – Deutung über jeden Zweifel zu sichern, deren Vertreter sich schwerlich je Rechenschaft über die geringe Frequenz und die besonderen Begleitumstände der angezogenen Beispiele abgelegt haben. Dabei hatte bereits W. Fick¹⁰⁾ den Partizipialtypus auf zweisilbige Formen zurückgeführt, z. B. ne. *mad* auf *mædde*, und auch die von Morsbach¹¹⁾ nur im Vorbeigehen berührten an. Lehnwörter geben entgegen Luick¹²⁾ kein einwandfreies Zeugnis ab. Denn einerseits entspricht me. *rad* (O *radd*), *red* < *hræddr* zu *hræða* "erschrecken" mit dem Prt. *hrædda* eben dem ae. Typus *rædd*, *lædd* bzw. O *kipenn* – *kidde(nn)*¹³⁾, und anderer-

¹⁾ § 6.

²⁾ *Grundriß I* 868; ebenso ²1027.

³⁾ § 60,2.

⁴⁾ PBB 10 (1885), 11; nichts bei Effer Anglia 7 (1884), Anz. 189 ff.

⁵⁾ Anglia 20 (1898), 337.

⁶⁾ § 91 ff.

⁷⁾ § 352.

⁸⁾ § 23.

⁹⁾ *Abriß*³ 1953, § 9,1.

¹⁰⁾ ESt 8 (1885), 503 ff.

¹¹⁾ § 59, A 4.

¹²⁾ § 383,4; vgl. auch Björkman 297.

¹³⁾ Zenke 19.

seits mag an. *þráll* (mit Assimilation < lR) mit dem Plur. *þrálar* zur alsbaldigen Wortspaltung *þráll* – *þrállas* neben *þrálas* – *þráel* geführt haben, ne. *thráll* also den analogischen Plur. fortsetzen – ganz abgesehen davon, daß organisch schon dem quellsprachlichen Nom. Sing. *ǣ* (aisl. *e*) zustand¹⁾ und auch etwa das Komp. *þrældōm* den Ursprung der Kürze darstellen kann²⁾.

5,323. Aber auch die reduplizierenden Präterita mit *ēo* vor Doppelkonsonant gestatten nicht die ihnen zugeschriebene Aussage, um so weniger, als laut *NED spannan* erst im Ne. wiederum nachgewiesen ist und *bannan* im Me. durchweg schwaches Prät. bildet. So verbleiben denn *weallan* und vornehmlich *feallan*.

Die me. Schreibung Sgl. *fel* ist doppeldeutig, nicht minder aber auch *feol*, *fol*, *ful* u.ä.³⁾, solange nicht genaueste Untersuchungen über die Divergenz von *ēo*:*ēo* hinsichtlich der Persistenz der Rundung vorliegen⁴⁾, und der Typus O *fell* mag dem Plur. entstammen – die Erklärung der Kürze als Anlehnung an die Kürze von Präs. und Part.⁵⁾ ist ebenso willkürlich wie die Annahme gar einer organischen Lautung *ē* in beiden Numeri⁶⁾. Fme. *fell* nimmt Jordan⁷⁾ auch als Basis des bei Chaucer durch Reime erwiesenen *fil* an; aber derartiges *ē* > *ī* erscheint sonst nur in *togider* gesichert⁸⁾, daher die Erklärung aus später Kürzung eines *ē* entschieden den Vorzug verdient⁹⁾, und ebenso wird das von Jordan¹⁰⁾ in gleicher Weise erklärte *uil* – *willen* Ayb. mit Wallenberg¹¹⁾ spätere Kürzung von *ie* dar-

¹⁾ Noreen, *Aisl. Gramm.*⁴ 1923, § 127,6 und *Aschwed. Gramm.* § 131,1

²⁾ Weiteres vgl. Björkman 19.

³⁾ Vgl. Bülbring QF 63 (1889), 107.

⁴⁾ Jordan § 84 A 1.

⁵⁾ Bülbring 111, ebenso auch H. Hanssen, *Starke Zeitwörter im Nord-engl.* Diss. Kiel 1906, S. 104 und E. Meyerhoff, *VV* Diss. Kiel 1913, S. 39.

⁶⁾ Hanssen 104.

⁷⁾ § 34,1.

⁸⁾ Wild 132ff.

⁹⁾ Wild 135f., Luick § 386, Wright § 99, Rettger Lang. Diss. XVIII (1934), 74.

¹⁰⁾ § 85; vgl. auch bereits Konrath Arch. 88 (1895), 171 und H. Jensen Diss. Kiel 1908, S. 25.

¹¹⁾ Diss. Uppsala 1923, S. 258.

stellen¹⁾. Luicks Erklärung freilich des vorausgesetzten *fēll* als Anlehnung an *slēp*, *lēt* usw. leuchtet bei der Verschiedenheit der Präsensformen wie *sleepe* – *falle* nicht im geringsten ein. Vielmehr wird der Sachverhalt nur aus einem ursprünglichen Paradigma *fēl:fēllen* bzw. mkent. *viel:vellen* verständlich, in welchem die Länge des Sing. analogisch in den Plur. übertrat und hier zu *ī* verkürzt wurde. In der Tat ist *fēl* vereinzelt zu belegen, obwohl es, ebenso wie *weel*, weder Bülbring, P. Knopff²⁾, Rettger³⁾ noch *NED* bekannt wurde und Hanssen⁴⁾ nur einen in der Materialsammlung⁵⁾ überhaupt nicht nachgewiesenen und auch von P. Kamann⁶⁾ nicht verzeichneten Reim *fēle:hele* in den *York Plays* bespricht. Indes kennt *MED* s. v. III. 12a *he feele* a 1500 (? a 1475) Guy (4) 588, einzige Unterlage für den Ansatz *fēl* des Kopfes.

5,324. Stützung erfährt dieses *fēl* aus der Vokalisierung des me. *wex* "wuchs", dessen organische Kürze vor der Lautfolge [ks] entgegen Wild⁷⁾ nicht zweifelhaft sein kann (8,21). Gleichwohl verzeichnet *NED* 4–5 *weex*, und die Chaucer-Überlieferung kennt wiederholt *weex*⁸⁾. Morsbachs Erklärung⁹⁾ als Anlehnung an *hēt*, *lēt* usw. spricht ebensowenig an wie Luicks entsprechender Vorschlag bei *fēll* (5,323). Vielmehr wird die Übereinstimmung von *fāl-len:wāk-sen* die prät. Länge regional nach sich gezogen haben, zunächst eben im Sing., daher wegen *fell* O Morsbachs Zweifel an der Kürze von *wex* O 7 neben *wax-* 27, *waxx-* 1¹⁰⁾ schwerlich berechtigt sein dürfte¹¹⁾.

¹⁾ Die von Heuser *Anglia* 17 (1895), 79 vorgeschlagene Erklärung als Schreibfehler ist unhaltbar, ebenso Bübrings Annahme S. 107 *īo* > *īe* > *ī* (obwohl ebd. 111 Chaucers *fū* als wohl aus Kent stammend angesprochen wird!).

²⁾ *Ablautverhältnisse in der schott. Schriftsprache* Diss. Bern 1904, S. 95.

³⁾ 73 f.

⁴⁾ A. a. O. 104.

⁵⁾ S. 92.

⁶⁾ *Quellen und Sprache* Diss. Leipzig 1887, S. 58.

⁷⁾ 338 (trotz Bülbring 101).

⁸⁾ Wild 336 f. Nichts Entsprechendes bei Bülbring 101, Hanssen § 33 und Rettger 177.

⁹⁾ S. 83.

¹⁰⁾ Zenke 15.

¹¹⁾ Wegen mschott. *woux*, *woix* u. ä. vgl. § 6,2233.

So ergibt denn eine Überprüfung der geschichtlichen Befunde, daß die Lehrmeinung *fēoll* > *fēll* des Erweises ermangelt, vielmehr die Entwicklung *fēoll* > *fēl* an ihre Stelle zu setzen ist. Mit anderen Worten: Die ne. Opposition [-VK:] [-V:K] (5,311) ist ein Symptom bereits der Revolution des engl. Quantitätssystems um 1000, während im starktonigen Inlaut zunächst (5,22) allenthalben die Trias [VK], [VKK] und [V:K] bestand und selbst außerhalb des Starktons [VKK] noch in gewissem Umfang im ausgehenden Me. des Südens galt (5,25).

§ 6. Die me. Überlieferung und ihre Ausdeutung

6,11. Erst auf diesem phonologischen Hintergrund (5,13) wird man sich den graphischen Befund des Me. vergegenwärtigen dürfen. Drei Zeugen seien stellvertretend herausgegriffen, einmal im Hinblick auf die von ten Brink (5,11) begründete Lehre die Chaucer-Überlieferung, zum anderen aus bekannten Gründen *Ayenbite* und *Orrmulum*.

In den Chaucer-Hss.¹⁾ – die Reime können in diesem Falle nichts aussagen – steht dem *sh*- gegenüber die Schreibung *ssh* in Inlaut und Auslaut, auch in *bissshop* und dem Inchoativtypus *norisshe(n)* (6,35) bzw. *Englisshe, flaundrisshe*²⁾. Hervorhebung verdient, daß lediglich Wörter mit kurzem Tonvokal belegt sind – auch ne. *flesh* erscheint durchweg ohne graphisch deutlichen Langvokal³⁾. Typus *wasshe* entspricht also dem Typus *beddes* bzw. *strecche* (:sēche)⁴⁾, nicht aber etwa *fisshe* dem Typus *smal* und *al* (5,311).

Diese Regelung *sh*-: *-ssh*-, *-ssh* ist auch noch bei Caxton durchaus üblich, nur anfänglich finden sich vereinzelte *sch*-

¹⁾ Wild 252f.

²⁾ Letztere Beispiele nicht bei ten Brink. Das von D. J. Price als Original aus der Feder Chaucers in Anspruch genommene Ms. Peterhouse MS.75. I (*The Equatorie of the Planetis*, CUP 1955) enthält offenbar nur anlautende [ʃ] in der Schreibung *sh*- wie sie schon R. M. Wilson bei Price 141 allein anführt.

³⁾ Wild 125.

⁴⁾ Wild 255, 303. In *Equatorie* scheinen die schon von Wilson 140 aufgehobenen 2 *strecche(th)*, 1 *strecche* die einzigen Vorkommen zu sein. Die Belege von *chch* bzw. *sh*- sammelte wiederum Herr Dr. Reinbold.

erst späterhin und sehr allmählich auch einige *sh* außerhalb des Anlauts¹⁾, wo nach Craigie 1912 *ssh* bis ins 16. Jh. gewöhnlich verbleibt²⁾.

6,12. Hingegen Dan Michel³⁾ schreibt ebenso wie *ss-* auch im Auslaut durchweg *-s(s)* in *uiss*, *uless* und *engliss* (7,12), auch *urenss* 1 und *merss* 1. Auch im Inlaut herrscht diese Schreibung weitaus vor. Sie gilt allein nicht nur in den frz. Verben auf *-iss*⁴⁾, sondern auch in zahlreichen *wesse* "waschen" und *ulesse(s)*, dazu in 1 *englisse*, 1 *busse* ('bush') und 1 *resse* "Binse"; dagegen *esssse* "Asche" 3 erscheint nur so, und gegenüber stehen sich *uissse* 1 – *uissere* 2, *nessse* (< *hnesce*) 1 (*-nesshede* 1) – *nhesseþ* 1 und *bissop* (sic) 1 – *bissop* ö.

6,13. Orrms Schreibung läßt sich wiederum in aller Kürze zusammenfassen. Gegenüber *sh-* steht *-ssh-* und *-ssh* einschl. *bisshopess* (neben *bisscopp* § 6,32), *-isshe* und *-isshe*. Ausnahme ist allein *flæsh*, *-ess*⁵⁾ gegenüber Prät. *wessh* 3, *-enn* 2⁶⁾ als dem anderen Wort mit ursprünglichem Langvokal⁷⁾.

6,211. Im Auslaut nach kurzem Vokal wird niemand *uiss* Ayb. gegenüber *fiss* Ch, Cx als lautliche oder gar dialektische Verschiedenheit [f] – [f:] ausdeuten wollen. Vielmehr stellt sich *uiss* zu dem durchgängigen Typus *web*, *cat*, *hog*, *reġ*, *man*⁸⁾ mit ursprünglicher Geminata (5,25)⁹⁾. O hingegen "doppelt" in diesen Fällen ebenso wie in *godd* = *bedd* und *litell*, daher *fressh* und auch *-isshe* durchaus mit der Norm geht und zum mindesten ersteres [f:] erschließen läßt (5,312). Die Besonderheit liegt auf Seiten der späten *-ssh*, die den Gedanken an eine Lautfolge von *s* + tektaler Spirans nahebringen könnten. Dem widerspricht schwerlich die Behandlung des seit spätem 14. Jh. zu be-

¹⁾ H. Römstedt, *Schriftsprache* Diss. Göttingen 1891, S. 33; H. Wieneke, *Sprache Caxtons* 1930, S. 69.

²⁾ *NED.* – *MED* wählt inkonsequent als Stichwörter *asshe* "Asche", jedoch *flësh*, *fish*.

³⁾ Vgl. R. Dolle Diss. Bonn 1912, § 177, dazu Wallenberg, *Glossar*.

⁴⁾ Dolle § 198 verzeichnet daneben nur 1 *norici*.

⁵⁾ Auch W. Öfverberg, *Inflections* Diss. Lund 1924, p. 10, 12 gibt leider keine erschöpfenden Nachweise.

⁶⁾ Zenke 12f.

⁷⁾ P. Lambertz Diss. Marburg 1904, S. 132.

⁸⁾ Ausnahme *mann* 246/33.

⁹⁾ Dolle § 165ff.

legenden nl. Lehnguts wie *husk* (7,312), um so mehr die Zeichenwahl Michels und Orrms. So verbleibt denn nur der Schluß, daß spätsüdme. *-ssh* eine graphische Besonderheit darstellt (6,31), und dies wird vollends deutlich durch das Vorkommen auch in *merssh* und *Frenssh*, selbst *Englisssh* gegenüber *gossib*.

6,212. Dann aber wird für Chaucer usw. auch der Inlauttypus *wasshe(n)* (< ae. *wæsceþ*) in der Zuordnung zum Typus *beddes* und damit seine Geminata fragwürdig. Michel bietet keinen zureichenden Ersatz, denn seine *-sss(s)-* sind kaum zahlreicher denn die einfachen Zeichen für etymologische Geminata in 1 *libinde* (*bb* 17 ö), 1 *wymen* (*mm* 4), 1 *leze* "lachen" (33³) – *habe*(*þ*) 10 und Prät. *hedel* stehen als Schwachtoner für sich¹). Es gewinnt daher den Anschein, daß die Vervierfachung des *s* Michel ebenso unbehaglich gewesen sei wie etwa *chch* (*strechche* 1, *wrechche* 11 – *wreche* 6, *wychche* 1 – *wyche* 4). Um so mehr Gewicht kommt Orrms mit *-chch-* gegenüber *ch-*²) zu vergleichendem *-ssh-* zu, das sich zum Typus *beddess* stellt. Die resultierende Geminata erweist vollends das Unterbleiben (5, 11) der im Süden um 1150 (5,24) beginnenden Vokaldehnung in Wörtern wie ne. *wash*, *ash(es)*, *ashen*, *thresh*, dial. *nesch*, weiterhin auch mit zweisilbigen Flexionsformen *ash* "Esche", *plash*, "Pfütze", *fresh*, dial. *rash* und *frosh*³).

6,221. Für die Stellung nach langem Vokal entfällt die Chaucer-Überlieferung (6,11), und im Hinblick auf deren *flësh* wird auch *uless(e)* Ayb. beiseite bleiben müssen. Vielzitiertes *flæsh-ess* O aber könnte den Anschein erwecken, als ob die Quantität des Einlauts eine Funktion schlechthin der vokalischen darstelle, nach langem Vokal gewöhnlicher Konsonant durchaus gelte. Dem widerspricht indes schon O *wessh*, *-enn* < ae. **wēosc*, *-on*⁴), dessen Kürze W. Zenke⁵) durch die "folgende Doppelkonsonanz" erklären möchte. Diese Interpretation aber setzte einen *s*-Nexus voraus (5,13), und wiederum willkürlich

¹) Vgl. Dolle § 165f. sowie § 5,25.

²) Lambertz §§ 289, 298f.

³) Vgl. West 103ff.

⁴) Mit paradigmatischer Verdrängung des *ssk* durch den Einlaut wie in *þrosshenn*: *þresshenn* und Inf. *wasshenn*.

⁵) *Verbum im O* 1910, S. 12f.; Morsbach 83f. erörtert das Wort nicht.

(5,323) wäre gar Erklärung von *wëssh* nach dem Präs. *wässhenn*. In beiden Wörtern handelt es sich jedoch um solche mit dem Wechselspiel von ausl. und inl. *sc*. Damit wird einsichtig, daß in einer dieser Positionen auch nach langem Vokal nicht ein gewöhnlicher Konsonant gegolten hat.

6,2221. Definition dieser Position möchte man zunächst von Wörtern ohne Auslautdublette erwarten. Von solchen unterdrückt die Liste bei West¹⁾ mit Recht das von Kluge²⁾ und Morsbach³⁾ angeführte me. *flosche* 3–4 "Pfuhl" als Fortsetzung eines von Kluge und Morsbach nicht besternten ae. *flāsce*. Bekannt erscheint lediglich ae. *flasce* "Flasche"⁴⁾, und der Typus *flosche* begegnet nach MED⁵⁾ ausschließlich in nördlichen Texten wie *Gawain*. Auch *flusche* (*fluss* Barb.) ist bereits 1311 nachgewiesen, daher eine wohl schallbildende⁶⁾ Trias, ne. *flōsh*, *flush*, *flash*, vorliegt⁷⁾.

6,2222. Aber auch das sonstige Material erlaubt schwerlich zuverlässigen Schluß. Verben wie *wȳscan* > *wish* und *hrȳscan* > *rush*, wohl auch *blȳscan* > *blush* und *prȳscan* > mschott. *thrusche*, oder *æscan* > me. *asshe* (8,121) und **mæscan* > ne. *mash* (6,2234) mögen den Präsensvokalismus ebenso aus dem erneuerten (7,111) Prät. übernommen haben wie etwa *sendan* > *send*⁸⁾. *Cushat* < *cuscute* (6,33) ist etymologisch in seinem ersten Element undurchsichtig, und selbst **cū-* könnte die Kürze der fme. Akzentkonzentration⁹⁾ verdanken. Ebenso gehören ae. *þrysce* und *þræsce* in etymologisch schwierige und vielsprossige Sippe. Letzteres erscheint lediglich als *ðraesce* Corp. 2063 und stellt sich trotz Reimes auf *afresh* Roxb. Ball und *thresher* Oxf. Bck. (*thresh* w. Wor.) am ehesten mit Bos-

¹⁾ 103 ff.

²⁾ 1876 = ²1036.

³⁾ 83, 119.

⁴⁾ Vgl. West 103, 109, 159, der übrigens das Wort zu Unrecht auf lat. *vasculum* zurückführt – vielmehr ist **fla(h)sk-* ins Rom. gewandert.

⁵⁾ Hier wird *flesshe* (Morsbach 119) ebensowenig belegt wie *NED*.

⁶⁾ Vgl. auch Anglia 70, 301.

⁷⁾ Vgl. Bradley 1896 sowie auch A. H. Smith, *EP-N Elements I* 1956, S. 175, 178.

⁸⁾ Luick § 352 A 4, auch Morsbach § 58 A 1. Jordans Hinweis (§ 5,12) auf die hohe Qualität des Vokals in *wȳscan* erübrigt sich daher.

⁹⁾ Luick § 353.

worth-Toller und Weyhe¹⁾ zu an. *þrǫstr* < **þrǫstuR*²⁾. *þrysce* hingegen mag sowohl *ȝ* wie *ȳ* enthalten, daher ne. *thrush* inlautendes [ʃ] ebensowenig sichert wie andererseits *thr(o)icecock* Midl. 'misseth - thrush' die Existenz eines [-ʃ-]; denn im Komp. galt bindevokalloses (7,233) **þrȳsc-cocc*³⁾ (vgl. *byrn-wiza* neben *byrne*, *hyrn-stān* neben *hyrne*), daher die Dialektform denn auslautendes einfaches [-s] nach langem Vokal erweisen dürfte (7,233).

6,2231. So verbleibt denn vorerst (7,322) nur die Analyse der langvokalischen Wörter mit paradigmatischem -*sc/-sc-* als letzte Möglichkeit der Entscheidung über den ursprünglichen Ort des "gedehnten" me. *š*. Ihre Zahl ist klein: Neben *flæsc* steht *māsc-*; *ræsc* (6,212) bei West⁴⁾ ist als fehlerhaft zu streichen, dafür **mæsc* > *mesh* neben **mæsc* und auch *wēosc(on)* bzw. *wōsc(on)* hinzuzufügen.

Die grundsätzliche Erörterung kann sich auf das zu Recht traditionelle Beispielwort *flæsc* beschränken⁵⁾. Neben der Überzahl doppeldeutiger *e*-Schreibungen, die als solche mit Luick (5,12) die Existenz fme. *ē* vermuten läßt, stehen einerseits *flæsh(ess)* O, *fleas* c 1300 in La3. B und Arundel 248⁶⁾, *flees* a 1325⁷⁾ und *fleash* 6, andererseits *flasch* Trin. Hom.⁸⁾, VV, *Creed* (Nero) a 1250 nebst *flasc* La3. A sowie *flessch* O 7775 (B)⁹⁾. Wenngleich *flish* a 1450 sowohl *ē* wie *ē* voraussetzen mag, ist die Existenz fme. verkürzten Vokals ebenso gesichert wie die Persistenz der Länge.

¹⁾ 178.

²⁾ Die Lesung als *þræsce* < **þrēasce* (Murray 1912; von Holthausen und West nicht besternt) sowie ihre Interpretation als angl. (Murray, West) hängt völlig in der Luft und kann jedenfalls nicht zur Ebnung gestellt werden. Allenfalls angängig wäre ein Ansatz **þrauskiȝon-* und Rückgriff auf die von Luick §§ 117 A 3, 194 A 2, 238 A 1 behandelten *æ*.

³⁾ Ae. Komp. scheinen überhaupt nicht nachgewiesen zu sein.

⁴⁾ 106.

⁵⁾ Vgl. bereits § 5,13. Die relevanten Schreibungen des *MED* kontrollierte wiederum Herr Dr. Reinbold.

⁶⁾ Vgl. dazu auch E. Grosse Pal. 208 (1937), 45.

⁷⁾ Dies als einziger Beleg für das im Kopf des *MED* gegebene *fleesch*.

⁸⁾ Jordan 72; zu Unrecht besternt bei Luick 351.

⁹⁾ Vgl. S. Holm, *Corrections* Diss. Upp. 1922, S. 80 sowie *Anglia* 47, 312.

Kuraths Annahme durchgängigen (5,12) [š] außer in *fiššes* läßt *flasch* unerklärt, und ebensowenig einsichtig wird *flæsh* bei der von Luick späterhin vorgetragenen Lehre ten Brinks vom inlautend und auslautend stets gedehnten š. Ihre wohl von Brunner übernommene Einschränkung durch Jordan auf die Stellung nach kurzem Vokal bedarf der Ergänzung hinsichtlich *flasch*, und der Gedanke einer Ablösung aus *flæsclic* läßt *wessh(enn)* O außer Betracht, das seine Kürze auch nicht aus dem Präs. übernommen haben kann (6,221). Willkürlich ist auch Kuraths Nachsatz über die Doppelheit *flēshes* > *flesshes* 'presumably in regional distribution', wohl allzu schnelle Umprägung von Luicks ursprünglicher Annahme, daß [šš] nach Länge "meist" zu [š] geworden sei; eine solche Reduktion der Geminata aber müßte doch schon jenseits c 1000 angesetzt werden und ist gänzlich willkürliche Annahme in Anbetracht von *mētte* u. ä. (5,21). Morsbach erkannte richtig das Versagen von ten Brinks wiederholt von ihm anerkannter Lehre vor Orrms *flæsh*, ohne indes einen wirklichen Ausweg zu eröffnen; denn [š] ist nicht nur "im grunde genommen ein einheitlicher laut" und mithin keine "schwere konsonanz", die von Wright, aber auch von Luick und Jordan übernommene Deutung aus den casus obliqui daher entbehrlich – es sei denn, man rechnet mit einem s-Nexus um 1000 (1,4), der wiederum den Rückgriff auf *flæsclic* erübrigte. Luicks ursprüngliche Formulierung betr. palatales *sc* entbehrt hier der Eindeutigkeit, während Jordans Darlegung angesichts seiner Datierung des anlautenden š erst c 1100 (1,4) größere Folgerichtigkeit aufweist. Und doch hinkt die vielberufene Parallele *prēo-stas*, weil alte germanische Silbentrennung fortsetzend¹⁾, derweilen eben in *flæscles* der überkommene Silbenschchnitt hinter das *s* fiel (2,3) also dem Typus *sōf-te* entsprach²⁾: Selbst im Falle eines konsonantischen Diphthongs z. Z. der Quantitätsrevolution hätte sich in In- und Auslaut kurzer Tonvokal ergeben – daß die in jedem Fall steigende Sonorität der Folge, von der Rinnenbildung des *s* zur Spaltbildung der

¹⁾ *Pall Mall* § 9,35; 10, 14, ferner auch Luick §§ 352b, 391a, 306 A 2.

²⁾ Das Unwort spätae. *soft* noch bei Brunner, *Me. Abriß*³ 1953, § 9,1 sollte endlich ersetzt werden.

weiter mundeinwärts artikulierten Spiranten¹⁾, der Bewertung von *flæsc* als einfacher Silbe²⁾ nicht im Wege gestanden hätte, erhärtet sowohl ne. *catch* wie südae. *frox*.

6,2232. So verbleibt denn nur eine einzige Interpretation: Z.Z. der Quantitätsrevolution galt Einlaut, dessen Quantität – ähnlich wie im Ne. (s. u.) – nach den Gesetzen der für die Aelfric-Zeit gültigen phonemischen Struktur der Monosyllaba mit monophthongischem konsonantischem Auslaut antritt. Mit anderen Worten: Im Auslaut gilt langer bzw. kurzer Konsonant als Funktion der Quantität des Tonvokals, z. B. [fiʃ:] gegenüber [flæ:ʃ]; im Inlaut aber galt durchweg die Geminata [-ʃʃ-], sowohl [fiʃ-ʃəs] wie [flæ:ʃ-ʃəs].

Ihre Entstehung veranschaulichen ne. Sandhi-Erscheinungen wie *miss you* (1,2) mit [-sj- > -ʃʃ-], mit derselben Geminata wie in z. B. *rat-trap*, *book-keeper*³⁾ gegenüber innerwortlichem [ʃ] in Fällen wie *-ition* als Einordnung in die Gegebenheiten der Konsonanz im Wort (5,24). Die heterosyllabische Folge *-sk¹-* ergab gegen 800 (2,41) [s-t¹c²] und entzog sich damit der südlichen Metathese des 9. Jh., ein Verhalten (2,3), das indes weder die Existenz bereits eines *š*⁴⁾ noch auch nur „Nachbarschaft“ zu demselben voraussetzt⁵⁾. Die weitere Entwicklung veranschaulicht *vis-tje* (2,5) > nl. *visje*⁶⁾ als [s-t¹c²] > [s-c²], letzteres eine Folge, die wegen der völligen Stimmlosigkeit des zweiten Elements der Assimilation noch eher zugänglich war als ne. [-sj-]. Der Verlust des Dentalelements im Eingang der nachtonigen Silbe aber, zum Unterschied von der Erhaltung in der Tonsilbe *cīdan*, versteht sich im Zusammenhang mit der dynamischen Minderung der Nachtonsilbe (vgl. amer. [prabədi, kæbitl]⁷⁾), die sich in der Nivellierung der Endsilbenvokale in 2. Hälfte 10. Jh. in Nord wie in Süd kundtut⁸⁾. Über die Genese des auslautenden [-ʃ(:)] aber

¹⁾ Vgl. Jespersen 14, 132f., 190f.

²⁾ Vgl. Sievers § 534.

³⁾ Vgl. Luick § 755.

⁴⁾ So Sievers-Brunner § 204/4; vorsichtiger § 206 A 10.

⁵⁾ *Sprache I*, 305.

⁶⁾ v. d. Meer § 100.

⁷⁾ H. Galinsky, *Sprache des Amerikaners I* 1951, S. 30; K. Wittig, *Phonetik des amerikanischen Englisch* 1956, S. 111ff.

⁸⁾ Vgl. Förster Literaturblatt 23 (1902), 289 sowie K. Malone, *Curme Vol.* 1930, p. 110ff.

wird zweckmäßig erst in anderem Zusammenhang zu handeln sein (7,322).

6,2233. Das bereits in der Kritik (6,2231) der bisherigen Auslegungsversuche der Nachgeschichte von *flāsc* gelegentlich angezogene Prät. des ae. *wascan*, durchweg mit analogischem Einlaut¹⁾, bestätigt die soeben vorgetragene Deutung²⁾. *NED*³⁾ belegt 4 *weesche*, 5 *weeshe*, 6 Sc. *weisch(e)*, 9 Sc. *weesh*, *weish*, überdies 3 *wysh* u.ä.⁴⁾, das freilich nicht völlig eindeutig (6,2231) mit Rettger auf *ē* zurückweist, vielmehr auch *wessh* 3, -*enn* 2 O⁵⁾ und *wessh* – *wesshe* der Chaucer-Überlieferung⁶⁾ fortsetzen könnte. Während O die plur. Vokalkürze ebenso wie in *fell(enn)* verallgemeinert (5,323), verwendet Sc. noch lange die sing. Länge.

Ebenso gilt mundartlich in s.Sc. *wuisch* (nebst pp. *wuischen*)⁷⁾ mit dem in *EDG* als [*ā*] bzw. [*ü*] notierten variablen⁸⁾ Laut des gewöhnlichen Reflexes von ae. *ō*, nicht [*ò*] < me. *ō*⁹⁾, wozu vgl. *wuische*¹⁰⁾ und 5 *wousche*, 6 Sc. *woushe*, 7 *woosh*.

Indirekter Zeuge dieses *wōsch* wird auch sein mschott. **wōx* (4–5 *woux*, 6 *woix*)¹¹⁾ "wuchs", einsichtig als Bildung nach dem Muster des allein zu *wāxe* – *wěxe* parallelen Präsens *wāsche* – *wěsche*, die indes nicht überlebt: Nach Murray ist selbst Prät. *wox* (< *wōx*) 'believed to be quite lost'¹²⁾ gegenüber schwachem *waax't* zu *waax*.

¹⁾ Weyhe 181.

²⁾ Dabei ist es in diesem Zusammenhang unwesentlich, ob der Vokal ursprünglich *ēo* oder *ō* lautete; vgl. *Anglia* 60, 294, 343 und Sievers-Brunner § 392 A 5, auch Weyhe 181.

³⁾ Nichts bei Bülbring 100 usw.

⁴⁾ Vgl. *wys(s)h* Manning, Bokenham bei Rettger 73ff., auch *wesche: ywis* AM 2583 (§ 7,16).

⁵⁾ Zenke 12f.; Ayb. hat nur 1 Opt. Sing. *wesse* (Wallenberg 277).

⁶⁾ Wild 339.

⁷⁾ Murray *DSS* 1873, S. 208.

⁸⁾ Ebd. 112.

⁹⁾ Murray 143, 148; vgl. auch etwa *buik*, *gruive*, *huive*, *schuip* zu ne. *bake*, *grave*, *heave*, *shape* usw., auch *thruisch(en)* zu *thræsh* < *þerscan* wegen *wæsch* 'wash'.

¹⁰⁾ Knopff 84, Hanssen 70.

¹¹⁾ Vgl. auch Knopff 87f., weiterhin Bülbring 101, Hanssen 69, Wild 338, Rettger 172.

¹²⁾ *DSS* 203.

6,2234. Die restlichen langvokalischen Wörter mit wechselnder Silbenzahl hingegen vermögen keine zusätzliche Aussage abzugeben, bedürfen vielmehr selbst der Erhellung, zumal sie nicht den konsequenten Einlaut zeigen. Denn ne. *mash* "Maische" neben *mask* Sch, N (7,231) ist schwerlich vollgültiger Reflex des Obl. des ae. lediglich in Komp. belegten *māsc-*, *māx-*, steht eher wegen *mesh* (-*fat*) 5–8, dial. unter dem Einfluß von **māscan* > me. *masche*, *me(i)sche*¹⁾.

6,2235. Ähnlich beruht nicht mit Kluge²⁾ und Morsbach³⁾ auf **māesce* = as. *māscā*⁴⁾, sondern auf *māesc* < **māskō-* mit wie bei *flæshess* analogischem me. Obl. *māeshe* das durch Bullokars *æ* < me. *ē* gestützte *meash*⁵⁾, *meishe* 6–7 neben ne. *mesh* "Masche, fangen" 6- < *mēšše*⁶⁾ und weiterhin *mash* 6–8, w. Som. In Betracht des fehlenden ne. **flash* wird *mash* am ehesten auf **māesc* beruhen, neben diesem wg. *ǣ* aber auch auf der Insel die kontinental bezeugte Ablautstufe wg. *ā* bestanden haben, da der von Bradley, danach auch von Zachrisson⁷⁾ und selbst Benne (1939) vertretenen Entlehnung des diesseits des Ae. erst wieder im 16. Jh. erfaßten Wortes aus mnl. *maessce* > nnl. *maas* mit anschließender fne. Verkürzung die Lautung *ā* der Quellsprache entgegensteht⁸⁾.

6,31. Zusammenfassend läßt sich zunächst (8,3) sagen, daß um die Aelfric-Zeit, zu Beginn der großen Quantitätsrevolution, unmittelbar nach der Starktonsilbe im Inlaut durchweg [-ff-] galt, im Auslaut aber [ʃ] nach langem gegenüber [ʃ:] nach kurzem Tonvokal (6,2232). Eben diese Doppelheit aber erweist, daß auch außerhalb des Anlauts (4,5) ein Einlaut gegen Mitte 10. Jh. erreicht wurde. So entbehrt denn

¹⁾ Vgl. Weyhe 172, 187. Nichts bei West!

²⁾ 1867 = 1026.

³⁾ 83.

⁴⁾ Zum Tonvokal auf Grund moderner Dialekte Holthausen PBB 11, 551.

⁵⁾ 2 Belege in Tottel's *Misc.* gibt E. Grosse Pal. 208 (1937), 130.

⁶⁾ Luick 914 gibt mit *mask* < Pl. **masc(u)*, *max*, wozu auch **mascian*, *mask* Ch. (vgl. Weyhe 169 und West 106, 112), eine Form als schriftsprachlich an, die nur Sc. Yks. Chs. kennen.

⁷⁾ Bullokar 46.

⁸⁾ Vgl. Luick § 583.

der Typus **wæscen* (< *wascan* 6,212) der fme. Tondehnung, erst recht der Typus **fresc* (7,232), während das Gegenüber von [flæ:ʃ — flæ:ʃ-ʃəs] oder [wø:ʃ — wø:ʃ-ʃən] zu Dubletten wie *flēsh* — *flāsh* (6,2231) oder *wēsh* — *wēsh* (6,2233) führte. Im Inlaut war Geminata organisch mit kurzem bzw. gekürztem Tonvokal gekoppelt, daher die Schreibung *-ssh-* für **-shsh-* begründet. Im Auslaut aber bleibt *-ssh* selbst nach kurzem Tonvokal in Anbetracht von *bed* u. ä. uneinsichtig (6,211), und auch die Wahrscheinlichkeit, daß hier [ʃ:] erst analogische Verdrängung des organischen [s:] darstellt (7,322), löst das Rätsel nicht. Die Überlegungen me. Schreiber bleiben uns vielfach Geheimnis. In diesem Falle mögen sie irgendwie damit zusammenhängen, daß diesseits Orrm die vereinfachte Folge *ssh* anders denn als eine gewöhnliche Doppelung "empfunden" wurde.

6,32. Me. -šš- galt auch in spae. *bisceop* nach Ausweis von *bisshopess* O (6,13) nebst *bissop* — *bissop* ö. Ayb. (6,12). Der Ursprung des Einlauts ist vielerörtert¹⁾. Luicks und Brunners²⁾ von Bülbring³⁾ und Weyhe⁴⁾ vorweggenommene Deutung aus lang bewahrtem Nebenton ("als ob es ein Kompositum wäre . . . da es im heimischen Wortmaterial keine Bildungssilbe *-op* gab . . ., so daß *sc* im Anlaut einer Tonsilbe stand") ist in phonetischer Sicht jedenfalls identisch mit der von Jordan⁵⁾ und Holthausen⁶⁾ akzeptierten Erklärung Kluges "Anlehnung an *šceop*"⁷⁾; sie findet eine Stütze an nl. *bisschop* (7,312), nicht aber an *bisscopp* O⁸⁾, das eher denn "reguläre" Fortsetzung (so Kluge) Relatinisierung oder vielleicht Skandinavismus⁹⁾ darstellt. Jedenfalls aber muß diese Deutung die Einordnung von [ʰbi-ʃop] in den Strukturtypus [ʰfiʃ-ʃes] als letzten Schritt der Entwicklung einbegreifen und zudem eine Altform *[ʰbi-ʃop] supponieren¹⁰⁾.

¹⁾ Vgl. weiterhin auch § 7,113.

²⁾ § 204 A 3.

³⁾ § 404 c.

⁴⁾ 166.

⁵⁾ § 182 A 2.

⁶⁾ *Ae. Wtb.*

⁷⁾ Klaebers Skepsis EST 60 (1926), 321 verschweigt Jordans Hinweis auf Kluge.

⁸⁾ Übersehen bei Sievers-Brunner.

⁹⁾ Björkman 136.

¹⁰⁾ *Pall Mall* § 11,131.

Die Fragwürdigkeit der von Kluge vorgeschlagenen "Anlehnung" ist vollends evident seit W. Wissmanns schöner Studie über ae. *scop*¹⁾, das zwar den Hofsänger, aber auch den niedrigen Spaßmacher meint und erst nach dem Vorbild von *mimus*, doch noch in der kontinentalen Zeit der Angelsachsen gebildet zu sein scheint. Vielleicht bedenklicher noch stimmen die schon von Weyhe vermerkten zahlreichen alfred. *biscep*, -es, -e²⁾, auch in Martyr. (*biscep*, -es) sowie in den (merc.-)kent. Ct 23 (838) *biscep* und Ct 28 (858) *biscepes*, neben *bisceope* Chron 604 und sonstigem aws. *biscop*. Denn im Prät. der *ō*-Verben begegnet aws. Sing. -ede nur ganz vereinzelt³⁾, und Bülbrings Deutung⁴⁾ hält nicht stand. So darf ein neuer Vorschlag zum mindesten zur Diskussion gestellt werden: In der Volkssprache⁵⁾ entstand ure. **bis-cup*⁶⁾ > *biskop* (*biscop*), dazu mit "sekundärem Suffixablaut"⁷⁾ **bis-cip* > *bis-čep*, das auf der Stufe *bif-sep* im wesentlichen erst nachalfredisch Rückanlehnung im Vokal erfuhr, die sich im Fme. wiederholt haben mag⁸⁾.

6,33. Schwerlich ein zugunsten der Bülbringschen Deutung entscheidendes "Seitenstück" stellt das von Weyhe⁹⁾

1) *Berliner Sitzungsberichte* 1954, Berlin 1955.

2) Cosijn II, 6f.

3) Cosijn II, 186.

4) § 424 Anm.

5) Der Verlust des *e*- braucht nicht mit Luick § 333 erklärt zu werden angesichts der entsprechenden Form in Südfrankreich und ganz Italien (*vescovo*) incl. Sardinien. Auch das Problem des Anlauts (Luick § 661 A 2) erfährt durch südital. **viscopu* < **ebiscopu* neue Beleuchtung. Jedenfalls besteht keine zwingende Notwendigkeit, das ae. Wort mit Frings *Germ. rom.* 37f., 46 als insulare Übernahme aus dem Ahd. (< **piscopu* Sardinien; Restform?) aufzufassen. Vielmehr genügt mit A. Waag *Teuth.* 8 (1931), 29ff. die Annahme direkter Übermittlung durch gleichfalls aus Oberitalien stammende Missionare. Daß die hier vorgeschlagene Deutung des mittleren Konsonanten und des Nachtonvokals eine wohl bereits kontinentale Bekanntschaft mit dem Wort voraussetzt, fügt sich durchaus zu anderem geschichtlichen Wissen; vgl. *Anglia* 72, 347.

6) Zum Silbenschnitt § 2,3; zum Vokalismus vgl. Luick § 295,2 nebst § 113,2.

7) Luick §§ 328f., 331 A 1; vgl. auch *Anglia* 70 (1951), 243 und Nachtrag.

8) Anders Luick § 440 (vgl. jedoch A 2) und Jordan § 136,2.

9) 166.

ausgehobene *cuscutan* Ep. 829, *cuscot(a)e* Erf. Cp. dar, das im 2. Teil der Glossen Cleopatra A III um 1000¹⁾ als *cusceote* WW 260/9 (neben noch späterem *cuscode* 286/2) wiederkehrt, heute vornehmlich in Sch, N und M, doch auch in Brks. Bck. Suf. fortlebt und in der von Burns und Scott gewählten Schreibung *cushat* als [kʌʃæt] auch der Schriftsprache angehört²⁾). Seine Etymologie ist in jeder Hinsicht problematisch. Die heute weit verbreitete Lautung [kū] mit entsprechenden Schreibungen *ow*, *oo* seit 15. Jh. weist nicht notwendig auf bereits ae. *cū-* zurück, da an Verbindung mit ne. *cow* nicht gedacht werden kann, vielmehr wohl mit Skeat lautmalendes Element vorliegt. Nur ganz vereinzelt und daher wohl sekundär³⁾ unter dem Einfluß von awn. *skúta* > ne. dial. *scoot*, *scout*⁴⁾ lautet [sk] in *cooscot* Dur., *cooscot*, *cowscot* Yks., letzteres neben *cooshet*, *cowshut*, *cusha*, *cushy*, *cushet*, *cowsort*. [ʃ] aber ist in seiner Verbindung mit *scota* "Schütze, Forelle" > ne. *shote*, *shoat*⁵⁾ keineswegs gesichert⁶⁾ und mag ebensowohl mit *scēot* "schnell, schnelle Bewegung" o.ä. zu verbinden sein, in dem hinter historischem *sk*¹⁻ Übergang zum steigenden Diphthong, *ēu* > *ēu* > *eu* > *u*, > *o*⁷⁾ stattgefunden hätte. Der vorausgesetzte Verlust des Nebentons mußte Einordnung in den Inlauttypus nach sich ziehen, me. **kūššete* (6,2222), das als solches der Beeinflussung durch onomatopoetisches [kū] sowie der Rückanlehnung an ne. *shot* (-o- 5- neben -e- 6) erliegen konnte⁸⁾ und so vollends in der ursprünglichen Quantität des Tonvokals fragwürdig wird.

¹⁾ Vgl. Förster bei v. Lindheim, *Durh. Pflanzenglossar* 1941, S. 22.

²⁾ *NED*, *EDD*.

³⁾ Weyhe 166.

⁴⁾ Björkman 134.

⁵⁾ Vgl. Holthausen 424 und West 108.

⁶⁾ Das von Holthausen 64 beigezeichnete schwed. *skuta* "(kleines Segel-) Schiff, Ewer" ist erst recht fernzuhalten, da es ebenso wie dän. *skude* mit Falk bereits altes (aisl. *skúta*) hans. Wanderwort, mnd. *schüte* < **skutiŋōn-*, darstellt, das über mnl. *scüte* > nnl. *schuit* erneut als norw. *skøite* übernommen wurde; vgl. die Etymologica von Falk-Torp, Hellqvist und Jóhannesson.

⁷⁾ Luick § 266,2.

⁸⁾ Selteneres [kʌʃæt] Jones 1956 ist klärlieh Schriftaussprache der im 19. Jh. rezipierten Wortform.

6,34. Eine abrundende Bemerkung erfordert endlich *-isc*, bei Michel nur vertreten durch *englisse* 1 und *engliss* 1, *englis* 2 (7,12). Die Chaucer-Hss. (6,11) schreiben durchweg *-isshe* und *-isshe* gegenüber *gossib*, aber auch *merssh* und *Frenssh* (6,211), ein Befund, der sowohl die Sonderstellung von *-ssh* wie die Fragwürdigkeit der Aussage von *-ssh-* unterstreicht. Bei O hingegen entspricht *-isshe* dem Typus *litell* (6,211). Um so auffälliger ist sein *-isshe* im Hinblick auf seit fae. Zeit bezeugte Reduktion nachtoniger Geminata (5,25). Dem Gedanken an Dehnung unter dem Iktus widerraten Schreibungen wie *Cristtēne*, *gildēne*, *læréde*, *-shípe*¹⁾. Vielmehr stellt sich *-isshe* neben *-nesse* O, Ayb, Ch und bezeugt so Entstehung von [-ʃʃ-] auch nach starkem Nebenton. Akzent und Geminata waren in Orrms Sprache noch erhalten²⁾, während die nhb. Entwicklung *-is* auf frühe Reduktion deutet (7,322). Damit stellt sich ein weiteres Problem.

6,35. Zuvor erfordert jedoch noch der Typus der frz. Inchoativa (7,15) eine Bemerkung im Hinblick darauf, daß ten Brink³⁾ auch Chaucerschem *-isshe(n)* (6,11) "Länge" des *š* zuwies. Daß Michel ausschließlich *-ss-* schreibt, ist selbst im Rahmen des Gesamtbefunds (6,12) bemerkenswert. Schwerer wiegt, daß im Reim Chaucers nur [s] erscheint, und Bindungen wie *cherice:nice* oder *punice:vice* [Is] erweisen⁴⁾, mit Länge⁵⁾ des Vokals, die nur quellsprachlich sein kann. *-isshe(n)* dürfte also Schreiberform sein, und Synkopen wie *polshed*, *ponschede*, *norshing* in nördlich gefärbten Hss. 1. Hälfte 15. Jh.⁶⁾ erweisen den durch ne. *nurse* gestützten Betonungstypus. Daß der komplementären, zu ne. *nourish* führenden Akzentuierung⁷⁾ im Fme. eine an Orrmschen *-isshe* (6,34) ausgerichtete Geminata zukam, ist einzuräumen – für die Chaucer-Zeit aber ist sie durchaus problematisch.

1) Menthel Anglia 8 (1885), Anz. 82.

2) Vgl. auch ne. [nis] (§ 5,25) sowie in *ẏi* seltenen Verlust des *-e* in *-ni/es(s)-* trotz *-s-:-ss-* = 378:208 (Carpenter §§ 43, 349).

3) 1§ 112β = 2§ 110β.

4) Wild 248; vgl. auch ten Brink.

5) Vgl. *Pall Mall* §§ 9,1511; 9,23.

6) Wild a. a. O.

7) Luick § 467.

§ 7. [s] als Vertreter von etymologischem *sk*

7,111. Weist die Entwicklung des Tonvokalismus auf eine Quantitätsverschiedenheit im starktonigen Auslaut hin, so erhebt sich endlich auch die Frage, ob hier die Qualität [ʃ] überhaupt die ursprüngliche darstellt. Lautungen wie dial. [as, es] und [sal] verdienen erneute Überdenkung, und der Typus ne. *Scots* erscheint zu wesentlicher Aussage berufen¹⁾.

Vertretung ursprünglichen *sc* durch *s* ist zufrühest überliefert im Wortinnern. Schon in der Alfred-Zeit kennt Vesp. Ps. Prät. *zehnistun* 'mollierunt': *hniscan*, und ein Jahrhundert später bietet "kent." Ps. 127a *sē zehnysta zāst*²⁾ zu *hnyscan*. Spws. erscheint ferner "bisweilen" *wiste* < *wȳscte*³⁾, das im Me. wiederkehrt. Hinzu gesellt sich hier Prät. *blist(e)*, gesichert durch Reim auf *wist(e)* Ywain 3163, zu ae. *blȳscan*, ferner in *Arthour & Merlin* zu ne. *dash* (7,222) das Prät. *dast:cast* prät. 2111 und *dast* pp.: *alblast* "Armbrust" 7949, während die vier Bindungen von Prät. *dast* auf die entsprechende Form von ne. *lash* zum mindesten ebenso doppeldeutig sind⁴⁾ wie die Schreibung *forhusten* La3. A 2⁵⁾: *hyscan*, letztere im Hinblick auf zahlreiche *s* für *sc*⁶⁾.

7,112. Solchen Prät. wird ein spws. Wort zuzuordnen sein, *belisnian* 'eunuchizare' < **l̥esc(i)nian*: angl. *lēscan*⁷⁾, das sich schwerlich zu ahd. *bilistinōn* "wegnehmen": *List* stellt. Gelegentliche auch in die kent. Hatton-Kopie des späten 12. Jh. übernommene *belistnode*, -on Mt 19, 12 sind eher umgekehrte Schreibung nach Fällen wie *sōþfæsnas* mit Erleichterung von *stn*⁸⁾. Fraglich hingegen ist vereinzelt, doch vielleicht wegen ne. *muschel*⁹⁾ beachtliches spws. *muslan* 'musculus

1) Vgl. außer Jordan § 183 und Luick § 692 vor allem W. Horn, *Beiträge zur Geschichte der engl. Gutturallaute* 1901, S. 19ff., auch O. Boerner *StEPH* 12 (1904), 285f.

2) Weyhe 175.

3) Sievers-Brunner § 405 A 8.

4) Vgl. bereits Kölbing XXVII.

5) Weyhe 175.

6) Luhmann 28.

7) So zuerst Schlutter *Anglia* 19 (1897), 104; vgl. weiterhin § 8,122.

8) Luick § 877,2. Holthausen *Wtb.* 202, 204 bietet den doppelten Eintrag *beliescnian* und *belistnian*.

9) Luick § 788,1.

< *musclan* < **muscelan* < *muscellan* im Hinblick auf relativiniertes spws. *muscule*¹⁾).

7,113. Trotz erst me. Bezeugung wird man dem Ae. auch schon zuweisen dürfen ne. *Murston* (Ken.)²⁾ < ae. *mersc* (vgl. *mersc* Erf.) *tūn* 774, mit *s* seit 13. Jh.³⁾ sowie die schon von Kluge⁴⁾ ungenau ausgehobenen *byspes* (*bispes*), *bispriche*, *-ryche* des südl. Jesus Ms.⁵⁾ c 1275-1300 nebst Part. (*i*)*bysbede* bei Mirk, Formen, die weder *NED* noch *EDD* kennt⁶⁾.

7,12. Gegen Ende 10. Jh. bietet Li nicht nur das im Anschluß an Bülbring⁷⁾ von Luick ausgehobene marginale *on englis* J 20,16⁸⁾, sondern auch⁹⁾ *in grecis* 'in greco' Mt I 3,3¹⁰⁾ und *to grecis fro[m]frum[m]a*¹¹⁾ 'ad grecam originem' Mt I 2,1, sämtlich also nach durchweg (*tō*) oder für gewöhnlich den Dat. zu sich nehmenden Präpositionen. Das Fortleben dieses

¹⁾ Weyhe 174. Das von West 110 angeführte splat. *musla* findet sich bei Gamillscheg 626b nicht.

²⁾ Weyhe 177.

³⁾ Wallenberg, *Kent. Place-Names*, Upps. 1931, p. 54. Die Nachweise seit DB für *Merston* Sus. (PNS 6,72) genügen leider nicht für die hier in Rede stehende Frage.

⁴⁾ *Grundriß*¹ 841, wohl auf Grund von Stratmann-Bradley und *OEMisc.* ed. Morris 240.

⁵⁾ *byspes* Passion 76, 352, *bispes* 471 (*MED*); *bispriche* Shires and Hundreds 13, 17, 29, *-ryche* 12, 32 neben 8 *bis(s)cop-ryche* u. ä. Zu Recht setzt *MED* Fragezeichen zu *bissh* Mannyng Chron.

⁶⁾ Nhd. *Bistum*, auch *Bismarck*, < spmhd. *bis(ch)tuom* < ahd. *biscoftuom* (Kluge-Götze) ist nicht unmittelbar zu vergleichen. Auch unmittelbare Verbindung zu den auf *(e)*pispu* mit Verlust der Mittelsilbe zurückführenden Formen der pyren. Halbinsel (sp. *obispo*, pg. *bispo*, kat. *bisbe*) und Südfrankreichs besteht schwerlich; vgl. A. Waag *Teuth.* 8 (1931), 29ff. Eher könnte schwed. dän. *bisp* neben der Vollform als Reflex engl. Kirchensprache angesehen werden, ist jedoch angesichts des Fehlens aisl. Entsprechung eher als junge Proklise vor dem Eigennamen (so Hellqvist) zu werten. Vgl. auch § 6,32.

⁷⁾ § 570.

⁸⁾ Nicht bei Fücksel *Anglia* 24 (1901), § 41f.!

⁹⁾ Vgl. Foley *Yale St.* 14 (1903), 69 sowie Carpenter *Bonner Studien* 2 (1910), § 487.

¹⁰⁾ Cook gibt 3,2 und bestimmt gar die Form als *nsn.*; vgl. bereits Carpenter 232 (anders ebd. 227).

¹¹⁾ Das Kompositum erkennt weder Bosworth-Toller noch Cook, der *frum[m]a* zwar richtig als ds., *grecis* aber als *nsn.* verbucht und in diesem Falle von Carpenter nicht verbessert wird.

nördl. *-is* bis hin zu *Scots, Erse* und *Yks. mens* 'neatness' < *mennisc*¹⁾ ist bekannt. Ebenso verdienen nur beiläufige Erwähnung gelegentliche südliche Schreibungen wie *Romanis, Sexis* u.a. in *Laž. A*²⁾, 1 *englis AR*³⁾ oder 2 *englis Ayb.*⁴⁾; erstere gesellen sich zu zahlreichen *s* < *sc*, namentlich beim zweiten Schreiber, und die übrigen sind der Nachlässigkeit verdächtig: *AR* schreibt *-ss* neben *-sch, -ssh* usw., *Ayb.* selbst 1 *ules* neben häufigen *uless(es)* und 2 *engliss(e)*.

7,13. Ebenso lebt noch heute [*s*] in *shall, should* von *Sh. & Or. I.* hinunter bis nach *Chs., Der. und Stf.*⁵⁾. Für die Chaucerzeit verläuft die Isophone noch etwa entlang dem Süd- bzw. Westrand der Grafschaften *Lin. Nott. Yks.*⁶⁾, und noch *Gill 1621*⁷⁾ kennt den Anlaut in *Lin.*, den *EDD* überdies mit *Ise* 'I shall' für *w. Wor.* und selbst *Dev.* belegt⁸⁾.

7,14. Diesen *-is* und *sal* stellt *Jordan* und ihm folgend *Luick* an die Seite nordme. *-sip* < ae. *-scipe*. Eine Nachprüfung der von *F. Martin*⁹⁾ zusammengestellten Komposita am *EDD* läßt jedoch keinen ne. Reflex erkennen, und auch *Craigie*¹⁰⁾ verzeichnet als Abweichung lediglich (wohl nd. bzw. nl.) schott. *-ska/e/ip* in *housewifeship*¹¹⁾. Ließe sich dieser Befund immerhin aus dem gesellschaftlichen Ort der meisten Bildungen erklären, so belehrt das von *Martin* gebuchte me. Material ebenso wie das des *NED* (und *MED*) eines anderen: *-sipe* begegnet in *hirdsype*¹²⁾ im *Jesus Ms.*, in *wursipe(d)* *Gen. Ex.* und in *freosipe* u.a. *Laž.*, Texten, die zahlreiche frz. *s* kennen, insbes.

¹⁾ Horn 20.

²⁾ Luhmann 28.

³⁾ Ostermann § 41,3.

⁴⁾ So richtig *Wallenberg 315*; im Glossar p. 84 ist dahin zu berichtigen, daß 211,5 nur einmal *englis* steht.

⁵⁾ So *EDG* § 337.

⁶⁾ *Moore-Meech-Whitehall* p. 10.

⁷⁾ *Ed. Jiriczek 32/10*, vgl. bereits *Horn 27* (nicht *Horn-Lehnert 816*); dagegen nicht ausgehoben bei *Dobson I, 131 ff.*

⁸⁾ *H. Kökeritz, Sh's Pronunciation 1953*, p. 280; vgl. § 2,2.

⁹⁾ *Die produktiven Abstraktsuffixe des Me.* Diss. Straßburg 1906, S. 49 ff. Auch diese Nachprüfung verdanke ich Herrn Dr. H. Reinbold.

¹⁰⁾ *NED 1914*.

¹¹⁾ Im Vorbeigehen erwähnt sei 1 *lordsip* in *Eneydos*: *H. Wiencke, Die Sprache Caxtons 1930*, S. 69.

¹²⁾ *OE Misc 92/48*.

Laz. B¹⁾. In der Tat verweist denn auch Jordan auf *CM* und stützt sich dabei offenbar auf W. Hörnings Analyse²⁾ des aus dem ausgehenden 14. Jh. stammenden Ms. E, die 10 *-sip* bei dem zweiten Schreiber nachweist. Aber derselbe beschreibt auch je 2 *-scip* und *senchip* (< ae. *scend-scipe*)³⁾ und vollends 1 *fisses*, daher denn sein *-sip* ebenso doppeldeutig ist wie häufiges *fle(i)s* und 1 *weisse* (6,2233) "wusch"⁴⁾ oder auch 9 *fle(ie)s* neben 1 *bisop*, 3 *-ss-* gegenüber 4 *-sc-*, 2 *-ssc-* bei dem ersten Schreiber, der im allgemeinen *sc* bevorzugt.

7,15. Auch die frz. Inchoativa des Typus ne. *finish*⁵⁾ wird man nicht in diesen Zusammenhang stellen dürfen, ebenso wenig den südlichen Reim *frust: dust* zu me. *frusshen*, ne. *frush*⁶⁾. Für diesen und nördliche Reime wie *ravist: Crist* und mschott. Schreibungen *-iss(e)* kommt vielmehr das auch in Chaucers Reimen ausschließlich gesicherte (6,35) reichssprachliche *s* (*increase, rejoice*) um so mehr in Betracht, als heute selbst in Schottl. durchaus *-ish* gilt.

7,16. Eine letzte Gruppe bilden die mundartlichen *-s* der Tonsilbe⁷⁾. Abseits zu halten ist natürlich *leash* [li(ə)s] in Yks. War. als Reflex des reichssprachlichen *s*, erst recht (7,231) Som. *cask, flask* [kās, flās] < frz. *casque, flasque*⁸⁾, und *bus(s)* 'bush' Sc. Cum. steht ebenso neben nördl. *busk* wie [tus] Yks. Der. neben [tusk] und [tʊʃ]. Es verbleibt somit ae. *æsc* > [æst] s. Sc.⁹⁾, ferner bereits bei Douglas als *wys* Subst. begegnendes *wuss* 'wish' Sh. & Or. I., ne. & s. Sc. sowie *dass* 'dash' Glo.¹⁰⁾ und *thr(o)ice(-cock)* Midl. (6,2222), endlich als Hauptrepräsentant *ash(es)* [as, es], das selbst in Ken. und Dor. erscheint. Entsprechende fne. Zeugnisse scheinen zu fehlen,

¹⁾ Vgl. etwa Morris' Glossar zu *Genesis* S. 203ff., auch H. Hilmer, Progr. Sondershausen 1876, S. 19 bzw. Luhmann 28,9.

²⁾ Diss. Berlin 1906, S. 61, auch S. 86. H. Hupe EETS 101 (1893), p. 167*ff. hat nichts zur Sache.

³⁾ Schreiber 1 hat anscheinend nur 1 *worschippid*.

⁴⁾ Hörning 17.

⁵⁾ Zum Lautlichen vgl. etwa Luick § 427,4.

⁶⁾ Horn 24.

⁷⁾ EDG § 343.

⁸⁾ West 109.

⁹⁾ Horn 20.

¹⁰⁾ Horn 20.

denn Salesburys Bemerkung ('*sh* coming after a vowel is pronounced *iss*') im *Account of E. Pronunciation* 1547¹⁾ betr. *ash* "Esche" und *wash* "waschen" meint schwerlich [s], sondern wohl [iʃ]²⁾.

Wohl aber stehen me. Reime auf [s] zu Gebote, insbesondere bei *flesh* und *fresh* (nebst *refresh*), doch auch bei *fish* und *dish*³⁾ sowie *nesh* (7,231; 7,321), ferner etwa *wesche* "wusch": *ywis* A M 2583 und *to wesche:was* (sic!) schott. Leg. II, 37,781 sowie *russ* 'rush': *refuss* 'refuse' Bruce 12,527⁴⁾, während *dasse* Pl. Präs. 'dash': *lasse* 'leash' A M 9125⁵⁾ nicht beweiskräftig ist (7,16). Derartige Bindungen begegnen ebenso in S und M wie in N und lassen sich sicherlich nicht in Bausch und Bogen als unrein abtun. *fle(a)s* Eadw. Ps.⁶⁾ endlich wird trotz der Isoliertheit seines -s fragwürdig bleiben⁷⁾.

7,211. Allen diesen Typen hat die Forschung seit langem ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Sweet⁸⁾ fand seit Morsbach⁹⁾ Zustimmung für die Aufstellung, daß dem N eine schwachtonige Entwicklung [ʃ > s] eigen sei, daher die Typen -*is* und *sal*; daß auch -*sip* sie aufweise, ist weder aus der Überlieferung zu erhärten (7,14) noch auch angesichts von nl. -*schap* (7,312) wahrscheinlich. Vor allem entbehrt die schon von Luick für nicht wahrscheinlich erachtete Erklärung der phonetischen Einsichtigkeit. Denn nach Roudet¹⁰⁾ impliziert bei gleichbleibender Stimmstärke die Verengung der Ausflußöffnung eine Erhöhung des Druckes, m. a. W. [s] erfordert mehr Druck als [ʃ] (7,312). Ein solches Crescendo des Druckes in spae.-fme. Zeit aber ist weder am Ende einer an sich nicht starktonigen Drucksilbe gegeben noch auch für den Eingang

¹⁾ Ellis III, 783.

²⁾ Anders Boerner 285. Doch bereits Ellis 789ff. schwankte zwischen den Lautungen (*ash*) und (*aish*), und Dobson I, 17 deutet *iss* = [ʃ].

³⁾ *Desch* (sic!): *his* schott. Leg. II, 89, 519.

⁴⁾ Vgl. P. Buss, *Schott. Leg.* Diss. Göttingen 1886, S. 23.

⁵⁾ Entgegen Kölbing XXVII.

⁶⁾ Schlemilch 52; vgl. § 2,1.

⁷⁾ *flæs* La3. A 7559 entspricht dem graphischen Usus des zweiten Schreibers: Luhmann 28.

⁸⁾ *HES*² § 735.

⁹⁾ *Me. Gramm.* 14.

¹⁰⁾ Vgl. E. Dieth *Vademekum* 1950, S. 83.

des Satzschwachtoners wahrscheinlich. Eher einsichtig wäre eine Reduktion der zunehmenden Druck erfordernden Folge [sk] zu [s], wie sie etwa Horn¹⁾ für *sal* vertrat und späterhin²⁾ auch für *-is* lehrte. Aber die Existenz eines [sk] in *-isc* gegen Ende der ae. Zeit und vollends in *scal* noch diesseits des Ae.³⁾ ist eine geschichtlich unmögliche Voraussetzung angesichts anhb. *scriuncan*, *shya* u.ä. (2,1; 2,42; 2,6).

7,212. Daher rechnete denn schon Luick mit der Entstehung des *s* aus der Vorstufe *sχ*, ohne freilich auf den Typus *sal* irgendwie einzugehen. Für diesen aber bietet sich eine Erklärung an, die bereits Franck 1892⁴⁾ für paralleles nl. *zullen* usw. neben 'enclitische plaatsing' fragend in Erwägung gezogen hat, 'dissimilatie in *ik skal*'⁵⁾. Für diese war eben im engl. Norden die Voraussetzung gegeben, da gerade hier für das Personale der 1. Person auch die Lautung [iç] galt⁶⁾ und so die Folge [-ç sç-] entstand⁷⁾: Die Doppelheit *ič* – *ih* induzierte zunächst die ihr correlativen *šal* – *sal*, und erst mit dem Sieg des *ih* > *ī* erfolgte auch der erst me. dokumentierte des *sal*.⁸⁾

7,221. Diese Erklärung läßt nördliches *-is* außer Betracht. Zu seinem Verständnis (7,322) bedarf es zunächst des Blickes

¹⁾ 28.

²⁾ Horn-Lehnert 816 gegenüber Horn 23.

³⁾ So Horn 28.

⁴⁾ Vgl. Horn 28.

⁵⁾ Auch Holthausen AfdA 26 (1900), 33 rechnete für schon as. *salt* Gen. [> wwestf. *sal* Lasch 14, 175] mit Folgen wie *ik skal kuman*, stellte aber solche wie *wit skulun* auf dieselbe Ebene.

⁶⁾ Luick § 655; *ah* findet sich nach Bülbring § 567 bereits in Corp. *Ise* im SW (7,13) stützt Luicks Annahme auch südlichen *ih*.

⁷⁾ Wegen des Anlauts von Prät. *sceolde* vgl. Luick § 170.

⁸⁾ Daß [-ç s-] zu *xal* [ksal] geführt hätte, ist mit Holthausen EST 32 (1903), 86 theoretisch denkbar, aber im Hinblick auf wenigstens gelegentliche Vorkommen auch von *xuldrys* u.ä. sowie das Fehlen von ne. dial. *x-* wenig wahrscheinlich; vgl. vielmehr § 2,1 – übrigens wird man auch für hd. *soll*, vorbereitet durch einige fränk. Belege des 9. Jh. und seit Ende 10. Jh. mit Ausnahme des Bair. dominierend (Braune-Mitzka § 374, auch O. Mausser S. 1298), eher an eine Dissimilation von (? [tç] (7,221) >) [ç], nicht von [k] wie im Nl., Nd. und Awfries. (nach Siebs 1351 gilt afries. durchweg *īk*) denken dürfen, die der (so vielleicht zu datierende ? vgl. § 2,3) Wandel [sk > sç] ermöglichte. Die gängige Erklärung als "Konsonantenerleichterung an unbetonter Satzstelle" (Kluge), "Gruppenentlastung . . . unter Minderton" (Mausser) reicht schwerlich aus.

auf die tonsilbigen *-s*, deren Genese ihrerseits gern mit der der inlautenden *s* in Zusammenhang gebracht wurde. Hier gehen Horn, Jordan und Luick darin einig, daß Erleichterung von Dreikonsonanzen vorliege. Das bekannte spme. (*āscode* >) *askte* > *aste* c 1350 > [*a:st*], wozu dann einerseits [*as*] nach *kiste* – *kis* und andererseits noch verbreiteteres [*ast*, *æst*, *äst*] nebst sekundärem *asted* nach *reste* – *rest*¹⁾, dient als Stütze für Horns Erklärung der ae. Fälle als [*skt* > *st*], der sich Jordan²⁾ und Luick³⁾ hinsichtlich *wiste* anschließen. In der Tat könnte ein solches Prät. nach Maßgabe etwa von *ricsian* oder *drencte*⁴⁾ im Gefolge der Synkope wiederum Tektalverschlußlaut gewonnen haben. Aber die neu entstandene Gruppierung [*sk* – *t*] wird sich alsbald in die Lautgebung der auslautenden *sc* eingefügt haben; sie wurde daher in die Entwicklung zu [*ʃ*] hin einbezogen, soweit nicht unmittelbar oder mittelbar velarer Tonvokal voranging⁵⁾. Nur in einem Falle wie ae. *horsclice*, dies sowohl zu **horh-sc* – ‘schmutzig’ wie zu as. *horsk* ‘rasch, klug’, mit *horx*-, vielleicht auch *musle* (7,112), schwand daher mittlerer Tektalverschluß, hingegen in Fällen wie ne. *Murston* (vgl. *marsh*) und fme. *byspes* (7,113) vielmehr dessen assibilisierte Form. Eben deswegen werden denn auch die Fälle mit nachfolgendem Dental die Mehrzahl der Belege ausmachen, insbesondere die Prät. zu stamhaftem *-ski-* (7,111), in denen sich das spirantische Element zwischen den Dentalverschlüssen [*st*¹*c*²*-t*] (2,41; 6,2232) verlor⁶⁾.

7,222. Jedenfalls aber war mit der Spaltung me. *wiſſen* – *wiste* die Voraussetzung zu einer Neubildung des Präs. (und des Nomens) gegeben, daher denn auch schott. *wuss* (7,16; 7,321) auf diesem Wege entstanden sein wird. Die gleiche Erwägung⁷⁾ gilt für mschott. *russ* (7,16) < *hrȳscan* sowie Som.

¹⁾ So schon v. d. Gaaf Neoph. 1 (1916), 65ff. und Luick § 782,5 mit A 4; anders EDG und Horn 20.

²⁾ § 183 A.

³⁾ § 677,1.

⁴⁾ Luick § 689.

⁵⁾ Vgl. Weyhe 170 und bes. 174, 176.

⁶⁾ Läßt etwa der vornehmlich alem. Typus schon ahd. *wista* ‘wischte’: *wisken* (Braune §§ 146 A 5, 363 A 5; Mausser 566f.) auch auf eine Zwischenstufe [*s* – *tç*] (7,212) schließen?

⁷⁾ Vgl. auch § 7,321 über *nesse*.

dass 'dash', doch möchte dieses in Anbetracht der noch ungeklärten (ingw. ?)¹⁾, wegen konsequenten -sh- sicherlich nicht an. Abkunft (c 1300) das me. Prät. *daste* (7,111) erst nach dem Vorbild von *wiste* u.ä. erhalten haben²⁾. Ähnlich mag es auch um die s-Bindungen von me. *weshe* Präs., Prät. (7,16) stehen: Das sekundäre schwache Prät.³⁾ neben *wesche* wurde eingeordnet als **weste* und dieses wiederum die Grundlage eines prs. *wes*.

7,231. Immerhin bietet sich hier im Hinblick auf ae. (ʒe)wæsc⁴⁾ auch eine andere Deutung an, im Zusammenhang der tonsilbigen -s. Deren von Horn vorgetragene satzphonetische Deutung aus [sk] in der Stellung vor konsonantischem Anlaut des Folgewortes bedarf nach der vorangehenden Überlegung (7,221) der Zurechtrückung, ohne daß diese freilich bereits das Prinzip der Erleichterung der Dreikonsonanz als solches in Frage zöge: Sschott. **æs* > [æst], dazu *Asby* Cum. Wm., möchte auf *æsc-trēow*⁵⁾ beruhen und sich so schott. *wuss* an die Seite stellen (7,16), ähnlich auch [s] in *masfat* Dur. 1411⁶⁾, dazu *mass* Cum. wYks., dem Prät. **mæste* (6,2222) entstammen. Ebensogut aber möchte [k] früh eliminiert worden sein, vgl. an. *askr* (*eski*) bzw. ae. *māsc*, *māx* (6,2234). Hingegen die frz. Wörter (7,16) [kās, flās] Som. haben ihre Gestalt zweifellos erst spät im Gefolge der Synkope von -es gewonnen, und erst recht gilt diese Möglichkeit für schott. *bus(s)* und Yks. [tus] an der Seite von nordengl. *busk* (vgl. auch dem D. entstammendes an. *buskr*) bzw. [tusk]⁷⁾. Um so isolierter stehen die restlichen Fälle mit palatalem Tonvokal, von denen im Ne. im wesentlichen nur noch *æsce* > [as, es] (7,16) fortlebt; hinzu gesellt sich ne. *thro(ice)-cock* Midl. < ae. **þrȳsc-* (6,2222), viel-

¹⁾ Ae. **dæsc* – **dæscan*, vgl. *ræsc* (ahd. *rasc*) – *ræscan*, weiterhin ebenfalls ungedeutetes (Holthausen) *cwæscan* > *quash* (Weyhe 175), während für *dwæscan* (ebd.) Holthausen mit *æ* < *ai* rechnet. Ähnlich auch das Reimwort (7,111) **læsc* – **læscan* > *lash*? Vgl. NED.

²⁾ Vgl. jedoch § 7,231.

³⁾ Vgl. Bülbring 100; Hanssen 57 ff., 70.

⁴⁾ Belege gibt Weyhe 176; vgl. ebd. 188 wegen der Entwicklung von *wēosc* (6,2233).

⁵⁾ Vgl. Boerner 286.

⁶⁾ Horn 22.

⁷⁾ Vgl. Luick § 782,5.

leicht auch *dass* Som. < ae. **dæsc* (7,222). Doch ebensowenig überlebt auch südliches *x*; bereits O¹⁾ hat *fressh*, in dem das Ae. überhaupt kein *x* kennt²⁾, *flæsh* und *nesshe(nn)*, und seinen *fisskess* Plur., *fisskenn* Inf. steht gegenüber durchgängiges *š* in *fisc* und *disc* in der etwa gleichzeitigen Hatton-Hs. der Evgl.³⁾.

7,232. So wurden denn auch andere Erklärungen vortragen, die indes jeweils nur einem einzelnen Wort Genüge tun. *Fles* mit Jordan als Rückbildung aus dem homiletisch häufigen *flæschlic* 'carnalis' zu verstehen, überzeugt wiederum (5,13; 6,2231) ebensowenig wie dies ein Vorschlag *nes* < ae. *hnescness*⁴⁾ täte. Daß *fresh* mit Bradley 1898 'adoption of *freis*'⁵⁾ oder auch nur unter dessen Einfluß geraten (Jordan) sei, ist trotz konsequenten und im 14. Jh. versterbenden ae. *fersc* in Anbetracht von schon *fressh* O um so unwahrscheinlicher, als sich dann me. *ḡ*⁶⁾ zeigen sollte und eine konvergierende engl. Entwicklung *e*- > *ê* unbekannt ist (6,212), in der frz. Ableitung⁷⁾ aber auch durchweg der Typus *fresch-* (*fraichir*) gilt.

7,233. Mit Recht erwähnt denn auch Luick diese Deutungen nur anmerkungsweise mit einem "könnte". Seine eigene Deutung freilich des [as] < *æsce* als "in ganz junger Zeit⁸⁾ aus Kompositis wie *ash-bin* u.a. entstanden" ist nicht minder stärkstem Zweifel ausgesetzt. Die stillschweigende Voraussetzung eines *fne*. Wandels [ʃb > sb] ist völlig willkürlich⁹⁾, und wortgeschichtliche Tatsachen weisen in eine andere Richtung. Gewiß verzeichnet *NED* Komposita durchweg erst diesseits des Me., und auch *MED* kennt ebenfalls lediglich *Axwednesday* 'Ash-Wednesday' seit RG1¹⁰⁾, obwohl die Zere-

¹⁾ Vgl. Weyhe 186.

²⁾ Weyhe 179.

³⁾ Weyhe 183.

⁴⁾ Vgl. Weyhe 168.

⁵⁾ An. Einfluß lehnt Björkman 182 wegen ständigen *sh* zu Recht ab.

⁶⁾ *PM* § 16,33.

⁷⁾ Vgl. *PM* § 13,421.

⁸⁾ Sperrung nicht im Original.

⁹⁾ Vgl. übrigens Luick § 796,5; wegen *Asby* gegenüber *Ash*- vgl. § 7,231.

¹⁰⁾ Vgl. auch Weyhe 184.

monie bereits Aelfric bekannt war¹⁾. Doch bereits Bosworth-Toller²⁾ bucht um Mitte 11. Jh. (Hatton 76) aus den Dialogen Gregors analogisches *axbaken* 'subcinericius'³⁾ und im 10. Jh. aus Harley 3376 organisches *æscfealu uel æsczræz* 'cinereus' WW 204/23, beide mit dem üblichen Fehlen des Bindevokals der *ōn*-Stämme⁴⁾: Seit alters bestand also in der Komposition ae. *æsc*-. Die Bedeutsamkeit dieses Verhaltes unterstreicht mit derselben kompositionellen Gestaltung ae. **þrȳsc-cocc* > dial. *thr(o)ice-cock* (6,2222).

7,311. So drängt sich denn immer mehr die Frage auf, ob nicht etwa der Typus me. *fles* Relikt einer ursprünglichen Auslautentwicklung darstelle. Bereits Luick hat mit Recht zur Stützung der Erklärung von *-is* < *-isχ* (7,211) auf andere germ. Sprachen hingewiesen. Eigentümlicherweise scheint das Afries.⁵⁾ *-s* und auch *-s-* im großen und ganzen nicht zu kennen – selbst die "fries." Mundarten des Nl. zeigen Erhaltung von *sk* (*sg*) – bis auf sporadisches wfrs. *-s* < *-isk* und *flaeslick*. Auch im Ostwestfäl. gilt noch ursprüngliches [-sk, -sk-] gegenüber verändertem Anlaut (2,3), während etwa die Glossen des aus Marienfeld stammenden Cod. Cheltenham 7087 aus dem 12./13. Jh.⁶⁾ *flasce* 'flasco' und *flesmongere* 'macellarius' schreiben⁷⁾ und das Wwestf. die Sprechform [-s] hat. Auch in mnd. Aufzeichnungen erscheint diese sehr häufig in den Ortsadjektiven des Typus *englis*, *lis* < *livisk*⁸⁾, und selbst das nassauische Rheinfrk.⁹⁾ kennt *s*.

7,312. Im Nl. vollends gilt gegenüber anlautendem [sx] durchweg einfaches [s], sowohl im Auslaut wie im Inlaut vor unbetonter Silbe (2,5), einerseits *vis*, *mens*, andererseits *wassen*, "waschen", *wensen* "wünschen", diese gegenüber etwa dynamisch anders gelagerten *waarschuwen*, *oogschelen* und auch

¹⁾ *Enc. Brit.* ¹⁴ II (1929), 512.

²⁾ Vgl. auch Weyhe 165, 179.

³⁾ Ed. Hecht 86/30; die übrigen Hss. lesen *heorð* ~.

⁴⁾ Sievers-Brunner § 167 c.

⁵⁾ Siebs, *Grundriß* 1286ff.

⁶⁾ *Ahd. Gl.* IV, 412f.

⁷⁾ *Ahd. Gl.* III, 718, 17; 716, 19; vgl. auch Gallée § 240.

⁸⁾ Lasch 175.

⁹⁾ O. Mausser § 123.

land-, *boodschap* (7,211). Diese Differenzierung *s* – *sch* hat erst die von Kollewijn getragene ‘vereenvoudiging’ im letzten Jahrzehnt des 19. Jh. eingeführt, während de Vries und te Winkel vier Jahrzehnte zuvor noch bei dem historischen *sch* in allen Fällen blieben, und dies, obwohl bereits für das Mnl. phonetische und umgekehrte Schreibungen im Verein mit Reimen [s] erweisen, das aber nach Ausweis von *as* < mnl. *assce* sich wohl erst allmählich durchsetzte¹⁾.

Solches [s < sx] ist phonetisch ebenfalls durchaus einseitig: [x], aber auch [ç] (7,211) verlangt zwar weniger Druck als [s], aber erfordert mehr Luftverbrauch²⁾, daher das Unterbleiben der tektalen Friktion am Wortende. Ob die unterschiedlichen Ergebnisse im Inlaut (nl. *ss*: engl. *šš*) ihre Ursache etwa in der Chronologie der Akzentkonzentration, einer “Verspätung” auf seiten des Nl., haben könnten, sei dahingestellt, zumal gerade in Anbetracht des sekundären nl. Ausgleichs bei *sk-* (2,5) wohl die Möglichkeit erwogen werden darf, daß innerer Einlaut seinen organischen Ort nur hatte in den Wörtern mit -s des Rectus wie *vis* – **visschen*.

7,321. Entgegengesetzt aber möchte die engl. Entwicklung verlaufen sein: Das organische Ergebnis [s] des Auslauts nahm erst im Zuge der Beseitigung der Allomorphie (5,312) den Charakter [ʃ] an, verblieb aber noch eine Weile in etlichen Gegenden in gewissen Resten. Solche sind die in me. Reimen bezeugten *fres*, *fles*, *fis*, *dis* (7,16), dazu wohl me. *nesse* (: *pruesse* A M 8165) < *hnesce* × *hnësc* (7,232). Dieses freilich könnte ebenso unter dem Eindruck des Prät. **hneste*:*hnesćan* entstanden sein³⁾, wie dies für schott. *wuss* < mschott. *wys* Subst. gegenüber ae. *wūsc-* wahrscheinlich ist, umgekehrt (7,222) *wesche* “waschen” unter dem Einfluß von *wæsc*, vielleicht auch Glo. *dass* < **dæsc* (7,231). Mehrdeutig ist auch

¹⁾ Zum Ganzen J. te Winkel, *Grundriß I*² 1901, S. 833; v. d. Meer, *Nnl. Gramm.* 1923, p. XI, XIII sowie ders. *Hist. Gram. I* 1927, §§ 93, 124. Die Entlehnungen ins Engl. mit [sk] (West 176ff.; vgl. § 6,211) gewähren keinen Anhalt, da entweder Bildungen mit den Suffixen mnl. *-kijn* > nnl. *-ke(n)* und *-schap* oder gar Komposita wie nnl. *wagenschot*, *trekschuit* vorliegen.

²⁾ Dieth *Vademekum* 83.

³⁾ Weyhe 167f.

nschott. [æst], NWM *As-* wegen *æsc(-trēo)* und an. *askr* (7,231), doch dial. [as, es] < *æsce* samt *thr(o)ice-* < *þrȳsce* wohl letzter Reflex ae. kompositioneller Gestaltung (7,233).

Solcher Ausdeutung steht einerseits die ae. Überlieferung schwerlich im Wege: Die Erleichterung (7,312) der Auslaut-artikulation trat erst ein, als die betroffenen Wörter bereits ein traditionelles Schriftbild besaßen (2,1). Nicht nur die südliche Hochform, auch der mundartnahe Glossator hält daher im allgemeinen fest an der durch die Orthographiereform des 8. Jh. geschaffenen Tradition.

7,322. Andererseits scheint sich eine gewisse Stütze aus dem bislang nicht erörterten nördl. *-is* zu ergeben, das weder als [s < ʃ] einsichtig wird (7,211) noch gar aus den Kasus auf *-ne*, *-re*, *-ra* (7,22). Gewiß sind die Flexionsverhältnisse des Anhb. ein recht problematisches Kapitel. Aber Carpenter¹⁾ hat für nnhb. Li c 975²⁾ wahrscheinlich gemacht, daß in Mehrsilblern *-e* bereits im Schwund begriffen war, und daß auch *-a*, *-u* sich bereits dem *-ə* näherten (6,2232), hat schon Max Förster³⁾ ausgesprochen. Mit anderen Worten: Der Typus *englisc* – anders als der Typus *-nis* (6,34) – entbehrte zum mindesten untersprachlich der Formen auf freies *ə*⁴⁾ und damit der Möglichkeit einer analogischen Restitution des [ʃ], wie sie bei *fisc* u. a. gegeben war. So wird die geographische Beschränkung des *-is* ebenso aus den besonderen lautlichen Verhältnissen des spae. Nordens einsichtig wie die des nur scheinbar entsprechenden *sal* (7,212), und eine flexionsbedingte Parallele⁵⁾ scheint auch der frühe Sieg des me. *-li* < *-liȝ* O < *liȝ*, *-lih* Li (3 *hu[u]liȝ*, 1 *rehtlih*)⁶⁾ darzustellen. So mag denn in *-isc* ebenso wie im Typus *flæsc* zunächst gewöhnliches [s], im Typus *fisc* hingegen [s:] gegolten haben (6,31), deren Ersatz durch [ʃ] bzw. [ʃ:] sich alsbald weitgehendst nach Maßgabe der

¹⁾ Bonner Studien 2 (1910), § 25 ff.

²⁾ Wegen des vielleicht eine Generation älteren Ri vgl. Lindelöf 1890, S. 120 f., wegen des einige Jahrzehnte späteren, aber snhb. R² ders. 1901, S. 118 ff.

³⁾ Literaturblatt 23 (1902), 289.

⁴⁾ Vgl. die tatsächlichen Belege für nhb. *-is* § 7,12.

⁵⁾ Vgl. bereits Bülbring § 567.

⁶⁾ Carpenter 222, 224.

paradigmatischen Möglichkeiten vollzog. Daß eine derartige Entwicklung jedoch keine Erklärung für den me. graphischen Usus *-ssh* gegenüber etwa *-d*: *-dd-* (6,211; 6,212) an die Hand gibt, wurde bereits angemerkt (6,31).

§ 8. Der Vokalismus vor [sk] und [ks]

8,11. Auf dem Hintergrund der Entwicklung des nicht-anlautenden Spiranten und ihrer vokalischen Auswirkungen verdienen endlich auch die vokalischen Verhältnisse vor erhaltenem Nexus *sk* bzw. seiner Metathese *x* erneute Betrachtung, die durch das Erscheinen der vielgestaltige *ask* enthaltenden Lieferung des *MED* wesentlich erleichtert wird.¹⁾

Soweit nicht durch Ausgleich im Paradigma oder in der Sippe der Einlaut an ihre Stelle trat²⁾, bleiben beide Lautungen als solche erhalten. Diese Feststellung (1,3) verdient um so mehr Wiederholung, als noch Kurath³⁾ bei Gelegenheit der Ausführungen über die me. Quantität das ae. *-sc-* (5,12) *SW eschen* (8,121) aus *āscian* deutet mit *ā* > *ǣ* > *e* und so offenbar gar noch die bereits von Jordan⁴⁾ ausdrücklich abgetane Erklärung Morsbachs⁵⁾ übernimmt⁶⁾.

8,121. Die bekannten Beispiele mit ursprünglicher Länge vor [sk] sind das erst seit 16. Jh. (8,21) dem Standard eigene *ask*, *O asskenn* und ne. *tusk*.

Daneben aber steht erhaltene Länge. Eindeutig ist (*h*)*osk*-⁷⁾ mit *ā* noch z. Z. der vielleicht im Zusammenhang mit der Tondehnung *a* -> *ā* eintretenden⁸⁾ Verdampfung des 12. Jh. und erst recht um 1000. Zweifelhaft hingegen (vgl. auch 8,14) sind in Texten des (S)WM aus dem beginnenden 13. Jh. wie *Kath Gr* nebst *Sward*, *AR* (Corp-C) und *H Maid*

¹⁾ Für die Überprüfung meiner Auszüge bin ich wiederum Herrn Dr. Reinbold verpflichtet.

²⁾ Vgl. außer Weyhe auch Jordan 164, Luick 914.

³⁾ A. a. O. 439, trotz Weyhe 185.

⁴⁾ 48.

⁵⁾ 119.

⁶⁾ Auch *MED* gibt als alleinige Basis *āscian*, nicht aber ws. *ǣxian*.

⁷⁾ Nicht bei Jordan 42 und Luick. Morsbach 83, 119 gibt leider ebenso wenig Nachweise wie *MED* für *ōsken* des Kopfes.

⁸⁾ Anglia 72 (1954), 304, 219.

Formen der 2. Verbalklasse wie *e(a)ski*, *e(a)skede*, *e(a)skunge*¹⁾, die bereits Morsbach 119 mit *ě(a)* notierte. In der Tat scheint in diesen Hss. *e(a)* durchweg sowohl *ai_i* wie auch dessen Verkürzung darzustellen²⁾, und ebenso bezeichnet *e* in den benachbarten³⁾ Lamb. Hom. (*escien*, *esca*, *escade*, *iescad*) sowohl erhaltenes wie sekundär verkürztes *ai_i*⁴⁾. So bleibt die Quantität des eher denn aus dem me. kaum fortlebenden⁵⁾ *ǣsce* < **aiskijōn*- mit dem Obl. *ǣscan* wohl aus *ǣscan* I⁶⁾ bereits früh übernommenen Vokals fraglich⁷⁾. Zudem scheinen organische Abkömmlinge dieses *ǣscan* I dem WS eigentümlich als *ěsche* (*esse*) – *ěschte* (*echste*, *esste*) bzw. *ǣshe*, > *aishen* (*EN*, *Editha*), wenngleich auch gelegentlich spät im N (*asche* PLAlex) begegnend⁸⁾. Vollends unsicher ist die Vorstufe, *ě* oder *ē* (5,323), des nördl. *isked* CM⁹⁾ und *ix* ? a 1500¹⁰⁾, letzteres ebenso wie vielleicht NWM *ex* Destr. Troy¹¹⁾ erst diesseits des Eindringens von *ax* (8,21) neben *ask* gebildet (8,221).

8,122. So verbleibt denn neben (*h*)*osk*- nur nschott. *leesk* = *leisk* 6¹²⁾, wozu wohl *lisk* (6-) Sc. Nhb. Dur. Cum. Wm. Yks. Lan. und selbst Lin., gegenüber O *lesske* > *lesk* Lin. Not. Sc. (*lask* nCy. wYks.). Dabei ist es letztlich irrelevant, ob das Wort an. oder ae. Ursprungs ist¹³⁾. Doch ist das an sich schon

1) *MED*; vgl. auch Weyhe 186.

2) Vgl. etwa H. Stodte *K. G. Diss.* Göttingen 1896, S. 15, 29 sowie *Anglia* 72 (1954), 321 f.

3) Vgl. zuletzt ebd. 302, anders *MED Plan* 11: East Midland.

4) Vgl. A. Stadelmann *Wiener Beiträge* 50 (1921), 40 ff., 43 ff., 11 ff.

5) *NED* belegt *axe* La3. A und *as* Jul.; nicht in *MED*.

6) Luick § 690.

7) Zu Recht besternt Weyhe 186 das bei Morsbach 119 angegebene *ǣscian*. Bosworth-Toller s. v. weist nach lediglich *we æscap* VI As 6,4 im Roffensis c 1150.

8) Morsbach § 87 A 3 wurde bereits von Weyhe 185 und Jordan § 182 A 2 berichtet.

9) *MED* s. 4a.

10) Ebd. 1 a (c).

11) Heute weit verbreitetes [eks] im Nordraum wird im Hinblick auf die so gut wie ganz fehlenden me. Belege eher sekundär aus [ask] entwickelt sein, während für den SW ae. *ēscan* > **ēxan* erwogen werden könnte.

12) Vgl. *EDD* und *NED*; *DOST* und *SND* liegen noch nicht vor.

13) Benses Vorschlag ostfrs. oder nd. bzw. fläm. oder nl. Entlehnung (vgl. West 176 f.) erübrigt sich erst recht.

nicht sehr tragfähige Argument des Fehlens in der ae. Überlieferung zugunsten eines an. Etymons (aschw. *liūski*¹⁾ längst hinfällig, seitdem schon 1889 Steinmeyer²⁾ aus den aus Werden stammenden Münsteraner ae. Glossen wohl des 9. Jh. *lesca* exzerptierte, das um die gleiche Zeit (c 900) auch das verwandte Erf 1181 in derselben, wohl durch ein Versehen in Sweets Glossar nicht eingegangenen Gestalt zeigt³⁾. Gegenüber der von Lidén⁴⁾ vertretenen Basis **leuskan-* hat H. Güntert⁵⁾ Zugehörigkeit zu idg. **leug* wahrscheinlich gemacht; indes wird man mit Holthausen⁶⁾ eher urg. **leuxskan* denn **leukskan-* anzusetzen haben im Hinblick auf spws. *belisnod*⁷⁾ und daher merc. *lēska*⁸⁾ < **lēo(h)sca*⁹⁾ ebenso wie auch *hīxl* Erf. für die erneute Erörterung von *vorkons. xs* im Ae.¹⁰⁾ im Auge behalten müssen.

8,13. Ergänzung erfährt *leesk* durch nschott. *yeisk* (*yeesk* Elg.), *eesk*¹¹⁾ < *ze(o)sca*, *zi(e)scian* (ahd. *geskōn*)¹²⁾ neben *yisk*, (*y)esk*. Anderweitige Tondehnung vor *sk* scheint zu fehlen. Natürlich entspricht ae. *malscrunz* 'fascinatio' nördl. *masker-*

¹⁾ So Bradley, Björkman 138, 300 und Luick 389; anders Luick 913, wohl nach Weyhe 171, 186.

²⁾ ZfdA 33, 244; vgl. ders. AfdA 22 (1896), 268.

³⁾ Schlutter Anglia 19 (1897), 104; Holthausen AB 9 (1898), 35. Vgl. auch Bosworth-Toller, *Suppl.* — Bradley verzeichnet im Anschluß an Gallée, *As. Sprachdenkmäler* 1894, S. 360 (vgl. ders. *Vorstudien* 194) nur den Beleg aus Werden-Münster und diesen als as. Die Glossen fehlen zu Recht bei Wadstein, *As. Denkmäler* 1899, ebenso *lesca* bei Holthausen, *As. Wtb.* (1954), wo vgl. S. 93 über *lēska* "Liesch" der (mfrk.) Trierer Glossen.

⁴⁾ IF 19 (1906), 367 ff.; vgl. Walde-Pokorny II, 408.

⁵⁾ WS 11 (1928), 138.

⁶⁾ *Wtb.* 423, 428.

⁷⁾ Nicht bei Weyhe a. a. O.; vgl. § 7, 112.

⁸⁾ Ws. Entsprechung wäre **lēoxa*; vgl. Weyhe 188. Bradleys Argument zugunsten an. Etymons, 'the *sk* (instead of *sh*) of the ME. and mod. forms', ist abwegig.

⁹⁾ Unbestenrt bei West 104, 110 trotz ebd. 176f.

¹⁰⁾ Bülbring § 527, Luick § 634, 1.

¹¹⁾ Zum Verlust des Anlautkonsonanten vgl. *EDG* Index unter *yield*, *year* und *ye*.

¹²⁾ Vgl. Weyhe 171, Luick § 229 nebst S. 913, Jordan 91, 164; auch West 103f., 109f.

*ing*¹⁾, und *flasce* – *flascan*²⁾ unterliegt frz. Import (7,16). In dial. *dosk* Yks. neben *dusk*, *frosk* N (6,212) und *mask* (6,2235) aber leben die Nominative fort.

8,14. Vereinzelnnde Ortung der ursprünglichen Länge bzw. der gedehnten Kürze wird sich schwerlich je gewinnen lassen. Deutlich ist im Hinblick auf O *asskenn*, *lesske*, daß sie ursprünglich nicht dem OM eignen, daher der Typus *ē(a)sk*-WM vielleicht noch fragwürdiger wird (8,121). Nachzuweisen sind sie einerseits in Sch (*leesk*, *yeisk*), andererseits im S (*osk*-), jeweils jedoch in Konkurrenz mit Kürzen (vor allem *äsk*!), daher innerhalb dieser Räume nur gewisse Maa. die Länge gehabt haben dürften.

Das phonetische Verständnis hat bereits Morsbach³⁾ durch Hinweis auf die Silbenschichtung ("sk als anlaut der folgesilbe gesprochen") eröffnet, *lē-sca* bzw. *ʒe-sca*, ebenso *ā-scian*, *ʒe-scian* entsprechend *lō-cian*, *ma-cian* mit Sieg der zweisilbigen Formen⁴⁾. Es muß sich also noch vor der Zeit der Quantitätsrevolution (5,312) eine Verschiebung der Silbengrenze [s-k] (2,3) > [-sk] eingestellt haben, für die das Vorbild von [-st]⁵⁾ gegenüber got. [s-t] um so eher die Ursache abgeben konnte, als es nur wenige Wörter mit unkonkurrenziertem [sk] gab, eben *lē-sca* und *ʒesca*⁶⁾, während *āscian* immerhin *æscan* zum Nachbarn hatte – man möchte geradezu folgern, daß *ā-scian* nur dort Platz griff, wo sein Konkurrent nicht zum Zuge kam (8,121).

8,21. Die Sonderstellung von (*y*)*eesk* wird noch deutlicher auf dem Hintergrund der Formen mit Metathese, dial. *yex*, *yox*, *yucks*, *yux*⁷⁾ nebst sekundären *yeck*, *yock*, *yuc(k)*, < *ʒeox*-, **ʒeox*- < *ʒeosc*-. Ihre Quantität entspricht der von *weaxan* bzw. *ācsian* > *äxien*: Noch Ch. hat meist und im Reim

¹⁾ Weyhe 170, West 104, 110.

²⁾ Weyhe 178.

³⁾ *Gramm.* 83; vgl. Luick § 352d, Jordan § 23 A 1.

⁴⁾ Luick §§ 353 A 1, 392 A 3.

⁵⁾ Anglia 72 (1954), 223f.

⁶⁾ So bereits Weyhe 187. Vgl. auch die Liste bei West 103f. betr. *hnescian* (Weyhe 168) – *hnesce* und *þerscold* – *þerscan* (O *þresshenn*); natürlich steht *hūs-carl* völlig abseits.

⁷⁾ EDG § 82.

nur *axe*, und Caxton erst veranschaulicht den Übergang von *axe* zu *aske*¹⁾, den Sieg der Nordform, nachdem zunächst mit früher²⁾ Londoner Strahlung *axe* auch in M und N gelangt war³⁾ und heute selbst in Sch weithin ansteht⁴⁾. Ähnlich wird man auch *yox* Sc., *yox-yex* Yks. u. ä. vorerst wohl als Wanderwörter verstehen dürfen⁵⁾. Auch sonst zeigen die Maa. durchaus Kürze, sowohl *axen* "Asche" wie erst recht *tuck(s)*, dazu *Froxfield* Hmp. Wil.⁶⁾. In der Tat ist vor heterosyllabischem [k-s] Erhaltung bzw. Entstehung von Länge völlig uneinsichtig. *Yeux* nYks. mag um so mehr beiseite bleiben, als *yaux* sWor. junger Lautmalerei entspringen wird, die auch weit verbreitetes *yoke* [ō] Sch, N, W, S erklären dürfte.

8,221. Um so mehr verlangen nach einer Erklärung vereinzelte me. Längen, unter denen *weex* Ch und mkent. *oks-* die bekanntesten sind. Für ersteres trifft Morsbachs Erklärung als Analogie grundsätzlich, wenn auch schwerlich im Detail, das Richtige⁷⁾. Für *oks-* neben *acs-*⁸⁾ in Ayb.⁹⁾ aber spricht seine Annahme¹⁰⁾ einer späteren Metathese *ō-skien* > *ōxien* trotz West¹¹⁾ nicht an, noch weniger freilich Wallenbergs Gedanke an organische Entwicklung aus *ācsian*, in dem der Wechsel von zwei- und dreisilbiger Form zu *ō:ā* geführt hätte¹²⁾. Wohl aber eröffnet sich die Möglichkeit einer Proportionalbildung¹³⁾, wie sie bereits (8,121) für spme. *Nix* und NWM *ex*, als aus *ē/isk* nach dem Vorbild von *āsk* und zugewandertem *āx* (8,21) umgebildet, vorgeschlagen wurde, und ähnlich verstünde sich auch *Naix* a 1500 *Story Alex* als Folge des Nebeneinanders der Importe *asche*, *ax* und *aishe* (8,121). In Kent aber wird die Konkurrenz

¹⁾ Wiencke 69.

²⁾ GRM XI (1923), 371f.

³⁾ Vgl. *asche* N § 8,121.

⁴⁾ Vgl. auch Luick § 714,2.

⁵⁾ Vgl. jedoch Weyhe 188.

⁶⁾ Vgl. Weyhe 185.

⁷⁾ § 5,324; wegen anders gelagerten *wōx* vgl. § 6,2233.

⁸⁾ Wallenberg 2.

⁹⁾ Weitere südliche Belege in *MED* unter 2c und 4b.

¹⁰⁾ *Gramm.* 38; Jordan 42 äußert sich nicht.

¹¹⁾ A. a. O. 113ff. Wegen ae. *æsc* vgl. § 1,3, wegen dial. *yesk* § 8,13.

¹²⁾ Vgl. übrigens auch *Anglia* 72 (1954), 292.

¹³⁾ *Anglia* 74 (1956), 222f.

von *ǣsk-* und *ōsk-* im nördlichen Vorfeld neben bodenständigem *ǣx-* auch *ōx-* induziert haben.

8,222. Ähnlich versteht sich *eaxedon* in den "mkent. Evgl."¹⁾, das bereits Max Reimann²⁾ wegen ae. *ǣ* > *a*, *e*(*æ*) als *ǣ*³⁾ deutete und zu *ǣxian* < *ǣxian* × *ǣscan* (8,121) stellte. Auch hier wurde die nachbarliche Dublette *ǣsk-/ǣsk-* das Vorbild für die Entstehung von *ǣx-* neben *ǣx-*. Ein letztes Beispiel möchte sein vereinzelt (*h*)*osch*-⁴⁾, Proportionalbildung zu *ōskeþ* auf Grund des Nebeneinanders von *āscap* II > *āskeþ* und *aššeþ* < *ǣsceþ* I in einem Gebiet, wo sekundäres *flēšes* neben organischem *flaššes* (6,2232) galt.

8,3. Abschließend läßt sich als Gesamtergebnis der Studie etwa dahin zusammenfassen:

1. Im Anlaut entstand als Reflex jedweden *sk-* Einlaut im Süden vor rund einem Jahrtausend, etwa in der Zeit zwischen König Alfred und der Benediktinerreform. Die Artikulation als [f] von allem Anfang an ist freilich nicht über jeden Zweifel erhaben, ebensowenig die gleichzeitige Existenz des Monophthongs auch im Norden und Mittel-land (4,5).
2. Indes entstand auch in den übrigen Stellungen als Reflex des *sk* in palataler Nachbarschaft Einlaut wohl um die gleiche Zeit, jedenfalls vor dem Ausgang des 10. Jh. (6,31). Im starktonigen Inlaut galt die Geminata [f-f] < [s - c²] < [s - t¹c²] c 800 < *sk*¹ (6,2232), die alsbald lange Tonvokale kürzte, späterhin Dehnung kurzer Tonvokale verhinderte und im Süden erst mit den übrigen Geminaten im späten 15. Jh. (5,24) einfachem Konsonanten wich. Geminata außerhalb des Starktons hingegen, in den Adjektiven auf ae. *-isc* und den an ihnen ausgerichteten frz. Verben auf ne. *-ish*, ist nur für Orrm mit Sicherheit erweisbar (6,34; 6,35), unwahrscheinlich hingegen bereits für das Spnhb. (7,322).

¹⁾ Nicht *MED*.

²⁾ Diss. Berlin 1883, S. 28f., 11f.

³⁾ Morsbach 119 schreibt *ǣ*.

⁴⁾ Morsbach 83 gibt keinen Beleg, ebensowenig Stratmann-Bradley, Mätzner, *NED*, West, *MED*.

3. Im Auslaut endlich scheint ursprüngliches Ergebnis des postpalatalen *sk* der Laut [s] gewesen zu sein, der im Gefolge der Quantitätsrevolution um 1000 nach kurzem Tonvokal als Länge auftrat, jedoch als allomorphe Variante alsbald und weitgehendst dem [j:] bzw. [ʃ] nach Maßgabe der zweisilbigen Formen weichen mußte (7,32).
4. Inlautendes [s-k] stand nur ganz vereinzelt außerhalb jeder Konkurrenz des [ʃ] und erfuhr daher auf begrenztem Raum Verlagerung des Silbenschnitts zu [-sk], gleichfalls vor der Quantitätsrevolution (8,14). Scheinbar entsprechende me. Vokalismen vor [ks] hingegen verstehen sich als Proportionalformen (8,22).

Nachtrag zu § 6,32.

Eine Parallele dürfte vorliegen in ae. *symbol* n., nach Holthausen *Ae. Wb.* 1934 unbekannter Herkunft. Denn es entsprechen as. *sumbal* Hel. und awn. *sumbl* poet. nebst sekundärem (Noreen ⁴§ 291,1) *suml*, letzteres daher schwerlich mit Holthausen *Awn. et. Wb.* 1948 zu an. *samna*, ae. *samnian* zu idg. **sem* (Walde-Pokorny I, 489 ff.) oder gar zu an. *sumbla* "unordentlich zusammenwerfen" (ebd. I, 451); letztere Einordnung auch bei A. Jóhannesson *Isl. et. Wb.* 1954, S. 764. Bereits Holthausen *As. Wb.* 1954 verwies auf lat. *symbola*, von Cicero als *collecta* übersetzt, gr. *συμβολή* "(Beisteuer zu den) Picknicks", woneben *σύμβολον* n. "Erkennungszeichen zwischen Gastfreunden". In der Tat dürfte es sich um die Übernahme eines — in der Romania nicht fortlebenden — Wortes aus der römischen Soldatensprache, hier mit volkssprachlicher Wiedergabe des *v > lat. ŷ* (E. Richter, *Romanismen* 1934, § 20), in die Germania romana handeln, das vom Ingw. auch nach dem Norden wanderte. Pogatscher, *Lehnworte* 1888 behandelt das Wort nicht, ebensowenig Franz Burckhardt, *Lehnwörter im And.* Diss. Göttingen 1905.

AE. *þ(R)ISTRA* "CONIUNCLA"

In einem außerordentlich wertvollen Beitrag zur ae. Lexikographie¹⁾, der reich an überzeugenden neuen Deutungen ist, hat H. D. Meritt sich auch eines zweimal belegten Glossenwortes angenommen, das bisher nur unbefriedigend erklärt war. WW 214,21 findet sich in einem alphabetisch angeordneten Glossar²⁾ die Glosse *Coniuncla*, *þistra*, WW 106,13 in einer nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellten Glossensammlung³⁾ unter der Überschrift *De Instrumentis Agricolarum* in der Gestalt des ae. Wortes abweichendes *Coniuncla*, *þristra*⁴⁾.

¹⁾ *Fact and Lore About Old English Words*, Stanford University Publications, University Series, Language and Literature, Vol. XIII, Stanford & London 1954.

²⁾ Nr. VI bei WW: Ms. Harley 3376 des Brit. Mus. aus dem 10./11. Jh.; cf. N.R. Ker, *Catalogue of Manuscripts Containing Anglo-Saxon*, Oxford 1957, Nr. 240 (pp. 312f.).

³⁾ Nr. IV bei WW, dort irrigerweise als "Archbishop Alfric's Vocabulary, of the Tenth Century" ausgegeben. Bei WW ist das Glossar (nebst dem als Nr. V folgenden "Supplement to Alfric's Vocabulary") nach der Abschrift von Franciscus Junius (Ms. Junius 71 der Bodleiana) abgedruckt, da Wülcker das Original-Ms. 1884 noch als verschollen galt. Von dem wenig später wiederentdeckten Ms. befindet sich der größere Teil in Antwerpen (Musée Plantin-Moretus 47), der kleinere im Umfang von 24 Blättern im Brit. Mus. (Ms. Add. 32,246). Der größere Teil des lat.-ae. Sachglossars (mit ihm die Glosse WW 106,13), das neben anderem auf die freigebliebenen Ränder der Hs., deren Grundtext *Excerptiones* aus Priscians *Institutiones Grammaticae* sind, geschrieben wurde, findet sich in dem Londoner Manuskriptteil. Die Glossen stammen aus dem 11. Jh. und haben mit Aelfric nichts zu tun. Vgl. Ker, a. a. O., Nr. 2 (pp. 1 ff.), Kluge, *Anglia* 8, 1885, pp. 448 ff., Zupitza, *Archiv* 79, 1887, pp. 88 f. und bes. M. Förster, *Anglia* 41, 1917, pp. 94 ff.

⁴⁾ Diese in zusätzlichem *r* bestehende Abweichung von WW 214,21 legt den Verdacht einer Verlesung oder Verschreibung durch Junius nahe. Dem ist aber nicht so. Kluge, der die Juniussche Abschrift (nach der Edition von WW) mit Ms. Add. 32,246 kollationierte, vermerkt p. 450 keine Ab-

Auf Grund dieser beiden Glossen buchen Bosworth-Toller, Hall^{2,3} und Holthausen¹) ein ae. Wort *þīstra* mit Nebenform *þrīstra*. Hall¹ führt unter ausschließlicher Anziehung von WW 106,13 nur *ðristra*, ohne Hinweis auf die Variante *þīstra*²). Als Bedeutung wird unter Vorbehalt von Bosworth-Toller "a trace (?), part of an animal's harness", von Hall¹ "coupling, yoking, harnessing?", von Hall^{2,3} "trace, article of harness?" gegeben. Holthausen bietet "conjuncta", worin offenbar keine Bedeutungsangabe, sondern das unrichtig wiedergegebene Lemma *coniuncta* zu sehen ist; derselbe Fehler begegnet schon bei Bosworth-Toller, wo Wrt. Voc. II. 136,34 (= WW 214,21) als *þīstra, conjuncta*³) gegeben und auf *coniuncta* bei Du Cange verwiesen wird. Eine Etymologie gibt Holthausen nicht, und wie das Fehlen des Wortes in den Indices bei Walde-Pokorny und in den Etymologica der idg., germ. und außergerm., Einzelsprachen zeigt, wird auch dort auf eine etymologische Einordnung von *þ(r)īstra* verzichtet. Ausdrücklich als aufklärungsbedürftig bezeichnet WW 214,21 P. Boll in seiner Monographie über die Harley-Glossen⁴).

Bei dem Versuch, das Rätsel um das semantisch und erst recht etymologisch problematische *þ(r)īstra* zu lösen⁵), geht Meritt davon aus, daß die beiden ae. Glossen den Anschein erwecken, Formen von *þīstre* "dunkel; Dunkelheit" zu sein⁶),

weichung. Letzte Gewißheit, daß die Hs. tatsächlich *þrīstra* bietet, verschaffte mir Herr cand. phil. W. Schwendler, der sich in dankenswerter Weise der Mühe unterzog, das Ms. daraufhin einzusehen.

¹) *Ae. etym. Wb.*, 1934.

²) In Sweets Wb. findet sich überhaupt kein Eintrag in Durchführung des Prinzips "I have tried, as a general rule, to keep doubtful matter out of the dictionary" (p. VII).

³) In den sechs mir zugänglichen Exemplaren von Bosworth-Toller ist der Buchstabe *t* in seinem oberen Teil so schlecht gedruckt, daß er leicht für ein *l* gehalten werden kann. Erst genaueres Hinsehen lehrt, daß ein *t* vorliegt, wie denn auch der Verweis auf *coniuncta* bei Du Cange kaum anderes erwarten läßt.

⁴) *Die Sprache der ae. Glossen im Ms. Harley 3376*, Bonner Beiträge XV, 1904, § 142. Den Standort der Glosse gibt B. mit WW 214,15 falsch.

⁵) A. a. O., pp. 185f.

⁶) Die Möglichkeit, in *þīstra, þrīstra* Formen von *þīstre* (Adj.), *þīestre* (n.), *þīestru* (f.) zu sehen, scheint schon W. M. Lindsay, der Herausgeber des Corpus-Glossars (Cambridge 1921), ins Auge gefaßt zu haben; in den An-

und daß das lat. Lemma *coniuncla* unverständlich sei¹⁾. Seine Lösung besteht demzufolge in einer zweckdienlichen Emendation des Lemmas, in dessen überlieferter Form das dem Verständnis der beiden Glossen im Wege stehende Hindernis gesehen wird. Die ins Auge gefaßte Besserung wird wie folgt plausibel gemacht: "At *OEG*²⁾ 820 *occultis* is glossed *dimlicum*; the words *dim* and *þistre* are equivalent in meaning . . ., so that one may reasonably associate *þistre*, 'dark' with *occultus*. It is of note that at *Glossaria Latina*³⁾ 4,167 *coniuncla* is glossed *occulta*⁴⁾."

Somit bietet sich wenig von *coniuncla* abweichendes *coniuncla*⁵⁾ als zu Formen von *þistre* "dunkel" passendes Lemma an: "I have no proof that the two glosses *þistra* and *þistra* to *coniuncla* stem from one original, but it is not out of the question and I suggest that they do and that the original lemma was *coniuncla*⁶⁾." Lemma und Glosse brächten dann wahrscheinlich eine physische Beschaffenheit zum Ausdruck, nämlich "dimness of the sight", da sich sowohl lat. *conivulus* wie ae. *þistre* auf außergewöhnliche Zustände des Gesichtssinns beziehen könnten.

Der vorauszusehende Einwand, daß dieser Auffassung die Position von WW 106,13 in einem *De Instrumentis Agricolarum*

merkungen zu der ebenfalls – vor allem hinsichtlich des Lemmas – Schwierigkeiten machenden Corpus-Glosse A 535 (= WW 5,13) *Ambulas, þiustra* erwägt er u. a., für *ambulas nebulas* zu lesen, und verweist auf WW 106,13, was wohl so zu interpretieren ist, daß er in *þiustra* und *þistra* Formen desselben Wortes sehen wollte, wobei er – wie die erwogene Emendation des Lemmas zu *nebulas* zeigt – an *þiestru* f. oder *þiestre* n. gedacht haben dürfte; der Vermutung, daß *þiustra* "might belong to þeóstru", hatten schon Bosworth-Toller s. v. *þiustra* Ausdruck verliehen. Darin, daß *þiustra* Corp. tatsächlich hierher, und zwar zum Adj. *þiestre*, zu stellen sei, wird man Meritt auf Grund der a. a. O. 185 vorgebrachten Argumente für die Auffassung von *ambulas* als Korruptionsprodukt von *ἀμβλύς* unbedenklich folgen können.

¹⁾ "The glosses have all the appearance of forms of the very common adjective and noun *þistre*, 'dark, darkness', but the lemma is obscure." A. a. O. 185.

²⁾ *Old English Glosses*, ed. A. Napier, Oxford 1900.

³⁾ *Glossaria Latina*, ed. W. Lindsay et al., 5 vols., Paris 1926–31.

⁴⁾ A. a. O., p. 185.

⁵⁾ Zu *conivulus* vgl. *Glossaria Latina* IV, 143 Anm. und *Thesaurus Linguae Latinae* IV, 338.

⁶⁾ A. a. O., p. 185.

betitelten Abschnitt eines Sachglossars widerspreche, wird durch Anziehung der auf WW 106,13 folgenden Glosse 106,14: *Turminosus*¹⁾, *fortozen* entkräftet; hier bezögen sich sowohl lat. Lemma wie ae. Glosse eindeutig auf einen physischen Zustand, da beide die Bedeutung "suffering from dysentery, griped" hätten. Ist so WW 106,14 zweifellos fehl am Platze, können in der Tat Bedenken gegen die vorgeschlagene Interpretation von der Stellung der Glosse WW 106,13 her nicht mehr erhoben werden.

Meritts Auffassung der beiden zur Debatte stehenden Glossen entzieht einem selbständigen ae. Wort *þistra*, wie es die Wörterbücher ansetzen, die Existenzgrundlage: Durch Besternung wird es als *ghost-word* gekennzeichnet.

Meritts Deutung erscheint auf den ersten Blick durchaus annehmbar, ja überzeugend. Dennoch ist sie verfehlt, weil die Grundvoraussetzung, auf der sie aufbaut, falsch ist; denn *coniuncta* ist nicht dunkel und unverständlich und darum auch nicht emendationsbedürftig. Den Weg zum Verständnis des Lemmas in seiner überlieferten Gestalt weisen die Bedeutungsangaben bei Bosworth-Toller²⁾ und Hall^{2, 3)}, die Meritt als aus der Stellung von WW 106,13 erschlossen erklären möchte: "The first of the two glosses [viz. WW 106,13] occurs among a list of farm tools, and this fact may have been influential in inducing *BTD* and *HD* to enter from these glosses *þistra*, defined queryingly as 'part of a harness'³⁾." Indessen bestimmen Angaben wie "part of an animal's harness" (Bosworth-Toller), "article of harness" (Hall^{2, 3)}) den Bezirk, in dem *þ(r)istra* zu suchen ist, zu genau, als daß sie nicht vom richtig erkannten Lemma her gewonnen sein müßten.

Zugrunde liegt lat. **coniu(n)gula*, das zufrühest in späten lat.-griech. Glossen in der Form *coniugla*, glossiert durch ζευκτήρ, begegnet: *coniuglae*, ζευκτῆρες⁴⁾.

¹⁾ L. *torminosus*: cf. Bosworth-Toller s.v. *fortozen* und Lübke, Archiv 86, 1891, p. 399.

²⁾ Trotz des mit *conjuncta* unrichtig wiedergegebenen Lemmas nebst irreführendem Verweis auf Du Canges *coniuncta*.

³⁾ A. a. O., p. 185.

⁴⁾ *CGL* (= *Corpus Glossariorum Latinorum*, ed. G. Goetz, 7 Bde., Leipzig 1888–1923) III 443,30.

Die Wörterbücher geben als Bedeutung von ζευκτήρ "Jochriemen"¹⁾, "lorum jugi"²⁾. Definiert wird ζευκτήρ als "ἰμάς δι' οὗ δένουσι τὸν βοῦν εἰς τὸν ζυγόν"³⁾, ζευκτῆρες als "courroies servant à atteler au joug"⁴⁾. Das Wort wird belegt aus Hesych⁵⁾ und Josephus⁶⁾.

In der in den Lemmata zu *βistra*, *βistra* vorliegenden Form begegnet das Wort auch sonst im Mlat., so z.B. in Adalhards *Statuta antiqua abbatae S. Petri Corbeiensis*, lib. II, cap. I:

"Et idem ipsi dent, unusquisque ad hortum cui deservit in tertio anno, aratrum I jugum cum amblacio⁷⁾ et conjunctis, quando necesse fuerit⁸⁾."

Beide Belege finden sich bei Du Cange II, 506, der Glos-
senbeleg überdies im *Thes. Ling. Lat.* IV, 325, bei Forcellini II,

¹⁾ Pape, *Griech.-dt. Handwb.*³.

²⁾ *Thesaurus Graecae Linguae* IV, Paris 1841.

³⁾ Μέγα λέξικον τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης IV, Athen 1938.

⁴⁾ Boisacq, *Dict. étym. de la langue grecque*, Heidelberg 1950⁴, p. 307 s.v. ζεύγνυμι.

⁵⁾ *Hesychii Alexandrini Lexicon*, ed. M. Schmidt, Bd. II, 256,20 (s.v. ζεύγλας): ζευκτῆρες, ἱμαντόδεσμοι.

⁶⁾ Nach Sophocles, *Greek Lexicon of the Roman and Byzantine Periods*, New York & Leipzig 1888, ζευκτῆρες mit ἱμάντες als v.l., nach Liddell-Scott, *Greek-English Lexicon*, new (9th) edition, Oxford 1940, aber ζευκτῆρες in adjektivischer Verwendung als Attribut zu ἱμάντες: ζευκτῆρες ἱμάντες "the straps of the yoke".

⁷⁾ Zu diesem Wort gallischen Ursprungs vgl. Du Cange I, 218, v. Wartburg *FEW* I, 83f. und Meyer-Lübke *REW*³, Nr. 408b. Das Etymon gibt *FEW* als **ambilattium*, *REW*³ als **ambilatium*. Als Bedeutung haben beide Wörterbücher im Kopf "Jochriemen"; die Grundbedeutung aber definiert *FEW* mit "geflochtener ring, der über den jochschaft hinabgezogen wird, so daß durch die entstandene schlinge die deichsel hindurchgesteckt werden kann." Ähnlich sagt die bei Du Cange zitierte Definition: "Amblacius, annulus virgis flexibilibus contortisque efformatus, cui paxillus jugi inseritur; isque annulus aratri temonem extremum aduncumque, in ipsum introductum, retinet atque attrahit." Entsprechend nimmt Baist *RF* 19, 1906, p. 637 für vorliegende Adalhard-Stelle die Bedeutung "Jochring" an. Zur Etymologie und Grundbedeutung von **ambilatium* und zur Bedeutung der auf dieses Etymon zurückgehenden Wörter in den rätorum. und oberital. Maa. vgl. W. Mörgeli, *Die Terminologie des Joches und seiner Teile, Beitrag zur Wort- und Sachkunde der deutschen und romanischen Ost- und Südschweiz sowie der Ostalpen*, *Romanica Helvetica*, Series linguistica 13, 1940, § 372.

⁸⁾ Migne, *Patrologia Latina* CV, Sp. 543.

393 und selbst bei Georges¹⁾. Du Cange stellt sogar *coniuncla* WW 106,13 richtig hierher²⁾, WW 214,21 aber nennt er nicht.

Die Glossierung durch ζευκτήρ und der Adalhard-Beleg zeigen übereinstimmend wenigstens so viel, daß *coniugla*, *coniuncla* Bezeichnung für einen Riemen am Joch von Zugtieren ist. Du Cange und Forcellini definieren nur oberflächlich "lorum quo vinciuntur ac conjunguntur boves", ohne nähere Angaben darüber zu machen, wo am Jochzeug dieser Riemen seinen Platz hatte und welchem Zweck er diene. Da auch K. Schneider, der Verfasser des Artikels "Iugum" in Pauly-Wissowas *RE*³⁾ **coniu(n)gula* (und auch ζευκτήρ) nicht erwähnt, läßt sich offenbar nicht mit Sicherheit sagen, welche Funktion der so bezeichnete Riemen hatte, ob er z.B. zur Befestigung des Joches am Kopf der Zugochsen diene oder das Joch mit dem Deichselring (bzw. der Deichsel direkt) verband oder noch anderes bezeichnete⁴⁾.

Indes lebt **coniu(n)gula* aber in der Romania im Osten des Galloromanischen, in oberital., zentral- und westrät. Maa. und im Spanischen fort⁵⁾, ohne daß die auf dieses Etymon zurückgehenden Wörter allerdings überall dasselbe bezeichneten. Jedoch dürfte mit Mörgeli⁶⁾ als primär die Bedeutung

¹⁾ *Ausführl. lat.-dt. Handwb.* Die 7. Aufl. (1879) hat fälschlich *conjulae*, die 9. Aufl. (1951, Neudruck der 8.) aber richtig *coniuglae*.

²⁾ Die ae. Glosse wird allerdings (versehentlich oder bewußt emendiert?) als *vristra* gegeben und als Form von ae. *wriða* "Band, Riemen, Zügel, Ring" aufgefaßt: "Saxonibus vriða est lorum". Von Du Cange aus hat sich *vristra* dann in der romanistischen Literatur eingebürgert; es findet sich z.B. bei W. Foerster, ZRPh 29, 1905, p. 17 und G. Paris, *Mélanges linguistiques publiés par M. Roques*, Paris 1909, p. 326 Anm. 5.

³⁾ Bd. IX, Sp. 2508 ff.

⁴⁾ Hesychs ζευκτήρες werden (fälschlich in der Form ζευγτήρες) erwähnt bei Daremberg-Saglio, *Dictionnaire des antiquités grecques et romaines*, Bd. III, 1, p. 663 (Artikel "Jugum" von Baudrillart). Ihre dort vorgenommene Gleichsetzung mit den λέπαδνα (λέπαδνον ist nach Pape "der breite, lederne Riemen, welcher das Joch, ζυγόν, unter dem Halse der Wagenpferde oder anderes Zugviehes zusammenhielt und mit dem Leibgurte, μασχαλιστήρ, verband"; ähnlich Liddell-Scott) scheint jedoch völlig aus der Luft gegriffen zu sein.

⁵⁾ Vgl. dazu *REW*³, Nr. 2151, *FEW* II, 1055 nebst der dort verzeichneten Literatur und vor allem Mörgeli, a. a. O., § 324.

⁶⁾ A. a. O., p. 171.

"Hornriemen" anzusehen sein. Darunter ist ein Riemen zu verstehen, mittels dessen das Joch an den Hörnern der Zugochsen festgebunden wird. Diese z. B. in afrz. *conjogle* "courroie qui fixe le joug sur la tête des bœufs"¹⁾, afrz. *congle* "Hornriemen"²⁾, westardenn. *coyonke* "longue courroie qui fixe le joug sur la tête du bœuf"³⁾, "Hornriemen"⁴⁾ und span. *coyunda*, andal. *koyúnda* "Hornriemen"⁵⁾ begegnende Bedeutung wäre demnach auch für lat. *coniugla*, *coniuncla* vorzusetzen.

Angesichts des vorgeführten Materials erweist sich Meritts Mißtrauen gegenüber dem von *þ(r)istra* glossierten Lemma als durchaus unbegründet. Es geht nicht an, eine Emendation von *coniuncla* damit zu rechtfertigen, daß das Wort in der überlieferten Form unverständlich sei. Bedenkt man zudem, daß *coniuncla* einen Riemen am Joch, wahrscheinlich den Hornriemen, bezeichnet und daß die Glosse WW 106,13 in einem mit *De Instrumentis Agricoliarum* überschriebenen Glossenbündel eines Sachglossars steht, wird man von vornherein einer Lösung kein großes Zutrauen entgegenbringen können, die auf einer Besserung von *coniuncla* aufbaut.

Nicht das Lemma, sondern das zu seiner Glossierung gewählte ae. Wort blockiert das Verständnis der beiden Glossen. Soll es zu *coniuncla* passen, muß es ein Gerätenamen entsprechender Bedeutung sein. Eine von dieser einfachen Überlegung aus vorgenommene Analyse von *þ(r)istra* als *þ(r)is-tr-a* zwingt die Erkenntnis, daß wir tatsächlich ein *nomen instrumenti* vor uns haben, förmlich auf; denn *þ(r)is-tr-a* verrät sich schon rein äußerlich durch sein *-tr-* als mit idg. Formans *-tro-* bzw. *-trā-* gebildeter Gerätenamen, stellt sich also zu wohlbekannten Bildungen wie z. B. gr. ἄροτρον, lat. *arātrum*, ir. *arathar*, aisl. *arðr* "Pflug", gr. φέρ(ε)τρον, lat.

¹⁾ FEW II, 1055; Tobler-Lommatzsch, *Afrz. Wb.*, gibt nur "Jochriemen" ohne nähere Spezifikation.

²⁾ Mörgeli, a. a. O., p. 130 mit Stellungnahme gegen den noch von Tobler-Lommatzsch s. v. *conongle* (p. 709) vertretenen falschen Bedeutungsansatz "Joch".

³⁾ J. Haust, *Romania* 47, 1921, p. 556.

⁴⁾ Mörgeli, a. a. O., p. 130.

⁵⁾ Mörgeli, a. a. O., p. 131.

feretrum "Tragbahre", gr. τέρετρον, ir. *tarathar* "Bohrer", ai. *aritra-*, ae. *rōþor*, ahd. *ruodar* "Ruder", ai. *yóktra-* "Strick, Strang, Gurt", ae. *rifter* "Sichel, Sense", ahd. *riostar* (n.), *riostra* (f.) "Pflugschar" ("Reutwerkzeug") etc.¹⁾

Die Überlieferung des wurzelhaften Wortteils in zweifacher Gestalt, als *his-* und *pris-*, zwingt zur Ausscheidung einer Variante als fehlerhaft. Unter der Voraussetzung, daß in *pristra* die fehlerhafte²⁾, in *pietra* die richtige Überlieferung zu sehen ist, bietet die Einordnung des Wortes in den idg. Wurzeltvorrat keine Schwierigkeiten. Lautlich unantastbar und semantisch unmittelbar einleuchtend ist der Anschluß an die Wurzel **tens-* "dehnen, ziehen, spannen"³⁾, Erweiterung von **ten-*, die im Germ. u.a. durch got. *at-pinsan* "heranziehen", ahd. *dinsan* "ziehen, reißen, schleppen" und ahd. *dansōn* "ziehen, dehnen" vertreten ist⁴⁾. Das st. Vb. lebt im

¹⁾ Cf. Brugmann, *Grdr.*³ II, 1, §§ 250ff. und Kluge, *Nominale Stammbildungslehre*, 1926³, §§ 93ff.

²⁾ Das unorganische epenthetische *r* erklärt sich leicht als (lautliche oder nur graphische?) Antizipation des *r* der zweiten Silbe. Dergleichen ist dem Schreiber des vorliegenden Glossars mehrfach unterlaufen. In der Glosse WW 159,39: *Extales, snædel, uel bæc-þearm* hat Ms. Junius 71 nach Wülckers Fußnote *bæreþearm*. Daß dieser Fehler nicht zu Lasten von Junius geht, sondern von ihm schon aus Ms. Add. 32,246 übernommen wurde, darf daraus geschlossen werden, daß Kluges Liste Anglia 8, 1885, p. 451 zu WW 159,39 keine Abweichung verzeichnet. Ein zweites Beispiel liefert WW 175,28 *Tenebrae, uel furfuraculum, ðystru*; denn Ms. Add. 32,246 hat nach Kluge, Anglia 8, p. 451 hier *þystru*. [*þystru* paßt natürlich nur zu *tenebrae*. Der Zusatz *furfuraculum* "Bohrer" dürfte seine Existenz einer Verwechslung von *tenebrae* mit *terebra* "Bohrer" verdanken.]

Beispiele aus anderen ae. Hss. sind: Vitellius A XV: *hræztrafum* für *hæztrafum* (Beow. 175), Vespasian D VI: *ðriostrie* für *ðiostrie* (WW 56, 1/2) und *ðriostre* für *ðiostre* (Kent. Hym. 28). Gerade in der Sippe letzteren Wortes begegnet dieser Fehler nicht selten, so daß bei Bosworth-Toller s.v. *þeostru* ausdrücklich vermerkt wird: "*sometimes written þr- instead of þ-*". Cri. 593 entfällt allerdings als Beleg für *þr-*: cf. Krapp-Dobbie, *The A.-S. Poet. Rec.* III, p. 252: "The MS. has *þystra*, not *þrystra* as reported by Thorpe, Grein, and Gollancz." Für das Nebeneinander von *pietra* und *pristra* verweisen schon Bosworth-Toller s.v. *pietra* auf die *þr*-Formen von *þeostru*.

³⁾ Walde-Pokorny I, 727.

⁴⁾ Ein weder von Holthausen noch von Meritt als erwähnenswert erachteter Vorstoß in dieser Richtung dürfte in folgender – zwar nur unter Bedenken vorgetragenen – Anmerkung bei Bosworth-Toller s.v. *pietra* zu sehen sein: "*for meaning* [!]¹ cf. (?) *Goth.* *pinsan*: *O. H. Ger.* *dinsan trahere*:

heutigen D. außer im isolierten Part. *gedunsen* noch dialektisch in hess. *dinsen*, Synonym zu *ziehen*, fort¹⁾. Außergerm. gehören u. a. hierher²⁾ ai. *tamsáyati* "zieht hin und her, schüttelt", lit. *tęsti* "durch Ziehen dehnen, verlängern, fortfahren", pr. *teansis* "Deichsel", aus dem Lat. mit großer Wahrscheinlichkeit *prōtēlum* "Zugseil, an welches die Ochsen hintereinander geschirrt wurden" (< **tenslom*) und möglicherweise auch *tēmō* "Deichsel" (< **tens-mo-*).

Für ae. *þistra* ist von idg. **tens-tro-n* (n.) oder **tens-trā* (f.) auszugehen³⁾, die beide zu ae. *þister*⁴⁾ führen müssen⁵⁾. Nimmt man neutrales Genus an, kann die überlieferte Form *þistra* nur Gen. Pl. sein. Geht man dagegen von **tens-trā* (> **þinstrō* > **þistru* > **þistr* > **þistir* > *þister**) aus, müssen ae. Nom., Gen. und Acc. Pl. *þistra* lauten. Da es ansprechender – wenn auch keineswegs unbedingt nötig – ist, lat. Nom.⁶⁾ (Sgl.) *coniuncula* durch ae. Nom. (Pl.)⁷⁾ *þistra* glossiert sein zu

'Bavarian dünsel a twisted withy or other thin branch, used to bind rafts of wood to the shore,' Cod. Dip. Kmb. III. XLII". Kemble (*Codex Diplomaticus Aevi Saxonici*, Bd. III, London 1845, p. XLII) zieht bayr. *dünsel* (cf. Schmeller-Frommann, *Bayer. Wb.*, Bd. I, 1872³, Sp. 526f.) aber keineswegs zur Erklärung von *þistra* an, will es vielmehr mit ae. *ðīsl* gleichsetzen; *þistra* wird überhaupt nicht erwähnt.

¹⁾ Cf. Kluge-Götze, 1957¹⁷, s. v. *gedunsen*.

²⁾ Cf. Walde-Pokorny I, 727, Walde-Hofmann³ II, 376f., 658, auch Brugmann, *Grdr.*² II, 1, § 171 (p. 243).

³⁾ Kaum von masc. **tens-tro-s*: cf. Brugmann, *Grdr.*³ II, 1, §§ 250 und 254.

⁴⁾ Mit Streitberg (*Die got. Bibel*, 2. Teil, Heidelberg 1910¹, p. XVII, 1928², p. XII), Kieckers (*Handb. der vgl. got. Grammatik*, München 1928, p. XX) u. a. wird der Stern einer Wortform nachgesetzt, wenn nur diese zitierte Form, nicht aber das Wort überhaupt, rekonstruiert ist. Der nachgesetzte Stern wird auch dann verwandt, wenn die fragliche Form – wie hier – mit Sicherheit zu erschließen ist, bedeutet also nicht wie bei Streitberg, daß "ihre Erschließung . . . aus irgendeinem Grunde dem Zweifel Raum läßt."

⁵⁾ Auch **tens-tro-s* könnte ae. natürlich nur *þister** ergeben.

⁶⁾ Wohl kaum, wenn auch formell möglich, Ablativ.

⁷⁾ Daß in Glossaren Lemmata und Glossen hinsichtlich des Numerus divergieren, begegnet nicht gerade selten. Setzt man für vorliegenden Fall voraus, daß *þister** dasselbe bezeichnete wie *coniuncula*, läßt sich die Setzung des abweichenden Plurals hier leicht damit erklären, daß Hornriemen am vorzugsweise gebräuchlichen Doppeljoch stets paarig auftreten: "Beim

lassen, wird man geneigt sein, einem *fō*-Stamm den Vorzug zu geben. Dem Ansatz des Nom. Sgl. als *þīstra*¹⁾, d.h. der Zugrundelegung eines masc. *n*-Stammes, widerspricht entschieden die Wortbildung.

Die etymologische Bedeutung von *þīster** < **tens-trā* (**tens-tro-n*) ist "Mittel, Instrument zum Ziehen". Diese "ursprüngliche" Bedeutung kann für die historische des ae. Wortes naturgemäß nur wenig aussagen; Wörter, deren etymologische Bedeutung als "Mittel zum Ziehen" erschließbar ist, können Riemen, Seile, Stricke etc. verschiedenster spezieller Verwendungszwecke wie natürlich auch Riemen, Seile etc. schlechthin bezeichnen²⁾. Aufschlüsse darüber, was in ae. Zeit mit *þīster** bezeichnet wurde, kann nur das Lemma geben, zu dessen Glossierung es verwendet wurde, und das auch nur unter der Voraussetzung, daß der Glossator sachkundig genug war zu wissen, was genau lat. *coniuncta* und ae. *þīster** meinten. Sieht man in der Glossierung durch *þīster** eine exakte Wiedergabe des Lemmas, bezeichnet es gleich *coniuncta* einen Riemen am Joch, vermutlich den Hornriemen, wofern bei den Ags. Horn- oder Stirnjoch³⁾ in Gebrauch waren⁴⁾.

Doppeljoch sind zwei Hornriemen notwendig, da es an jedes Tier einzeln mit dem Hornriemen gebunden wird" (Mörgeli, a. a. O., p. 104).

Bemerkenswert ist, daß im gleichen Glossar, in dem WW 106,13 steht, lat. *umerus* Sgl. durch *eaxla* Pl. glossiert wird: WW 158,2: *Humerus, eaxla*; der so benannte Körperteil tritt ja auch stets paarig auf. [Toller, *Supplement*, s. v. *eaxel*, möchte übrigens für *eaxla* *eaxle* lesen, um über ein schw. Fem. Lemma und Glosse zur Kongruenz zu bringen.]

Paariges Auftreten des durch **coniu(n)gula* bezeichneten Riemens am Joch läßt sich vielleicht auch an pluralischem *coniuglae*, ζευκτήρες CGL III 443, 30 ablesen.

¹⁾ So Bosworth-Toller, Hall und Holthausen.

²⁾ Man vgl. z. B. die divergierenden Bedeutungen der auf germ. **tuyila-*, als *nomen instrumenti* zur Wurzel **deuk-* ursprünglich gleichfalls "Mittel zum Ziehen", zurückgehenden einzelsprachlichen Wörter, etwa die Bedeutung von nhd. *Zügel* mit der von aisl. *tygill* "string, strap, thong, esp. of the strap with which a cloak was fastened round the neck" (Cleasby-Vigfusson-Craigie, *An Icelandic-English Dictionary*, Oxford 1957²).

³⁾ Terminologie nach Mörgeli, a. a. O., p. 5: "Ich unterscheide . . . zwischen Horn- und Stirnjoch, indem Hornjoch das hinter den Hörnern, Stirnjoch das vor den Hörnern aufgelegte Joch bezeichnet. Beide Jocharten werden mit Riemen an den Hörnern festgebunden."

⁴⁾ Über Realien dieser Art in ae. Zeit ist nur wenig in Erfahrung zu

Als Ergebnis vorliegender Untersuchung läßt sich zusammenfassen: Ae. *þīster** "Jochriemen", möglicherweise näher bestimmbar als "Hornriemen", vermutlich *fō.*, das in den beiden Formen *þīstra* WW 214,21 und *þristra* (fehlerhaft) WW 106,13 überliefert ist, gehört zum ältesten, idg. Bestand des ae. Wortschatzes. Meritts infolge Verkennung des lat. Lemmas *coniuncla* auf dessen Emendation zu *coniuola* basierende Deutung von *þ(r)istra* als zu *þistre* "dunkel; Dunkelheit" gehörig ist abwegig. Man verbannte ein kostbares Relikt altererbten Wortguts aus den Wörterbüchern des Ae., wenn man ihr folgend *þīstra*, Flexionsform von *þīster**, als Phantomwort in das Reich der Fabel verwies.

HEIDELBERG

HANS SCHABRAM

bringen. Der Artikel "Joch" in Hoops' *Reallexikon*, Bd. 2, p. 614, ist in seiner Dürftigkeit einmalig; sein Verfasser, A. Luschin v. Ebengreuth, weiß über das Joch in altgerm. Zeit nur einen in einer oberflächlichen Definition bestehenden Satz zu sagen. Nach Hoops, a. a. O. Bd. 1, p. 25 ("Ackerbau", § 33) wurde im Frühmittelalter in der Südgermania der Pflug "von einem oder zwei Gespann Ochsen mit dem Joch . . . auf der Stirn gezogen". Daraus erhellt, daß Horn- oder Stirnjochs verwendet wurden. Nichts über das Joch in Altengland bieten die einschlägigen Monographien: C. Brasch, *Die Namen der Werkzeuge im Ae.*, Diss. Kiel, Leipzig 1910; L. Graf, *Landwirtschaftliches im ae. Wortschatz*, Diss. Breslau 1909.

GOETHE, CARLYLE, AND THE OPEN SECRET

The phrase "open secret" is easy to define but difficult to account for historically. The *NED* lists no appearance before 1870 and gives no etymology, and other dictionaries of English are equally unsatisfactory. Burton Stevenson's *Home Book of Quotations* and his *Home Book of Proverbs, Maxims and Familiar Phrases* assert, surprisingly, that it is a quotation, derived from Calderon's *El secreto a voces* by way of Carlo Gozzi's *Il pubblico segreto*. But this explanation seems most unlikely. Calderon's popularity in England was never, except for *La vida es sueno*, of the phrasemaking sort; and *El secreto a voces*, a comedy of courtly intrigue written about 1640, was known in English, when it was known at all, as *The Loud Secret*¹⁾ or *The Secret in Words*.²⁾ Gozzi was hardly even a name to English audiences before Prokofiev made an opera of his *L'amore delle tre melarance*, and his word "pubblico" is not a probable parent of "open". Nevertheless, Stevenson is right, as far as he goes: "open secret" does come ultimately from seventeenth-century Spain. And the story of its peregrinations forms a footnote to the history of literature as well as to the history of language.

When Gozzi in 1769 rewrote *El secreto a voces* for the *Commedia del Arte*³⁾, he was not, it would seem, greatly concerned with problems of literary ownership. His *Memoirs* refer several times to the revision as his own play and make no men-

¹⁾ George Ticknor, *History of Spanish Literature*, New York, 1854, II, 397. The plot of *El secreto a voces* is summarized in Hedwig Hoffmann Rusack, *Gozzi in Germany*, New York, 1930, p. 38.

²⁾ Translation by Denis MacCarthy published in part in Charles Dudley Warner's *Library of the World's Best Literature*, New York, 1896, VI, 3075.

³⁾ Giovanni Battista Magrini, *I Tempi, La Vita e gli Scritti di Carlo Gozzi*, Benevento, 1883, p. 252.

tion of Calderon.¹⁾ He may not, indeed, have known the original at all: A. W. von Schlegel wrote in 1802 that "die Kritiker werfen dem Gozzi vor, er habe das Stück von einem älteren italiänischen Autor gestohlen" who had himself stolen it from Calderon.²⁾ But Gozzi knew very well what to do with his material. He simplified the plot, he transformed the characters into the stock figures of the *Commedia del Arte*,³⁾ and he changed the title. "Il pubblico segreto," he wrote, "è una contraddizione. Anche un titolo contraddizione muove la curiosità e chiama gente al teatro."⁴⁾

Among the audience in Gozzi's Venetian theater were certain German travellers who saw the *Commedia del Arte* as a welcome change from the patterns of French drama. In 1775 one of these travellers, G. E. Lessing, bought a set of Gozzi's collected works. In 1776 the *Gothaische Gelehrte Zeitung* announced the projected publication in five volumes of a German translation of Gozzi by F. A. C. Werthes.⁵⁾ The fourth volume of these *Theatralische Werke*, which were published between 1777 and 1779, contained a translation of *Il pubblico segreto* under the title of *Das öffentliche Geheimnis*.⁶⁾ This translation was produced, in a revised form by F. W. Gotter, at the Hoftheater in Gotha on September 13, 1779;⁷⁾ two years later Gotter published it as his own work, "nach Gozzi."⁸⁾ For half a century thereafter *Das öffentliche Geheimnis* – by Gotter, after Werthes, after Gozzi, after an older Italian author, after Calderon – was one of the most popular comedies on the German stage.⁹⁾

Goethe saw the play in Leipzig in 1781. On October 1 of that year he wrote to Charlotte von Stein: "In Leipzig hab

¹⁾ Carlo Gozzi, *Memoirs*, trans. by J. A. Symonds, London, 1890, II, 163, 226.

²⁾ A. W. von Schlegel, *Sämtliche Werke*, Leipzig, 1846, IX, 219.

³⁾ Rusack, pp. 37–38.

⁴⁾ Magrini, p. 248.

⁵⁾ Rusack, p. 27.

⁶⁾ *Allgemeine Encyclopädie*, Leipzig, 1862, LXXVI, 434.

⁷⁾ Rusack, p. 37.

⁸⁾ H. Breymann, *Die Calderon-Literatur*, Berlin, 1905, p. 92.

⁹⁾ Rusack, p. 41.

ich das Offenbare Geheimnis gesehen und mein Gewissen hat mich gewarnt."¹⁾ But he must surely have known of it long before. As early as October 25, 1777, he mentioned in his journal an evening of "Spiel und Vorlesen von Gozzi."²⁾ Some six weeks later, during a solitary journey on horseback through the Harz mountains, he composed his "Harzreise im Winter," the last stanza of which seems to show Gozzian influence:

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll-offenbar
Über der erstaunten Welt.³⁾

The phrase "geheimnisvoll-offenbar" clearly antedates, as the Grimms' *Deutsches Wörterbuch* points out, the publication of Gotter's play. It would also seem to antedate the publication of the fourth volume of Werthes's *Theatralische Werke*. Had Goethe remembered the title inaccurately from the 1776 announcement in the *Gothaische Gelehrte Zeitung*? Or was this phrase an echo of his own translation, improvised during "Spiel und Vorlesen"? Whatever the route, Gozzi's paradoxical title found its way deep into Goethe's mind and stayed there: the *Deutsches Wörterbuch* quotes a dozen passages, ranging from 1777 to 1832, in which Goethe writes of an "öffentliches" or an "offenbares Geheimnis." But he did not use the phrase as a mere paradox; rather, as the *Deutsches Wörterbuch* says, "er brauchte es . . . in tieferem, tiefstem, sinne, von geheimnissen der natur, kunst und geisteswelt, die offen am tage liegen, offen ausgesprochen sind und doch meist geheim und dunkel bleiben, weil sie nur das eingeweihte auge sieht." Gozzi's phrase was intended to arouse curiosity, Goethe's to awaken wonder and worship.⁴⁾

¹⁾ *Goethes Werke* (herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen), Weimar, 1889, *Briefe*, V, 199.

²⁾ Quoted in Rusack, p. 45.

³⁾ *Goethes Werke*, Hamburg, 1948, I, 52, 441.

⁴⁾ It is perhaps significant that while "öffentliches Geheimnis" is as common in German as "open secret" is in English Gozzi's title seems to have made no place for itself in Italian. In 1749, according to F. Altieri's *Dizionario Italiano ed Inglese*, neither the phrase nor the concept was in existence, but Tommaseo's *Dizionario della Lingua Italiana*, edition of 1929, gives for this meaning only "segreto d'ognuno" and "segreto della comunità," and

It was this deeper sense that came to England. Carlyle, translating *Wilhelm Meisters Wanderjahre* in 1826, rendered "das öffentliche Geheimnis" as "the open secret": "... now he united in his inmost perceptions with his new friend; and learned, susceptible as he was, to look at the Earth with that friend's eyes; and while Nature unfolded the open secret of her beauty, he could not but feel an irresistible attraction towards Art, as towards her most fit expositor."¹) To Carlyle, as to Goethe, the phrase was both significant and memorable. He used it repeatedly in his own writings, always in quotation marks, usually with at least indirect reference to Goethe, and often with explicit statement of its mystical meaning. In 1828, in the essay "Goethe," he employed it to express his belief in the essential goodness and beauty of life: "... the poet's eyes are opened: he sees the changes of many-colored existence, and sees the loveliness and deep purport which lies hidden under the very meanest of them; hidden to the vulgar sight, but clear to the poet's; because the 'open secret' is no longer a secret to him, and he knows that the Universe is *full* of goodness; that whatever has being has beauty." In 1832, in his "Death of Goethe," he made it the center of a prose-hymn to poetry: "The true Poet is ever as of old, the Seer; whose eye has been gifted to discern the godlike Mystery of God's Universe, and decipher some new lines of its celestial writing; we can still call him a *Vater* and Seer; for he *sees* into this greatest of secrets, 'the open secret'; hidden things become clear; how the Future (both resting on Eternity) is but another phasis of the Present: thereby are his words in very truth prophetic; what he has spoken shall be done." Even more consciously and consistently than Goethe, Carlyle used "the open secret" as an article of belief.

From the writings of Carlyle then, it would seem, this phrase, like so many others, found its way into English. In

modern Italian-English dictionaries translate "open secret" with the colloquial "segreto di Pulcinella." Was this last a phrase of the *Commedia del Arte* and thus older as well as bolder than Gozzi's title?

¹) Chapter XIII. This translation, published in 1827, marks the first appearance of the phrase in Carlyle's published works and, presumably, its first appearance in English.

1833 it was transported, literally, to America. Ralph Waldo Emerson, fresh from his visit to Carlyle at Craigenputtock, wrote in his shipboard journal: "... moral perfection ... is the 'open secret' of the universe."¹) By the end of the nineteenth century the phrase had lost its quotation marks and passed comfortably into the language. But, as the *NED*'s illustrative sentence demonstrates – "The mystery was now an open secret" – it had also lost both paradox and mystery.²) Perhaps these connotations would have been retained if lexicographers had known that it not only had called people to the theaters of the Commedia del Arte but also had served as one of the watchwords of transcendentalism.

RUTGERS UNIVERSITY
NEW BRUNSWICK, N. J.

JOSEPH SLATER

¹) Ralph Waldo Emerson, *Journals*, Boston, 1910, III, 209.

²) That the Goethean sense of the phrase survived longer in New England than elsewhere is suggested by the title of a book by James Thompson Bixby, *The Open Secret: a Study of Life's Deeper Forces*, which was published in Boston in 1912 by the American Unitarian Association.

BUCHBESPRECHUNGEN

Einar Haugen, *Bilingualism in the Americas: a Bibliography and Research Guide*. [Publication of the American Dialect Society, number 26.] University (Alabama): University of Alabama Press, 1956. 159 S., \$ 3.50.

Das Forschungsgebiet der Zweisprachigkeit sollte für Sprachwissenschaftler besondere Anziehungskraft haben. In der Tat haben Sprachforscher von jeher gern Seitenblicke auf das Problem geworfen. Aber erst in letzter Zeit ist es ernsthaft in Angriff genommen worden und in den Vordergrund sprachwissenschaftlicher Forschung gerückt.

Von neueren Werken theoretischer Art, die den Fragenkreis umfassend darstellen, dürfte das wichtigste das von Weinreich sein¹⁾, welches grundsätzliche Fragen mit besonderem Nachdruck auf die gegenseitige Beeinflussung der beiden Sprachgebäude behandelt. Haugen stützt sich dankbar auf dieses Werk und verweist darauf für das Schrifttum über Zweisprachigkeit ausserhalb Amerikas. Auch Arsenians umfassende Arbeiten sind hier zu nennen²⁾. Arsenian ist Pädagoge und Psychologe, nicht Sprachwissenschaftler, und seine Darstellungen befriedigen den Sprachforscher nicht in jeder Beziehung. Aber er bringt viel nützlichen Stoff, berichtet über die vorausgehende Forschung in allen Einzelheiten und gibt eine besonnene Wertung theoretischer Fragen außer den pädagogischen Anwendungen, die auf eigenen Untersuchungen fußen. Dazu kommen Spezialstudien über einzelne zweisprachige Bevölkerungsgruppen wie die von Pap, Casagrande, Hall und Haugen selber³⁾. Letztere hat den Verfasser zu dem vorliegenden

¹⁾ Uriel Weinreich, *Languages in Contact; Findings and Problems*, Publications of the Linguistic Circle of New York, no. 1 (New York, 1953).

²⁾ Seth Arsenian, *Bilingualism and Mental Development; a Study of the Intelligence and the Social Background of Bilingual Children* (New York, 1937), id., "Bilingualism in the Post-War World", *Psychological Bulletin*, 42 (1945), 65–68.

³⁾ Leo Pap, *Portuguese-American Speech; an Outline of Speech Conditions among Portuguese Immigrants in New England and Elsewhere in the United States* (New York, 1949). Joseph B. Casagrande, "Comanche Linguistic Acculturation", *International Journal of American Linguistics*, 20 (1954), 140–151, 217–237, und 21 (1955), 8–25. Robert A. Hall, Jr., *Haitian Creole: Grammar, Texts, Vocabulary*, Memoirs of the American Folklore Society, 43 (Philadelphia, 1953). Einar Haugen, *The Norwegian Language in America; a Study in Bilingual Behavior*, 2 Bände (Philadelphia, 1953). Vgl. meine Anzeige, *Germanic Review*, 29 (1954), 307–313.

Forschungsbericht geführt. Vielleicht dürfen in diesem Zusammenhang meine eigenen eingehenden Beobachtungen über das gleichzeitige Lernen zweier Sprachen bei Kleinkindern erwähnt werden¹⁾.

Haugen beschränkt sich in der vorliegenden Arbeit auf Zweisprachigkeit in Amerika (im weiteren Sinne), wobei Nordamerika naturgemäß den Löwenanteil davonträgt, weil die Anzahl der Forschungen über Südamerika beschränkt ist. Die Studie zerfällt in zwei Hauptteile: den Forschungsbericht (15–124) und die alphabetisch geordnete Bibliographie (125–156). Letztere dient zugleich als Verzeichnis der Hauptstellen, an denen die betreffenden Werke benutzt sind. Darauf folgt noch eine Liste von Fachausdrücken (157), welche auch als knapper Sachweiser dient, und ein Verzeichnis der behandelten Sprachen (158f.). Die Bibliographie ist nicht, wie der Titel vermuten lassen könnte, der Hauptzweck. Sie steht im Dienste des Forschungsberichts, der alle Probleme der Zweisprachigkeit mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt.

Nach einleitenden Ausführungen über das Problem der Zweisprachigkeit im allgemeinen (Kap. 1) behandelt Kap. 2 die vier Haupttypen amerikanischer Sprachen, für welche Zweisprachigkeit eine Rolle gespielt hat, mit je einem Beispiel, für welches gründliche Forschungen vorliegen: Eingeborenensprachen (Komantsche), Kolonialsprachen (Spanisch), Einwanderersprache (Norwegisch), Kreolisch (Haiti). Von dort wendet sich die Darstellung zu grundsätzlicher Behandlung der Einzelfragen der Zweisprachigkeit in drei Kapiteln: Sprachberührung – Der zweisprachige Einzelmensch – Die zweisprachige Gemeinschaft. Ein kürzeres Kapitel über sprachwissenschaftliche und nichtsprachwissenschaftliche Forschungsmethoden und über Stand und Fortschritte der jüngsten Untersuchungen beschließt die systematische Darstellung. Überall wird die Notwendigkeit der Zusammenarbeit zwischen Sprachwissenschaft, Soziologie, Psychologie und Pädagogik betont, das Erarbeitete dargelegt und auf das noch zu Leistende hingewiesen. Der Verfasser ist in der Strukturanalyse der jüngeren amerikanischen Sprachwissenschaft wohlbewandert. Mancher Leser wird mit Beruhigung vermerken, daß er hier keinen Gebrauch von der hochentwickelten esoterischen Terminologie dieser Schule macht. Der Text ist überall leicht lesbar, denn Ausdrücke wie "Phonem" und "Morphem" gehören nachgerade zum festen Bestand der internationalen Sprachwissenschaft.

Die Bibliographie ist mit großem Fleiß unter Benutzung aller möglichen Hilfsmittel zusammengestellt, und der Verfasser hat sich nicht mit der Titelsammlung begnügt, sondern die meisten Veröffentlichungen selbst eingesehen und ausgebeutet. Er hat keine Mühe gescheut, auch entlegene Bücher heranzuschaffen, und angemerkt, welche ihm nicht erreichbar waren²⁾. Vollständigkeit wird nicht beansprucht, ist aber für sprachwissenschaftliche

¹⁾ Werner F. Leopold, *Speech Development of a Bilingual Child; a Linguist's Record*, 4 Bände (Evanston, Illinois, 1939–49).

²⁾ Rodolfo Lenz, *El Papiamento* (Santiago, Chile, 1928) hätte er von der Bibliothek der Northwestern University, nahe seinem Wirkungsort Madison (Wisconsin), ausleihen können.

Beiträge angestrebt worden. Ich vermisze nur wenige Titel, die sich auf Amerika beziehen¹⁾:

Ernst Behrend, "My Struggle with the Dictionary", *American-German Review*, 8 (no. 4) (April 1942), 13f., 39.

Ernest Dimnet, *My Old World* (New York, 1935).

Leo Spitzer, "Erlebnisse mit der Adoptiv-Muttersprache", *Die Wandlung* 3 (1948), 167–171.

Diese Studien, besonders die des Sprachforschers Spitzer, sind beachtenswerte Beiträge zur Selbstbeobachtung Zweisprachiger in Amerika; Haugen widmet diesem Thema einen eigenen Paragraphen (4.1).

Außer dem Buch von Agard und Dunkel, welches angeführt und benutzt ist, sollte auch der zweite Band dieses Werkes: Harold B. Dunkel, *Second-Language Learning* (Boston, [1949]) herangezogen werden, welcher prinzipielle Fragen erörtert und Kinderzweisprachigkeit zumindest streift. Alle diese Titel fehlen auch bei Weinreich. Außerdem erschien, ein paar Monate bevor Haugen sein Manuskript abschloß, die Behandlung grundsätzlicher Probleme von William F. Mackey, "Toward a Redefinition of Bilingualism", *Journal of the Canadian Linguistic Association* 2 (1956), 4–11.

Haugen beschränkt sich auf Amerika und überläßt im wesentlichen die weltweite Zweisprachigkeit dem umfassenderen Buch Weinreichs, welches 658 Titel verzeichnet. Da sich zukünftige Forscher in erster Linie auf Weinreichs und Haugens Werke stützen werden, möchte ich wenigstens zwei Titel nachtragen, die bei Weinreich fehlen²⁾:

A. Meillet, "Sur le bilinguisme", *Journal de Psychologie*, 30 (1937), 167–171.

Lilian Moreland, *A Select Bibliography on Bilingualism* ([Cape Town], 1948).

Mit den Büchern von Weinreich und Haugen ist die Erforschung der Zweisprachigkeit auf eine feste Grundlage gestellt. Beide sind für zukünftige Forscher auf diesem Gebiet unentbehrlich.

NORTHWESTERN UNIVERSITY

WERNER F. LEOPOLD

¹⁾ Sie sind gewiß nicht absichtlich übergangen, denn Haugen verzeichnet und verwertet gewissenhaft sogar pädagogische Artikel von geringem Wert, z. B. einen, der Zweisprachigkeit als Hemmnis im Unterricht anderen Sprachfehlern wie Stottern und Lispeln verständnislos an die Seite stellt!

²⁾ Ich hatte beabsichtigt, künftigen Forschern zu dienen, indem ich aus meinem bibliographischen Zettelkasten alle Titel nachtrug, die bei Haugen und Weinreich fehlen. Es erwies sich aber, daß es für eine Buchbesprechung zu viele sind. Die Bibliographien des *Indogermanischen Jahrbuchs*, seit Band 27 (1948) mit einer gesonderten Rubrik (G3) "Zweisprachigkeit", führen weiter. Einige zusätzliche Titel finden sich bei Robert A. Hall, Jr., "Bilingualism and Applied Linguistics", *Zeitschrift für Phonetik*, 6 (1952), 13–30.

Karl Horst Schmidt, *Die Komposition in gallischen Personennamen*. (Sonderabdruck aus ZcPh 26, Heft 1–4). Tübingen 1957 (Max Niemeyer). V+268 S. (S. 33–301). Kart. 30.— DM.

Das Schwergewicht dieser tüchtigen und bedeutsamen Arbeit liegt in der Sammlung der komponierten gallischen Personen-, Götter- und Völkernamen, die im "Index" (S. 104–301) sowohl unter ihrem ersten wie auch dem zweiten und eventuell dritten Namenbestandteil vorgeführt und soweit möglich etymologisch gedeutet werden. Wenigstens für die Komposita haben wir damit eine längst nötige Neubearbeitung des immerhin umfangreichen Materials, das im "Alt-Celtischen Sprachschatz" von A. Holder (Leipzig 1896ff.) in doch recht unzulänglicher Weise zusammengestellt ist, insbesondere ohne die nötige Abgrenzung zwischen überlieferten und erschlossenen Formen, zwischen gallischem und inselkeltischem Sprachgut. Unter diesen Umständen ist es von großer Bedeutung, daß der Vf. der vorliegenden Arbeit die inschriftlichen Zeugnisse unabhängig von Holder aus den Indices des Corpus Inscriptionum Latinarum, aus dessen späteren Ergänzungen und aus den Verzeichnissen von Töpferstempeln und Münzen zusammengetragen hat. Die Belege sind jeweils unter dem ersten Glied gegeben, eine einheitliche Regelung, die wohl unumgänglich war, aber freilich bewirkt, daß man für die zahlreichen Komposita mit *Ad-*, *Ate-*, *Con-* u. dgl., deren zweiter Bestandteil weit mehr interessiert als die Präposition, die Belege unter dieser suchen muß. Bei häufigeren Namen wird in der Regel auf den Thesaurus Linguae Latinae, manchmal auch auf Holder verwiesen, unter Hinzufügung etwaigen neuen Materials. Leider wird nur gelegentlich auf das Vorkommen der Namenglieder in einstämmigen Namen aufmerksam gemacht.

Außer den vormerowingischen Namen der Festlandkelten sind auch die bei alten Schriftstellern und im zweiten Band des CIL bezeugten Namen aus Britannien behandelt, weil bei ihnen mit gallischem Einfluß zu rechnen ist; dagegen wird das inselkeltische Material der Ogam-Inschriften und der Inscriptiones Britanniae Christianae nur dann und wann zum Vergleich herangezogen.

Dem Index geht ein kürzerer systematischer Teil voraus, in dem die grundlegenden Fragen besprochen und die Beobachtungen gesammelt werden, die sich aus dem Material ergeben ("Abgrenzungen" 49–55, "Kompositionslehre" 55–90, "Lautliches und Flexivisches" 90–103).

Eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben bei der Zusammenstellung des gallischen Namengutes ist die Aussonderung des Nichtgallischen. Der Vf. stellt für die Erkennung gallischer Namelemente eine Reihe methodischer Gesichtspunkte auf (S. 54): keltische Etymologie, Vorkommen außerhalb der fremden Einflüssen unterliegenden "Kontaktzonen", strukturelle Übereinstimmung mit dem Gallischen, Fehlen in den anderen Sprachen. Zu dem als wichtigsten gewerteten ersten Gesichtspunkt wäre freilich zu sagen, daß bei Namen, die im gallischen Kerngebiet fehlen, auch eine gute Erklärungsmöglichkeit aus dem Inselkeltischen für sich allein nicht ein etymologisch gleiches oder zufällig gleichlautendes Wort aus einer verwandten Sprache ausschließt, vgl. z. B. über *eni-* S. 206ff., *gaiso-* 214, *-lamus*

228, Τρι-βαλλοί und *Tri-ulatti* 281f. usw. *Dio-*, *-māros*, *-māra*, *-μαρτος* u.a. sind auch thrakisch (s. Detschew, Die thrakischen Sprachreste, S. 126. 289), *avi-*, *bil(i)-*, *magu-*, *ūro-*, *vidu-* auch germanisch, s. Corolla Linguistica 209f.; *catu-* auch venetisch (*katusiavios* PID 152) und thrakisch (Κατομαρος, Μαρυκατος Detschew 235), und germanisches **χαβυ-* wird im Lateinischen ebenso geschrieben (*Catualda*, *Catumērus*); *-senus* trifft mit thrak. *-senus* = -ζενης zusammen (*Bazosenus*, *Mucasenus* Detschew 40. 313). – Hinzufügen ließe sich als weiteres und oft stillschweigend angewandtes Kriterium die häufige Verbindung eines Namengliedes mit anderen schon als gallisch erkannten. Ihretwegen gelten ja viele nicht aus dem Inselkeltischen erklärbare Namen-elemente als gallisch, z. B. *iblio-* 224f., *illio-* 225, *nitio-* 249.

Viele der von Holder angeführten Namen sind längst als nichtkeltisch erkannt; zum Teil hat er die Zuweisung zum Keltischen selber in den Nachträgen zurückgenommen. Schmidt läßt die von anderen bereits angezeigten klaren Fälle mit Recht ganz weg, bei vielen weiteren weist er auf den fremden Ursprung hin (sie wären dann besser eingeklammert worden). Manchmal wäre dabei größere Bestimmtheit am Platz, besonders bei den offensichtlich iberischen Namen oder bei den thrakischen auf *-centius*, *-centhus* (170). *Parasenus* (254) ist eher thrakisch als illyrisch, vgl. thr. Πάρας und *Mucasenus* = Μουκαζενις. *Vindemialis* ("unklar" 243) ist eine lat. Adjektivbildung zu *vīndēmia*. *Sosimilos* (243. 271), das der Vf. zweifelnd als gallisch ansieht, ist natürlich iberisch, aus *Sosin-* (z. B. *Sosin-aden*) und *-bilos* (z. B. *Bilos-*, *Bilus-tibas*), mit dem iberischen Übergang von *nb* in *m*. Falsch zerlegt sind auch die iberischen Namen *Tannegisceris*, *Tannegadinia* (275), deren zweite Glieder in *Iscer-adin* zusammentreffen, und *Bastogaunini* (144; vgl. *Galduri-aunin* u.a.); das *-g-* ist dabei vielleicht ein Übergangslaut zwischen Vokalen. Überhaupt kann die Auflösung undurchsichtiger Namen leicht zu Irrtümern führen; z. B. wird aus dem Namen der kamunnischen Göttin *Alantedoba* (120) statt *-doba* vielleicht eher *-edoba* herauszulösen sein, vgl. *Edobola silva* in der Dordogne. *Sude-centzus* und *Sude-cronis* (274) machen nur durch die Zerlegung einen ungallischen Eindruck (der vom Vf. nicht erwähnte Anklang an thrak. Σουδείκενθος, Detschew 468, ist trügerisch): vielmehr **Su-dekentios*, vgl. den Stamm der Δεκέντιοι in Pannonien bei Steph. Byz., wozu mit Tiefstufe *-nt-* der Stammesname Δεκάνται in Schottland, *Arx Decantorum* in Wales sowie Ogam *Maḡi-deccēddas* < **-dekentos* (PN im Gen.; vgl. J. Pokorny, Münchener Studien 7, 1955, 58). *Sudecronis* ist wohl Schreibversehen für gut gallisches **Su-derconis* Gen., vgl. *Dercon*, *Derco-iedus*, *-mognus*. Zu *Derco-iedus*, das der Vf. zu Unrecht nicht für ein Kompositum hält (192), stellt sich übrigens *Iedussius* CIL 13,4137. – Nicht recht verständlich ist die Zurückweisung gallischen Ursprungs für *Verginia*, *Verginilla* (218 mit Fußn. 3; 291): man würde darin doch keine Ableitung von einem **Ver-genos* sehen, sondern von dem S. 292 behandelten *vergo-*; vgl. noch *Vergilius*.

Auf ältere Arbeiten Pokorny's gestützt wird mancher Name aus den keltischen Kerngebieten als "illyrisch" aufgefaßt, z. B. der des britannischen Königs *Pra-su-tagus* (256); aber *pra-* und *su-* scheinen in illyrischen Namen nicht vorzukommen, *tago-* in zwei nur möglicherweise illyrischen Namen aus

Apulien (Krahe, Die Sprache der Illyrier I 59), und so spricht Pokorny im Idg. Etym. Wb. 1055 nur noch von einem "vorkelt. idg. Lehnwort". Auch die einheitliche Marke "illyrisch", "westillyrisch" für Namen aus den Alpenländern, die im illyrischen Kerngebiet nicht belegt sind, ist nicht empfehlenswert. Das gilt z. B. für das weder gallische noch illyrische *Vela-*, *Vila-* (287 f.).

Schließlich sind auch unter den zweifellos keltischen Namen der Sammlung gewiß manche nicht "gallisch", sondern die aus Britannien wohl zum größten Teil inselkeltisch (wenn auch noch ohne die später einsetzenden lautlichen Veränderungen), die von der Pyrenäenhalbinsel unter Umständen keltiberisch.

Besonderes Augenmerk schenkt der Vf. den Mischbildungen, die er S. 49 f. in eine Anzahl von Typen aufgliedert (hybride Komposita, gallische Namen in fremder und nichtgallische in gallischer Lautform, Lehnübersetzungen, volksetymologische Angleichungen fremder Namen, gallische Namen mit fremden Suffixen, d. h. hauptsächlich Deklinationsendungen, und Komposita aus gallischen Einzelgliedern, die aber zur gallischen Kompositionsweise in Widerspruch stehen) und mit Beispielen aus den "Kontaktzonen" mit dem Iberischen, Illyrischen und Venetischen, Germanischen, Lateinischen, Griechischen belegt (50–54). Die Möglichkeit von Mischbildungen zwischen verschiedenen keltischen Sprachen, z. B. Gallisch und Inselkeltisch oder Keltiberisch, zieht der Vf. nicht in Betracht. Der lateinische Einfluß ist wohl überschätzt. So klar er uns in Ortsnamen wie *Augustodūnum*, *Caesarobriga*, *Iuliobriga* entgegentritt – bei den Personennamen sind die meisten Beispiele zweifelhaft. Den in *Attio-rix* steckenden PN *Attius* kann man kaum als ausgesprochen lateinisch bezeichnen; diese Ableitung vom Lallwort *atta* war im Gallischen ebensogut möglich wie etwa im Lepontischen (*Atios* PID 308) und Illyrischen (*Attienus* CIL 3,10946). Bei *Auci-rix*, zu lat. (?) *Aucius*, fällt die Kompositionsfuge auf. *Aucto-mārus* wird aus *Avecto*-synkopiert sein. *Biborix* darf man keinesfalls zu lat. *bibere*, *Bibulus* stellen, vielmehr als **Bīvorix* zu **Bīvō* (lep. *Piūonei* Dat.) und *Bī(v)oknō* S. 149. Sogar bei dem scheinbar evidenten *Iuliomarus* kommt ebensogut *Ivlio* = *Iblio*- in Betracht. Auch das häufige *i* statt *o* in der Kompositionsfuge ist kaum aus dem Lateinischen zu erklären, schon gar nicht in den besonders zahlreichen Fällen vor *r*, wie *Camuli-rix*; es deutet eher auf Schwächung der unbetonten Binnenvokale, vgl. die häufige Synkope (besonders wieder vor *r*! S. 92), dazu umgekehrte Fälle wie Βρογορις für *Brogirix*, *Venocarus* neben *Venicarus*, und überhaupt das Eintreten von *o* für andere Fugenvokale (S. 91). Ferner können *messi*- 240, *ressi*- 258 Stämme auf *-ti*- sein, die neben denen auf *-tu*- standen.

In der "Kompositionslehre" (55–90) werden die Namen nach den Zusammensetzungstypen geordnet, wodurch auf viele Erscheinungen Licht fällt. Fraglich ist mir jedoch die (unnötige) Annahme eines im Keltischen nicht belegten Substantivs **genos* "Geschlecht" für *Adgen(i)us*, *Congenius*, *Vogenus*, *Enigenus* (56–58). Auch der Versuch, Adjektiva im ersten Glied durch abstrakte Substantiva zu "übersetzen" (59¹), wird kaum das Richtige treffen: *Senorix* und *Ioincorix* bedeuten gewiß nicht "reich an Alter bzw. Jugend", sondern etwa "über die Alten bzw. Jungen herrschend", *Ogrigenus*

nicht "Sohn der Kälte", sondern mit F. Sommer "in der Kälte, im Winter geboren". Außerdem überschätzt der Vf. den Anteil der sinnhaltigen Komposita im gallischen Namenschatz bei weitem. Dadurch ergeben sich viele unwahrscheinliche Deutungen, wo doch wohl mechanische Aneinanderreihung gebräuchlicher Namelemente nach Art von gr. Λυκό-σπατος "Wolf" + "Heer", ahd. *Swan-olf* "Schwan" + "Wolf" vorliegt; so bei *Soli-boduus* ("eine Schlachtkrähe seiend durch seine Augen" 271), *Advorix* ("die zum Unterkönig Gehörige" 56) und gar manchen anderen. Befremdlich ist auch *Cata-mocus* "Schlachtschwein" (168. 243); vielleicht handelt es sich um eine der häufigen c-Schreibungen für g, also um die Ausgangsform *-mogos von *mogeto-* und (*Ro*)-*mogillus*.

In der Kompositionslehre hätte noch die Fähigkeit des Gallischen hervorgehoben werden sollen, Substantive im Hinterglied für PN von abweichendem Geschlecht zu adaptieren, z. B. -*boduus* m. aus **boduā* f., -*toutos* m. aus **toutā* f., abrit. Ἀργεντόκοζος zu **koksā*. In der älteren germanischen Namengebung gibt es das nicht, weshalb ich *Märoboduus* und *Teutoboduus* trotz Schmidt (237 f. 277) nicht für germanisch halten kann, sondern für keltisierende Bildungen, s. Corolla Linguistica 202 f. Zwar kommt *māro-* im Gallischen sonst nur einmal als Vorderglied vor (*Marovirus* in Heidelberg!), aber auch germ. *mēro-* nur ganz vereinzelt (*Merobaudes*, *Merogaisus*, *Meroflidis*); außerdem hat das westgerm. Wort nicht nur in *Catumerus*, *Segimerus*, *Inguiomerus*, Χαρίόμηρος, Οὐκρόμηρος (überl. -μυρος), sondern noch bis ins 4. Jhd. ē, nicht ā, z. B. rheinfränk. *Merogaisus* und *Marcomeres*. Während nach Schmidt (237, Fußn.) der Markomanne *Marcomarus* im 2. Jhd. trotz seinem ā germanisch benannt sein soll, erkennt er S. 143 noch für das 3. Jhd. seinem und des Maroboduus Stammesgenossen Βαλλομάριος mit Recht einen gallischen Namen zu, obwohl *ballo-* nur noch in einem anderen PN, und wieder dem eines Germanen (des Erulers Ἀνδοννόβαλλος), auftritt.

Im Abschnitt über die Komposition findet sich auch ein Exkurs zum slavischen Namelement -*mēr* (77–80), das nach der gutbegründeten Meinung des Vf. sich von einigen Namen aus verbreitet hat, die in urslavischer Zeit aus dem Germanischen entlehnt wurden. Entsprechendes läßt sich wohl in noch weiterem Umfang für die baltische Namengebung annehmen, die so viele mit germanischen ganz oder fast gleichlautende Elemente aufweist. Die Umstände mögen ähnlich gewesen sein wie die, die auf der anderen Seite Germanen veranlaßten, sich keltische Namen zuzulegen (s. Corolla Linguistica 199 ff.).

Für die Grammatik des Gallischen wichtig ist das 4. Kapitel, das lautliche und flexivische Erscheinungen behandelt, und zwar getrennt nach denen, die durch die Komponierung hervorgerufen werden, und solchen, die unabhängig davon auftreten. Unter den mannigfachen Ergebnissen ist u. a. der Wandel von -*mr-*, -*mn-*, -*ml-* zu -*br-*, -*bn-*, -*bl-* (*Cobrunus*, *Cobnertus*, *Coblutoni*, S. 96–98. 177) bemerkenswert. Neben dem teilweisen Verklingen von intervokalischem *v* (99 f.) hätte wohl auch das ähnliche Schicksal des *g* Beachtung verdient. Dadurch erklären sich z. B. -*maino*: *Maginus*, *Maigeni*: *Magimar*, *Maiorix*: *Magiorix*, -*maeus*: -*magius* (vgl. noch die Schreibung

Eppamaigus 235); *Comboiomarus* (153. 178) gehört natürlich nicht zum Bojernamen, sondern steht für *Combogio-* und *Meliboëus* (242), falls gallisch, für *-bogios*; *-motus* (245 f.) könnte auf *-mogetus* beruhen. Weiteres bei M. L. Albertos, *Emérita* 24, 1956, 294 ff.

Da und dort findet sich eine Unstimmigkeit in der Zuweisung zu Flexionsklassen. So wird der Gen. *Andedunis* (95. 128) als *i*-Stamm betrachtet, während er zu dem keltischen Deklinationstyp auf *-ū*, *-ūnis* gehört (s. M. Falkner in "Frühgeschichte und Sprachwissenschaft", hsg. von W. Brandenstein, 39–54). Auch ein Gen. wie *Solibitis* oder Dative wie *Beladonni* und *Virotruti* erlauben nicht, auf *i*-Stämme zu schließen. Die Schreibung mit *u* legt es übrigens nahe, in diesem letzteren GN nicht eine immerhin auffällige Umformung des Wortes **toutā* zu suchen, sondern das auch keltische Abstraktsuffix *-tūt-*; also eine der lat. *Virtūs* entsprechende, aber vielleicht männliche Gottheit?

Zum Schluß seien noch einige Bemerkungen zu einzelnen Namen des Index gestattet. Erwähnung verdient unter manchen anderen guten Deutungen z. B. die Zerlegung von *vellauno-* in *ver-launo-* (288) und die Verbindung von Ἐποσό-γνατος mit *Epotso-rovidus* (210). Das zugrunde liegende **eposto-* könnte man als "Pferdestall" oder "Gestüt" mit ai. *go-sthá-* m. "Standort von Kühen", ahd. *awi-st* m. "Schafstall", anord. *nau-st* n. "Schiffshaus" in Parallele setzen. Im Inselkeltischen hat sich dasselbe **-sto-* u. a. in air. mbret. *ross* < **pro-sto-* erhalten (Pokorny, Idg. Et. Wb. 1005).

Das erste Glied von *Toutanno-rix* (280) hat schwerlich ein iberisches Suffix, sondern nur die in Aquitanien häufige Geminatio. Gall. **toutanos* könnte die Entsprechung von got. *þiudans* und ill. *Teutana* f. sein. Dasselbe Wort findet sich in dem spanischen ON *Tudanca* < **toutanica* (A. Tovar, *Cantabria preromana*, Madrid 1955, 31). – In *Catasextus* (167) "der sieben ist im Kampf" (!) ist ein verstümmeltes Kardinalzahlwort ebenso unglaublich wie bei *Ati-oxtus*; viel eher ein Verbaladjektiv, etwa von **seqʷ-* "folgen".

Nachzutragen ist der gallische GN *Oll-oudius* und der Gentilname *Vell-oudius*, die O. Szemerényi (Glotta 34, 1955, 279 f.) überzeugend mit germ. ill. *Aud-* verbunden hat. Zu dem GN *Degoveris* oder *-es* (189) wäre die hispanische Göttin *Degantia* zu vergleichen, zu *Suniduci* (198. 274) der PN *Sunducca* aus Aquitanien heranzuziehen (s. L. Weisgerber, *Ann. Hist. Ver. Niederrhein* 1954, 61), zu *Ouniorigi* (253) der Οὐνίγατος von S. 282 und weiter *Ounico* bei den Mediomatrikern, *Aneuno* und *Aneunico* in Genouilly.

HEIDELBERG

ANTON SCHERER

Ernst Schwarz, *Germanische Stammeskunde*, Germanische Bibliothek, Carl Winter, Heidelberg 1956. 248 Seiten und 24 Abbildungen. Broschiert 13.80 DM, gebunden 16.80.

Das Werk enthält eine Unsumme Stoff, geht auf sehr viele Fragen ein und fordert an tausend Stellen Kritik, im kleinen wie im großen. Eh ich auf die wichtigsten allgemeinen Fragen komme, will ich an Beispielen zeigen, wie

sehr es der Darstellung und Durcharbeitung im einzelnen an Sorgfalt und Stoffbeherrschung gebricht, und wähle dazu, dem Interessenkreis der Anglia entsprechend, den Abschnitt über die Nordseegermanen (S. 113–134), komme damit aber wenig über die erste Seite hinaus. Das erste Kapitel dieses Teiles handelt von den jütischen Stämmen (S. 113–117). Schwarz beginnt es mit der Nennung einiger dortiger Stämme, die er nicht zu den Nordseegermanen rechnet und schon früher behandelt hat, so daß er sich sofort in Widerspruch zur gewählten Überschrift setzt. Es sind die Kimbern, Teutonen, Ambronen und Wandalen. Er sagt, die Landschaftsnamen bewiesen, daß von diesen Reste zurückgeblieben sind. Er fügt gleich noch die Haruden hinzu und erörtert, wann sie aus ihrem 'Urgau' in Südwestnorwegen (Hordaland) nach Jütland gekommen sein mögen. Denn, so hören wir, 'da ja dieser Teil Norwegens schon von Pytheas besiedelt angetroffen worden ist', so wird dies die Urheimat der Haruden sein. Schwarz verweist auf S. 42, aber was er da über den Landstrich sagt, in den Pytheas gekommen sein mag, weist über Hordaland bis zu 500 km hinaus. Auch sagt der Grieche nicht, daß er Haruden, ja nicht einmal, daß er Germanen gesehen hat. Dies Argument ist deshalb nichtig. Nun erwähnt Schwarz selbst, daß das jütische Harudenland einst *Hord* geheißen hat. Dieser Name ist gleich dem deutschen *Hard* 'Waldland' und ist kaum vom Stammesnamen ableitbar, wohl aber dieser vom Landschaftsnamen, während altnorw. *Hordaland* doch wohl den Namen des Stammes voraussetzt. Hieraus folgt, daß *Hord* in Jütland eher als Urheimat der Haruden in Frage kommt als die norwegische Landschaft, zugleich jedoch, wegen der weiten Verbreitung von germ. **haruþ* 'Wald', daß dieser Völkerschaftsname leicht an mehreren Stellen hat entstehen können. Auch bei den Teutonen scheint der jütische Landschaftsname (altisl. *Þjóða*, altdän. *Thiuth*, jetzt *Thy*) der ältere zu sein, und bei den Ambronen sieht es, wegen des verbreiteten *Ambr-* in Flußnamen und des Inselnamens *Amrum*, ähnlich aus. Sollten die Wandalen, wie Schw. behauptet, aus *Vendsyssel* in Nordjütland gekommen sein, dann hätten wir wohl einen vierten solchen Fall (vgl. unten S. 437). Es ist unter den fünf von Schw. genannten Stämmen also nur einer, die Kimbern, bei denen der Name der Heimatlandschaft (*Himmerland*) nach unserer Kenntnis der sekundäre ist und damit den Stamm bezeugt. Schw. sagt allerdings *Thyland* (statt *Thy*) und nennt auf einer Karte S. 153 außer diesem auch *Vendelland* und *Hardland*. Da sind die abgeleiteten Landschaftsnamen, die er voraussetzen scheint, aber sie werden seine eigenen Geschöpfe sein. Jedoch auch wenn die Stammesnamen die älteren wären, so würden die Landschaftsnamen trotzdem nicht zu beweisen vermögen, daß Reste der Stämme zurückgeblieben sind, so wie Schw. behauptet. Die Landschaft kann den Namen wohl behalten, auch wenn alles abgewandert ist. Dazu braucht es nur ein paar Nachbarn.

Schw. fährt fort, Kimbernreste würden auch durch ihre Erwähnung im *Monumentum Ancyranum* gesichert. Ja, aber nicht in Himmerland, wie er es meint. In den Sätzen über die Haruden heißt es dann, diese seien 'bei der wandalischen Wandergenossenschaft' nicht genannt. Es muß die vermeinte erste, von Jütland ausgegangene Wanderung der Wandalen gemeint sein. Die aber ist überhaupt nirgends genannt. Kurz darauf erfahren wir, die

Haruden müßten schon vor 60 v. Chr. in Jütland gewesen sein, da im Jahre 58 neben Eudosen auch Haruden zu Ariovist gestoßen seien. Also, schließt Schw. darauf, sind nordjütische Stämme am Unternehmen Ariovists beteiligt gewesen. Bei diesem sind jedoch nicht *Eudoses*, sondern *Sedusii* bezeugt, und selbst wenn die ersten gemeint sind und aus Jütland kamen, beweist das für die Haruden nicht dieselbe Heimat. Kurz hernach rechnet Schw. selbst damit, daß diese letzten schon auf deutschem Boden saßen (ähnlich S. 162). Da er hier nun nicht einmal sagt, daß die Heimat der Eudosen in Jütland war, ja später auch für sie eine deutsche Zwischenstation erwägt (S. 162), so sind seine angeführten Schlüsse Unsinn.

Schw. sagt auf derselben Seite noch, die Sequaner hätten für 24000 Haruden Land abtreten müssen, und gibt so eine der ganz unzuverlässigen Zahlen Cäsars als bare Münze weiter. Ferner sagt er, unter Ariovist seien swebische und nordjütische Stämme im Begriff gewesen, einen 'Neustamm' zu bilden. Dies ist möglich, aber keineswegs sicher. Das norwegische Hordaland, heißt es weiter, liege 'in der Nähe von Hardanger und Bergen', und die Abbildung 11, auf die verwiesen wird, zeigt den Namen Haruden nördlich von diesen beiden in Sogn (am Sognefjord), außerhalb Hordalands. In Wirklichkeit ist Hardanger der alte Kern dieser Landschaft und auch Bergen liegt in ihr (nicht in ihrer Nähe).

Alles, was bisher ausgesetzt ist, steht auf einer einzigen, nicht einmal vollen Seite (113) oder in engem Zusammenhang mit ihr. Würde ich so den ganzen Abschnitt über die Nordsee germanen durchgehen, so brauchte ich, obschon er nur ein Zehntel des ganzen Textes füllt, an zwei Bogen der Zeitschrift. Aber die Seite hat wohl genügt, einige der schweren Mängel des Werkes klarzumachen. Es wimmelt von fehlerhaften Schlüssen, von falschen, schiefen und unklaren Angaben und vielerlei Flüchtigkeiten. Der Arbeit fehlt, außer dem festen Untergrund, nicht allein der letzte, sondern auch der vorletzte Schliff. Es muß immer schnell gehn bei Schwarz.

Im folgenden will ich nur noch auf einzelne wichtige Fragen eingehen. Schon mit der erwähnten Einordnung der nördlichsten jütischen Stämme ist eine solche gestreift. Schwarz greift sie S. 117 noch einmal auf. Er argumentiert da: 'da die Wandalen aus dem Norden Jütlands stammen und ihre Sprache dem Gotischen und damit dem Nordischen nahe steht, sind sie und ihre nächsten Verwandten, die Kimbern, Teutonen und Jüten, Nordgermanen gewesen', und fügt hinzu, nordgermanische Sprachspuren reichten noch weiter südwärts. Was er dafür beibringt, hilft ihm nicht. Denn das eine, die Inschrift des einen goldenen Horns von Gallehus, enthält nichts spezifisch Nordisches, während das andere, der Mannesname *Niuwila* auf einem Brakteaten, durchaus nicht sicher zu nordisch *niuji-* 'neu' gehört (vgl. den chamawischen Namen *Newio-gastus*). Außerdem kann sich die sprachliche Gruppierung dort oben – wenn überhaupt schon eine bestanden hat, die der späteren ähnlich war (vgl. unten) – in dem halben Jahrtausend, das zwischen der Abwanderung der genannten Stämme und den herangezogenen Inschriften liegt, erheblich verschoben haben, vor allem gerade im Gefolge dieser Wanderungen. Es ist aber auch kaum einmal wahrscheinlich, daß die Wandalen (oder Wandilier) aus Nordjütland gekommen sind. Das Verhält-

nis ihres Namens zum dortigen alten Landschaftsnamen *Vendel* (jetzt *Vendsyssel*) spricht zwar – wenn die beiden zusammengehören – dafür (vgl. oben S. 435), aber die Art der Berührungen zwischen den dortigen Funden und den vandalischen in Ostdeutschland ist, im Gegensatz zu dem, was Schw. hier zum zweiten Mal behauptet (S. 65), so, daß eine Wanderung in der umgekehrten Richtung wahrscheinlicher ist. Das hat die dänische Forschung gegenüber unserer längst betont (Joh.s Brøndsted, Danmarks Oldtid III 100. Vgl. Kuhn, Ztschr. f. d. Alt. 86, 13). Außerdem gibt es auch im schwedischen Uppland ein bedeutendes *Vendel*.

Schw.s Hauptargument ist jedoch die Stellung der vandalischen Sprache. Er drückt sich über sie in dem angeführten Satze anfangs vorsichtiger aus als ehemals. Dies bißchen hat meine Kritik im Anz. f. d. Alt. 66, 50 f. und in der Ztschr. f. d. Alt. 86, 13 erreicht. Aber der Schluß, auf den es ihm ankommt, ist unverändert: die Wandalen sind Nordgermanen. Nicht allein, weil sie angeblich aus Nordjütland stammen, sondern ebenso, weil sie ostgermanisch sprachen. Denn, so schließt er unentwegt, da die ostgermanische Sprache der Goten sich mit dem Nordgermanischen berührt, so ist sie ein Teil von diesem, und nicht nur das Gotische allein, sondern auch alle anderen Zweige des Ostgermanischen. So sind die Wandalen mit einem Sprung zu Nordgermanen geworden. Auf diese Art sind als solche auch die Sachsen nachweisbar. Denn da sich die englisch-schottische Mundart der Shetlandinseln mit dem Nordischen berührt, ist sie und mit ihr alle anderen englischen Dialekte, auch die sächsischen, nordgermanisch. Diese letzten sind jedoch zugleich auch fränkisch, da das Westfälische, ein Zweig des Niedersächsischen, sich mit dem Niederfränkischen berührt. Aus dieser Berührung folgt aber ebenso das Umgekehrte, daß die Franken Niedersachsen waren, so wie man aus den gotisch-nordischen Beziehungen, mit denen Schwarz begann, nach seinem Rezept nicht schlechter schließen kann, daß das Nordische ein Zweig des Gotischen ist. Diese Logik führt uns in ein Chaos.

Berührungen wie die, von denen Schw. da ausging, können viele andere Ursachen haben, etwa die Wirkung eines Substrats – so ist es auf den Shetlandinseln – oder Stammesmischung, oder auch bloßen nachbarlichen Austausch, wie in dem westfälisch-niederfränkischen Beispiel und wie Schw. es selbst von vermeinten langobardisch-nordseegermanischen Übereinstimmungen angenommen hat. Mindestens diese drei Möglichkeiten bestehen auch für die gotisch-nordischen Beziehungen. Daß der Schluß, den er aus ihnen zog, unhaltbar ist, habe ich schon in der Ztschr. f. d. Alt. 86, 8–16, ausführlich dargetan. Es kommt aber noch andres hinzu. Die sprachlichen Argumente, mit denen Schw. für die Gliederung der Germanen operiert, ruhn auf dem Glauben, daß die sprachliche Sonderstellung der Nordgermanen schon vor der römischen Eisenzeit ausgebildet gewesen ist, daß es schon da ein Nordisch im späteren Sinne gegeben hat. Ich habe dies sehr entschieden angegriffen, vor allem, weil sich im Norden und Westen Germaniens die Sprache noch bis in die Völkerwanderungszeit fast gleichartig fortentwickelt hat und weil auf der andern Seite die uns bekannte sprachliche Gliederung der Germanen durchweg derjenigen ethnischen entspricht, die die ständigen Verschiebungen und Mischungen der viele Jahrhunderte währenden Wander-

zeit hinterlassen haben, keineswegs aber der gänzlich anderen Ordnung vorher (vor allem Ztschr. f. d. Alt. 86, 47). Das Anglofriesische, das auf einer jungen Nachbarschaft beruht, ist hierfür ein gutes Beispiel, ebenso auf andre Art die Sachsen. Ihr alter sprachlicher Sonderbesitz, der erhalten blieb, ist so gering, daß wir von ihm her ihre beiden Hälften, in Deutschland und England, schwerlich als Teile eines Stammes erkennen würden. Schw.s Antwort auf alle diese schweren Einwände ist jetzt der lapidare Satz: 'Es spricht nichts dagegen und alles dafür, daß das Gotische eine nordgermanische Sprache ist' (S. 86).

In seinem Buche über Goten, Nordgermanen, Angelsachsen (1951) hatte Schw. die Zuweisung der Wandalen zu den Nordgermanen mit einer scharfen Kulturgrenze gestützt, die einmal in der Höhe von Aarhus Jütland durchschnitten haben soll, mit Nordseegermanen auf der einen Seite und Nordgermanen auf der andern. Damit fielen auch die Kimbern und Teutonen diesen zweiten zu. Diese Grenze ist eine pure Konstruktion, jedoch nicht aus Schw.s Werkstatt (vgl. Kuhn, Anz. f. d. Alt. 66, 50f.), und er hat sie nun schweigend aufgegeben. Für die Wandalen zieht er sich jetzt auf den genannten Schluß aus der Sprache zurück und hängt daran, kaum weniger kühn, auch noch die Kimbern und Teutonen: sie seien (mitsamt den Jüten) deren nächste Verwandte gewesen (vgl. oben).

Diese Behauptungen Schw.s stehn in einer Art System: alle Stämme, die in den ersten Jahrhunderten der großen Wanderungen nach Süden aufgebrochen sind, die Bastarnen und Skiren und die Elbgermanen allerdings ausgenommen, sollen Nordgermanen – im späteren Sinne – gewesen sein. Sie sollen aber auch allesamt ursprünglich um das Kattegat gesessen haben. Dies trifft, außer den nordjütischen Stämmen, sämtliche Ostgermanen. An diesen Thesen ist Schwarz offensichtlich sehr gelegen. Mit ihnen glaubt er etwas Ordnung, ja ein klein wenig Plan und Sinn in den Wirrwarr der Wanderungen zu bringen. Was Wunder, daß er die erörterten unhaltbaren Schlüsse nicht fallen läßt.

Die These, daß der Hauptteil der ersten großen germanischen Wanderungen aus den Landschaften am Kattegat gekommen ist, fußt auf Arbeiten des Prähistorikers Martin Jahn. Die Grundlage, die dieser hierfür in seinem Stoff gefunden zu haben glaubt, gehört jedoch erst späteren Jahrhunderten zu, so daß sein Ergebnis sehr anfechtbar ist. Es trifft auch nur wenige Stämme. Aber Schw. hat alles übernommen und spinnt es weiter aus. Dabei ist ihm das Kattegat so sehr angewachsen, daß es nun bis Bergen reicht, etwa das Dreifache über sich selbst hinaus (800 statt 200 km Länge). Denn auch Rogaland und Hordaland in Westnorwegen liegen jetzt im Kattegatraum (S. 108f.). Alle alten Wanderstämme, mit der schon oben genannten Ausnahme, sollen von ihm ausgegangen sein.

Dies Bild würde jedoch gestört, wenn es Wanderzüge gegeben hat, die nicht von Norden südwärts, sondern umgekehrt gegangen sind. 'Die Schwierigkeiten würden zu groß, da neben die Südwanderung noch eine Nordwanderung treten müßte', heißt es S. 109. Es ist Schw. geglückt, an seinem vervielfachten Kattegat für die meisten ostgermanischen Stämme einen Platz zu finden, und zwar zumeist mit Hilfe der Namen: Die Haruden stammten aus

Hordaland (vgl. oben), die Rugier aus Rogaland (S. 80), die Hasdingen aus dem Hallingdal (alt *Haddingiadalr*) in Ostnorwegen (67), die Goten aus Götaland (86), die Wandalen aus Vendsyssel (vgl. oben). Auch die Burgunder werden nach Westnorwegen gewiesen, da es dort an mehreren Stellen den Ortsnamen *Borgund* gibt (74f.). Dies alles würde vielleicht überzeugen, wenn nicht mancherlei im Wege stünde. Zum ersten bleiben die Lugier und Silinger draußen (vgl. S. 67). Zum zweiten sind die Namen *Goten* und *Göten* (germ. *u:au*) nicht so einfach als ablautend zu verkuppeln, wie oft gesagt wird (so auch Schw. S. 85). Seit solcher Ablaut entstand, waren in unserem Altertum schon Jahrtausende verstrichen. Seitdem konnte er nur noch analogisch nachgebildet werden, aber das scheint nur in begrenzten Gruppen getan zu sein. *Garut-* und *Gut-* sind schwierig anders zu verknüpfen als auf dem Umweg über das Verbum **geutan* (gießen) und sind deshalb schwerlich Varianten eines Namens. Zu ihrer Bedeutung sieh zuletzt Kuhn, Festschrift f. Jost Trier (1954), 417ff. Zum dritten gibt oder gab es ein *Borgund* in Norwegen zwar an mindestens 5 Orten, aber nur einer davon – eine kleine Insel – liegt im Gebiet des Überkattégats, alle übrigen noch weiter nördlich, und alle sind so unbedeutend, daß es mißlich ist, einen großen Stamm von ihrer einem herzuleiten.

Zum vierten, und dies ist der wichtigste Einwand, läßt die norwegische Siedlungsgeschichte, soweit sie bekannt ist, in dem Zeitraum, um den es geht, keinen Platz für die behaupteten großen Bevölkerungsabgaben. Die bekannte Klimaverschlechterung zu Anfang der Eisenzeit hat den weitaus größten Teil des Landes fast entvölkert, und sie hat auch in dem Rest, dem Küstensaum des Ost-, Süd- und Südwestlands, wenig mehr als einzelne kleine Siedlungskammern übrig gelassen. Länger als ein halbes Jahrtausend, mindestens bis weit in die römische Kaiserzeit hinein, hat Norwegen schwerlich Menschen in größeren Scharen abzugeben vermocht. Im Gegenteil, das starke Wachsen der Bevölkerung, das sich dann seit dem 3. und 4. Jahrhundert anzeigt, glaubt die Forschung des Landes kaum ohne eine Zuwanderung von Süden her erklären zu können, und die Funde stützen diese Annahme stark. Man hat sich deshalb dort oben längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, damals könnten Rugier und Haruden nach Rogaland und Hordaland eingewandert sein. Solche Züge von Süd nach Nord, gegen den großen Strom, sind auch nicht so verwunderlich, wie Schwarz es anzunehmen scheint. Gerade in Norwegen hat die Siedlung sich in den langen Jahrhunderten von der späteren Römerzeit bis hin zur Wikingzeit immer weiter nordwärts ausgedehnt, die großen Täler des Ostlands hinauf und an den endlosen Küsten bis nah ans Nordkap heran. Selbst die Völkerwanderungszeit hat da keine Stockung gebracht, und in der Wikingzeit hat sich diese Bewegung trotz des großen Bevölkerungsabstroms, der auf die Britischen Inseln ging, nach den Färöern, Island und Grönland fortgesetzt. Am besten zeigt Island, daß auch entlegene, rauhe und arme Länder, in denen niemand Beute erwartete, Menschen verlocken konnten, denen die Welt zu gehören schien. Einmal wurden wohl auch solche Männer die Kriegsfahrten leid und suchten Ruhe, irgendwo weitab. Aber auch Rückschläge oder drohende Gefahren konnten im Spiele sein. Die stärkste Bevölkerungszunahme fing in Norwegen nach

400 an, so daß sie mit den katastrophalen germanischen Landverlusten im Osten zusammenfällt. Auch der Haddingiadalr (Hallingdal), mit dessen Namen Schwarz die Urheimat der wandalischen Hasdinge verknüpft, ist bis ins 5. Jahrhundert nach Chr. fast fundleer. Von da sind die Hasdinge sicher nicht gekommen, und in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten auch schwerlich aus einer anderen ostnordischen Landschaft. Dagegen mag vorher, während des, 'Fimbulwinters', viel Volk aus Norwegen gewichen sein. Diese Bewegungen können wir jedoch noch nicht verfolgen. Es wäre besser, Schw. hätte es beim echten Kattegat bewenden lassen. Auch schon da gab es genug, das zweifelhaft ist.

Die Gewinnung Englands muß sich mit 2 ½ Seiten Text und 1 Seite Anmerkungen zufrieden geben (122–126). Die gute Hälfte davon nimmt die Frage nach der Herkunft der eingewanderten Stämme ein. Über das wichtige Problem, wie diese sich in England verteilten und vermischten, wird nur ein Teil von dem wiederholt, was bei Beda steht, verdeutlicht an einer entsprechend groben Skizze. Auch über den Hergang der Landgewinnung und Niederlassung wird nichts gesagt. Das gehört, heißt es nur (S. 125), nicht mehr in dies Buch. In ihm geht es, nach dem kurzen Vorwort, nur um die 'Stammeszeit'. Was diese ist, warum sie zwar bis zur Landung in England reicht, dann aber aus ist, wie etwa die dortige Niederlassung eine bis dahin geltende Stammesverfassung aufhob, bleibt ungesagt. Die Ansiedlung in der Fremde kann der Grund nicht sein, da Schw. das Schicksal vieler anderer Stämme über alle Stationen ihrer Wanderschaft verfolgt. Schwerlich auch die Form des staatlichen Lebens, denn von ihr ist uns noch lange nachher wenig bekannt, und vorher überhaupt nichts. Es ist auch kaum ein Grund, in ihr mit Neuerungen zu rechnen, die ein Recht zu dem Schritte geben, zumal sonst kein Stamm etwa deshalb ausgeschlossen ist, weil er einen König hatte oder annahm. Vor den gotischen Reichen, die sicherlich nicht konservativer waren, hat Schw. nicht halt gemacht. Wo hört der Stamm auf, Stamm zu sein?

Ja, was ist überhaupt ein germanischer Stamm? Schw. versucht keine Antwort darauf. Selbst die Frage wird nicht laut. Ein allgemeines Kapitel über die Stämme ist nicht da. Schon das Vorwort weiß nur von all dem, was die hundert einzelnen Stämme und die Stammesbünde angeht, und dann von der 'Stammeszeit'. Diese, heißt es, liegt vor dem Deutschen Reich, England und den skandinavischen Staaten. Vor allem aus dieser Notiz müssen wir zu ermitteln suchen, was Schw. unter einem Stamm versteht. Da er die deutschen Stämme des karolingischen Reichs und der späteren Zeit, mit denen wir diesen Namen doch am meisten verbinden, ausschließt, so nehme ich an, daß zum Stammesbegriff politische Unabhängigkeit gehören soll. Dafür spricht auch andres. Wir hören jedoch auf der andern Seite auch von Stämmen, die unter fremder, etwa römischer oder hunnischer Herrschaft standen. Sinnvoll wäre eine solche Beschränkung wohl auch nur, wenn wir über die Daseinsformen der ältesten Stämme einigermaßen im klaren wären und insbesondere wüßten, daß sie, wenigstens normal, staatliche Einheiten waren. Aber das Abwandern in mehreren Schüben, das hier und da erkennbar scheint, das häufige, vielleicht sogar fast regelmäßige Zurückbleiben von Stammesresten

in der alten Heimat und der oft bezeugte Zusammenschluß von Teilen mehrerer Stämme in einer Wandergruppe spricht nicht dafür, jedoch auch nicht strikt dagegen. Dunkel bleibt auch, wie es mit der rechtlichen, religiösen, sprachlichen und sonstigen kulturellen Eigenständigkeit der Stämme zu stehen pflegte, und ebenso, wie Schw. hierüber denkt. Worauf er kurz eingeht, ganz am Schluß, ist allein das Stammesbewußtsein (S. 218f.). Aber das ist ja sekundär.

Stammesnamen wie *Haruden* und *Amsiwarier*, die zunächst nur Ein- oder Anwohnernamen sind, lassen die Möglichkeit, daß alles eben Genannte fehlen konnte. Auf der andern Seite erscheinen Teile eines Stammes so oft getrennt, daß Einheit der Siedlung sicher nicht nötig war. Weiterhin weckt das häufige Verschwinden eines Stamms, wobei sich ein anderer an seine Stelle setzt, den Verdacht, daß es Stämme gab, die im Grunde nichts als herrschende Schichten waren, vielleicht nur einzelne starke Geschlechter oder Dynastien, die in bewegten Zeiten schnell zu wechseln vermochten, ohne daß sich anderes ändern mußte. Auf denselben Gedanken führt das überschnelle Anwachsen eines Stamms, das uns oft überrascht. Selbst reine Zweckverbände von kurzem Dasein sind vielleicht unter unseren Stämmen. Haben sie einen Namen, so rechnen wir sie dazu. Ein größerer Menschenhaufe unter einem gemeinsamen Namen, das scheint mir für den germanischen Stamm fast das einzig Feste. Wir durften kaum verlangen, daß der Band uns sagt, was ein Stamm ist, wohl aber, daß er diese erste Frage zum mindesten stellt. Das gehört doch wohl in eine Stammeskunde.

Ich habe den Eindruck, daß Schw. nicht einmal sich selbst hierüber Rechenschaft gegeben hat und daß dies Mitschuld an vielen der Unklarheiten, Unzulänglichkeiten und Widersprüche trägt, mit denen der Leser sich plagen muß. Ich denke hier, von vielem einzelnen abgesehen, an die durchgehende ungenügende Abgrenzung von Gau und Stammesteil, Stamm, Großstamm und Volk, Stämmen (in der Mehrzahl) und Stammesgruppen. So lesen wir S. 115: 'Es handelt sich offenbar bei den Stämmen, die nirgends mehr genannt werden, um Untergaue' (ähnlich S. 60f. über die Ambronien). Von den Alemannen sagt Schw. (S. 169): 'Es handelt sich offenbar um einen neuen Großstamm, stehen wir doch in der Zeit der Stammesbünde', und von den Schweden (S. 205): 'Da Tacitus von den "Stämmen" der Suionen spricht, waren sie schon ein größerer Stamm.' Auch die schon erwähnten Unebenheiten in der oberen Grenzziehung gehen zum Teil wohl zu Lasten dieser Unklarheit.

Schon unsere älteren 'Stammeskunden' haben sich wenig darum gesorgt, was ein Stamm ist, und es sind wohl auch am meisten diese, die uns die Erklärung für das geben, was Schw. ausgewählt und verworfen hat. Auch die kurze Deutsche Stammeskunde von Rudolf Much in der Göschensammlung bricht mit der Einwanderung in England ab. Das weitere, heißt es, liege nicht im Plane der Schrift (3. Aufl. S. 100). Schw., der ja nicht nur eine Deutsche, sondern eine Germanische Stammeskunde schrieb, konnte diese Grenze so einfach nicht ziehn. Ist es etwa nur zu ihrer Rechtfertigung, daß er sagt, die Stammeszeit liege 'England' voraus?

Was bei uns Stammeskunde heißt, pflegt sich von der Altertumskunde

nicht sehr zu unterscheiden. Sie gibt nur der äußeren Geschichte größeren Raum und gliedert ihren meisten Stoff nicht nach Sachgebieten, sondern nach Stammesgruppen und Stämmen. Das führt weithin zur Versplitterung. Was Schw. zur Kultur der einzelnen Stämme sagt, ist oft eine bunte Reihung unzusammenhängender, zum Teil bedeutungsarmer oder wenig glaubhafter Einzelheiten, so wie der Zufall sie überliefert hat. Es gibt aber auch viel in dem Buch, das mit Stämmen kaum etwas zu tun hat. So fast der ganze erste Teil über die älteste Zeit (S. 17–53). Er enthält Kapitel über die germanische Urheimat, die Entstehung des Germanentums, die Nachbarn der Urgermanen (Italiker, Kelten, Illyrier, Veneter und Balten), über die Ausbreitung der Germanen in Norddeutschland, ihre Gliederung, darunter besonders die Westgermanenfrage und die Kultverbände, über die Entdeckung des germanischen Nordens, das Problem der Alpengermanen und nur ganz zuletzt (S. 47–53) über ein paar Stämme (Bastarnen und Skiren). Hier und da glaubt man in einer Geschichte des germanischen Volksbodens zu sein, vor allem da, wo der Untergang germanischer Siedlunginseln in der Fremde verfolgt wird – bei den Krimgoten gar bis ins 18. Jahrhundert (S. 97 f.) – und dann in einem Kapitel über das Vordringen von Ostvölkern in Mitteleuropa (S. 223 bis 228). Dem allen gegenüber fehlt in dieser Stammeskunde nicht nur die grundlegende Frage nach dem Wesen der Stammesordnung, sondern auch die ähnlich wichtigen nach ihrem Alter und ihrer Entstehung. Auch für diese fehlt es uns nicht ganz an Stoff. Es gibt Stammesnamen, die mehreren Zweigen der Indogermanen gemeinsam und deshalb vielleicht uralte sind, bei uns dazu, nach Schiwarzens Meinung, Ablaut in solchen Namen (vgl. oben S. 439). Auf der andern Seite können die Prähistoriker etwas darüber sagen, wann für sie Stammeseinheiten greifbar zu werden scheinen. Nichts über alles das. Nebenbei: wie hieß denn der Volksstamm, der Stamm, im Altgermanischen? Auch das gehört hierher.

Dem unendlich vielen, was an diesem Buche auszusetzen ist, stehn keine Verdienste gegenüber, die ihm halbwegs die Waage halten. Was anerkannt werden muß, ist die Heranziehung sehr vieler neuer Literatur, besonders vorgeschichtlicher, die jedoch von Vollständigkeit entfernt bleibt, und das Eingehn auf allerlei, meist jedoch mehr oder weniger periphere, Einzelfragen, so vor allem die germanischen Ansiedlungen im Südosten Mitteleuropas, der Schw. besonders vertraut ist, und die letzten Spuren untergegangener Stämme oder Stammessplitter. Hier geht er weit über die Grenzen seiner Stammeszeit.

HANS KUHN

Karl Brunner und Rudolf Hittmair, *Mittelenglisches Lesebuch für Anfänger*. Zweite, verbesserte und ergänzte Auflage. Heidelberg, Carl Winter, 1957. 8°. IV, 124 S. (In: Germanische Bibliothek, Vierte Reihe: Texte). Preis kart. DM 5,60.

In Karl Brunners Vorwort ist angegeben, daß die neue Auflage gegenüber der Erstauflage von 1929 einige kleinere Korrekturen enthält und durch

bibliographische Nachträge ergänzt ist. Da diese Nachträge nur zwei Seiten ausmachen, ergibt sich, daß die (offenbar auf photomechanischem Weg hergestellte) Neuauflage sich im Ganzen von der Erstaufgabe nicht wesentlich unterscheidet. Einerseits bedeutet das, daß für eine eingehendere Charakteristik des Lesebuchs auf die recht positiven Besprechungen der Erstaufgabe durch G. Binz, G. N. Garmonsway und besonders F. Wild verwiesen werden kann¹⁾. Andererseits ergibt sich aber, daß die zwar nicht epochalen, aber doch auch nicht gänzlich unbedeutenden Fortschritte, welche die Erforschung der me. Sprache und Literatur in den letzten 29 Jahren gemacht hat, nur andeutungsweise berücksichtigt werden konnten. Diesem Mangel steht allerdings der wohlfeile Preis des Bändchens gegenüber, der auch darüber hinwegtrösten muß, daß das hohe Lob, welches Garmonsway seinerzeit der Druckausstattung der Erstaufgabe spendete²⁾, sich doch nicht in seinem vollen Umfang auf die Neuauflage übertragen läßt. Aber ein erschwinglicher Preis ist ja bei Büchern, welche in Österreich und Deutschland in Seminarübungen zugrunde gelegt werden sollen, auch heute noch ein Hauptfordernis, und Ähnliches gilt wohl auch anderwärts. So wird sich auch die Neuauflage sicher bald viele Freunde erwerben.

ERLANGEN

HEINRICH CHRISTOPH MATTHES

E. J. Dobson, *English Pronunciation 1500–1700*. Vol. I: *Survey of the Sources*, XXIV + 444 S.; Vol. II: *Phonology*, VI + S. 445–1078. Clarendon Press: Oxford University Press, 1957, £ 8. 8s.

Wie recht Flasdieck hatte, als er Schmidt-Hiddings Urteil, daß die Arbeit an der frühneuenglischen Lautgeschichte nunmehr eingestellt werden sollte, als vorschnell zurückwies³⁾, beweist neben vielen anderen Neuerscheinungen auf diesem Gebiete besonders eindrucksvoll das vorliegende zweibändige Werk Dobsons. Es ist aus einer Doktordissertation hervorgegangen, die von den Oxforder Professoren J. R. R. Tolkien und C. L. Wrenn betreut worden ist. Ein großer Nachteil des Werkes liegt allerdings von vornherein darin, daß es trotz seines späten Erscheinungsjahres (1957) die wichtigen neueren Arbeiten und Texteditionen der letzten Jahre auf dem Gebiet der frühneuenglischen Lautgeschichte nicht berücksichtigt hat bzw. aus technischen Gründen wohl nicht mehr berücksichtigen konnte. Der Autor ist sich dieses Mangels allerdings wohl bewußt: "A revised typescript was ready for

¹⁾ Vgl. Binz LGRP 51, 26; Garmonsway RES 7, 118f.; Wild E. St. 65, 270f. Nicht zugänglich war mir die Rez. durch H. S. V. Jones JEGP 28, 549f. – Zumindest ein Teil der von Binz a. a. O. vorgeschlagenen Einzelkorrekturen ist (vielleicht mit aus technischen Rücksichten) in der Neuauflage unberücksichtigt geblieben.

²⁾ A. a. O. 119.

³⁾ *Anglia*, 74 (1956), 267.

press in the autumn of 1953, and it is for this reason that I take little or no account of several important recent works. Professor Kökeritz's *Shakespeare's Pronunciation* (1953) became available to me only when I had completed the revision of my typescript. Wilhelm Horn's posthumous *Laut und Leben*, edited by Professor M. Lehnert, appeared still later, in 1954; it should therefore be made clear that all my references to Horn relate to his *Historische neuenglische Grammatik*, published as long ago as 1908. Two valuable recent editions of individual works are Dr. B. Sundby's reprint (1953) of Cooper's *The English Teacher*, and Dr. B. Danielsson's edition of Hart's *Works*" (Preface, p. IX). Die nachteilige Folge davon ist, daß z. B. auf Auffassungen Horns vom Jahre 1908 zurückgegriffen wird, die dieser inzwischen längst aufgegeben hatte; daß manche Behauptungen Dobsons als neu hingestellt werden, die sich bereits auch in *Laut und Leben* finden, etwa daß me. kurzes und langes *a* palatal und nicht velar waren; daß die Liste der Schwachtonformen bei Dobson (pp. 450 ff.) nicht mit den von Kökeritz angeführten *weak forms* kollationiert worden ist oder daß die dort ausführlich verzeichneten *Puns* von Dobson nicht berücksichtigt wurden, obgleich "they are admirable illustrations of earlier modes of pronunciation" (p. VII) und vieles andere mehr.

So stützt sich Dobsons Lautuntersuchung hauptsächlich auf die älteren Werke, besonders auf K. Luick, W. Horn, R. E. Zachrisson, E. Ekwall, A. Kihlbom, H. C. Wyld u. a. Seine "Select List of General Works" (pp. 1018 f.) ist in ihrem bunten Durcheinander recht unbefriedigend. Das Verfahren des Verfassers "I cannot pretend to have read all, or perhaps even most, of the extensive scholarly 'literature' of this subject; I have generally preferred to form my own conclusions from the evidence" (p. VIII) stimmt bei einer solchen zusammenfassenden Übersichtsarbeit nachdenklich. Es besteht dabei die große Gefahr, daß der Bumerang, den Dobson zum Teil mit Recht auf Luick abschleudert (p. VIII: "his elaborate, complex, and carefully dovetailed hypotheses, though they compel my admiration, seldom convince me of their truth"), auf ihn zurückschlägt. In der Tat sind viele seiner Behauptungen hinsichtlich der englischen Lautwandlungen von 1500 bis 1700 hypothetisch und einseitig, da sie sich vorwiegend auf zu wörtlich interpretierte englische Sprachmeister-Zeugnisse stützen. Dobsons ursprünglicher Plan war ja auch "an attempt to review completely and in sequence, and to reappraise, the writings of the English-born authors who, between 1500 and 1700, dealt with spelling and pronunciation" (p. V). So fördernd sich diese Konzeption für den ersten Band erwiesen hat, so nachteilig wirkte sie sich auf den zweiten aus, der die historische Darstellung der englischen Lautentwicklung von 1500–1700 zum Gegenstand hat; denn um zu einigermaßen sicheren Ergebnissen zu kommen, bedarf es weitgehender Heranziehung aller verfügbaren Quellen. Vor allem kommt man bei der Erschließung früherer Lautstufen des Englischen nicht um eine genaue Beobachtung und konsequente methodische Nutzbarmachung der heutigen Lautungen herum: "Erst die genaue Beobachtung der Sprache der Gegenwart macht es uns möglich, die Sprache vergangener Zeiten wieder zum Leben zu erwecken" (*Laut und Leben*, S. 69). In Ansätzen zeigt sich diese Er-

kenntnis an vielen Stellen in Dobsons Werk, wo er auf die Ohrenphonetik in Daniel Jones' *An Outline of English Phonetics* (1919, 5th edition 1936) Bezug nimmt. An den zahlreichen Stellen, wo Dobson einen Einfluß von vulgären oder dialektischen Lautungen auf die Hochsprache annimmt (pp. 548, 577, 587, 616, 655 usw.), ist der Einfluß des Akzents in dem von uns in *Laut und Leben* (S. 51 ff.) dargelegten Sinne wahrscheinlicher als die alte Verlegenheitserklärung mit Hilfe dialektischer Lautungen, mit denen man letztlich alles erklären kann. So überzeugt es z. B. ganz und gar nicht, daß der Wandel von me. χ zu ne. f (p. 946) mundartlichen Ursprungs sein soll¹⁾.

Unwahrscheinlich ist Dobsons Annahme, daß der heutige v-Laut schon seit dem späten 16. Jahrhundert bestehe (p. 589 m.), während an anderer Stelle (p. 720 m.) behauptet wird, daß me. \ddot{u} um 1640 zu Δ entrundet worden sei. Die Zwischenstufen von me. u zu ne. Δ lassen sich allerdings mit den von Dobson herangezogenen Quellen nicht ermitteln²⁾. Die von D. verworfene Entwicklungsreihe von me. \bar{i} über ei , ei , $\ae i$ zu ai auf Grund der Überlegung, daß "if the development had been that suggested, ME \bar{i} would have crossed the path of ME ai " (p. 660), beruht auf falscher Voraussetzung³⁾. Unhaltbar ist Dobsons Theorie, wonach sich entgegen der herkömmlichen Lehrmeinung me. \bar{e} nicht über \bar{e} zu \bar{i} entwickelt habe. Vielmehr hätten neben allen me. \bar{e} -Formen solche mit me. \bar{e} bestanden (p. 612: "This theory assumes that all 'ME \bar{e} words' had a ME variant in ME \bar{e} "), die allmählich die ersteren verdrängten (p. 614: "The struggle of the raised ME \bar{e} to replace the normal ME \bar{e} was in StE a long-drawn-out process"). Man ist geneigt, den Verfasser hier an die programmatischen Worte seines Vorworts (p. VI) zu erinnern, wo es heißt: "I have throughout assumed that simple processes are more credible, and more likely to be true, than complex ones, and that it is false method to multiply hypotheses unduly". Seine \bar{e}/\bar{e} -Theorie führt ihn dann zu der falschen Annahme des Zusammenfalls von me. \bar{e} und me. \bar{a} : "The resulting identity of ME \bar{e} and ME \bar{a} , which was common in early eighteenth-century StE and still exists in many forms of dialectal speech, would have remained in Present StE if the pronunciation developed from a ME \bar{e} had not been replaced, in most 'ME \bar{e} words', by the pronunciation [i:] developed from a ME \bar{e} variant" (p. 623). Es sind zwar me. ai und me. \bar{a} im Laufe des 16. Jahrhunderts zusammengefallen, wie der Forschung schon seit längerem bekannt ist, daß jedoch auch me. \bar{e} und me. \bar{a} jemals zusammengefallen wären (p. 767: "ME \bar{e} and ME \bar{a} was to become identical about 1700 as [e:], so that the two developments were merged into one"), ist sowohl unwahrscheinlich als auch unbewiesen. Ebenso hypothetisch ist die von Dobson erschlossene Entwicklung von me. \bar{u} zum Diphthong [Au]. Viel wahrscheinlicher ist die bisher angenommene parallele Entwicklung zu me. \bar{i} , weshalb wir in *Laut und Leben* beide Laute zusammen behandelt haben. In einen Gegensatz zu der auf sorg-

¹⁾ Zur Erklärung vgl. man W. Horn – M. Lehnert, *Laut und Leben: Englische Lautgeschichte der neueren Zeit (1400–1950)*, Berlin, Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1954, 2 Bände, § 412.

²⁾ Vgl. *Laut und Leben*, S. 161 ff.

³⁾ Vgl. die Übersichtstafel in *Laut und Leben* auf S. 427.

fältig interpretierten Zeugnissen beruhenden allgemeinen Lehrmeinung stellt sich der Verfasser auch, wenn er für die frühneuenglische Zeit die Aussprache *ü* ansetzt¹⁾.

Die Entwicklung der früh-ne. Konsonanten wird zwar verhältnismäßig kurz, dafür aber weniger problematisch als die der Vokale abgehandelt, da sich der Autor hier nicht so sehr um Aufstellung neuer Auffassungen bemüht. Über eine Reihe englischer Konsonanten sind neuerdings Spezialuntersuchungen erschienen (was übrigens ebenfalls gegen Schmidt-Hiddings Meinung spricht, daß auf diesem Gebiet nichts Wesentliches mehr zu tun sei), z. B. von J. Vachek (Brno), "On the Phonetic and Phonemic Problems of the Southern English *wh*-Sounds"²⁾ – von dem gleichen Verfasser erschien auch "Phonemic Remarks on the 'Short Mixed Vowel' of Modern English"³⁾ – von E. Gronke (Berlin), "Die Anlautgruppen *kn*- und *gn*- im Neuenglischen"⁴⁾, von H. Koziol, „Die Artikulation der englischen *h*-Laute"⁵⁾ und von B. Sundby, "Middle English Overlapping of *V* and *W* and its Phonemic Significance"⁶⁾ (eine Ergänzung zu *Laut und Leben*, § 439). Wie wenig erschöpfend Dobsons Darstellung der englischen Konsonanten ist, zeigt sich besonders deutlich bei der Behandlung des *r*. Zu der bei Dobson ungeklärten Form *porridge* für älteres *pottage* (§ 385) vgl. *Laut und Leben* (§ 460).

Es ließen sich noch viele Einwände gegen Dobsons Lauterschließungen erheben, was bei einem so umfangreichen Unternehmen und dem kühnen Unterfangen des Verfassers (p. VIII: "I have generally preferred to form my own conclusions from the evidence") auf der Hand liegt. Wir wollen uns jedoch nunmehr den Vorzügen dieses Werkes zuwenden. Sein Hauptwert liegt m. E. im ersten Band, der mehr als den im Titel angekündigten "Survey of the Sources" darstellt. Wir haben hier eine seit dem *pioneer work* von A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation* (1869–1889) langerwartete, dem heutigen Wissensstande entsprechende zusammenhängende historische und kritische Darstellung der wichtigen englischen Sprachmeister-Zeugnisse von 1500–1700. Fraglich ist allerdings, ob es ratsam war, die einzelnen Sprachmeister in verschiedenen Kapiteln zu behandeln, da damit die Gesamteinschätzung ihrer Leistung erschwert wird; so erscheint etwa Elisha Coles auf pp. 346 ff. unter dem Kapitel "English Grammars and Spelling-Books", auf pp. 408 ff. unter "Lists of Homophones" und auf pp. 438 ff. unter "Rhyming Dictionaries". Man bescheinigt dem Verfasser gerne, daß er sein selbst gestecktes Ziel im ersten Band voll erreicht hat: "It has as its object to examine the authorities in such a way as to determine the relations between them, the purposes and relative value of the various types of book, the kinds of error to which they are subject, the methods of interpretation to be used,

¹⁾ Vgl. dazu *Laut und Leben*, S. 365 ff.

²⁾ *Zeitschrift für Phonetik u. allgem. Sprachwiss.*, 8. Jg. (1954), 165–194.

³⁾ *Sborník Prací Filosofické Fakulty Brněnské University*, Ročník V (Brno 1956), 81–92.

⁴⁾ *Zeitschrift für Phonetik u. allgem. Sprachwiss.*, 9. Jg. (1956), 230–249.

⁵⁾ *Phonetica: Internat. Zeitschrift für Phonetik*, 1 (1957), 31–38.

⁶⁾ *Anglia*, 74 (1956), 438–444.

and the nature of the pronunciations used by individual authors" (p. VI). Dobson macht dabei ausgiebigen Gebrauch von allem ihm erreichbaren Einzeldarstellungen und vermittelt so einen sehr lehrreichen und zuverlässigen Überblick über die Fortschritte in der englischen Sprachbeschreibung während der ersten früh-ne. Jahrhunderte. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn der Verfasser, der leichteren und sicheren Zugang zu den Quellen hat als nichtenglische Anglisten, sich einer fortsetzenden Darstellung für die folgenden Jahrhunderte widmen könnte. Dieser erste Band zeigt mit großer Deutlichkeit an zahlreichen Stellen, wie wenig genau man es in frühneuenglischer Zeit mit dem Autorenrecht nahm und wie stark man daher bei der Auswertung aller Äußerungen in früh-ne. Sprachbüchern den Faktor *plagiarism* in Rechnung stellen muß¹⁾. John Wallis, einer der selbständigsten und einflußreichsten Sprachmeister der früh-ne. Zeit (17. Jh.), ist zugleich auch der von den Nachfolgern am intensivsten und längsten abgeschriebene.

Durch vorangegangene selbständige Untersuchungen auf dem Gebiet der früh-ne. Lautgeschichte hat Dobson die Forschung bereichert²⁾ und sich zugleich für sein großes Werk vorbereitet. Viele bisher nur wenig oder gar nicht benutzte Quellen für die Erschließung der früh-ne. Aussprache sind von ihm ausgiebig herangezogen und zitiert worden. Aufschlußreich sind z. B. das Kapitel über die silbischen Konsonanten (pp. 887 ff.), die Auswertung der vielen Lehrbücher der Stenographen (pp. 384 ff.) und der Homophon-Listen (pp. 395 ff.). Dobson bringt eine ganze Reihe von wichtigen Sprachmeisterzeugnissen bei, die bisher nicht bekannt waren, etwa: "Lily in his Latin grammar [c. 1521] says that the English pronounce the *a* in Latin *aliquis* and *alius* too slenderly, as if the words were *eliquis* and *elius*; as this remark refers to the English use of ME *ā* for Latin *a* in an open syllable, it appears to show [ɛ:] for ME *ā*" (p. 599). – "The practice of shorthand-writers from J. Willis (1602) onwards, of writing *a* for ME *au*, may depend on monophthongization but does not certainly do so, for Willis established a rule that all 'diphthongs' might be simplified by omitting the second letter. Dix (1633), who says that *au* is to be written *o*, since it is 'almost like' short *o*, certainly had a monophthongal pronunciation" (p. 786). – "All sixteenth-century, and most seventeenth-century, orthoepists do not show the rounding of ME *ā* after *w*; . . . The first evidence comes in Robinson [1617], who always has *ō* in the un-

¹⁾ Vgl. M. Lehnert, "Die Abhängigkeit frühneuenglischer Grammatiken" *Englische Studien*, 72 (1937), 192–206. – Das gleiche trifft auch auf die Abfassung englischer Wörterbücher zu: "ein Wörterbuchverfasser kompiliert aus dem anderen oder den anderen, auf gut deutsch: jeder plündert das vorausgehende oder die vorausgehenden Wörterbücher skrupellos aus" (M. Lehnert, "Das englische Wörterbuch in Vergangenheit und Gegenwart", *Zeitschrift für Anglistik u. Amerikanistik*, Heft 3 (1956), 265–323 (Zitat 272).

²⁾ E. J. Dobson, "Robert Robinson and his Phonetic Transcripts of Early Seventeenth-Century Pronunciation", *Transactions of the Phil. Soc.*, 1947, 25–63. – "The Hymn to the Virgin (edition with introduction and notes, based on all reported MSS)", *Transactions of the Honourable Society of Cymmrodorion*, Session 1954 (1955), 70–124.

stressed words *was* and *wast* and normally in *what* (though unrounded *ä* occurs once in *somewhat*), but who in stressed words has normally unrounded *ä*" (p. 716). Viele neue Zeugnisse bringt Dobson z. B. auch für die früh-ne. Entwicklung von me. *eu* (pp. 798 ff.), me. *oi* und me. *ui* (pp. 810 ff.) oder für die früh-ne. Lautentwicklung vor *r* (pp. 724 ff.). Die von ihm gegebene Liste der früh-ne. Orthoepisten (pp. 1020–1022) sowie unsere eigene Sprachmeisterliste in *Laut und Leben* (S. 1294–1304) wird jetzt durch Brotaneks Verzeichnis ergänzt¹⁾.

Drucktechnisch stellt das vorliegende Werk mit seinem schwierigen Drucksatz und in seiner schönen Ausstattung eine hervorragende Leistung dar. An Druckfehlern sind mir nur aufgefallen: auf p. 756 m. muß es zweimal statt *Rössler-Brotannek* = *Rösler-Brotanek* heißen, auf p. 784 steht mehrfach *Elphinstone* statt *Elphinston*. Ein ausführliches und sorgfältig zusammengestelltes Wortregister zu beiden Bänden sowie ein Sachregister zum zweiten Band schließen das umfangreiche Werk ab.

Zusammenfassend können wir sagen, daß Dobsons Werk über die englische Aussprache in der Zeit von 1500 bis 1700 sowohl eine willkommene Einschätzung und Darstellung der frühneuenglischen Sprachbücher als auch eine reiche und wertvolle Materialsammlung für den untersuchten Zeitraum bietet, in dessen Abschnitt ja auch Shakespeares Sprache fällt, und daß es trotz mancher eigenwilliger und nicht überzeugender Lautinterpretationen die Erforschung der frühneuenglischen Lautgeschichte in dankenswerter Weise vorangebracht hat. Alle weitere Forschung auf diesem Felde wird an diesem Werk nicht vorübergehen können.

BERLIN

MARTIN LEHNERT

Börje Holmberg, *James Douglas on English Pronunciation c. 1740*. [Lund Studies in English. XXVI.] Lund (Gleerup), 1956, 354 Seiten, Preis Kr. 26.—.

Nach B. Sundbys *Christopher Cooper's English Teacher (1687)* (Lund 1953)²⁾ und B. Danielssons Ausgabe von *John Hart's Works on English Orthography and Pronunciation (1551, 1569, 1570)*, *Part I* (Stockholm 1955)³⁾ ist nun als weitere Ausgabe und Bearbeitung eines frühneuenglischen Sprachmeisters wiederum von einem Schweden das oben angeführte Buch erschienen. Es verdankt seine Entstehung letztlich dem schwedischen Altmeister auf diesem Gebiet, Prof. E. Ekwall, der am 8. Januar 1957 seinen 80. Geburtstag in Lund feierte⁴⁾. Der vorliegende Neudruck nebst wissen-

¹⁾ R. Brotanek †, "Englische Sprachbücher aus frühneuenglischer Zeit", *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik*, Heft 1 (1956), 5–18.

²⁾ Besprochen von M. Lehnert in *Anglia* 73 (1956), 392 ff.

³⁾ Besprochen von H. M. Flasdieck in *Anglia* 74 (1957), 226 f.

⁴⁾ Vgl. M. Lehnert in *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 1957, Heft 1, S. 98 ff.

schaftlicher Auswertung stellt eine von Prof. O. Arngart betreute Dissertation dar, die mit der traditionellen wissenschaftlichen Gründlichkeit und Sauberkeit der schwedischen Anglistenschule verfaßt und gedruckt¹⁾ wurde.

In seiner Einführung (pp. 7–27) beschäftigt sich der Verfasser kurz mit der allgemeinen sprachlichen Situation im England des 18. Jahrhunderts, mit den überlieferten Manuskripten des Autors, der Autorschaft, seiner Biographie, seiner Sprachform und Terminologie, mit dem Datum der Entstehung, der Anlage und der Zuverlässigkeit des vorliegenden Aussprachelehrbuchs, kurzum mit allen notwendigen Voruntersuchungen für eine sinnvolle Ausdeutung und Verwertung von Sprachmeisterangaben. Im Hauptteil (pp. 28–118) werden dann Douglas' Ausspracheangaben durch Vergleich mit anderen früh-ne. Orthoepisten und unter Heranziehung der bestehenden Sekundärliteratur nach Möglichkeit auf ihren realen Wert hin erschlossen. Es folgt der erstmalige vollständige und genaue Textabdruck (pp. 119–307) des Aussprachelehrbuchs von James Douglas. Das sich anschließende Wörterverzeichnis (pp. 308–348) enthält Verweise auf mehr als 6500 Wörter in Douglas' Buch, das damit zugleich zu einem wertvollen und bequemen Nachschlagewerk gemacht worden ist. Den Abschluß des sehr sauber und übersichtlich gedruckten Buches bildet eine Bibliographie (pp. 349 bis 354).

Es ist verwunderlich, daß James Douglas' Aussprachelehrbuch erst jetzt veröffentlicht worden ist, obgleich die Entdeckerin einer Reihe wichtiger früh-ne. Sprachlehrbücher Anna Paues († 1945) aus Cambridge²⁾ schon 1910 einen aus unerklärlichen Gründen nicht veröffentlichten Druck für die *Cambridge Philological Transactions* besorgt hatte, von dem einige Korrektur-exemplare in der Paues-Sammlung der Universitätsbibliothek Lund erhalten sind. Es kommt hinzu, daß James Douglas zu den aktivsten und bekanntesten gelehrten Männern seiner Zeit zählte, dem selbst Alexander Pope in seiner *Dunciad* (1728) Lob und Anerkennung gezollt hat (IV, 393f.):

“There all the learned shall at the labour stand,
And Douglas lend his soft, obstetric hand”

mit folgender Anmerkung: “A Physician of Great Learning and no less Taste; above all curious in what related to *Horace*, of whom he collected every edition, Translation, and comment, to the number of several hundred volumes.” Übrigens hat James Douglas selber eine Versübersetzung des Horaz verfaßt (s. DNB). Wenn man jedoch bedenkt, daß selbst die für alle Folgezeiten viel bedeutsamere und einflußreichere Grammatik des universalen

¹⁾ An Druckfehlern sind mir nur aufgefallen: S. 26, Z. 6 v. o. *Kökeritz* statt *Kökeritz*, Z. 2 v. u. *is* statt *are*.

²⁾ Auf von Anna Paues entdeckte Manuskripte stützen sich etwa auch die Untersuchungen B. Sundbys (s. Anm. 1) und F. Bergströms *John Kirkby (1746) on English Pronunciation*, *Studia Neophilologica* XXVII (1955), 66. – Vgl. E. Ekwall, *The Manuscript Collections of the late Professor Anna Paues I–II*, *Studia Neophilologica* XXI, 23–41 und XXIII, 103–113.

englischen Gelehrten John Wallis¹⁾ bis heute nicht neuherausgegeben worden ist, so vermindert bzw. vermehrt sich unsere Verwunderung.

Seinen Hauptruhm begründete James Douglas (1675–1742) als Anatom, praktischer Arzt und Geburtshelfer in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in London und brachte es bis zum Leibarzt der Königin Caroline, der Gattin Georgs II. Wie hoch er im Ansehen beim königlichen Hof stand, zeigt der offizielle Titel 'Physician in Extraordinary to Her Majesty' auf dem Titelblatt seines Buches *A Description of the Peritonæum* (London 1730) wie auch die folgende Nachricht in *The Gentleman's Magazine* (London 1735, April: 217): "His Majesty settled 500 l. per Ann. on Dr. Douglas, who attended the Princess of Orange in Holland, and is return'd to England, her Highness not proving with Child".

Unter Douglas' hinterlassenen und teilweise noch unveröffentlichten Manuskripten im Glasgow *Hunterian Museum* befinden sich neben unvollendeten lateinischen, griechischen und französischen Grammatiken auch drei englische Grammatiken (H. M. 585, 586, 587), von denen die mittlere die Grundlage für den vorliegenden Abdruck bildet, der gelegentlich von den anderen beiden Handschriften vorteilhaft durch den Verfasser ergänzt worden ist. James Douglas, der 1675 in Midlothian in Schottland geboren wurde und an der Universität Edinburgh studierte, kam zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach London, wo er als berühmter Arzt und Anatom schon 1706 Mitglied der *Royal Society* wurde. In London (Red Lion Square) lebte und wirkte er bis zu seinem Tode (1742) im Alter von 67 Jahren. Wir können also annehmen, daß der Autor zeitlebens Spuren seines schottischen Heimatdialekts bewahrt hat. Holmberg weist jedoch sehr richtig auf folgendes hin (p. 20): "The most important thing for us to decide is not what kind of English Douglas actually spoke himself but what kind of English pronunciation it is that he describes. They certainly need not be identical." Douglas macht häufig bei Vergleichen der Londoner hochsprachlichen Lautungen mit schottischen Lauten Gebrauch von seiner Kenntnis der schottischen Mundart, vermittelt aber überall das 'Early Standard English spoken by the upper classes in London during the first decades of the eighteenth century' (Holmberg, p. 114), also die englische Aussprache der Kreise, in denen er selbst verkehrte. So verzeichnet er auch bezeichnenderweise in *with* die Londoner Hochaussprache mit sth. *ð* und nicht die heute noch in Nordengland allgemeine gültige Aussprache mit stl. Endkonsonanten.

In seiner Terminologie ist Douglas rückständig. Während in der vorliegenden Handschrift H. M. 586 die verwendeten Ausdrücke gar nicht erläutert werden, finden sich in H. M. 585 einige z. T. recht zweifelhafte Erklärungen; andere Termini wie *a small and slender sound*, *a fatt or gross sound*, *a harsh sound* usw. werden auch hier ohne nähere Erklärung gebraucht. Im Vergleich zu Sprachmeistern wie Robert Robinson (1617)²⁾, John Wallis

¹⁾ M. Lehnert, *Die Grammatik des englischen Sprachmeisters John Wallis (1616–1703)*. Sprache und Kultur der german. u. roman. Völker, XXI (Breslau 1936).

²⁾ Bei beiden wichtigen Sprachmeistern bezieht sich der Verfasser

(1653)¹⁾ und anderen im vorausgegangenen Jahrhundert ist James Douglas (c. 1740) ein armseliger Phonetiker. Geringe phonetische Einsichten zeigt er besonders auch bei der Angabe der Lautungen in schwachtoniger Stellung (vgl. Holmberg, pp. 96 ff.). Der Wert dieses praktischen Aussprachelehrbuchs liegt darin, daß es in einfacher Frage- und Antwortform ohne jegliche theoretische Erörterung eine Anleitung zur richtigen Aussprache auch seltener gebrauchter englischer Wörter geben will und daß es auf selbständiger Beobachtung zu beruhen scheint, was nur auf wenige früh-ne. Orthoepien zutrifft: "His judgment appears to be almost entirely independent of other works in the same field" (Holmberg, p. 114/5). In der Anordnung seines Stoffes geht James Douglas von den Buchstaben oder bestimmten Buchstabenverbindungen aus, deren verschiedene Aussprachemöglichkeiten erörtert werden, d. h. sein Ausgangspunkt ist die Schreibung. An diakritischen Zeichen werden die heute noch üblichen Länge- und Kürzezeichen verwendet, gelegentlich wird auch der Hauptakzent mit Hilfe eines Akuts über dem betonten Vokal bezeichnet. Damit erhalten wir eindeutige Auskunft über die damalige Vokalquantität und Betonung, die im allgemeinen dieselben waren wie heute. Die Fälle mit verschiedener Quantität und Betonung stellt Holmberg auf pp. 111–114 zusammen.

B. Holmberg gelangt in seiner Lautuntersuchung zu folgendem Ergebnis (p. 117): "The general result of a close study of Douglas's work is mainly a confirmation of the views held by earlier investigators of eighteenth-century pronunciation. On some points, however, Douglas offers evidence unknown until now. — One of the most interesting points mentioned by Douglas is the fourth *a*-sound. He makes a clear distinction between this equivalent of Present St. E. [a:] used in *staff*, *chance*, *arm* etc., and [æ], which corresponds to Present St. E. [æ] but also appears in words like *bar*, *car*, *far*, however. Douglas seems to be the first grammarian to clearly recognize the fourth *a*-sound as a separate quality, and he does so only in the final version of his work: his preliminary draft mentions only three *a*-sounds: [e:], [æ], and [ɔ:]."¹⁾

Darüber hinaus sind viele weitere Lautungen in Douglas' Abhandlung von Bedeutung, etwa die Aussprache \bar{e} in *break* und *great*²⁾; die Aussprache *o* und *jü* in druckschwacher Mittelsilbe in Wörtern wie *abrogate* und *calculate*, ganz in modernenglischer Weise³⁾; die Bemerkung in Abschnitt 329 a, daß

leider nicht auf die Spezialuntersuchungen von E. J. Dobson, *Robert Robinson and His Phonetic Transcripts of Early Seventeenth-Century Pronunciation*, Transactions of the Phil. Society 1947, pp. 25–63 und von M. Lehnert (s. o.), die auch in der Bibliographie fehlen. — Bei dieser Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, daß es sich bei den gelegentlich zitierten Brightland 1711 und Greenwood 1711 (Holmberg, p. 81 m.) um fiktive englische Sprachmeister handelt, vgl. M. Lehnert, *Die Abhängigkeit frühneuenglischer Grammatiken*, Englische Studien 72 (1937), 192–206.

¹⁾ Vgl. auch W. Horn — M. Lehnert, *Laut und Leben: Englische Lautgeschichte der neueren Zeit (1400–1950)*. Berlin 1954, I, 667 ff.

²⁾ *Laut und Leben*, 262 ff.

³⁾ *Laut und Leben*, 607 ff.

“The Consonant *H* is not sounded in the Beginning of the Pronouns *HE HER HIM HIS* when they come in the middle of a Sentence in Common Discourse unless the Emphasis lies upon them”¹⁾; die Scheidung der Lautung *oi* in den Wörtern *oister, noise, moiety, coin, cloister* von *ai* in *boil, broil, toil, anoint, join* (Abschnitt 188a), was ein weiterer Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung ist, daß erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Lautung *ai* durch *oi* in der englischen Hochsprache verdrängt wurde²⁾; die Aussprache ohne *w* in *swoon*³⁾; die Aussprache ohne *c* in *perfect* und *verdict*⁴⁾; die Aussprache *Dix-nary* für *Dictionary*⁵⁾; die Aussprache mit *Δ* in *bosom*⁶⁾; die Aussprache mit *ī* statt *ai* in *shire*⁷⁾; die Angabe in Abschnitt 290a “The Word *Enough* when it signifies Quantity is sounded *Enuf*, when it Signifies Number, it is pronounc’d *Enow* being of the Plural Number⁸⁾”; die Angabe in Abschnitt 290b “The Word *Sigh* is by some pronounc’d *Sȳ* or *Sīh*; by others it is sounded *Sȳth* or *Sīth*”⁹⁾; und vieles andere mehr.

Wir haben uns auch diese willkommene schwedische Untersuchung dankbar zur Auswertung für eine Neuauflage von *Laut und Leben* vorgemerkt.

BERLIN

MARTIN LEHNERT

Norman E. Eliason, *Tarheel Talk: An Historical Study of the English Language in North Carolina To 1860*. Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 1956, X + 324 S., \$ 5.00.

G. P. Krapps *The English Language in America* erschien im Jahr 1925. Man fühlt sich an diesen Titel des bekannten Werkes erinnert, wenn man den Untertitel des vorliegenden Buches liest: *An Historical Study of the English Language in North Carolina To 1860*. Aber zugleich gewahrt man den Unterschied: Eliasons Untersuchung sammelt sich auf die Sprachgeschichte eines einzigen ‘Staates’. In diesem Unterschied repräsentiert sich ein kennzeichnender Richtungswechsel in der amerikanischen Erforschung des amerikanischen Englisch während der letzten drei Jahrzehnte. Dem ersten weit-ausgreifenden ‘stocktaking’ des nationalen Sprachbestandes ist die genaue Beobachtung der regionalen Sprachverhältnisse gefolgt. Regionale Untersuchungen sind freilich bisher überwiegend synchronisch geblieben. A. Or-

¹⁾ *Laut und Leben*, 864f.

²⁾ *Laut und Leben*, 380.

³⁾ *Laut und Leben*, 751.

⁴⁾ *Laut und Leben*, 830.

⁵⁾ *Laut und Leben*, 611 und 1085.

⁶⁾ *Laut und Leben*, 711m.

⁷⁾ *Laut und Leben*, 480o.

⁸⁾ *Laut und Leben*, 230 und 856.

⁹⁾ Holmberg, p. 106 und *Laut und Leben*, 850.

becks *Early New England Pronunciation as Reflected in Some Seventeenth Century Town Records of Eastern Massachusetts* (1927) gehört zu den frühen diachronischen Ausnahmen, bevor die streng regionale Forschung, verkörpert durch den *Linguistic Atlas of New England* (1939–43) und seine noch unveröffentlichten Seitenstücke, einsetzt. Dazu hat sich diese regionale Forschung erheblich mehr dem Lautsystem, dem Wortschatz, der Morphologie zugewandt als der Syntax. In Eliasons Studie verbindet sich das regionale Prinzip mit dem historischen, und wie Krapp kommt es ihm auf die Gesamtdarstellung des sprachgeschichtlichen Befundes an, nun aber mit verfeinerter Methode und im enggespannten Rahmen einer – um eine deutsche Entsprechung zu gebrauchen – ‘landesgeschichtlichen’ Untersuchung.

Sie ist meines Wissens die erste ihrer Art, da W. A. Heflins *Characteristic Features of New Mexico English between 1805 and 1890* (1945) auf Grund der Besiedlungsgeschichte von New Mexico sehr viel stärker die spanisch-englischen Sprachbeziehungen als die inner-englische Entwicklung darzustellen hatte und sich auf das 19. Jahrhundert beschränken konnte. Der Vf. gliedert seinen Stoff in sechs Kapitel. Kap. I *The Background* (pp. 3–26) entwirft den besiedlungs- und sprachgeschichtlichen ‘Hintergrund’, Kap. II *The Writings* (pp. 27–77) beschreibt die aus der *Southern Historical Collection* stammenden handschriftlichen Quellen, gruppiert nach Rechtsurkunden, die bis 1750 die einzigen Belege bilden, Abrechnungen, Plantagenbüchern, Aufsehermeldungen, Kirchenprotokollen, Briefen, Aufzeichnungen von Kindern und Studenten (einschließlich literarischer Aufsätze) und Tagebüchern. Kap. III–VI werten diese mannigfaltigen Quellen sprach- und kulturgeschichtlich aus, Kap. III nach ‘Sprachhaltung und Sprachverschiedenheiten’ (pp. 78–119), Kap. IV–VI nach den Gesichtspunkten des ‘Wortschatzes’ (pp. 120–190), der ‘Aussprache’ (pp. 191–231), des Formenbaus und der Syntax (pp. 232–254). Zwei Anhänge verzeichnen ‘Wortgebrauch’ (pp. 257 bis 305) und ‘bedeutsame Schreibungen’ (pp. 306–321). Ein Wortregister (pp. 322–324) bildet eine weitere nützliche Beigabe. Die zeitliche Begrenzung des Materials von den 1650er Jahren bis 1860 ist einerseits durch den Anfang der Dauerbesiedlung, andererseits durch die bereits erfolgte Erfassung ältester lebender Sprache durch die Mitarbeiter des *Linguistic Atlas (Southern Atlantic States Section)* begründet. Eine Würdigung der Leistung des Vf. wird vor allem die Punkte herauszuheben haben, die unser Bild von Entstehung und Entwicklung des amerikanischen Englisch, speziell des ‘Südlichen’, unterbauen oder berichtigen oder eine neue Ansicht zur Debatte stellen. Für den deutschen Rezensenten ist der deutsche Einwanderer als Beobachter wie als Mitgestalter der Sprachverhältnisse von North Carolina von besonderem Interesse.

Schon die Fassung des Untertitels und eine Formulierung im Vorwort, *English as spoken in North Carolina*, geben dem Leser klar zu verstehen, daß für den Vf. keine ‘amerikanische Sprache’ existiert. In humorvoller Anschaulichkeit taucht die gleiche Ansicht im 1. Absatz des 1. Kapitels wieder auf: *it (the speech of North Carolina) is as unmistakably English as Yorkshire pudding, though with something of a corn pone flavor* (p. 3). Ebenso deutlich und abwägend wie zum Thema ‘Gemeinsamkeiten und Unterschiede’

in nationaler Dimension äußert sich der Vf. zum gleichen Gegenstand unter regionalem Blickwinkel:

There are in fact almost no features of grammar, pronunciation, or vocabulary that are truly peculiar to the state (of North Carolina). Its speech is a composite of features, some of them common to the English language as a whole, some to American English, some to the Southern dialect, and so forth; what is distinctive about it is only the particular way these various features have been combined and distributed in North Carolina (p. 4).

Der Passus ist in zweifacher Hinsicht aufschlußreich: (1) Der Vf. legt für seine Untersuchung den politischen Raum North Carolina zugrunde; er zielt nicht auf die, einerlei wie fließende, Abgrenzung einer 'Sprachlandschaft'¹⁾. Diese Aufgabe ist nämlich, mindestens für die wort- und flexionsgeographische Seite, durch H. Kuraths *A Word Geography of the Eastern United States* (1949) und E. B. Atwoods *A Survey of Verb Forms in the Eastern United States* (1953) erfüllt; das lautliche Material, das dem Vf. bereits zugänglich war, harrt noch der Veröffentlichung. Diese Vorarbeiten übernimmt Eliason nicht unkritisch; des methodischen Unterschiedes zwischen Sprachgeographie und Sprachgeschichte ist er sich durchaus bewußt (vgl. pp. 193–194). (2) Die sprachwissenschaftliche Berechtigung, von einem *Tarheel*²⁾ *Talk* zu reden, wird im engen Zusammenhang eines innersprachlichen Moments – *the particular way these various features have been combined* – und eines außersprachlichen, der räumlichen Verteilung dieser 'kombinierten Züge' über das Staatsgebiet von North Carolina, gesehen³⁾.

Es ist ein Verdienst dieses einleitenden Kapitels, unter den auffälligsten Kennzeichen des *Late Modern English* nicht nur 'die Standardisierung des Sprachgebrauchs' und 'das Anwachsen des Wortschatzes', sondern auch 'die Entwicklung des kolonialen Englisch' zu erwähnen. Der beiläufige Hinweis auf *America with its amazing industrial and technological development, the spawning ground of most of our recent words* (p. 6) dürfte seine Fruchtbarkeit für die englische Wortforschung in der Zukunft noch erweisen.

¹⁾ Zum Begriff der "Sprachlandschaft" vgl. K. Wagner, "Die Gliederung der deutschen Mundarten, Begriffe und Grundsätze", *Akad. der Wiss. u. d. Lit.* (Mainz). Abh. Geistes- u. Sozialwiss. Kl. Jg. 1954, Nr. 12, S. 637–639.

²⁾ *Tarheel*, n. [*Colloq.*], a native or inhabitant of North Carolina (*the Tarheel State*): *NWDAL*, 1491.

³⁾ In diesem *pattern of distribution all its own* (S. 10) liegt das Eigene, das in H. Pilchs Untersuchung "Dialekte im amerikanischen Englisch", *Anglia* 75 (1957), 334–346, und in K. Wittigs Auffassung von der "Sprache der amerikanischen Kolonien" als einem "Spiegelbild der (verschiedenen regionalen) Sprachformen Britanniens, mit einer bewußten Anlehnung an die gültige Aussprache im Mutterland durch den Einfluß der Gebildeten" (*Phonetik des amerikanischen Englisch*, Heidelberg 1956, S. 34) nicht berücksichtigt wird. Vgl. auch Eliason, S. 9, 198, 206.

Ähnlich fruchtbar ist eine Beobachtung, die der Vf. im 2. Kapitel bei dem Überblick über die einzelnen Quellenarten macht. Sie betrifft die 'vorübergehende' Verschlechterung in der Sprache der juristischen Dokumente, aber auch der Familienbriefe 'eine oder zwei Generationen nach der Einwanderung', nachdem die Fühlung mit dem Sprachgebrauch der britischen Heimat lockerer geworden ist und sich eine einheimische Tradition noch nicht gebildet hat. Dieser Zwischenphase *as a factor in the development of American English* (p.30) wünscht der Vf. mit Recht größere Beachtung seitens der Forschung. Wenn er im Stil der Kirchenprotokolle *an important aspect of folk speech . . . the juxtaposition of simple, colloquial idioms and formidable, resounding phrases* (p.45) feststellt und fortfährt:

The history and continuity of this church meeting jargon should be worth tracing and so, too, the extent to which it has entered into common everyday speech (pp.45-46),

sei der Hinweis erlaubt, daß J. C. Ransom das gleiche Nebeneinander als Stilmittel bei Shakespeare entdeckt hat¹⁾. Es würde sich lohnen zu prüfen, ob die Volkssprache der Shakespeare-Zeit, also der frühen Auswanderungszeit, schon dasselbe Kennzeichen besaß. Die Sprache dieser 'Hinterwäldlerkirchen' sieht der Vf. noch im Stil der heutigen *hill-billy preachers* im amerikanischen Rundfunk wirksam.

Hilft hier eine Spracherscheinung aus dem North Carolina des frühen 19. Jahrhunderts eine amerikanische Sprechweise der Gegenwart richtiger sehen, so fällt vom folgenden Beispiel rückwirkend Licht auf das zähe Fortleben frühneuenglischer Züge in Übersee. Ein *folk letter* aus dem Jahr 1803 verwendet eine Ortsbezeichnung wie *above the fish Dam* nach dem Vornamen als *an alternate surname* (p.54). Der oft beschriebene Konservatismus des amerikanischen Englisch als ein Wesensmerkmal kolonialer Sprachzweige zeigt sich an dieser Stelle von einer neuen Seite.

Innerhalb der Quellenart 'familiäre Briefe' betont der Vf. den bisher nicht genügend ausgenutzten Wert von Kinderbriefen als Erkenntnisquelle für *upper-class colloquial usage* (p.60). Dem Einfluß der Negerdienerschaft setzt er den nach seiner Meinung stärkeren sprachlichen Einfluß der Mutter entgegen. Die Schulmädchenbriefe aus dem 2. Drittel des 19. Jahrhunderts gewähren Einblick in die Tradition der *I reckon*-Phrase, in die zwanglose Verwendung von *ain't* in der Frage und in die Vorliebe für Kürzungen.

Besonders ergiebig ist das 3. Kapitel *Language Attitudes and Differences*. Die Auswertung sprachgeschichtlichen, zumal regionalgeschichtlichen Materials unter diesen beiden Gesichtspunkten pflegt nämlich selten zu sein. Die vielberufene Abhängigkeit der Lautung des amerikanischen Englisch von der 'Wörterbuchaussprache' nimmt sich im klaren Licht regionalgeschichtlicher Quellen für North Carolina beträchtlich anders aus:

I cannot recall a single comment suggesting that anyone regarded dictionary pronunciation as sacrosanct or tried to change his own

1) "On Shakespeare's Language", in *Poems and Essays*, New York 1955, 118-134.

accordingly. Dictionaries were to be used to ascertain meanings, not to check up on pronunciations. . . . Correctness applied to written usage alone, and it was this that people sought to improve. (p.81) . . . The usual notion that Americans have been more heedful than the English is extremely doubtful, and among Americans there has been regional variation (p.83).

Genauso kritisch, wie der Vf. die überkommene Ansicht vom Einfluß des Wörterbuchs prüft, faßt er die Meinung von der Bedeutung des vermeintlich *omnipresent Yankee schoolmaster* ins Auge (p.89). Zu welchen weittragenden Schlußfolgerungen eine gründliche Erforschung dieser regionalen Quellen führen kann, macht folgende vorsichtige Formulierung deutlich:

This popular indifference to the language as spoken by all sorts and conditions of men helps explain, I believe, why American dialects flourished without hindrance and why in this country anything really comparable to Received Standard English failed to take hold (p.88).

Für uns Deutsche ist aufschlußreich, daß die Sprechweise unserer Landsleute, die zusammen mit den Nordiren die wichtigste Kolonistengruppe des westlichen North Carolina bildeten, nicht die geringste Reaktion hervorrief. Selbstverständlich kann man aus solchem Fehlen einer Reaktion der englischen und nordirischen Siedler nicht zwingend schließen, daß nichts Reaktionswertes vorlag; denn, wie der Vf. selbst hervorhebt, enthalten seine Quellen, soweit sie Berichte von Englandreisen bieten, auch keine Reaktionen auf britische Unterschiede vom amerikanischen Englisch. Weniger Anlaß zu Zweifeln gibt eine Schlußfolgerung, die sich aus den Sklavenbriefen ziehen läßt. Ihr zufolge "war der Sprachgebrauch der Neger in Aussprache, Grammatik und Wortschatz von dem der Aufseher oder anderer halbwegs schreiben und lesen könnender Weißer nicht verschieden . . ." (p.109). Allerdings enthält diese Quellenart nur Briefe von Sklaven an ihre Herren und deren Familien, nicht an andere Sklaven.

Von speziellerem Interesse als Kapitel 1–3 sind Kapitel 4–6. Soweit sie Fragen des Wortschatzes betreffen, verdient ein Ergebnis Hervorhebung: für rund 50 Amerikanismen ließen sich die Erstbelegdaten des DA vorverlegen und lokalisieren. Selbst für North Carolinas bekanntesten und gut durchforschten Beitrag zum gesamtenglischen Wortschatz, *buncombe*, bietet der Vf. eine Ergänzung zur Entstehungszeit. Wie früh die Technik des 19. Jahrhunderts zu satirischen Metaphern führte, veranschaulicht *gas work* 'empty talk', dessen Beziehung zu älterem *guess work* übrigens noch zu klären wäre. Neben solchen Vorausdatierungen oder genaueren inhaltlichen Bestimmungen von sicheren Amerikanismen gelingt es dem Vf., 30 gesamtenglische Wörter oder fragliche Amerikanismen früher zu belegen als OED sowie je ca. 40 Wortbedeutungen, Wortzusammensetzungen oder Phrasen, die im OED nicht verzeichnet sind, nachzuweisen. Hinzukommen über 90 weitere Wörter, Wortzusammensetzungen und Wortbedeutungen, die weder im OED noch im DA erfaßt sind.

Die besondere Aufmerksamkeit des deutschen Lesers dürfen Bezeich-

nungen wie *Dutch-blanket*, *Dutch-fan*, *Dutch pretty*, *Dutch-roof*, *Dutch-sign* beanspruchen. In ihnen spiegelt sich nicht nur die deutsche Einwanderung nach North Carolina, sondern der deutsch-amerikanische Kulturaustausch überhaupt.

Bei Untersuchungen zur Geschichte des amerikanischen Wortschatzes ist man es gewöhnt, mit einer Fülle von Neubildungen vertraut gemacht zu werden; sehr viel seltener wird man gleichzeitig in Probleme des Wortschwundes eingeführt. Der Vf. leistet beides und vermag vor allem anhand der Familienbriefe den Veraltungs- und Verdrängungsprozeß nachzuzeichnen. Da er bei der Darstellung der Neubildungen auch ihre Bauformen berücksichtigt, erfährt man, daß die heute sehr beliebte 'Wortmischung' auch vor 1860 in North Carolina relativ zahlreich vertreten ist (Beispiele: *skillity* < *skill* + *ability*, *oddosity* < *odd* + *curiosity*). Als Wörter wie als Wortbildungsmuster sind übrigens die vom Vf. beiläufig erwähnten, aber nicht ausdrücklich besprochenen *onfelloship* (1803) – *for which Conduct the Church declared onfelloship with her* (p. 143) – und *Nonfellowshipt* (1790) – *Gustavis Hill Nonfellowshipt for his nonconformity* (p. 48) – auffällig. Weder OED noch DA verzeichnen diese kirchenorganisatorischen Termini, obwohl OED *unfellowed* zwischen 1597 und 1649 sowie *unfellowlike* für 1608 in religiösem Kontext angibt. Funktionswechsel subst. > v. bei mit Vorsilbe *un-* oder mit *non-* zusammengesetzten Abstrakten dürfte selten sein; *non-* rückt im zitierten Kontext in nächste bedeutungsmäßige Nähe zu 'annullierendem' *un-* (dtsh. ent-). Auch *I am perfectly Dickens crazy now* (1842) ist morphologisch interessant; es ähnelt den bekannteren Typen *slap-happy*, *trigger-happy*; *colorblind*¹⁾.

Sprach- und sozialgeschichtlich zugleich ist die Untersuchung dort besonders ergiebig, wo sie sich den Bereichen *terms of endearment*, *family relationship*, and *titles* zuwendet. 'Lovey-dovey' *language* (p. 167) fehlt in den brieflichen Quellen so gut wie völlig, Vornamen werden unter Weißen kaum gebraucht, vielleicht schon deshalb, weil Neger mit ihnen bezeichnet werden. *Mrs.* und *Miss* werden nicht immer geschieden, Titel selbst in Tagebüchern meistens angegeben. Das Material läßt nirgendwo die Deutung zu, *that slave names were ever chosen for their comic effect or were regarded as exceptional at all* (p. 182). Die klassisch-antike (Vor-)Namengebung, die der Vf. bei Weißen und Farbigen, bei letzteren allerdings etwas häufiger, findet, böte im Zusammenhang mit einer verwandten Tendenz in der Ortsnamengebung, aber auch mit der republikanischen Tradition, der klassizistischen Baukunst, der humanistischen Erziehung und südstaatlichen 'Greek democracy'-Idealen für kommende Forschung Gelegenheit, den Gesamtkomplex des griechisch-römischen Erbes in den Vereinigten Staaten einmal vom sprachlichen Ansatzpunkt aus aufzurollen²⁾. Unter den ebenfalls sozialgeschichtlich aufschlußreichen Euphemismen fällt auf, daß ein sehr bekanntes amerikanisches Bei-

¹⁾ Vgl. H. Marchand, "Motivation by Linguistic Form", *Stud. Neophil.* XXIX (1957), 54.

²⁾ Vgl. A. Edel, "The Greek Image in American Thought", Philadelphia 1958.

spiel für sie, *casket* 'coffin' nicht vor 1849 belegbar ist, wobei selbst dies noch eine dem Vf. gelungene Vordatierung gegenüber dem DA-Beleg darstellt.

Ähnlich vielseitige Einblicke, wie sie das Wortschatz-Kapitel in das Leben eines Südstaates vermittelt, gewährt auch das anschließende Kapitel 'Aussprache'. Aus den Quellen ergeben sich, innerregional gesehen, *dispersion rather than concentration* 'verschiedener Aussprachetypen' (p.198), sozial betrachtet, 'nicht nur Duldung, sondern sogar Annahme örtlicher Varianten' durch 'gebildete Sprecher', 'geringes oder überhaupt kein Bewußtsein von Ebenen der Aussprache' (p.199); bei einem Blick auf andere Teile der Vereinigten Staaten zeichnet sich in North Carolina ein geringerer Einfluß der Schriftbildaussprache als im übrigen Amerika ab. Unter dem Gesichtspunkt der siedelnden Volksgruppen und ihrer Sprachen ergibt sich keine Notwendigkeit, irgendeine Aussprachevariante 'auf eine nicht-englische Quelle zurückzuführen'. In der Erschließung der Lautwerte aus den Schreibungen verfährt der Vf. mit vorbildlicher Vorsicht; in der Erklärung der Lautungen schätzt er in Fällen von Übereinstimmung mit neuerer *Received (British) Pronunciation* ihren Einfluß gering, den Einfluß früherer englischer sozialer und regionaler Dialekte hoch ein (Beispiele: [a:], p.198; [w], pp.205–206). G. P. Krapps Schluß aus seinem begrenzten Material *The records do not indicate that at any time or in any region was . . . the addition of 'h' at the beginning of words with initial vowels . . . current in American use*¹⁾ wird von Eliason für North Carolina in zwei Fällen widerlegt, Verlust von *l* nach silbenanlautendem Konsonanten (*curk* < *clerk*, *tumber* < *tumbler*) als bisher wenig beachtete Erscheinung hervorgehoben. Nachdenklich stimmt, daß südlicher *j*-Gleitlaut in heutiger Aussprache von Wörtern des *cart*- und *garden*-Typs aus der Schreibung der Quellen nirgendwo zu ersehen ist und für die im heutigen Süden allgemeinübliche Scheidung von [oə^{*}] und [ɔə^{*}] (*hoarse*: *horse*) *little evidence* vorliegt (p.227). Besonders wertvoll sind Vergleiche des Vf. zwischen historischem Befund und selbstbeobachteten heutigen Aussprachetendenzen:

Currently and I think increasingly I hear college students pronounce the *l* in these (*calm*, *talk*) and similar words (p.207) . . . college students, girls especially, sometimes work rather hard at keeping or acquiring the *r*-less type (in *car*, *card*) (p.208). . . . Before *r*, change of initial *sh* to *s* is common in the South in words like *shrim*, *shrink*, and *shrub*. It is not confined to folk speech, for it is current in cultivated usage as well, though Kenyon and Knott fail to record it (p.214).

Mit leichtem Lächeln über den im Lauf der Geschichte wechselnden 'Prestigewert' von Lautungen stellt man an der Schreibung der Quellen fest, daß das heutige RP und 'Boston' [a:] gern in den Briefen von *semiliterate plantation overseers* auftaucht; im *Tarheel Talk* der Gegenwart gilt es 'gewöhnlich' als 'affektiert' (p.218).

Das abschließende Flexions- und Syntax-Kapitel enthält ebenfalls eine Fülle aufschlußreicher Tatsachen, bei deren Ermittlung sich der Vf. wenigstens teilweise auf eine wohl von ihm selbst angeregte Vorarbeit, Miss Joan

¹⁾ Zit. von Eliason, a. a. O. S.205, Anm.15.

Williams' "The Grammar of Plantation Overseers' Letters, Rockingham County, 1829-1860" (*M. A. thesis, Univ. of N.C., 1953*) stützen konnte. Unter diesen Tatsachen ragen hervor: die erstaunlich 'korrekte' Verwendung der personalpronominalen Formen in Sklavenaufseherbriefen, das Fehlen jedes 'überzeugenden Beispiels' von *you all* in Einzahlbedeutung, der Gebrauch von *smartly* als 'down-toner', *in room of it* für *instead* oder *in place of it*, *was a week* für *a week ago*, *to be + in + -ing*, das noch 1856 von einem Sklaven benutzt wird¹), die Fortdauer von *hath* 'in umgangssprachlichem oder mindestens nicht bewußt altertümlichem Gebrauch', die 'absolute Partizipialkonstruktion' in der Volkssprache der Hinterwälder-Kirchenurkunden. Wenn der Vf. bei der Besprechung des konjunktivischen *be* schreibt: *The overseers never use subjunctive 'were' and use 'be' only once and then in combination with 'let': let the montice . . . be cut* (p. 251), scheint entweder *lest* als *let* verdruckt oder der Kontext ergänzungsbedürftig zu sein. Im zitierten Passus funktioniert *be* nämlich als Infinitiv. Angesichts der Formulierung *Except among the highly educated, it (= have growed) is the prevalent North Carolina form* (p. 247) erinnert man sich mit Vergnügen, daß *growed* auch vom Vf. selbst gebraucht wird (p. 21: . . . *the language like Topsy just growed*), allerdings als *past indicative* und nicht als *past participle* und eben nur im anspielungsreichen Vergleich mit der Topsy-Figur aus *Uncle Tom's Cabin*, zu deren sprichwörtlich gewordenen Antworten *I 'spect I grow'd* gehört²). Immerhin darf man diese, und sei es auch nur zitatweise, Benutzung von *growed* durch Eliason, der aus Minnesota stammt, als ein sprachliches Zeugnis unter den vielen anderen Zeichen seiner inneren Verbundenheit mit dem Thema *Tarheel Talk* betrachten. Unter den verbalen Formungen und Fügungen verdienten einige, die als Teile von Belegstellen in anderen Kapiteln der Untersuchung vorkommen, in diesem 6. Kapitel erneute, spezielle Berücksichtigung, z. B. *arriven* (p. 56), *It would give me a great deal of pleasure for your letters to each other to pass thro' my hands* (p. 80), eine nach R. W. Zandvoort im heutigen AE wohl stärker als im BE verwendete Fügungsweise³), die übrigens in T. S. Eliots früher Prosa⁴) wie in der Unterhaltung von Südstaatlern manchmal auffällt (vgl. das anscheinend formelhafte *We would like for you to tell us . . .*), ferner *-ing + to do* (p. 118 im Sklavenbrief: *some little ditching to do*) als Stellungsvariante zu häufigerem *to do + -ing*, dessen Entstehungszeit und soziale Verbreitungsgeschichte noch nicht genügend geklärt sind, schließlich *is yet a live and a doing very will* (p. 115 im Brief einer freigelassenen, in Afrika lebenden Sklavin), ein syntaktischer und graphischer Par-

¹) *Capt travers is yet in living* (Eliason, a. a. O. 243). Vgl. zu diesem intransitiven Beispiel die beiden einzigen ungefähr zeitgenössischen britischen Beispiele – allerdings literarische (aus Dickens und Ruskin) – bei O. Jespersen, *MEG* IV, 171. – Für *in + -ing* mit passivem Sinn vgl. die einzigen neuen brit. Beispiele aus Burke und einem Sprichwort, a. a. O. 172, 206.

²) Zu dieser Stelle und zu Topsy als 'Symbol' vgl. *WNID*², S. 2671.

³) *A Handbook of English Grammar*, London 1957, S. 22 und 345.

⁴) Z. B. "Tradition and the Individual Talent", in *Selected Essays*, London 1949 (1932¹), 15 (2×), 19.

allelismus, der die im 'nominalen Charakter' begründete Verwandtschaft beider Fügungen noch durchschimmern läßt¹). Die sechs Belege für 'Verb + *of or phrasal genitive*', die auf p. 234 angeführt werden, enthalten vielleicht nicht zufällig vier – aus dem frühen und mittleren 19. Jahrhundert stammende – Fälle von *-ing + of*, z. B. *I want to go to getting of it out, The rats are eating of hit mytly*. Der Vf. zitiert sie im Zusammenhang mit *to accept of*. Ein Hinweis auf die vermutliche Abhängigkeit des erstgenannten *of* von *-ing*, also wiederum auf seinen 'nominalen Charakter', und auf die Bewahrung eines älteren inselenglischen Syntagmas wäre erwünscht. Visser bietet für das syntaktische Muster *to be + -ing + of* neun inselenglische Belege zwischen 1414 und 1694²).

Diese kleinen Ergänzungswünsche, die man an den Vf. richten möchte, wollen nur als Zeichen dafür verstanden sein, daß seine oft mit Humor und Ironie gewürzte regionale Kost den Appetit jedes Forschers anregt, der an der Geschichte des amerikanischen wie des gesamten Englisch interessiert ist. Hoffentlich werden diesem Pionierwerk über die Geschichte 'der englischen Sprache in North Carolina bis 1860' bald weitere, inhaltlich und methodisch genauso gediegene – und ähnlich unterhaltsam geschriebene – Studien aus anderen Staaten der USA folgen³). Sie wären willkommene prüfenswerte Zeugnisse für die Geltung von *e pluribus unum* nicht nur in der Verfassungs-, sondern auch in der Sprachgeschichte der Vereinigten Staaten⁴).

MAINZ

HANS GALINSKY

Kurt Wittig, *Phonetik des amerikanischen Englisch*. [Sprachwissenschaftliche Studienbücher]. Heidelberg: Carl Winter, 1956, 223 S., brosch. DM 12,-, Ganzleinen DM 14,80.

Wer die B. Fabian und P. Frebel zu dankende Bibliographie "Deutsche amerikanistische Veröffentlichungen, 1945–1954" (Teil I und II) in ihrem

¹) F. Th. Visser, *A Syntax of the English Language of St. Thomas More*, vol. II, Materials for the Study of the Old English Drama, N. S., vol. 24, Louvain 1952, S. 718, 727.

²) A. a. O. 727. Vgl. Visser, ebd.: *The descent of the type 'to be hunting' from the type 'to be a hunting' is evinced by the fact that many writers went on consistently construing it with an 'of' -adjunct instead of an object. For them the form in '-ing' seems to have preserved the nominal character it had before the disappearance of the preposition 'a'*. Von Vissers neun Belegen erscheinen mir zwei (... *learning of ... , gnawing of ...*) nicht völlig überzeugend.

³) Vgl. E. A. Stephenson, "The Anderson-Thornwell Papers: A Sample of Linguistic Annotation", *AS* 33 (1958), 73–74.

⁴) Zu N. E. Eliasons Beobachtungen über *the status of American English in Europe today* vgl. seinen gehaltvollen Aufsatz "American English in Europe", *AS* 32 (1957), 163–169.

Abschnitt II "Sprache und Literatur" durcharbeitet und die ergänzenden Bibliographien für die beiden folgenden Jahre zur Hand nimmt, wird sich über die wachsende Anzahl der deutschen Beiträge zur Erforschung des amerikanischen Englisch aufrichtig freuen. Er wird allerdings sehr bald merken, daß das Interesse der Forscher ungleich verteilt ist. Dem Wortschatz, darunter vor allem der Bedeutungsgeschichte, und der Wortbildung hat es sich aus bekannten Gründen viel häufiger zugewandt als etwa der Syntax oder der Phonetik. Umso verdienstlicher ist es, daß Kurt Wittig nunmehr eine *Phonetik des amerikanischen Englisch* vorlegt. Seine langjährige Beschäftigung mit dem Schottischen sowie seine Aufmerksamkeit für das Anglo-Irische und dessen Literatur hatten bereits gezeigt, daß ihn das sprachliche Leben der Britischen Inseln als Ganzes interessiert; ein Aufsatz über "Amerikanische und englische Intonation"¹⁾ und die ausführlichen "Untersuchungen über das R und die Vokalentwicklung vor R im heutigen amerikanischen Englisch"²⁾ hatten auf zunehmende Beschäftigung mit dem Klangbild des Hauptzweiges des überseeischen Englisch gewiesen.

Über das Ziel seines Buches und den angesprochenen Leserkreis äußert sich Verf. dahin:

Die vorliegende Untersuchung berücksichtigt weitgehend phonologische Gesichtspunkte, da eine Betrachtung des Amerikanischen sonst zur Darstellung zahlreicher Einzellaute führen würde . . . Sie ist aber keine phonologische Beschreibung des amerikanischen Englisch, da die oft starre Systematik der Phonologie den gesteckten Zielen nicht gerecht werden könnte: die Phonologie ist keine Hilfe, wenn man eine fremde Sprache sprechen lernen will . . . (S. 19–20).

Das eingeschlagene Verfahren kennzeichnet sich als ein Ausgehen "von der Gesamtaussage . . ., die erst in ihren allgemeingültigen Zügen betrachtet wird, ehe eine Analyse nach ihren Elementen erfolgt" (S. 20).

Diesem Vorgehen und seinem pädagogischen, sprechpraktischen Ziel entspricht die Anlage der Darstellung. Sie gliedert sich in zwei allgemeine Kapitel, "I. Das Sprechen: Phonetik, Sprechorgane" (11–21), "II. Die Sprache: Das amerikanische Englisch" (22–40), und in vier spezielle, "III. Der Rhythmus des Amerikanischen: Silbe und Akzent" (41–70), "IV. Die Intonation des Amerikanischen" (71–105), "V. Die Phoneme des Amerikanischen" (106–198), "VI. Fragen der Lautfolge" (199–210). Ein "Anhang" (211–213), eine "Ausgewählte Bibliographie" (214–217) und ein "Glossar" (218–223) beschließen den mit 13 Abbildungen versehenen Band.

Eine Wertung seiner Qualität wird von einigen durchgehenden Vorzügen auszugehen haben. Wenn im Unterschied zu D. Jones *An Outline of English Phonetics* Rhythmus und Intonation vor und nicht nach dem lautdarstellenden Teil behandelt werden, kommt diese Anordnung dem Verstehen lautlicher Erscheinungen sehr zugute. Ein zweiter Vorzug des Werkes besteht in der überlegten Einflechtung lautgeschichtlicher Tatsachen und

¹⁾ *Stud. Generale* 7 (1954), H. 10, S. 579–589.

²⁾ G. Dietrich und F. W. Schulze, *Strena Anglica* (Festschrift für Otto Ritter), Halle/S., 1956, S. 68–132.

lautvergleichender Hinweise in die beschreibende Art der Darstellung. Die lautgeschichtlichen Tatsachen betreffen die Entwicklung des amerikanischen Englisch, aber auch die des britischen wie des gesamten Englisch. Die lautvergleichenden Hinweise beziehen sich vor allem auf das Deutsche und seine verschiedenen Sprachlandschaften und auf das Französische, gelegentlich auf das Italienische, Portugiesische und die slawischen Sprachen.

Schon in der Auswahl der zum Vergleich herangezogenen Lauterscheidungen verrät sich pädagogisches Geschick. Es zeigt sich erneut in der Art, wie auf die Erzielung einer richtigen Artikulationsbasis hingewirkt und zum Bilden amerikanisch-englischer Laute angeleitet wird, wie auf landschaftlich bedingte Fehler – Wittigs Erlanger Jahre haben ihn sogar mit der vielen seiner deutschen studentischen Leser sicher unbekannten Scheidung von Bayern und Altbayern vertraut gemacht! – in der deutschen Aussprache des amerikanischen Englisch geachtet und allgemeinphonetische und -phonologische Grundkenntnisse vermittelt werden. Die Kenntnis von Jones' "Outline" wird nicht vorausgesetzt. Wittigs Buch eröffnet ohne Umweg über die Phonetik des heutigen insularen Englisch einen unmittelbaren Zugang zum Hauptzweig des überseeischen Englisch. Reichlich gebotene Vergleiche mit Rhythmus, Intonation und Lautung des insularen Englisch sorgen dafür, daß beide Haupttypen des Englischen ständig vor Augen (und Ohren) bleiben. In "V. Die Phoneme des Amerikanischen" wäre freilich bei manchen Zügen der Aussprache und der Schreibung ein Hinweis auf ihre gesamtenglische Verbreitung am Platze.

Weitere Zeichen der Arbeitsweise des Verf. sind die Genauigkeit seiner Angaben über amerikanisch-englische Lautbildung und die sorgfältige Darstellung von Länge, Halblänge und Kürze.

Verschiedener Meinung kann man über einen terminologischen Punkt sein, der einem bei der Lektüre immer wieder bewußt wird: die wechselnden Bezeichnungen der beiden Hauptzweige des Englischen in der Welt. Verf. selbst berührt diesen Punkt schon im ersten Satz des ersten Kapitels und widmet ihm im zweiten Kapitel eine längere Betrachtung. "Amerikanisches Englisch" erscheint auf dem Titelblatt, bereits das Inhaltsverzeichnis wechselt zwischen dem „amerikanischen Englisch" und dem "Amerikanischen", § 2.1 spricht von "der amerikanischen Sprachentwicklung", wobei der Leser nicht weiß, ob 'die Entwicklung der amerikanischen Sprache' oder 'die Entwicklung der englischen Sprache in Amerika' gemeint ist; § 2.2 vergleicht "dtsh. und am. kurzes *i*", ein Vergleich, der in § 6.3 in der Form "im Deutschen, nicht aber im Amerikanischen" wiederkehrt. § 7.1 und 2 stellen die "romanischen Sprachen" und "das Amerikanische" einander gegenüber; § 7.3 zieht dann abermals das Deutsche zum Vergleich heran. Nun begegnet jedoch der Leser im gleichen Paragraphen dem Satz: "Namentlich Reibelaute und *dʒ* werden von Deutschen oft falsch gesprochen, am meisten im Auslaut: dies ist der zweithäufigste Fehler, den Deutsche im Englischen (von mir gesperrt) begehen." Hier ist sich der Leser wegen des vorausgegangenen Vergleiches "Im Amerikanischen . . . Im Deutschen" nicht im klaren, was "Englisch" meint, das gesamte, also das "Amerikanische" einschließende Englisch oder nur das britische Englisch. Erst in § 18.1 und 2 sowie in § 19

erhält er eine "Erläuterung", die um ihrer selbst willen, aber auch ihres symptomatischen Wertes wegen zitiert sei:

Der zweite Terminus des Titels dieses Buches, der einer Erläuterung bedarf, ist "amerikanisches Englisch". Im Laufe der Darstellung wird auch oft vom "Amerikanischen" schlechthin gesprochen. Das soll nicht die Frage präjudizieren, ob dieses 'Amerikanische' als eigene Sprache angesehen werden muß oder ob es nur eine besondere Ausprägung des Englischen ist. Die Bezeichnung "amerikanisch" geschieht einmal der Gefälligkeit halber, dann aber in Anlehnung an den Brauch in Großbritannien, wo man vom "Schottischen" spricht und damit die "schottische Ausprägung des Englischen" meint.

Die Sprache Britanniens wird als "britisches Englisch" bezeichnet, bei Gegenüberstellung mit dem Amerikanischen – aber nur da – auch einfach als "englisch". (Zu dem an sich praktischen Begriff des "Britischen" habe ich mich nicht verstehen können.) Der Terminus "englisch" außerhalb der Gegenüberstellung englisch-amerikanisch bedeutet das "Gesamtenglische", d.h. britisch, amerikanisch und sonstige Ausprägungen.

... In manchem ist das Amerikanische schon fast an der Grenze angekommen, wo man von einer eigenen Sprache sprechen könnte ... Der Gemeinsamkeiten sind aber noch genug, und Verständigungsschwierigkeiten gibt es nicht viel mehr als zwischen den Sprachgebieten Großbritanniens ...

Es wäre empfehlenswert, schon in § 1, spätestens in § 7.3, auf diese erläuternden §§ 18–19 zu verweisen. Freilich wirken sie m.E. nicht völlig klärend. Es dürfte nicht zur Klarheit beitragen – vor allem nicht in den Köpfen der jungen studentischen Leser, die man gerade diesem Buch in reichlicher Zahl wünscht –, wenn "Englisch" in solchem doppelten Sinn gebraucht wird. An manchen Stellen, an denen "Englisch" begegnet, weiß man nämlich nicht oder mindestens zunächst nicht, welche der beiden Bedeutungen gemeint ist. Man muß aufpassen bzw. abwarten, ob im Kontext das erlösende Wort "Amerikanisch" auftaucht oder nicht. Leider verhilft selbst sein Auftauchen nicht immer zu sofortiger Klärung. Man vergleiche § 49:

Eines der auffälligsten Merkmale der amerikanischen Sprache ist ihr Rhythmus, der ... oft über Verstehen und Nichtverstehen entscheidet. "Eine englische Aussprache mit einem Rhythmus [wie im Französischen oder Spanischen, d.h. mit ziemlich gleichbleibender Intensität auf jeder Silbe] würde wahrscheinlich nicht verstanden werden." Der amerikanische Rhythmus hat ein starkes Streben zum regelmäßigen Wechsel betont-unbetont ... (Sperrungen von mir).

Der Lernende, für den Wittigs Werk als Glied der Reihe "Sprachwissenschaftliche Studienbücher" in erster Linie bestimmt ist, könnte "englisch" auf Grund des zweimal im Kontext erscheinenden "amerikanisch" mindestens zuerst als "Gegenüberstellung" und damit als 'britisch-englisch'

mißverstehen. Er wird kaum in der Lage sein, in der von Wittig zitierten Quelle – Prator – nachzuschauen und zu entdecken, daß *English pronounced with such a rhythm* im Kontext mit *an English-speaking person* steht, also ‘gesamtenglisch’ und nicht ‘britisch-englisch’ meint. Verwirrend¹⁾ dürfte zunächst auch die Formulierung von § 198.2 wirken:

Entsprechend der Artikulationsbasis wird im Amerikanischen die Enge gegen die Alveolen gebildet, noch etwas weiter hinten im Mund als norddeutsch; im Süddeutschen herrscht postdentale Artikulation. Daraus ergibt sich im Englischen der tiefere und vollere Klang mit weniger Zischen . . . (Sperrungen von mir).

Aufspaltung von ‘Englisch’ für das Gesamt-Englische und Gebrauch der Abkürzungen AE und BE würden solche Doppeldeutigkeiten und Unklarheiten beseitigen, zumal Verf. selbst gelegentlich “britisch-englisch” benutzt²⁾.

Die “Anlehnung” des elliptischen Terminus “Amerikanisch” an das gleichfalls elliptische “Schottisch” halte ich nicht für glücklich, und zwar weder in sachlicher noch in pädagogischer Hinsicht. Wie ein gebürtiger Amerikaner und sprachlich bekanntlich sehr interessierter, wenn auch “no pretence of being a philologist”³⁾ erhebender Dichter im heutigen Großbritannien über diesen Punkt denkt, erhellt aus folgender Bemerkung T. S. Eliots in seinem Vortrag “American Literature and the American Language”: “. . . the differences are . . . negligible compared to the differences between English and Lowland Scots⁴⁾.”

Zu welchen Folgen der doppelsinnige Gebrauch von “Englisch” leicht führen kann, ist aus der Praxis des Verf. selbst abzulesen. Wiederum im engen Raum von zwei Paragraphen läßt sich zeigen, wie die Praxis von der “Erläuterung” abweicht und außerdem die Einführung weiterer Termini die Klarheit gefährdet:

. . . das Amerikanische hat sich in vielem nicht vom englischen Standard fortentwickelt, sondern ist im Gegenteil fester auf älteren Stufen stehen geblieben, während die südenglische *Received Pronunciation* darüber hinaus geschritten ist. Wenn also das Amerikanische heute so oft Gemeinsamkeiten mit dem Nordenglischen usw. (27) hat, so ist das nur z. T. auf Einwanderer aus diesen Gebieten zurückzuführen, die nun keinen Anlaß mehr zur Anpassung an einen südenglischen Standard hatten. Der wahre Grund liegt darin, daß das Amerikanische und Nordbritische eine ältere Sprachstufe

¹⁾ Vgl. auch § 192.1.

²⁾ Vgl. §§ 155, 259, 285, 318 341. Daß *English* und *American* im nicht-wissenschaftlichen Sprachgebrauch – und manchmal sogar im wissenschaftlichen – so verwendet werden wie bei Wittig, bleibt natürlich unbestritten.

³⁾ *American Literature and the American Language*. Washington University Stud., N. S. Lang. and Lit., 23. St. Louis, 1953, S. 9.

⁴⁾ Ebd.

darstellen und nicht an den Lautwandelvorgängen des Südenglischen während der letzten zwei Jahrhunderte teilgenommen haben. (Sperrungen von mir.)

Es ist nicht Aufgabe dieses Buches, das historische Werden der amerikanischen Sprache zu schildern... Angedeutet sei nur, daß bis zum Unabhängigkeitskrieg die Sprache der amerikanischen Kolonien ein Spiegelbild der (verschiedenen regionalen) Sprachformen Britanniens war, mit einer bewußten Anlehnung an die gültige Aussprache im Mutterland durch den Einfluß der Gebildeten¹⁾. (Sperrung von mir.)

Ähnlich wie "Englisch" in der Terminologie des Verf. 'das britische Englisch' oder 'die englische Sprache schlechthin' bedeuten kann, hat auch "Amerikanisch" gelegentlich den Doppelsinn von 'das amerikanische Englisch' und 'die amerikanische Sprache' angenommen. Der Ausdruck "amerikanische Sprache" ist nicht nur im zitierten Absatz, sondern auch an anderen Stellen (§§ 49; 69.1; 98.3; 109) gebraucht. Damit ist in der Praxis eingetreten, was in der Theorie – siehe den erläuternden § 18 – vermieden werden sollte: "die Frage..., ob dieses 'Amerikanische' als eigene Sprache angesehen werden muß oder ob es nur eine besondere Ausprägung des Englischen ist", ist terminologisch "präjudiziert".

Der zitierte Passus zeigt noch etwas anderes: die Ratsamkeit, den Terminus "Nordbritisch" an der betr. Stelle, vielleicht besser schon in § 27, im Zusammenhang mit "Nordenglisch" und "Schottisch" zu erläutern und auf den ergänzenden Begriff *Southern British* in der Terminologie vieler amerikanischen und mancher britischer Erforscher des insularen Englisch hinzuweisen. Sonst dürfte die obige Gegenüberstellung von "Amerikanisch" und "Nordbritisch" einerseits, "Südenglisch" andererseits manchen jungen Leser verwirren. Welche Nachteile übrigens mit dem durch den Gebrauch von "Nordbritisch" nahegelegten Ergänzungsbegriff des "Südbritischen" verbunden sind, hat D. Abercrombie hervorgehoben:

'South Britain' ought to be merely a synonym for England, since 'North Britain' has always meant Scotland; the term (Southern British) would thus appear to be quite non-committal, and therefore harmless. It is only too clear, however, from the way many writers use it, that they take 'British' and 'English' to be synonyms. They are thus led, inexcusably, to refer to, say, a Yorkshire accent as 'Northern British'²⁾.

Abercrombie hat, m. E. mit vollem Recht, auch vor dem 'Irreführenden' in der Verbindung von *Received Pronunciation* mit 'südenglisch' gewarnt. Wenn Wittig von "südenglischer *Received Pronunciation*" spricht, verwendet er "südenglisch" sicher wohl im sprachgeschichtlichen Sinn, nicht im Sinn des heutigen Verbreitungsgebietes. Der tüchtige Sprachpädagoge,

¹⁾ Wittig, §§ 36–37.

²⁾ English Accents. In: *Problems and Principles*. London 1956, 50. Zuerst in *English Language Teaching*, VII, Summer 1953, No. 4, S. 119.

der er ist, sollte sich überlegen, ob es nicht im Interesse seiner jungen Leser läge, die heutige *RP* nicht als sprachgeographische Erscheinung mißzuverstehen, sondern als sprachsoziologische zu begreifen, eingedenk Abercrombies Feststellung:

It is significant that the question 'where is the best English spoken?' is never debated by the English. Those who speak *RP* are set apart from other educated people by the fact that when they talk one cannot tell where they come from¹⁾.

Wenn in § 19 von "Oxford English" gesprochen und in § 44.2 seine Artikulationsweise mit der des "Amerikanischen" verglichen wird, bereichert sich die Terminologie des Verf. um einen weiteren Begriff. Er hat nach meiner Erfahrung in deutschen Studentenköpfen mehr Verwirrung als Klarheit gestiftet. Auch hier kann ein Wort Abercrombies zur Warnung dienen:

The meaning of . . . 'the Oxford accent (or voice)', is very vague. It seems most often to be applied either to *RP*-speakers whose speech is thought to show marked individual eccentricities, or to those who, unsuccessfully attempting to imitate *RP*, are considered to be 'affected'. There is, in reality, no such thing as an accent characteristic of Oxford University²⁾.

Diese terminologischen Punkte der vorliegenden Untersuchung wurden aus zwei Gründen so ernst genommen: 1. Die Lehre des Englischen braucht dringend klare Begriffe³⁾ und darf sie von der Forschung erwarten, 2. je mehr die Gliederung des gesamten englischen Sprachraums in der Welt erforscht wird, je stärker das britische Englisch nicht länger als 'Teil für das Ganze', sondern als 'Teil des Ganzen' genommen wird, desto näher rückt die Gefahr, die Gliederung des Sprachraums vorschnell hauptsächlich oder gar allein an politischen Grenzen zu orientieren. Auf einem verhältnismäßig jungen Forschungsfeld wie dem des amerikanischen Englisch sind die Leser dieser Gefahr erheblich mehr ausgesetzt als die Forscher, für die das Verhältnis der Staatsgebiete der englisch-sprechenden Völker zu den Sprachgebieten und -landschaften des Englischen selbst durch vorsichtig gefaßte Begriffe wie "amerikanisches", "britisches", "kanadisches", "australisches" Englisch, ganz zu schweigen von "amerikanischer" oder "englischer" oder "australischer" 'Sprache', noch keineswegs restlos geklärt ist.

Noch ein weiteres terminologisches Problem sollte dem Leser von Wittigs Werk offen dargelegt werden. Die regionale Gliederung des amerikanischen Englisch in die "drei Hauptsprachgebiete" "Neuengland-Staaten", "Süden", "Gemein-Amerikanisch", wie sie auf den Seiten 26–29 beschrieben und im ganzen Buch angewandt wird, ist zwar noch weithin üblich, aber längst nicht mehr unbestritten, seitdem die Arbeiten am *Linguistic Atlas of the United States and Canada* über Neuengland hinausgediehen sind. Wenn Verf. zusätzlich zu den von ihm vermerkten Besprechungen von Band I

¹⁾ *Problems and Principles*, 48; *Engl. Lang. Teaching*, 118.

²⁾ *Problems and Principles*, 51; *Engl. Lang. Teaching*, 119–120.

³⁾ Vgl. E. Leisi, *Das heutige Englisch*. Heidelberg 1955, S. 160.

meiner *Sprache des Amerikaners* die Rezension durch Raven I. McDavid, Jr. herangezogen hätte, wäre ihm vielleicht folgender Passus von Nutzen geworden:

Moreover, he persists in setting up a 'general American' dialect, although Kurath, Marckwardt, Allen, Davis, Atwood, and I have shown there is no basis for this assumption in the speech of the Atlantic Seaboard, the North-Central States, or the Upper Midwest¹⁾.

Freilich hätte sich Wittig 1956 mit derselben amerikanischen Forschungslage trösten können wie ich 1951; McDavid gesteht nämlich ein:

... we have nowhere presented a systematic statement of the phonological evidence on which we divide American dialects into Northern, Midland, and Southern²⁾.

Vor einer 2. Auflage, die Wittigs Untersuchung durchaus verdient, wäre das terminologische Gerüst in den beiden angedeuteten Richtungen, möglichste Eindringlichkeit und engerer Anschluß an den neuesten amerikanischen Forschungsstand, vielleicht mit Vorteil zu überprüfen.

Einer grundsätzlichen Überlegung wert ist auch die Frage der Quellenangabe. Darstellungen der Phonetik, die ja meistens zugleich Lehrbücher sein wollen, sollten dem Leser stets einen genauen Einblick geben, wieweit sich die Darbietung auf eigene oder übernommene Gehörseindrücke, auf eigene oder übernommene mechanische Wiedergaben stützt, wie viele Beobachtungen gemacht und an welchen Informanten sie gemacht wurden. Man sollte genau erfahren, wie weit Verf. außer den veröffentlichten 'Neuengland'-Bänden des Sprachatlases das bisher unveröffentlichte Material für die Lautungsverhältnisse der Mittel- und Südatlantischen Staaten, für das Gebiet der Großen Seen und des Oberen Mittelwestens zur Verfügung gestanden hat. Durch solche Angaben würde nämlich der Nimbus des Autoritativen, der sich so gern an Darstellungen der Phonetik heftet, d.h. die Gefahr vorschneller Verallgemeinerung, verringert werden. Es schadet keinem Leser zu hören, daß unsere tatsächlichen und überprüfbaren Kenntnisse über die Ausspracheweisen des amerikanischen Englisch in weiten Gebieten dieses Halbkontinents noch sehr begrenzt sind. Gerade weil mir das Unvollkommene eigener Arbeiten auf diesem Felde bewußt ist, sehe ich das Richtige an folgender Forderung von C. C. Fries ein:

With the recent development of mechanical devices for the easy recording of the speech of persons in all types of situations there seems to be little excuse for the use of linguistic material not taken from actual communicative practice when one attempts to deal with a living language. Even though the investigator is himself a native speaker of the language and a sophisticated and trained observer he cannot depend completely on himself as an informant...³⁾.

¹⁾ *Language*, 31 (1955), 462.

²⁾ *Ebd.*

³⁾ *The Structure of English*. New York 1952, S. 3, Anm. 2.

Verf. legt bereits eine lange Reihe interessanter Eigenbeobachtungen vor; von ihm wird man einmal eine Phonetik erhoffen dürfen, die die Forderung von Fries als methodisches Prinzip verwirklicht. Das schon jetzt Geleistete, dessen Würdigung sich auf durchgehende Charakteristika beschränken mußte, berechtigt zu dieser Hoffnung. Es tritt verdiensterweise an die Seite der phonetischen Forschungen solcher Pioniere wie J. S. Kenyon, H. Kurath, B. Bloch, K. Pike und R. I. McDavid, Jr., und eines so tüchtigen Pädagogen wie C. H. Prator. Wittigs Fähigkeit, Forschung und pädagogische Anwendung zu verbinden, erinnert an C. C. Fries, A. H. Marekwardt und C. K. Thomas.

Im folgenden werden Einzelpunkte seiner Darstellung einer Betrachtung unterzogen und ihre Ergebnisse stichwortartig vermerkt. Sie wollen als Vorschläge zur Fassung der 2. Auflage verstanden werden. Die grundlegende Bedeutung des Gegenstandes rechtfertigt eine eingehende Prüfung. Versehen, Auslassungen und der gelegentliche Verlust an Übersicht über die Herkunft des umfassenden Materials dürften bei einem derartig weitgespannten Unternehmen fast unvermeidlich sein.

Abb. 1: Es empfiehlt sich Hinweis auf Anlehnung an die Karte bei C. K. Thomas, *An Introduction to the Phonetics of American English*. S. 18–19: Definition des Phonems trägt den verschiedenen Richtungen der Phonologie nicht ganz Rechnung; S. 18 Anm. 1 wäre K. L. Pike, *Phonemics*. Ann Arbor, 1956 (1947¹) hinzuzufügen. S. 20: "Rhythmus und Tonfall bestimmen den Sinn des Inhalts." Vgl. aber Fries, *Structure of Engl.*, 143, und Pike, *Intonation of AE*, 163: Questions may be found with all intonation curves. Statements, likewise, may be found with all intonation curves. S. 23–24: Verf.'s Urteil über die amerikanische Forschung dürfte weder auf Pike noch auf Trager-Smith, Jr., *An Outline of English Structure*, Norman, 1951 – letzteres verdiente einen Platz in der "Ausgew. Bibl." – zutreffen. Die "Vergleiche mit Erscheinungen anderer Sprachen", die Verf. weitgehend vermißt, gehören zu den Kennzeichen der Zeitschrift *Language Learning*, Ann Arbor. So enthält z. B. vol. 5, nos. 3 and 4 die vergleichenden Aufsätze "On Finnish Consonant Phonemes and Their Comparison with Corresponding English Phonemes" und "A Brief Comparison of English and Thai Questions". Vgl. auch J. D. Bowen, A Comparison of the Intonation Patterns of English and Spanish. *Hispania* 39 (1956), 30–35; R. Lado, A Comparison of the Sound Systems of English and Spanish. Ebd., 26–29. S. 24: "Von europäischer Seite hat man bislang das Am. immer nur unter dem Gesichtspunkt der 'Abweichungen vom Englischen' betrachtet." Dies könnte den Eindruck erwecken, als ob die ganze europäische Forschung BE als Norm und AE als "Abweichung" von ihr verstanden hätte, was nicht zutrifft. Viele Forscher haben BE und AE verglichen, und dies tut auch Verf. laufend, wie er übrigens auch das ihm so anstößige Wort, bzw. 'abweichen', verwendet (§ 137.3 und 200.2). S. 25: Der behauptete Unterschied zwischen am. und brit. Sicht des Begriffes "Standard" (der Aussprache) würde schrumpfen, wenn Verf. auf brit. Seite auch A. Lloyd James, *Broadcast English*, I, 1935², 9–10, und D. Abercrombie, "English Accents", a. a. O. 44–47, 50–51, zu Wort kommen ließe. Wenn schon D. Jones als Gewährsmann herangezogen wird, sollte man

auch seine Ansicht "I do not consider it possible at the present time to regard any special type (of English pronunciation) as 'Standard'..." (*Outline*, 1949¹, 12; 1956², 12) zitieren. Es ist nötig, diesen Punkt zu betonen, da man bereits aus Verf.'s Darstellung und ihrer Verwendung von *standard English* für die Aussprache eine irrige Folgerung für die Unterrichtspraxis der Schule gezogen hat¹). S. 27: Eindeutiger als "Mittelstaaten" wäre 'Mittlere atlantische Küstenstaaten'. S. 29: Abercrombie a.a.O. 47–48 bestreitet das Vorhandensein eines "dominierenden regionalen Zentrums" auch für *RP*. S. 30: Vorschlag: "Das Am. ist noch schriftgenauer als das Engl." Der Umfang der *spelling pronunciations* ist im BE größer, als bei Verf. zu ersehen. Vgl. E. Buchmann, *Der Einfluß des Schriftbildes auf die Ausspr. im Ne. Breslau*, 1940). AE "ate [et]" ist nach Curme, *Parts of Speech*, 310 Anm. 9 primär keine Schriftbildausspr. S. 31: Für *Anthony* geben Kenyon-Knott [θ] und [t], für *dahlia* [æ], [a], [e], für *forehead* [-id], [-əd], [-,həd] (həd bei Wittig ohne Nebentonzeichen), für *sandwich* ['sænd-], ['sæn-], für *worsted* [ɜː], wie bei Jones [ə:], nur in verbaler Funktion. Zu Schlüssen aus der Reihenfolge der Aussprachevarianten vgl. Kenyon-Knott's Warnung a.a.O. XXVII. S. 32: Unter den "Gründen der Schriftgenauigkeit" wäre ein Hinweis auf *the spelling bee* willkommen. Vgl. A. W. Read, *The Spelling Bee: A Linguistic Institution*. *PMLA* 56 (1941), 495–512. Fehlende Klarheit selbst der Gebildeten über die Aussprache und Betonung mancher *hard words* dürfte ein Kennzeichen nicht nur Amerikas, sondern auch der übrigen englisch-sprechenden Welt sein. Zur Schriftbildaussprache von *Greenwich* vgl. Kenyon-Knott, 190, und A. W. Read, *The Basis of Correctness in the Pronunciation of Place-Names*. *AS* 8 (1932/33), 46. Für "*Thames* meist 0e¹mz" ist keine Quelle angegeben. Aus Kenyon-Knott, 427, läßt sich dieser Schluß auf die relative Häufigkeit nicht ziehen, wohl aber aus *NWDAL*, 1508. S. 33: Was "oft nur ein Fortbestehen älterer Sprachformen" und was Ergebnis von "Rechtschreibungsreformen" (S. 31) ist, wird nicht völlig klar. Es empfiehlt sich, zwischen Schreibungsamerikanismen kraft Entstehung und solchen kraft Erhaltung und Standardisierung älterer inselenglischer Schreibungen auf amerikanischem Boden zu scheiden. S. 34: Ansicht, "daß bis zum Unabhängigkeitskrieg die Sprache der am. Kolonien ein Spiegelbild der (verschiedenen regionalen) Sprachformen Britanniens war, mit einer bewußten Anlehnung an die gültige Aussprache im Mutterland durch den Einfluß der Gebildeten", ist zu modifizieren auf Grund von A. W. Read, *The Assimilation of the Speech of British Immigrants in Colonial America*. *JEGPh* 37 (1938), 70–79, besonders 79: "... tend to show that even by the middle years of the eighteenth century the speaking of English dialects and "broad" English was a noticeable deviation from the general body of American speech." S. 48: Vgl. aber den "Nebenton auf der 3. Silbe" in *orient*, v., und oft *orient* (*Orient*), n. (Kenyon-Knott, 307); zu *increase*, v. vgl. "often" *increase* (Hauptton auf 1. Silbe) bei Perrin, *Writer's Guide*, 612; zu 'copper, plate vgl. Kenyon-Knott: *copperplate* 'engraving', 'engrave' – beide mit Hauptton auf 1., Nebenton auf 3. Silbe – und 'copper-

¹) Vgl. A. Schröders Besprechung von Wittigs Buch in *Die Neueren Spr.*, N.F. 1957, 391.

'plate 'plate with copper'. Vgl. aber auch *NWDAL*, 326. S.51: In § 66.4 wäre die Betonung der Typen *to sit in on* und *to plan on* (*on* teils noch als Präp., teils schon als (verb +) adv. aufgefaßt) aufzunehmen; das Betonungsmuster *to meet with* gilt natürlich auch, "wenn" kein "präpositionales Obj. vorliegt", d.h. im Passiv. S.52: Hinweis auf Variante [r'lɪgɪ] erwünscht (Kenyon-Knott, 214). S.53: Zu *absolutely* vgl. Kenyon-Knott: "emph. . . 'abso'lutely" und den möglichen Bedeutungsunterschied bei Jones, *Everyman's Engl. Pron. Dict.*, 3. S.54: Kenyon-Knott auch *or'deal*. Quelle für "meist" "Anfangsbetonung" bei *address*, n.? Kenyon-Knott bieten keine qualifizierte Reihenfolge. S.55: "tri'bune (als "Zeitung")", "sehr oft harass" (—): Kenyon-Knott qualifizieren durch ein *newspaper often* und *The pronunciation hæ'ræs . . . appears to be on the increase*. S.56: In § 77.2–4 ist "Endung" unscharf gebraucht, da manche Beispiele wie *governmental* und *musician* Ableitungen von abgeleiteten Wörtern sind; außerdem sind versehentlich *ition in transition*, *ital in initial*, *itious in propitious*, *tain in ascertain* und *mony in ceremony* graphisch als "Endung" kenntlich gemacht. Es wäre besser, vom rhythmischen Begriff der Silbe als vom morphologischen Begriff der Endung auszugehen; *itude in similitude* als "Endung" zu bezeichnen, ist wortbildungsgeschichtlich nicht einwandfrei. S.57: Kenyon-Knott qualifizieren 'obliga,tory nicht durch ein *occasionally*. "des kürzeren Wortes" in § 77.5 ist eine morphologisch ungünstige Formulierung. Zu *irrevocable* vgl. aber Kenyon-Knott, 234: *Cultivated speakers often pron. ɪrɪ'vokəbəl, by confusion of 'revocable' with 'revokable'*. "Zu Anm.2 vgl. die vorsichtiger und genauere Formulierung bei Kenyon-Knott, 223: *Brit occasional ,mɪk'splɪkəbəl seems to be gaining ground here.*" BE trennt allerdings nach Jones [s'p]! Vgl. *sometimes sub inexplicable* in *NWDAL*, 747. In Anm.4 fehlt Angabe der vermutlichen Quelle: Kenyon-Knott, 121. Anm.5: Quelle für 'advertise,ment? S.59: 'extra'ordinary hat nicht den allgemeinen Sinn von "außer der Reihe", sondern den speziellen *outside of the regular staff; sent on a special errand . . .* Vgl. Kenyon-Knott, 159, und *NWDAL*, 516. Zu § 81 vgl. -edness in *preparedness*: ——— und ——— (Kenyon-Knott, 340). S.61: aber auch 'læbəɹə,tɔrɪ (Kenyon-Knott). Zu [dj] neben [dʒ] in *education* vgl. A. Rosenberg, *Die Sprache von W. H. Taft*. Leb. Sprache, 12 (1942), 10–11 und Tafel 68. S.62: "Hier herrscht allein *f* oder *z*." Vgl. aber Tafts ['ɪf'ʒuz] bei Rosenberg, 11 und Tafel 56 und 70, ferner Kenyon-Knott, 235. S.63: Zu § 89.2 vgl. Kenyon-Knott sub *Cincinnati* etwas vorsichtiger: *seem about equally frequent loc. and generally*. S.64: Das "ail allein . . . in *exile*, . . . *profile* . . . *reconcile*, *crocodile*" würde vielleicht verständlicher wirken, wenn darauf hingewiesen würde, daß hier kein Suffix -ile vorliegt. Bei [ail] in *gentile* wäre Hinweis auf die Bedeutungs differenzierung von *gentle* und *gentile* eine Verständnishilfe. Zu "ganz gelegentliches ai in Kompositis mit *anti*." vgl. aber *NWDAL*, 63: *now often*. Der Grund dürfte nicht nur "Streben nach Überdeutlichkeit" sein, sondern wohl auch die ai-Variante in *anti*, n. (Kenyon-Knott, 20) und, nach *NWDAL*, 63, auch adj. S.66: § 98.1 (a): Quelle des 2. Beispiels: C. H. Prator, *Manual of Am. Engl. Pron.* 25. Die Paraphrase der Vergleiche aus Prator, 23–24 (nicht 24) ist nicht ganz genau. . . *the rhythm of many other tongues* wird mit *machine-gun fire* verglichen; der Vergleich mit "der Regelmäßigkeit

einer Reihe Soldaten" bezieht sich bei Prator im Text, allerdings nicht im Untertitel der Zeichnung, auf das Spanische. S.67: *take it easy* paßt nicht ganz zum Notenbild. S.68: Vorschlag, zu § 102 (d) *let us* > *let's* [lets], [les] (Kenyon-Knott, 253) hinzuzufügen. Vgl. Fries, *Structure*, 103: "...*'lets'* operates as a device which makes a request sentence into a request or proposal that includes the speaker. It differs from the phrase '*let us*' in its use..." S.72: Anfang von § 108: Pikes (*Intonation of AE*, 21) Unterscheidung von *lexical meaning* und *intonation meaning* scheint mir vorteilhafter. S.73: Anm.2: Der Ausdruck "anhangsweise" könnte als wörtlich mißverstanden werden; wörtlich trifft er nämlich nur auf Jones, *Outline* zu. Dämpfung des 'Tones' gegenüber Vorgängern, z.T. Pionieren des Fachgebietes, die dem Verf. gelegentlich, vor allem bibliographisch, genutzt haben dürften, wäre überlegenswert. Zu den "dem deutschen Anglisten meist zugänglichen Werken" – sie schließen in dieser Anm. auch Aufsätze ein – wären A. Rosenberg, *Die Sprache von W. H. Taft*, a.a.O., und G. Scherer, "Phonetik und Intonation des AE". In: *Arbeitshilfen für den Lehrer*, H. 8. Bln.-Schöneberg 1955, 14–20 hinzuzurechnen. S.75: Anm.1: Ein "Vgl. Pike, *Intonation*, 176 Anm.36–39" wäre zu überlegen. § 77: *What time did you call?* Quelle von Beispiel und Tonhöhenverlauf: Prator, 40–41. S.78, § 118.3: Die Beispiele 2–4 aus Pike, *Intonation*, 60. Das Entscheidende sind wohl nicht die "isolierten Grußformeln", sondern der Stimmungscharakter von *light airy greetings* (Pike, ebd.). S.81: *All day long. Tell him to come in.* Quelle: Prator, 39 u. 47? S.84: § 129.2 (a): Die Tonhöhenbewegung ähnelt sehr Prator, 55. Wittigs *He speaks Italian, Spanish, and French* paßt nicht ganz zu ihr. Vgl. Prator: *He speaks English, Italian, and French*. S.86: *I a minute* Druckfehler statt *In a minute?* S.93: § 140: Im letzten Absatz erwartet der Leser auf Grund des vorausgehenden "das Amerikanische (und Englische)" auch zu erfahren, auf welche "Vorstellung" des Engländers die 'Nebenordnung' von 'Geschehnissen und Dingen' zurückgehe. S.97: § 146.4: Die ziemlich enge Anlehnung an Pike, *Intonation*, 60–61 könnte gekennzeichnet werden. Auch hier ist Pikes *light airy greetings* nicht berücksichtigt, *hello* und *goodbye* sollten, gerade weil sie hier als Beispiele für "isolierte Grußformeln" geboten werden, wie bei Pike, 60, *Hello! Goodbye!* geschrieben werden. Für *Come on!* gibt Pike, ebd., Tonhöhenfolge "3-^a1-2'", nicht, wie Wittig, 1 2 ("'-Come -on!"). Beispiel *It's unbelievable*: Übereinstimmung mit Prator, 63. S. 98: § 148.2: Hier auch der Unterschied zwischen *those situations in which the question seeks a repetition of a portion of the utterance* und *those situations in which the question seeks additional information* wichtig. Vgl. Fries, *Structure*, 154–155. S.102: *Do I know him?* und *You are hungry, aren't you.* Vgl. Prator, 59 u. 55. S.105, Anm.1: Hinweis auf Wiederabdruck des Beispiels von Wise bei Pike, *Intonation*, 106, überlegenswert, da Wittigs "C. M. Wise... und gibt als Beispiel" an Pikes *As an illustration, Wise gives* anklingt. S.106: § 159. Vgl. meine Anmerkung zu S.20. S.113, Anm.1: Hinzufügung von G. L. Trager, *The Phoneme "T": a Study in Theory and Method*, AS 17 (1942), 144–148 empfehlenswert. S.119: *nephew*. Formulierung des Ausspracheunterschiedes AE/BE klingt hier absolut, nicht graduell wie in § 30.3. S.120: *Months*. Kenyon-Knott, 286, grenzen [mants] nicht auf "in lässiger Aussprache bis-

weilen" ein; "tautosyllabisch"! (dto. in § 204.1 (a), § 212.1 und 2). S.121: *smithy*: Kenyon-Knott, 396, auch [ð]. S.122, 5. Zeile v. u.: "andere" streichen, da irreführend, weil es *noise*, *ease*, *poise*, die ja alle nominal und verbal gebraucht werden, einschließen könnte. S.123: Zu *-sant* mit [z] stimmt nicht *Stuyvesant*: Kenyon-Knott, 411: [snt]. Richtig auf S.213. Zu § 200.2 vgl. Thomas, *Introduction to the Phon. of AE*, 154: *The choice between [s] and [z] ... seems to be more personal than regional, though there is some evidence of a greater frequency of [z] along the Atlantic coast and in the South than in other areas.* S.124: Bei Kenyon-Knott kein einschränkendes "meist" sub *Evesham* und *Holinshead*. Anm.1: 'Rückbildung' erscheint klarer als 'Neuableitung' bei *to process 'march in procession'*. S.125: § 204.1 (c) überflüssig; denn auch *schist* gehört zu den "jüngeren frz. Lehnwörtern" (Abschn. b). Vgl. OED und P. Leidig, *Frz. Lehnwörter und Lehnbedeutungen im Engl. des 18. Jh.* (1941), 148. Bei § 204.4 "+ prestige" wäre auch Hinweis auf Betonungsunterschied erwünscht: [3]: -', [d3]: '— (Kenyon-Knott, 341). S.127: Zu *condemnable* vgl. Kenyon-Knotts Differenzierung der Aussprache nach Bedeutung 'subject to condemnation' [m], 'fit to be condemned' [mn]. Schwanken herrscht übrigens nicht nur bei *-able*, sondern auch bei *-ist*. Vgl. *columnist* (Kenyon-Knott, 91: -əmist, -əmnist). S.133: Vgl. aber Kenyon, *Am. Pronunciation*, 159: ... *a great many speakers who do not make the distinction (between hw and w)*, Prator, 153, und Fries et al., *Engl. Pronunciation*, 131. Beispiele *witch—which* und *candleblowing sound* stimmen überein mit Prator, 153 (dort *candle-blowing*). Zur regionalen Erstreckung von [w] für [hw] vgl. Y. H. Frank und H. L. Davis in *Sel. Articles from Lang. Learning*, Ser. I (1953), 154: *The New England Atlas ... shows that this feature occurs in a very narrow coastal belt running north of Boston. Other 'Linguistic Atlas' material shows that the feature is current in Eastern Long Island, Metropolitan New York City, New Jersey, eastern Pennsylvania, Delaware, and the eastern shore of Maryland. The feature would seem to be a coastal, not an urban characteristic.* Zu "Das Füllsel *why* ... oft *w*" vgl. im Gegensatz zu Kenyon-Knott Fries, *Structure*, 101: *always [wai], never with aspiration ...* S.137: Kritik an *h*-Aussprache in *philharmonic* bei Thomas, *Introduction*, 102. S.150, Anm.2. Enge Anlehnung an Jones, *Phoneme*, 129 Anm.11. Zu § 265 vgl. Tafeln 1–4 bei A. Rosenberg a. a. O. S.158: *Arapahoe* bei Kenyon-Knott nur [ə'ræ-]. Zu *Arkansas* vgl. A. W. Read, *The Basis of Correctness in the Pronunciation of Place-Names*. AS 8 (1933), 42–43, und *The Pronunciation of Place Names on the Frontier, 1829–1830*. AS 13 (1938), 263–264. S.169: *measure(ment) pleasure* passen hier nicht als Beispiele. Bei *ate* wäre Hinweis auf BE vorwiegend [et] (vgl. Jones, *Everyman's Engl. Pron. Dict.*, 30) vorteilhaft. S.173: AE auch *maneuver*; *spook* bei Kenyon-Knott auch Kurz. S.178: Kenyon-Knott für *combat*, *conjure*, *constable*, *donkey*, *grovel*, *hovel*, *hover*, *mongrel* auch [ʌ]. S.186: Zu § 333.3 vgl. Frank-Davis, a. a. O. 155: *The 'Linguistic Atlas' shows that [ɜɪ] occurs in the speech of the upper-class in New York City and in the Southern plantation area. In New York City it is not the phonetic variant which is substandard, but the phoneme [ɜɪ], which represents the coalescence of the [3] and [ɔɪ] phonemes of other dialects.* Fortsetzung von Anm.2 der S.187: *exhibil*!. S.189: "æ im Munde der jüngeren Gene-

ration". Vgl. Kenyon, *Am. Pronunciation*, 226: *Many speakers of the younger generation* als vermutliche Quelle. S.193: Zur regionalen Verbreitung des Zusammenfalls von [oə] und [ɔə] vgl. Kenyon, a. a. O. 231. Vgl. auch S.232: *How rapidly the loss of the distinction is proceeding in America . . .* S.194, Anm.1: Zu "borne oə" als "regelmäßig" und "born ɔə" als "frühe(r) Verkürzung" vgl. aber Kenyon, a. a. O. 232–233. S.197: *shortlived*. Hinweis auf BE [ɪ] vorteilhaft. S.200: "lose Lautfolge" (bei Dieth "lockere Lautfolge") "enge Lautverbindung" und "Verquickung": Hinweis auf Dieth, *Vademecum der Phon.*, 235. S.207: Bei *leggo* und *lemme* Angabe der 'Gebrauchsebene' erwünscht. Zu *income tax* vgl. Thomas, *Introduction*, 125–126, aber dort '— —'. S.209: [n] > [ŋ] gilt neben [n] vor [k] auch bei '— —': *bronchitis*, *bronchitic*. S.210: "*newspaper*, *gooseberry* nur selten mit s"; bei Kenyon-Knott fehlt diese Einschränkung. S.212: *Monpelier!* (statt *Montpelier*). S.213: "*s* stumm; *Illinois*" (vgl. auch § 201). Vgl. aber Kenyon-Knott, 214: *ɹlɔ'noɪz not infrequent generally, is esp. common in the S.*" Vgl. J. Combs in *AS* 7 (1931–32), 128; Hinweis durch A. W. Read, *The Basis of Correctness*, a. a. O. 44, Anm. 10, ferner Read, *Pronunciation of Place Names*, a. a. O. 264–265. *Schenectady*, *Yosemite*: bei Kenyon-Knott ohne Nebenton auf 4. Silbe. Zu "*Sioux fu*:" vgl. aber dort "su pl *Sioux* su, suz". Zu [a] in *Colorado* vgl. aber Kenyon-Knott, 91: *Observers disagree as to whether, kalə'rædo or -'rado prevails in the state. There is little doubt that in the US as a whole, kal'ərædo prevails*. S.214–217: In der "Ausgewählten Bibliographie" wie in den Fußnoten sind die ca. 30 Ergänzungen (bis 1950) zu meiner "Ausgewählten Bibliographie" in Bd. I und II der *Sprache des Amerikaners* sehr willkommen. Statt der Wiedererwähnung vieler älterer, darin schon enthaltener Untersuchungen wäre eine stärkere Heranziehung der nach Sommer 1950 erschienenen Arbeiten nützlich gewesen. Das Fachschrifttum der 1950er Jahre zur amerikanisch-, britisch- und gesamt-englischen Phonetik ist nämlich bei Wittig ziemlich spärlich vertreten, speziell das von 1953 bis Sommer 1956 nur mit drei Erstveröffentlichungen und drei Neuauflagen älterer Werke. Aus Raumgründen muß die Angabe empfehlenswerter Ergänzungen unterbleiben; sie liegen gesammelt vor¹⁾. Vermutlich zwangen aber dieselben Gründe auch den Verf. oft zur Beschränkung.

MAINZ

HANS GALINSKY

¹⁾ Gestattet sei nur ein Hinweis auf *Journal of the Canadian Linguistic Association* (vol. Iff. seit 1954/55), das Wittigs Angaben zum kanadischen Englisch (S.24, Anm.1) ergänzen könnte. Zum Problem der amerikanischen Dialekte und zur Ansicht vom 'amerikanischen' und 'europäischen Englisch' als "keine linguistischen, sondern nur geographische Einheiten bilden(d)" vgl. neuerdings H. Pilch, *Dialekte im amerikanischen Englisch*, *Anglia*, 75 (1957), 334–346.

Hans Galinsky, *Amerikanisches und Britisches Englisch. Zwei Studien zum Problem der Einheit und Verschiedenheit einer Weltsprache*. Max Hueber, München 1957.

Der Band enthält zwei Aufsätze: 1. *Die überseeische Ausweitung des inselenglischen Sprachraumes, ihre Problematik für Forschung und Lehre* (S. 1–42) – 2. *An Outsider's View of American English, A Study in Attractions and Pitfalls* (S. 43–74) und schließt mit einer Bibliographie über amerikanisches Englisch (S. 75–88) und einem Wortregister (S. 89–96). Beide Aufsätze sind aus Vorträgen hervorgegangen, was sich in Art und Methode der Behandlung des Materials abzeichnet.

Der zentrale Teil des ersten Aufsatzes (S. 10–30) befaßt sich mit den Unterschieden zwischen amerikanischem und britischem Englisch im Hinblick auf Schreibung, Wortschatz, Klangbild, Wortbildung, Syntax und Formenbau. Es handelt sich dabei grundlegend um eine gedrängte Darstellung der Untersuchungsergebnisse, die Galinsky in seinem Werk *Die Sprache des Amerikaners* darlegte, und um ergänzende Beobachtungen, die auf einen Amerikaaufenthalt zurückgehen. Dieses knappe, jedoch vielschichtige Kapitel, das sich bemüht, alle Ebenen zu beleuchten, auf denen solche Unterschiede bestehen, wird dem Studierenden, der sich mit der Sprache Amerikas und ihren Abweichungen vom Inselenglischen befaßt, sicher ein willkommener und wertvoller Helfer sein.

Einige Aussagen bedürften aber doch einer Revision. Daß *subway* im amerikanischen Englisch *Untergrundbahn* heißt, im britischen Englisch dagegen *Tunnel*, stimmt dann für das britische Englisch nicht mehr, wenn man nach Glasgow kommt (S. 21). Sind amerikanisch *Did you go there?* und britisch *Have you ever been there?* (S. 22) wirklich Parallelbeispiele? Die zweite Form, *Have you ever been there?*, die Galinsky auch als amerikanisch bezeichnet, kommt überdies in Amerika wohl nicht mit dem Perfektum, sondern fast ausschließlich mit dem Praeteritum vor. Stimmt es auch, daß *in der gesprochenen und geschriebenen Umgangssprache das amerikanische Englisch 'gotten' neben 'got' verwenden kann* (S. 28), oder ist es nicht vielmehr so, daß im Amerikanischen *gotten* fast ausschließlich üblich ist? Kann schließlich auch die vom Verfasser einmal gehörte Form *the hoteliest street* (S. 29) als Beispiel amerikanischer synthetischer Steigerung genommen werden?

Diese Fragestellung bringt eine andere, wesentlichere und die Konzeption des ganzen Artikels betreffende mit sich: Was ist das von Galinsky in seinen Unterschieden zum britischen Englisch beschriebene Amerikanische? Bis S. 30 ist immer von *amerikanischem Englisch* die Rede, und der Leser nimmt mit Recht an, daß es sich um die gültige, typische, am weitesten verbreitete und von der größten Anzahl von amerikanischen Sprechern gebrauchte und verstandene Sprachform handelt – bis dann der Begriff *Amerikanismus* für amerikanisches Englisch eintritt: *Hat dieser nachgewiesene Amerikanismus eine nationale oder nur eine regionale oder lokale Geltung? Ist der betreffende Amerikanismus auf bestimmte soziale Gruppen oder bestimmte soziale Kontaktsituationen begrenzt?* (S. 30).

Der Abschnitt II.3 (S. 30–42) enthält ebenfalls zahlreiche Fragen. Viele dieser Problemstellungen sind äußerst anregend, manche aber sind ein wenig verwirrend – so etwa, wenn von Schlüssen die Rede ist, die sich *aus den Unterschieden und Gemeinsamkeiten des amerikanischen Übersee-Englisch und des Inselenglisch auf die seelischen Triebkräfte ziehen lassen* (S. 31) oder wenn davon gesprochen wird, daß *unsere sprachliche Tatsachenübersicht für eine induktiv gewinnbare Bereicherung unserer Kenntnisse des amerikanischen und des britischen sozialpsychischen Lebens* verwertet werden könne (S. 31).

Nun stellt Galinsky seine Erörterungen in einen sehr weiten Rahmen. Im einleitenden Kapitel (S. 1–6) wird die Untersuchung der überseeischen Ausweitung des Englischen einer *weltgeschichtlichen Thematik* (S. 1) eingeordnet und die englischen Sprechweisen der Vereinigten Staaten, Kanadas, Australiens etc. scheinen dem Verfasser auf einer Ebene mit den Sprechweisen Brasiliens, Chiles etc. zu liegen (S. 1). Für das Studium des amerikanischen Englisch im besonderen wird ein typologischer Wert (S. 2) beansprucht, der auch im zweiten Aufsatz (S. 45) folgendermaßen formuliert wird: *AE as an example of what becomes of a European language, when it is transplanted into a colonization area across the Atlantic*. Es sei hier die Frage gestattet, ob ein typologischer Wert einer derartigen Untersuchung im Hinblick auf die sprachbestimmenden und sprachverändernden Faktoren (Zeitpunkt der Sprachverpflanzung, Anzahl der Siedler, soziale Zusammensetzung der Siedler, Beziehungen zum Mutterland, Sprachumgebung im neuen Wohngebiet, Verhältnis von Neusiedlern und einheimischer Bevölkerung etc.), die doch bei den einzelnen verpflanzten Sprachen verschieden waren, tatsächlich beansprucht werden kann.

Im zweiten Aufsatz geht der Verfasser von der Fragestellung aus, was denn ein *outsider* zur Erforschung des amerikanischen Englisch beitragen könne, ein Außenstehender also, der nach Galinsky das Wesen der amerikanischen Sprachform nicht beherrscht, der aber mit einer Haltung an die Sprache herangeht *which takes nothing for granted and makes him as delightfully inquisitive about American English, as an American boy will be about American cars* (S. 44). Zunächst wird das amerikanische Englisch als Beispiel einer nach Übersee verpflanzten europäischen Sprache betrachtet, dann als *an index to national culture* (S. 53) untersucht und schließlich werden die Beziehungen des amerikanischen Englisch und des Deutschen während der letzten Jahre beleuchtet.

Julius Wirl, *Grundsätzliches zur Problematik des Dolmetschens und des Übersetzens*. Wien und Stuttgart: Wilhelm Braumüller, 1958, 79 S., DM 6,80.

Was der Verfasser, Anglist an der Hochschule für Welthandel in Wien, in dieser Untersuchung zum Problem des Dolmetschens und Übersetzens zu sagen hat, geht alle an, die sich lernend, anwendend und lehrend mit einer lebenden (Fremd-)sprache befassen.

Nach kurzem Eingehen auf die 'einsprachige Verständigung' behandelt er die 'zweisprachige Verständigung', die mit Hilfe des zweisprachigen Sprachmittlers (Dolmetscher-Übersetzer) geschieht, und untersucht die Frage, was bei dem Wandel der sprachlichen Form in Übersetzer und Dolmetscher während des Übersetzens vorgeht. Die Funktion des Sprachmittlers bleibt völlig und ausschließlich auf die Durchführung des Wandels der sprachlichen Form der Mitteilungsinhalte beschränkt, die von ihm weder eingengt noch beeinflußt werden dürfen, für deren Unversehrtheit er als Impersonator, der die Gesprächspartner nichts weiter als anderssprachig gut zu kopieren hat, verantwortlich ist. Alle gedanklichen und affektiven Reaktionen, die sich unter dem Eindruck der originalen Inhalte einstellen mögen, hat der Sprachmittler zu unterdrücken sowie das Bedürfnis, Stellung zu nehmen, Partei zu ergreifen, sich ins Mittel zu legen, ja – auf Irrtümer hinzuweisen. Seine Tätigkeit erschöpft sich im loyalen Dienst an den ihm gutgläubig anvertrauten Inhalten, womit das oberste an den Sprachmittler zu stellende Postulat, das der Treue, ausgesprochen wird. Ein Recht auf freie Entfaltung persönlicher Eigenart in Inhalt und Form wird ihm durch die Bindung an zwei 'Bestimmungstücke' versagt, es sind dies der eindeutige Inhalt des in der Erstsprache fixierten Textes und die so und nicht anders beschaffenen Ausdrucksmittel der zweiten Sprache, zwei Gegebenheiten, die die Persönlichkeit des Sprachmittlers immobilisieren. Jedoch wird der Sprachmittler zum Korrektiv, wenn sich für ihn die "sittliche Verpflichtung" ergibt, "eine von ihm erkannte Diskrepanz zwischen Auszudrückendem und vom Partner effektiv Ausgedrücktem zu Gunsten des auszudrückenden Sinnes zu bereinigen".

Mit diesen Ausführungen zum Grundsätzlichen unterstreicht der Vf. ein selbstverständliches vom verantwortungsbewußten Dolmetscher und Übersetzer seit je befolgtes Prinzip, das dem zukünftigen Dolmetscher während seiner Ausbildung für den späteren Beruf stets als erste und oberste Forderung eingeprägt wird.

Nicht so selbstverständlich in Lehre und Praxis dürfte die Erkenntnis sein, daß den beiden Spielarten der zweisprachigen Verständigung, dem Dolmetschen und dem Übersetzen, zwei Begabungstypen unter den Sprachmittlern entsprechen, die leider nicht, wie der Vf. meint, immer deutlich unterscheidbar sind, obschon er einräumt, daß es sich nicht immer um ein Entweder-Oder handelt. Die Dolmetscherinstitute der Universitäten Heidelberg und Mainz haben durch die Einrichtung getrennter Ausbildungslehrgänge für Diplom-Dolmetscher einerseits und Diplom-Übersetzer andererseits diesem Unterschiede zwischen den beiden Begabungstypen Rechnung

getragen, doch wird die Ermittlung des jeweiligen Typs erschwert, weil sie in 'Reinkultur' selten auftreten und die Mischformen überwiegen.

Nicht jeder wird der Definition des Vf. vom Wesen des Übersetzungsvorganges zustimmen, indem er dem Wortlaut des Originals nicht eine linguistische, sondern eine inhaltlich informierende Funktion zubilligt und nicht die phraseologischen Einzelheiten und idiomatischen Eigenheiten Ausgangspunkt der Übersetzung, sondern nur den Inhalt des Originals – "und zwar vom Wortlaut schon losgelöst, also entsprachlicht" – als "eigentliche Inspirationsquelle für die Übersetzung" bezeichnet.

Der Irrtum scheint darin zu liegen, daß der Vf. den Normalablauf des Dolmetschens mit dem des Übersetzens als identisch ansieht. Der Ausgangspunkt seiner Definition ist die Periphrase für *translate* im *Concise Oxford Dictionary*; die Periphrase der großen Ausgabe würde den Vf. kaum dazu ermutigt haben. Außerdem dürften sich die zur Stützung dieser These zitierten Quellen (z. B. J. J. Breiting, Tytler und Novalis) auf die Nachschöpfung von Dichtungen beziehen, während er selbst in dem Kapitel 'Automatik', zwar in anderer Beziehung, eine Trennung vornimmt zwischen Dolmetscher, Übersetzer und Nachgestalter (?) einerseits und dem Nachdichter andererseits.

Als Ideal für die Leistung des vollkommenen Sprachmittlers wird die 'Automatik' postuliert, d. h. die beiden Sprachen müssen in ihm jederzeit 'interkonvertibel' sein. Diese zu fordernde 'Automatik' gilt als nicht erreicht, "wenn die Reaktionsleistung und der innersprachliche Formulierungsakt . . . nicht reflexhaft rasch erfolgen". Die Gründe dafür können sein: Schwierigkeiten bei der akustischen Perzeption, Schwierigkeiten bei der inhaltlichen Erfassung, linguistische Unsicherheit, mangelnde Kenntnis des anderssprachigen Äquivalents. Die Folgen sind Fehlleistung und Irreführung. Der verantwortungsbewußte Dolmetscher muß den Fehler eingestehen und richtigstellen, denn "die Wahrung des von dem Ehrgeiz des Dolmetschers angestrebten Eindrucks virtuoser Automatik ist ein minderes Ideal als das der unbeirrbaren uneitlen Gewissenhaftigkeit".

Wenn Sprachen wie Automobile aus genormten Teilen am Fließband hergestellt würden, wäre es mit der 'Automatik' und der 'Interkonvertibilität' besser bestellt: aber Sprache ist doch etwas organisch Gewachsenes und mit dem Leben eines Volkes eng verknüpft. "Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache", sagt W. v. Humboldt. Je verwandter der Geist einer Sprache mit dem einer anderen ist, und je enger die Wechselbeziehungen zwischen den Kulturbereichen der Völker sind, um so einfacher und eindeutiger dürfte die 'interidiomatische Relation' sein. Leider widmet der Vf. dieser für den angehenden Übersetzer und Dolmetscher vielleicht wichtigsten Frage, die eine umfassendere Behandlung (mit Beispielen) verdient hätte, nur drei Druckseiten.

Die aus der Beherrschung der 'interidiomatischen Relation' erwachsende Automatik genügt für die Bewältigung von 'nicht synthetischen' oder 'sachspezifischen' Texten oder Themen, nicht aber für solche, die 'imaginativ-irrational-alogisch' sind. Die Übertragung eines Textes, "in welchem Wörter

bzw. Worte in allen ihren Funktionen, als semantisch ein- oder mehrdeutige Größen, als die Sinne (Gehör, Gesicht) beeindruckende Phänomene, als Kerne von Idiomen (Redewendungen), als Assoziations- und als Inspirationsquellen zueinander derart in Beziehungen gesetzt wurden, daß aus ihnen eine spezifische meta-rationale Atmosphäre, gewissermaßen ein übersinnliches Aroma entstand", nennt der Vf. eine "unerfüllbare Forderung", weil der zweiten Sprache etwas zugemutet wird, was sie nicht leisten kann. Im Nachsatz scheint der Vf. dann doch noch die Bewältigung von 'imaginativ-irrational-poetischen' Themen oder Texten für möglich zu halten, wenn "zusätzlich eine wesensverschiedene Befähigung des Sprachmittlers" vorhanden ist; er muß "ein Dichter sein, also eine schöpferische Persönlichkeit".

Wie bei der Behandlung der 'interidiomatischen Relation' wäre man dem Vf. dankbar gewesen, wenn er an Beispielen die Grenzen des in der Sprache Leistbaren aufgezeigt hätte. Die Weltliteratur ist nicht arm an guten Übersetzungen, und nicht alle Übersetzer waren gottbegnadete Dichter. Liegt das Unvermögen, eine dem Original adäquate Übersetzung zu schaffen, nicht auch daran, daß zu viele Sprachmittler ihre eigene Muttersprache ebenso schlecht zu handhaben wissen wie die erlernte Fremdsprache?

Dem Problem der Nachdichtung ist ein längeres Kapitel gewidmet, in dem zur Erhellung des Problems schöngeistigen Übersetzens die Wesensbeziehung zwischen dem Originaldichter und dem Nachdichter untersucht wird. Hier handelt es sich also nicht mehr um Übersetzen schlechthin, sondern um eine Tätigkeit, die vom Sprachmittler jene "zusätzliche wesensverschiedene Befähigung" erheischt. Nur ein ganz kurzer Absatz wird hier der Frage der Übersetzung von Dialekttexten gewidmet, einer Frage, die die Übersetzer von Literaturwerken von Shakespeare bis Lawrence und Joyce vor eine kaum lösbare Aufgabe gestellt hat. Der Vf. verneint die Übersetzbarkeit solcher Texte, doch wäre eine kritische Auseinandersetzung mit dem bisher darüber Gesagten nicht nur für den Übersetzer, sondern auch für den Literaturhistoriker von besonderer Wichtigkeit gewesen.

Ein Anhang über einige Detailfragen ('Zweisprachigkeit', 'Zur Entpersönlichung', 'Die Zeit als Faktor im Sprachmittlerproblem', 'Übersetzer-sprache', 'Humboldt – Goethe – Wieland') und ein ausführlicher Literaturnachweis beschließen die dankenswerten Ausführungen, die der Vf. nur als Beitrag zur Vorbereitung einer künftigen wissenschaftlichen Darstellung des Übersetzerproblems gewertet wissen will, die er uns damit in Aussicht stellt, wofür ihm alle an der wissenschaftlichen Erhellung dieses Problems Interessierten gewiß dankbar sein werden.

GERMERSHEIM

P. L. JAEGER

Personalnachricht

Am 24. XI. 1958 begeht der Prof. für amerikanische Philologie Dr. Georg Kartzke, Humboldt-Universität Berlin, Verf. u. a. einer Untersuchung über die Reimsprache des "Mirror for Magistrates" (1908) und einer Darstellung des amerikanischen Schulwesens (1927) seinen 75. Geburtstag.

DIE WEIBLICHEN GENUSSUFFIXE IM ALTENGLISCHEN

Die weiblichen Genussuffixe werden in keinem unserer Handbücher des Altenglischen zusammenhängend dargestellt, soweit diese die Wortbildung überhaupt berücksichtigen¹⁾. Man findet zwar genügend Hinweise auf vorkommende Suffixe dieser Art, und die wichtigeren unter ihnen sind gelegentlich in ihrer historischen Entwicklung beschrieben worden²⁾; doch fehlt es noch an einer Einzelstudie, die der ganzen mit ihnen verbundenen Problematik gerecht zu werden versucht. Es ist daher an der Zeit, das vorliegende Material einmal im

¹⁾ Kürzere Abschnitte über die ae. Wortbildung finden sich lediglich bei J. Wright, *Old English Grammar*, 3rd ed. (London, 1925), S. 307–33 und bei R. Quirk u. C. L. Wrenn, *An Old English Grammar*, 2nd ed. (London, 1958), S. 104–19. Die einzige zusammenhängende Darstellung der englischen Wortbildung, H. Koziols *Handbuch der englischen Wortbildungslehre* (Heidelberg, 1937), beschränkt sich auf die seit der ae. Zeit wirksamen Kräfte. In dem Standardwerk von W. Henzen, *Deutsche Wortbildung*, 2. Aufl. (Tübingen, 1957), werden die Verhältnisse im Ae. nur gelegentlich berührt. O. Jespersen, *A Modern English Grammar*, vol. VI (London u. Copenhagen, 1954), berücksichtigt das Ae. entsprechend der Anlage seines Werkes nur am Rande; zu seiner Behandlung des Suffixes *-estre* (ebda S. 239 ff.) s. u. S. 496 ff. Die erste systematische Darstellung der femininen Suffixe bei K. Best, *Die persönlichen Konkrete des Altenglischen nach ihren Suffixen geordnet* (Diss. Straßburg, 1905), S. 40–45 ist heute veraltet und bietet lediglich eine Sammlung des damals bekannten Materials. Die Arbeiten von F. Mezger, „Ae. *cræftiga* ‘artifex’ – ae. *byrdicga* ‘plumaria’“, *Archiv*, 163 (1933), 42–46 und „Der germanische Kult und die ae. Feminina auf *-icge* und *-estre*“, *Archiv*, 168 (1935), 177–84 greifen einzelne Ableitungssilben heraus und versuchen ihre Herkunft zu klären, wobei das Problem der Bedeutung der Wörter im Vordergrund steht (im Titel der ersten Arbeit ist *byrdicge* statt *byrdicga* zu lesen). Die beste übersichtliche Zusammenstellung der weiblichen Genussuffixe unter Einschluß des ae. Materials ist auch heute noch bei F. Kluge, *Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte*, 3. Aufl. (Halle, 1926), S. 20–28, zu finden.

²⁾ Vgl. NED sb. *-estre*.

Zusammenhang zu überschauen und damit eine der notwendigen Vorarbeiten in Angriff zu nehmen, auf die der Bearbeiter einer Wortbildungslehre der älteren englischen Sprachstufen, die uns leider immer noch fehlt, zurückgreifen kann¹⁾.

I.

Ein Überblick über die im Ae. vorhandenen weiblichen Genussuffixe läßt erkennen, daß die Sprache nur über wenige Ableitungssilben zur Bezeichnung weiblicher Wesen verfügte, die noch wirklich produktiv waren. Dieses Urteil trifft zunächst

¹⁾ Verzeichnis der Abkürzungen:

- AR. (N): *The English Text of the Ancrêne Riwele*, ed. from Cott. MS. Nero A. XIV by Mabel Day, EETS, 225 (London, 1952).
- AR. (Mac.): "The 'Ancræn Riwele'", by G. C. Macaulay, *MLR*, IX (1914), 145 ff. (Lesarten aus unveröffentlichten Handschriften der AR.).
- Aelfr. Gr.: *Aelfrics Grammatik und Glossar*, ed. J. Zupitza (Berlin, 1880).
- Bl. H.: *The Blickling Homilies*, ed. R. Morris, EETS, OS 58 etc. (London, 1874 ff.).
- BR.: *Die angelsächsischen Prosabearbeitungen der Benediktinerregel*, ed. A. Schröer, Bibl. d. ags. Prosa II (Kassel, 1888).
- GD.: *Bischof Waerferth von Worcester, Übersetzung der Dialoge Gregors des Großen*, ed. H. Hecht, Bibl. d. ags. Prosa V (Leipzig, 1900).
- Hept.: *The Old English Version of the Heptateuch etc.*, ed. S. J. Crawford, EETS, OS 160 (London, 1922).
- Hom. I.: *On Loþsong of Ure Leþdi*, in *Old English Homilies*, ed. R. Morris, 1st ser. Part II, EETS, OS 34 (London, 1868).
- Hy.: *The Latin Hymns of the Anglo-Saxon Church*, ed. J. Stevenson, Surt. Soc. XXIII (Durham, 1851).
- Kmbl.: *Codex Diplomaticus Aevi Saxonici*, ed. J. M. Kemble (London, 1839–48).
- Mart.: *An Old English Martyrology*, ed. G. Herzfeld, EETS, OS 116 (London, 1900).
- Nap.: *Old English Glosses*, ed. A. S. Napier, *Anecdota Oxoniensia, Medieval and Modern Ser. XI* (Oxford, 1900).
- Narr.: *Narratiunculæ Anglice Conscriptæ*, ed. T. O. Cockayne (London, 1861).
- OET.: *The Oldest English Texts*, ed. H. Sweet, EETS, OS 83 (London, 1885).
- Ryp.: *Wonders of the East*, in *Three Old English Prose Texts in MS. Cotton Vitellius A XV*, ed. St. Rypins, EETS, 161 (London, 1924).
- Sk. Ev.: *The Holy Gospels in Anglo-Saxon, Northumbrian and Old Mercian Versions*, ed. W. W. Skeat (Cambridge, 1871–87).
- WW.: *Anglo-Saxon and Old English Vocabularies*, ed. Th. Wright and R. Wülcker, 2 vls. (London, 1884).
- Die ae. Poesie wird zitiert nach *The Anglo-Saxon Poetic Records*, ed. Krapp/Dobbie (New York, 1931–53).

mit großer Wahrscheinlichkeit auf die charakteristische weibliche Bildung auf *-en* zu, die Kluge (§ 41) zu germ. **-injō* stellt. Die auf diese Weise entstandenen Personenbezeichnungen sind in den meisten Fällen durch den i-Umlaut als sehr alt ausgewiesen und entstammen zum Teil solchen Lebensbereichen, die noch deutlich in die heidnische Zeit zurückweisen. Dies mag einer der Gründe für ihr beschränktes Auftreten in der ae. Überlieferung sein. Die folgenden Formen weisen noch Spuren des i-Umlauts auf:

elfen 'Elbin' (zu *ælf*)

gyden 'Göttin' (zu *god*)

mynece 'Nonne' (zu *munuc*)

neahgebyren 'Nachbarin' (zu *neahgebur*)

þi(g)nen 'Dienerin' (zu *þegn*)

þiwen 'Dienerin' (häufiger aber *þeowen*, zu *þeow*)

þyften 'Dienerin' (zu *geþofta*)

*scilcen*¹⁾ 'Sklavin' (zu *scealc*)

wielen 'Sklavin' (zu *wealh*; vgl. BT sb. *wiln*)

Dazu kommen einige Tiernamen wie *fixen* 'Füchsin' (zu *fox*), *wylfen* 'Wölfin' (zu *wolf*; daneben [*brim-*]*wylf*, Beow. 1599), ferner (*grund-*)*wyrge* 'weibliches Meerungeheuer' (Beow. 1518; zu *wearg*), eine Bildung, die Kluge (§ 42) zu germ. **-unjōn* stellt, und schließlich *men(n)en* 'Magd' (zu *mann*), eine Form, die er dem germ. Diminutivsuffix **-īng* zuordnet (§ 57). Die Tierbezeichnungen sollten noch durch *byren* 'weiblicher Bär' (zu *bera*) ergänzt werden. Endlich sei noch auf zwei von Kluge nicht erwähnte Worte verwiesen, die durch ihre Vereinzelung auffallen. Im *Orosius* heißt es von Kaiser Hadrian, er sei den Römern so lieb gewesen, daß sie ihn "Vater" nannten und ihm zur Ehre seine Frau "Kaiserin" ("him to weorðscipe hie heton his wif 'casern'", Sweet 266.14). Die lat. Quelle bietet für *casern* keine Entsprechung. Der zweite Fall findet sich in König Alfreds Boethiusübersetzung, wo der Begriff der Parzen offenbar Schwierigkeiten bereitete. Der nur hier verwendete Ausdruck *metten* 'Schicksalsschwester' (zu *metend*, *metod*) kann älterer Herkunft sein ("ða gramman metena ðe folcisce men hatað Parcas", Sedgfield 102.22); daß er un-

¹⁾ Zu diesem Worte vgl. H. Bäck, *The Synonyms for "Child", "Boy", "Girl" in Old English*, Lund Studies in English II (Lund, 1934), S.228f.

gewöhnlich war, scheint die Lesart *gydena* der Parallelhandschrift anzudeuten. Dagegen mutet das außer an der obigen Stelle nicht nachweisbare *casern* wie eine ausgesprochene Verlegenheitsbildung an, denn es ist fraglich, ob für "Kaiserin" ein allgemein gebräuchlicher eigener Terminus vorhanden war; man behalf sich mit *cwen* (auch *ƿeod-cwen*, Elene 1155). Jedenfalls scheint das Wort dafür zu sprechen, daß das alte Suffix in der Periode unserer frühesten Prosaüberlieferung nur noch in Ausnahmefällen herangezogen wurde. Der eine Beleg reicht nicht aus, um ihm um diese Zeit noch eine echte Produktivität zuzuerkennen.

Auch die kleine Gruppe häufiger überlieferter Bildungen hat in der weiteren Entwicklung der Sprache keine starke Lebenskraft mehr gezeigt. Zunächst fällt auf, wie merkwürdig früh *gyden* 'Göttin' untergegangen ist. Während im ae. Orosius die Jagdgöttin Diana noch ausdrücklich so bezeichnet wird ("heora gydenne Dianan", Sweet 108.17), scheint Lazamon das alte Wort schon nicht mehr gekannt zu haben; die Göttin wird lediglich *leuedi* (1190), *lauedi* (1223) genannt, obwohl bei Wace (ed. I. Arnold) an diesen Stellen *deuesse* steht (662, 680)¹). Man stößt hier auf eine Lücke im frühme. Wortschatz, die längere Zeit bestanden haben muß. Noch in Robert Mannyns Chronik (ed. F. J. Furnivall) wird die Göttin als "dame Dyane" (1739; Wace "la deuesse" 1055) beschrieben, und an anderer Stelle heißt es dort von ihr "scheo was a god of power" (1376), wofür in der anderen Handschrift freilich schon die neue weibliche Bildung *godes* erscheint.

Dagegen haben sich Spuren der übrigen Wörter im Frühme. erhalten können. Im *Havelok* (ed. Skeat-Sisam) taucht *wulvine* 'Wölfin' (573; Hs. *wluine*), in der AR. (N) *wuluene* (52.28) und *schelchine* 'Dienerin' (6.4; 177.27; Hs. B an beiden Stellen *ƿuften*) auf²). Wie altertümlich diese Belege sind, zeigt

¹) Vgl. auch *læuedi* Laz. 13913 – *deuesse* Wace 6787 – *godesse* Mann. Chron. 7378 und *heuenliche lefdis* Saint Katherine (EETS, OS 80) 1478, das *deas* der lat. Vorlage wiedergibt. Für den Hinweis auf die me. Stellen bin ich Dr. H. Käsmann zu Dank verpflichtet.

²) Auch im Lazamon sind ein paar Reste erhalten: *munechene* 28476; *muchene* 15643 (*munechene* im Otho-Text); *aluene* 28613 (keine Entspr. im Otho-Text) und vermutlich *aluene* 28639 (*cwene* im Otho-Text). Vgl. ferner

der Vergleich mit der Sprache Chaucers, der bereits Zuflucht zu Zusammensetzungen wie *she-wolf* (Robinson², CT. IX. 183) und *womman thral* (CT. X. 838) nehmen muß (vgl. auch *she-ape*, CT. X. 424). Vor allem die Zusammensetzung mit dem weiblichen Personalpronomen hat später erhebliche Anziehungskraft entwickelt; allein aus Shakespeares Werken lassen sich *she-angel* (Wint. 4.4.211), *she-bear* (Merch. 2.1.29), *she-beggar* (Tim. 4.3.273), *she-fox* (Lear 3.6.24), *she-knight-errant* (2 H IV, 5.4.25), *she-lamb* (As 3.2.86) und *she-Mercury* (Wiv. 2.2.82) belegen.

Außer in *vixen* ist der modernen Sprache kein Rest der alten weiblichen Bildungen auf *-en* verblieben. Der veränderte Sinn dieses Wortes ('zänkisches Weib') lehrt, wie ungewöhnlich dem heutigen Sprachempfinden weibliche Tiernamen dieser Art erscheinen.

Ein zweites noch spärlicher erscheinendes weibliches Genussuffix liegt in ae. **-icge* (nach Kluge § 44 zu germ. **-azjōn*, **-izjōn*) vor. Seine Seltenheit rechtfertigt die Auswertung aller sicher überlieferten Belege:

byrdicge 'plumaria', WW. 262.18

dryicge 'Zauberin', Mart. 28.3; Contr.¹) S.43

galdrigge 'Zauberin', OET. 71.1124; WW. 422. 25

hunticge 'Jägerin', Ryp. 64.19–20

scernicge 'Schauspielerin', Mart. 190.10 (Hs. *scericge*)

sealticge 'Tänzerin', Mart. 156.14

synnicge 'Sünderin', Mart. 126.4

Dazu tritt *cennic(g)e* 'genetrix', das nur in den Zusammensetzungen *a-cennice*, *bearn-cennice*, *gi-cennice* und *sunu-cennice* erscheint (*Durham Ritual* [ed. Lindelöf, 1927] 51.13; 66.6, 9, 12, 16, 18; 68.19; 69.4; 70.8). Dagegen werden die Glossen "prostituta pella, .i. meretrix quæ prostat, .i. mendax, leas fyrrhicze, hore" (Nap. 2940) und "moecharum, fyrynecgyna" (Nap. 8.235) angesichts der überlieferten Bildungen

mynece in der Winteny-Version der Benediktinerregel (ed. Schröer, 1888), *passim* und *muneche* in *William of Shoreham's Poems* (ed. Konrath, 1902), I. 1780.

¹) A. S. Napier, *Contributions to Old English Lexicography* (Hertford, 1906), sb. *lyblæca* 'a sorcerer'. Vgl. M. Förster, *Die Vercelli-Homilien*, I. Hälfte, Bibl. d. ags. Prosa XII (Hamburg, 1932), 4. Predigt, Z. 51.

fren-hycga und vor allem *fren-hycgend* auszuscheiden sein. Die Eintragung *fren-hyce* 'an adulteress, a harlot' bei BT (S) ist daher einer Form *frenicge* vorzuziehen, die Mezger (*Archiv*, 168, S. 179) in seine Belegsammlung aufgenommen hat. Auch bei der Glosse "Herinis, walcrigge" (WW. 25.27) scheint es sich um eine bloße Verschreibung für *wælcyrge* zu handeln. Zu *byrdicge* ist auch die sicher nur verschriebene Glosse "Plumaria, byrdinge" (WW. 294.10) zu stellen.

Es ist offensichtlich, daß die Besonderheit dieses Suffixes in seiner dialektischen Begrenzung liegt; von den 18 Belegen weisen allein 14 mit großer Sicherheit in das anglische Sprachgebiet. Nicht klar ist *byrdicge*, da sich über den Dialekt des betreffenden Glossars und die Provenienz der Handschrift nichts Genaues ermitteln läßt. Auch der zweite Beleg von *dryicge* erlaubt keinen Schluß auf seine dialektische Herkunft. Ebenso gilt dies für die Eintragung *galdrigean* (WW. 422.25), die sich in einem Glossar der Hs. Cott. Cleopatra A III findet. Bei *hunticge* (Hs. *hundiczean*) ist zu beachten, daß die zweite Version des Textes in der Hs. Cott. Vitellius A XV (fol. 98^v bis 106^v) für das *uenatrices* der lat. Quelle die gebräuchlichere Bildung *huntizystran* eingesetzt hat (Narr. 38.3). Beide Handschriften stellen westsächsische Umschriften dar, doch lassen anglische Spuren auf die nördliche Entstehung des Textes schließen (Ryp. S. XLVI). Bei den übrigen Belegen kann jedoch die anglische Lokalisierung nicht bezweifelt werden. Dies gilt zunächst für das ae. *Martyrologium*, das in einem mercischen Kloster entstanden sein wird. Es ist aufschlußreich, daß in der Hs. C des Textes, die eine geringere Zahl mercischer Züge, dagegen erhebliche Spuren des Spätwests. und auch kentische Einsprengsel aufweist (Mart. S. XIII), die Form *sealticgan* durch die gebräuchlichere Bildung *hleapestran* ersetzt ist. Neben dem *Martyrologium* kommt als zweite wichtige Quelle das nördliche *Durham Ritual* in Betracht, und der Beleg *galdrigge* (OET. 71.1124) stammt aus dem als mercisch angesehenen Corpus-Glossar.

Außerdem wird man vermuten dürfen, daß die nur einmal vorkommende Form *cyninge* (Bl. H. 13.1) hierher gehört und in den Wörterbüchern, die das Wort mit 'Königin' übersetzen, zu streichen ist. Offenbar liegt hier eine (volksetymologische ?)

Verwechslung zugrunde. An der fraglichen Stelle ist von der Mutter Gottes die Rede ("æfter þære bysne þære halgan Godes cyningan"), die man schwerlich als 'Gotteskönigin' bezeichnet haben wird, ganz abgesehen davon, daß in dem Worte *cwen* ein fester Terminus für 'Königin' zur Verfügung stand. Die lat. Quelle¹⁾ ist an dieser Stelle (PL. 39.1987) leider sehr frei übersetzt und bietet keine Stütze; aber in der gleichen Predigt wird die Gottesmutter sonst als *genetrix* bezeichnet ("Genetrix Domini nostri salutem et feminae gessit et viro", PL. 39.1985). Mit der Textbesserung *Godes cen(n)i(c)gan* wäre also ein weiterer Beleg gewonnen, für dessen Existenz auch die dialektische Provenienz der Handschrift spricht, die sicher in das anglische Sprachgebiet gehört²⁾.

Der Nachweis, daß *-icge* ein auf die englischen Quellen beschränktes Genussuffix war, läßt sich auch auf andere Weise stützen. Die Tatsache, daß das Westsächsische stattdessen *-estre* verwendet, das seinerseits im Englischen nicht vorkommt (s.u. S.500f.), ist in diesem Zusammenhang nicht ohne Bedeutung.

Die Mehrzahl der vorkommenden Ableitungen auf *-icge* läßt sich vom Sachlichen her aus der heidnischen Vergangenheit der Germanen erklären, wie die Arbeiten von Mezger (s.o. S.479, Anm.1) dartun; es liegt kein Grund vor, an dem germ. Ursprung des Suffixes zu zweifeln. Weniger befriedigend ist Mezgers Erklärung des Wortes *cennicge* 'genetrix' (*Archiv*, 163, S.45, Anm.2), nach der das Wort deshalb diese nicht häufige Bildungsweise zeigen soll, weil *-icge* ursprünglich bei Bezeichnungen für höhere Wesen wie Seherinnen und weise Frauen üblich gewesen sei. Die Art der Bildung ist aber zunächst durch den englischen Dialekt bedingt. Im übrigen wird es sich wie bei *cennestre* (s.u. S.503) eher um eine Lehnbildung

¹⁾ Es handelt sich um die Übersetzung einer Predigt, die Augustin zugeschrieben wird und bei Migne, PL. 39, 1984 abgedruckt ist. Vgl. N. R. Ker, *Catalogue of Manuscripts containing Anglo-Saxon* (Oxford, 1957), S.452.

²⁾ Zur Frage des Dialekts der *Blickling Homilies* vgl. R. Jordan, *Eigentümlichkeiten des englischen Wortschatzes* (Heidelberg, 1906), S.11; R. J. Menner, "The Anglian Vocabulary of the Blickling Homilies", in *The Malone Anniversary Studies* (Baltimore, 1949), S.56ff. — Der mehrfach belegte Ausdruck *godes cennestre* (BT[S]) ist eine weitere Stütze der obigen Interpretation.

handeln; beide Worte übersetzen *genetrix* für die Jungfrau Maria und werden ausschließlich so verwendet. Der Versuch von Th. Frings, den Typus *scernicge*, *sealticge* auf lat. *saltatrix* zurückzuführen, um damit eine Stütze für den Einfluß des römischen Kulturbereichs am Niederrhein auf das Westgermanische zu gewinnen¹⁾, scheitert an sachlichen und lautlichen Schwierigkeiten (*Archiv*, 168, S. 177 ff.).

Ganz vereinzelt lebt das Suffix *-icge* noch bis in die frühme. Zeit weiter. Dies bezeugt die Form *berigge* 'a bearer of children, mother', die sich in der Hs. Trinity Coll. Cambr. 323 findet. Das Gedicht, in dem sie erscheint, ist "Exemplum de beata virgine et gaudiis eius" überschrieben und bei C. Brown, *English Lyrics of the XIIIth Century* (Oxford, 1932), No. 31 abgedruckt²⁾. Auch dieser Ausdruck bezieht sich auf die Gottesmutter ("berigge of godes sune", 31.20).

Das Suffix *-icge* ist nicht der einzige Fall eines nur für einen bestimmten dialektischen Bezirk gültigen weiblichen Genussuffixes. Im westlichen Mittelland kommt im Frühme. die Ableitung *-ild* für weibliche Personenbenennungen vor, die Kluge (§ 52) einleuchtend auf germ. Personennamen zurückgeführt hat, die mit dem Element *-hildī* zusammengesetzt sind³⁾. Als mögliche Vorstufe der me. Belege ist das nur einmal erscheinende *neahgebyrild* 'Nachbarin' vorhanden. Es taucht in der nördlichen Übersetzung der Evangelien (Sk. Ev. Lk. 15.9) als *nehebyrildas* auf, wo es ein lat. *uicinas* übersetzt. Die Glosse ist jedoch nur in der in Lindisfarne (Li) entstandenen Version belegt. Das Rushworth-Ms. (Ru) gibt das lat. "amicas et uicinas" durch "ða wif-friondas 7 ða nehgi-buras" wieder; in den beiden Fassungen ist also die Endung, aber nicht die Bildung des Wortes identisch. Trotzdem wird es sich um eine weibliche Benennung handeln. Dies ist aus dem lat. Lemma und dem Kontext (*wif-friondas*!) zu folgern;

¹⁾ Th. Frings, "Persönliche Feminina im Westgermanischen", *PBB*, 56 (1932), 24.

²⁾ Die Handschrift, die in das westliche Mittelland gehört, ist bei C. Brown, a. a. O., S. XX ff. beschrieben.

³⁾ Eine heute veraltete Zusammenstellung von Belegen findet sich bei J. Güte, *Die produktiven Suffixe der persönlichen Konkreta im Mittenglischen* (Diss. Straßburg, 1908), S. 67–69.

außerdem weist eine der wests. Versionen, die Hs. Corp. Christ. Coll. Cambr. 140, ein *nehhe-byryna* (Variante *nehhe-byryna*) auf, das den Akk. Plur. eines *neah-gebyren* 'Nachbarrin' darstellen kann (Siev.-Br. § 258, 1a). Allerdings findet sich in der zweiten von Skeat abgedruckten wests. Version (Hatton-Ms.) die Lesart *nehhe-bures* (Variante *-buras*). Dieser Umstand sowie die männliche Endung in *nehebyrildas* sind offenbar die Gründe gewesen, daß die Wörterbücher das Wort *neahgebyrild* durch 'a neighbour' übersetzen und als starkes Maskulinum bezeichnen. Man wird jedoch die Möglichkeit der im Norden schon früh einsetzenden Unsicherheit der Flexionsendungen berücksichtigen müssen; die Übertragung der männlichen Endung *-as* auf langsilbige Feminina kommt gerade in Li öfters vor (Siev.-Br. § 252, Anm. 3).

Erst etwas später erlebt das Suffix eine kurze Blüte. Aus dem Frühme. sind die folgenden Formen überliefert, die ihrer Spärlichkeit halber wieder vollzählig aufgeführt werden mögen:

- beggild* 'Bettlerin', AR. (Mac. 158)
- cheapild* 'schacherndes Weib', AR. (N) 190.27
- chidild* 'scheltendes, zänkisches Weib', AR. (Mac. 468)
- cursild* 'fluchendes Weib', AR. (Mac. 468)
- fostrild* 'Amme', AR. (N) 31. 26
- grucchild* 'Nörglerin', AR. (N) 47.17
- maðelild* 'Schwätzerin', AR. (N) 38.32
- meanild* 'Klageweib' (zu ae. *mænan* 'klagen'), AR. (Mac. 468)
- motild* 'Fürsprecherin'; 'streitsüchtiges Weib', Hom. I 205.5; Saint Katherine (EETS, OS 80) 396, 417
- sunegild* 'Sünderin', Hali Meidenhad (EETS, OS 18) 650
- totild* 'neugierig guckend', AR. (N) 44.18¹⁾
- uorschuppild* 'böse Verwandlerin', AR. (N) 52.24; 53.4²⁾

Die Prüfung dieses Belegmaterials ergibt, daß die Mehrzahl der vorkommenden Bildungen eine deutlich pejorative Färbung zeigt. Es wird z. B. das Schachern (*cheapild*), das Schelten (*chidild*), das Fluchen (*cursild*), das Nörgeln (*gruc-*

¹⁾ Dies ist der einzige Beleg, bei dem es sich um ein Adjektiv handelt. Der franz. Text (EETS 219 [1944], 83.26) gibt *totilde ancre* durch das Substantiv *auouteresce* wieder; die lat. Version hat keine Entsprechung.

²⁾ Die Lesart der Stelle 53.4 ist nicht ganz klar (vgl. Miss Days Fußnote). Ein Vergleich mit der Corpus-Hs. zeigt jedoch, daß auch dieser Beleg als gesichert gelten kann.

child), das Schwatzen (*maðelild*), das Jammern (*meanild*) und das neugierige Gucken (*totild*) angeprangert und die drei Nonnen, denen die AR. als Regelsammlung für ihre Lebensführung dienen soll, werden ausdrücklich vor solchem Verhalten gewarnt. Der Ausdruck *uorschuppild* 'Verwandlerin' bezieht sich beide Male auf die Todsünde des Zornes, der als eine böse Verwandlerin dargestellt wird. Nicht so sicher läßt sich auf eine abwertende Bedeutung der übrigen Belege schließen. Die Stellen in *Saint Katherine* ("pu motild" 396 und "peos modi motild" 417) weisen dem Zusammenhang nach freilich auf die Bedeutung 'Streitsüchtige, disputatrix' hin, zumal der zweite Beleg durch "hanc contionatricem" der lat. Quelle gestützt wird. Dagegen fordert der Kontext in Hom. I 205 ("ich on sori sunfule þing; bidde þin ore. ðet tu beo mi motild azeines mine soule fon.") die Übersetzung 'Fürsprecherin'. Zweifelhaft ist auch der pejorative Charakter von *fostrild* 'Amme', von der es heißt: "silence is wordes fostrild 7 bringeð forð cheafle" (i.e. Geschwätz) (AR. [N] 31.26f.); doch steht das Wort immerhin in einem abwertenden Kontext¹). Ähnliches läßt sich für *beggild* 'Bettlerin' sagen. Auch bei *sunegild* 'Sünderin' kann man schwanken; vielleicht ist es aber kein Zufall, daß die Ableitungssilbe sich gerade mit dem Wort "Sünde" verbindet. Andererseits wird die Sünderin an dieser Stelle ("pe eadi sunegilt Marie magdaleine"; *Hali Meidenhad* 650) ausdrücklich als *eadi* 'blessed' bezeichnet.

Nur in einem einzigen Falle kann man zweifeln, ob das Suffix ausschließlich die Funktion der weiblichen Benennung besaß. Während sich dies bei allen übrigen Belegen aus dem Kontext ohne weiteres folgern läßt, tauchen bei *beggild* Bedenken auf, weil sich bei diesem Wort in der AR. eine merkwürdige Divergenz der Handschriften findet. Es ist nämlich nur in BCGT belegt; Hs.N hat für das dort erscheinende *beggilde* die männliche Form *beggares* eingesetzt. Die Stelle lautet hier folgendermaßen:

noble men 7 gentile ne bereð nout packes. nene uareð nout i trussed
mid trusseaus ne mid purses. hit is beggares rihte uorte beren bagge on bac.

¹) In anderen Handschriften des Textes ist *fostrild* durch *foftermoder* ersetzt.

7 burgeises forto beren purses. 7 nout godes spuse: ðet is lefdi of heouene. trusseaus 7 purses. baggen. 7 packes. beoð alle eorðliche weolen. 7 worldliche renten. (AR. [N] 74.9ff.).

Man sieht deutlich, daß die Form *beggares* durch den im unmittelbaren Kontext erscheinenden Ausdruck *burgeises* 'Bürger'¹⁾, vermutlich auch durch die eingangs erscheinende Wendung "noble men 7 gentile" gestützt wird. Immerhin besteht nach dem gedanklichen Zusammenhang durchaus die Möglichkeit, daß der Schreiber zwischen 'Bettler' und 'Bettlerinnen' geschwankt hat. Skeat hat in einem Kommentar zu dieser Stelle (PP. II, S. 124) die Worte *beggild* und *beggare* als "nearly equivalent forms" bezeichnet; aber der nicht ganz durchsichtige Kontext erweckt Zweifel, ob dieses Urteil richtig ist. Jedenfalls reicht sie nicht aus, um *beggild* als einzigem me. Beleg eine zweigeschlechtliche Funktion zuzuweisen und darin eine Stütze für die oben besprochene Form *nehebyrildas* als starkes Maskulinum zu erblicken.

Der Nachweis, daß das -ild-Suffix um die Zeit der AR. wirklich produktiv war, läßt sich durch die Form *grucchild* erbringen; hier ist die Ableitungssilbe an ein franz. Stammwort angetreten. Trotzdem hat das Suffix in der späteren Geschichte der Sprache keine Rolle mehr gespielt und selbst im westlichen Mittelland keine weiteren Spuren hinterlassen. Bei Langland erscheinen die Wendungen "a begeneldes wyse" (PP. [C], X. 154) und "a begeneldes douhter" (PP. [C], XI. 263), die ein letztes Echo der alten Formen auf -ild darstellen mögen; aber darüber hinaus ist keine der offenbar dem Autor der AR. und seinem unmittelbaren Einflußbereich zuzuschreibenden ausdrucksvollen Bezeichnungen in späteren Texten wieder belegt, geschweige daß sich der Nachweis erbringen ließe, daß das Suffix auch nur in begrenztem dialektischen Umkreis produktiv geblieben wäre.

Mit Ausnahme der Bildungen auf -estre, die unten ausführlicher behandelt werden sollen, hat die Sprache neben den Ableitungen auf -en, -icge und -ild keine weiteren Suffixe zur Bezeichnung weiblicher Personen besessen. Natürlich waren

¹⁾ Allerdings ist auffallend, daß die anderen Handschriften *burgeise* lesen (AR. [Mac. 158]). Dies könnte ein fem. Gen. Sing. sein wie weiter unten *spuse* und 'Bürgerin' bedeuten.

andere Mittel vorhanden; man denke an die Gruppe aus idg. Zeit ererbter Verwandtschaftsnamen wie *modor*, *dohtor*, *sw(e)o-stor*, an Beispiele für die starke Deklination wie *cwen* 'Frau, Königin', *ciefes* 'Kebse' oder Zusammensetzungen wie *mægdenmann* 'Jungfrau', *hired-wifmann* 'weibliches Mitglied der Hausgemeinschaft', u. a. m. Zwischen Bezeichnungen dieser Art und solchen durch spezifische, in geschichtlicher Zeit noch wirksame weibliche Genussuffixe besteht zwar ein semantischer, aber kein formaler Zusammenhang, und die historische Wortbildungslehre pflegt sie daher gesondert zu behandeln. Lediglich die weiblichen Personenbenennungen auf *-e* (aus germ. **-ōn*, Kluge § 36), die zu den schwachen Feminina (Siev.-Br. § 278) gehören, scheinen eine Ausnahme zu rechtfertigen. Sie bilden eine Gruppe für sich, da grammatisches und natürliches Geschlecht bei ihnen zusammenfallen. Aus diesem Grunde erhält die Flexionsendung hier einen besonderen Charakter und wird einem Suffix angenähert.

Ursprünglich handelte es sich wohl um Parallelbildungen zu schwachen Maskulina, und entsprechend führt Kluge *wicce* 'Zauberin' zu *wicca* 'Zauberer' und *asse* 'Eselin' zu *assa* 'Esel' als Modellfälle an. Betrachtet man zunächst die Verhältnisse in der Poesie, so stellt sich heraus, daß die ae. Dichtersprache von der Möglichkeit solcher weiblichen Formen kaum Gebrauch gemacht und stattdessen männliche Formen für weibliche Personen verwendet hat. Der Ausdruck *healsgebedda* 'Bettgenosse' (Beow. 63) wird für eine Königin gebraucht, und Grendels Mutter ist als *mīhtig manscaða* 'böser Übeltäter' (Beow. 1339) und *feorhgeniðla* 'Lebensfeind' (Beow. 1540) bezeichnet. Die Vorstellung des *wineleas wrecca* haftet nicht nur an dem Brudermörder Kain (Gen. 1051), sondern auch an der ins Elend geratenen Verlassenen in einer der Elegien (Wife's Lament 10). Ein weiterer Fall ist *foregenga* 'Vorbote, Vorläufer' (Jud. 127) für eine Dienerin; eine Besserung zu *foregenge*, die BT zur Aufnahme eines solchen sonst nirgends belegten Wortes in ihr Wörterbuch veranlaßt hat, erscheint daher nicht gerechtfertigt¹⁾. Aber auch in der Prosa werden schwache Maskulina auf weibliche Personen angewendet. Dies

¹⁾ Der Beleg ist bei BT(S) gestrichen.

zeigen Fälle wie *gebedda*, *gemaca* (auch *gemæcca*, *gemecca*) und *geresta* in der Bedeutung 'Gemahlin' (Siev.-Br. § 278 Anm. 4), die vereinzelte Übersetzung von lat. *socia* 'Gefährtin' durch *gefera* 'Gefährte' (Hept. 89.12; Gen. III. 12), usw.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die Zahl der überlieferten Bildungen auf *-e* für persönliche Feminina nicht groß und auf wenige Vorstellungsbereiche beschränkt geblieben ist. Nicht immer steht auch der weiblichen Benennung eine entsprechende männliche Bildung desselben Wortstammes zur Seite. Die Isolierung der weiblichen Ableitung kann verschiedene Gründe haben; entweder erklärt sich das Fehlen der männlichen Form aus der Natur der Sache wie bei *wælcyrge* 'Walküre', *hægtesse* 'Hexe', *fostre* 'Amme', *hore* 'Hure', oder der Sprache standen andere Worte oder Wortelemente als Äquivalent der weiblichen Benennung zur Verfügung (*dogga* 'Hund' zu *bicce* 'Hündin'; *munuc* 'Mönch' zu *nunne* 'Nonne'; *hlaforð* 'Herr' zu *hlæfdige* 'Herrin'). Neben *gat* 'Ziege' steht das seltenere Wort *ræge*; als Bezeichnung für das weibliche Tier spiegelt sich in dieser Bildung vielleicht das Bedürfnis, das Geschlecht auch durch formale Mittel zu kennzeichnen. Während dies hier durch die Endung geschieht, hilft man sich bei dem männlichen Tier durch Rückgriff auf die Komposition (*gat-bucca* 'Ziegenbock'). Wo kein besonderer Grund zur Unterscheidung der Geschlechter vorlag, kann die weibliche Form wieder isoliert erscheinen (*wesle* 'Wiesel').

Auf der anderen Seite kommen Doppelformen bei Tier- und Pflanzennamen vor, bei denen die Geschlechtsunterscheidung kaum eine Rolle gespielt haben kann. Für die Nachtigall findet sich *nihtegala* (WW. 285.14) neben häufigerem *nihtegale*, obwohl eine der beiden Bezeichnungen genügt hätte; *sigel-hweorfa* (WW. 301.10) und *sigel-hweorfe* (WW. 397.16) stehen gleichfalls unnötigerweise als Namen derselben Pflanze nebeneinander. Bei den nur im Nom. Sing. unterschiedenen schwachen Maskulina und Feminina kann natürlich leicht eine Verwechslung der Endungsvokale eingetreten sein. Der sicher volkstümliche Pflanzename *self-æte* 'Eberwurz' (Leechdoms, [ed. Cockayne, 1864ff.] II, 80.13; 312.15) bietet die weibliche Endung; eine entsprechende männliche Form dieses Kompositums ist zwar belegt, weicht jedoch in der Bedeutung ab

(*sylf-æta* 'Kannibale', Andr. 175). Auch *nihtgenge* 'Hyäne' (WW. 417.15) zu *nihtgenga* 'Kobold, böser Geist' ist ein Beispiel für das Auftreten disparater Bedeutungen in einem solchen Wortpaar, während der Sinnesunterschied zwischen *helle-rune* 'Hexe, Zauberin' (Beow. 163; WW. 188.33) und *geruna* 'Ratgeber' (WW. 110.22, 189.25) sich aus der Komposition ergibt.

Immerhin gibt es außer den beiden von Kluge angeführten Fällen eine Anzahl echter Gleichungen: *bigenge* (?) 'cultrix' zu *bigenga* 'cultor'; *gefædere* 'Taufpatin' zu *gefædera* 'Taufpate, Gevatter'; *gingre* 'Dienerin' zu *gingra* 'Jünger, Vasall'; *husbonde* 'Hausherrin' zu *husbonða* 'Hausherr'; *mage* 'Verwandte' zu *maga* 'Verwandter, Sohn, Mann'; *scinlæce* 'Zauberin' zu *scinlæca* 'Zauberer'; *webbe* 'Weberin'¹⁾ zu *webba* 'Weber'; *widuwe* 'Witwe' zu *widuwa* 'Witwer'; *wyrhte* 'Arbeiterin'²⁾ zu *wyrhta* 'Arbeiter'. Zu *witege* 'Prophetin' neben *witega* 'Prophet' s. u. S. 501. Neben *þeowe* 'Dienerin' und *weale* 'Sklavin' sind statt schwacher stark flektierte männliche Formen vorhanden (*þeow* 'Diener'; *wealh* 'Sklave'). Manche der genannten Ableitungen haben weibliche Bezeichnungen desselben Wortstammes neben sich, die auf andere Art gebildet wurden. Man trifft auf *bigengestre* neben *bigenge* (?) und *webbestre* neben *webbe*, *þeowen* neben *þeowe*, *wielen* neben *weale*, woraus auf den stärkeren Bedarf solcher Benennungen für die betreffenden Tätigkeiten geschlossen werden kann.

Die Regelmäßigkeit solcher Wortpaare ist schon im Ae. bedroht, wie die beginnende Verwischung der ursprünglich fest an der jeweiligen Endung haftenden Genusfunktion bezeugt. In der Glosse "Asinus, uel asina, assa" (WW. 320.13) ist allein

¹⁾ Belegt nur als Kompositum *freoðu-webbe* 'Friedensweberin' (Wids. 6, Beow. 1942). Gleich *wælcyrge* und *helle-rune* ist der Ausdruck wegen seiner Herkunft aus der heidnischen Mythologie ein Zeugnis für das hohe Alter der persönlichen Feminina dieses Typs.

²⁾ Auch dieses Wort kommt nur einmal in der Komposition vor: "Be cyswyrhte. — Cyswyrhtan gebyreð hundred cyse, 7 þæt heo of wringhwæge buteran macige to hlaforðes beode"; die Quelle bietet für die ae. weibliche Form nur ein neutrales "Caseum facienti" (Liebermann, *Gesetze der Ags. I*, S. 451). Ein ähnlicher Ausdruck ist das ebenfalls nur einmal belegte *smere-mangestre* 'Butterhändlerin'.

das männliche Wort als Übersetzung der beiden lat. Formen vermerkt. Dazu bietet das Synonym *eosol* 'Esel' eine interessante Parallele; "sittende on eosule" (Sk. Ev. Mt. [Ru] 21.5) mit stark flektierter Form des Dativs stellt die Übersetzung der lat. Wendung "sedens super asinam" dar, obwohl die schwache weibliche Form *e(o)sole* (BT[S]) mehrfach überliefert ist. Der sich hier vereinzelt abzeichnende Verfall eines einstmals brauchbaren Schemas zur Unterscheidung des Geschlechts ist durch die Abschwächung der Flexionsendungen weiter gefördert worden. Schon im Spätäe. ist der Auslaut der schwachen Substantiva im Nom. Sing. unsicher, wobei die nördlichen Denkmäler vorangehen (Siev.-Br. § 276 Anm. 6). Im Me. hat der Übergang der vollen Endsilbenvokale zu *-e* die alte Doppelheit völlig zerstört, und die beiden ursprünglich getrennten Formen wurden lautlich identisch. Auf die Homophonie mußte die Vermischung der Bedeutungen folgen. Die meisten alten Wortpaare sind daher frühzeitig aufgegeben worden, und nur wenige Formen haben sich bis in spätere Zeiten erhalten können. Noch im 14. Jhd. ist bei *webbe* ein deutliches Schwanken der Bedeutung zu beobachten. Chaucer (Robinson², CT. I. 362) verwendet es, um einen Weber zu bezeichnen; Langland gebraucht es für einen Weber (PP. [C] X. 204) und für eine Weberin (PP. [B] V. 215). Die Trinity-Hs. des *Cursor Mundi* schreibt "She was þe formast web in kynde þat men of þat crafte dud fynde" (1525), doch ist *webster* (*webister*) die Lesart der übrigen Handschriften. Ae. *wicce* 'Zauberin' lebt in ne. *witch* fort; nach Ausweis des NED kommt die Bedeutung 'Zauberer' (vgl. PP. [B] XVIII. 46) vereinzelt noch bis in das 20. Jhd. vor. Auch die alte Form *widewa* 'Witwer' hat eine gewisse Zähigkeit bewiesen, und ne. *widow* ist gelegentlich als männliche Bezeichnung erhalten; aber sie wurde schon im Mittelalter durch *widower* (erstmalig PP. [A] X. 194) zurückgedrängt, um eine klare Scheidung zwischen der männlichen und der weiblichen Form zu ermöglichen. Daß sich einige der weiblichen Bezeichnungen erhalten konnten, mag damit zusammenhängen, daß das wichtige weibliche Genussuffix der Frühzeit auf *-estre* im späteren Mittelalter männliche Bedeutung annahm. Da sich überdies die franz. Ableitungen auf *-ess* nur zögernd durchsetzten (s. o. S. 482), mag

auch die Spärlichkeit vorhandener Bildungsmittel für persönliche Feminina dazu beigetragen haben.

Überblicken wir abschließend die bisher behandelten weiblichen Genussuffixe, so ergibt sich, daß sie alle aus verschiedenen Gründen an einer breiteren Ausdehnung gehindert waren. Das alte *-en*-Suffix war längst archaisch und kaum mehr produktiv; das *-icge*-Suffix war dialektisch begrenzt und ist offenbar frühzeitig untergegangen. Das *-ild*-Suffix tritt im Ae. kaum in Erscheinung, und obwohl es im Frühme. noch eine kurze Blüte erlebt, ist es nur im westlichen Mittelland fruchtbar geworden; sein Auftreten ist aber nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich begrenzt geblieben, und in der Überlieferung des 14. Jhd. sind so gut wie keine Spuren mehr nachweisbar. Auch mag der dem Suffix anhaftende pejorative Nebensinn seiner Ausbreitung als generelles Formans zur Bezeichnung weiblicher Personen im Wege gestanden haben. Die weiblichen Formen auf *-e* wiederum waren durch ihren vokalischen Ausgang benachteiligt, der allein das Geschlecht zum Ausdruck brachte. Durch die Schwächung der vollen Endsilbenvokale konnte leicht Zusammenfall mit den entsprechenden männlichen Personenbezeichnungen eintreten, wodurch die ursprüngliche grammatische Funktion dieser Bildungen langsam verdunkelt wurde. Freilich ist dieser letzte Umstand nicht allein entscheidend dafür gewesen, daß sich schließlich das Suffix *-estre* gegen seine Konkurrenten durchsetzen konnte; auch die besondere Situation der übrigen weiblichen Genussuffixe muß dabei eine Rolle gespielt haben.

II.

Das Suffix *-estre* (germ. **-astrjōn*, **-istrjōn*, Kluge § 48) ist in den meisten Fällen als weibliches Äquivalent zu *nomina agentis* auf *-ere* entstanden. Während den Ableitungssilben *-en*, *-icge* und *-ild* keine entsprechenden maskulinen Suffixe zur Seite stehen, liegt hier also eine Parallele zu den persönlichen Feminina auf *-e* vor. Angesichts der stärkeren Frequenz sowie des späteren Schicksals der mit *-estre* gebildeten Formen läßt sich schließen, daß es sich um das wichtigste weibliche Genussuffix des Ae. handelt. Dieser Umstand sowie das ver-

schiedenartig erklärte Schwanken seiner Bedeutung rechtfertigen eine ausführlichere Darstellung.

In den folgenden sicheren ae. Belegen ist *-estre* ausschließlich als weibliches Suffix bezeugt:

- bepæcystre* 'Hure', Aelfr. Gr. 175.9
berþestre 'gerula', Nap. 3900
bigengestre 'cultrix', WW. 216.30; Nap. 1358, 4431
cempestre 'tiruncula', Nap. 3992
cennestre (*cynnestre*) 'genetrix', in Prosatexten; nur für die Jungfrau Maria
crencestre 'Weberin', Kmbi. VI, 131.32
filiestre 'sectatrix', Nap. 1228
fiþelestre 'fidicina', WW. 311.24
forgifestre 'datrix', Hy. 49.6
forsæwestre 'contemtrix', Nap. 4430
forspennystre 'lena', Aelfr. Gr. 36.12
geefenlæcestre 'imitatrix', Liber Scintillarum (ed. Rhodes, 1889) 71.11
glywbydenestre 'Trommlerin', Lamb. Psalter (ed. Lindelöf, 1909) 67.26
hearpestre 'Harfnerin', WW. 190.6
hleapestre 'saltatrix', WW. 311.33; Mart. 156.14 (Fußnote)
hoppystre 'Tänzerin', Aelfr. Homilies (ed. Thorpe, 1844–46), I, 484.3
huntigystre 'Jägerin', Narr. 38.3
icestre 'auctrix', Aelfr. Gr. 48.12
lærestre 'doctrix', Aelfr. Gr. 71.8; Aelfr. Homilies (ed. Thorpe) II, 548.8; Lib. Scint. 206.18 ('magistra')
lættewestre 'Führerin', Aelfr. Liv. (ed. Skeat, 1881ff.) XXIII B, 508
lufestre 'amatrix', Nap. 4451; 2.334
lybbestre 'Zauberin', WW. 200.25
miltestre 'meretrix', häufiger, auch in Prosatexten
nedhæamestre 'amatrix', Nap. 4451
oferwiþestre 'victrix', WW. 224.39
rædistre 'lectrix', WW. 308.14; Aelfr. Gr. 71.7
sangestre (*sangystre*) 'cantrix', WW. 308.12; Aelfr. Gr. 48.8; 71.6
smeremangestre 'Butterhändlerin', Liebermann, Gesetze I, S. 234
syllestre 'datrix', Cott. Jul. A VI, fol. 38^v; Cott. Vesp. D XII, fol. 45^v ¹⁾
tæppestre 'Verkäuferin', Aelfr. Gr. 36.13
timpestre 'Trommlerin', Lamb. Psalter 67.26
þenestre 'Dienerin', Nap. 1358
þingestre 'Fürsprecherin', Ags. Homilien (ed. Assmann, 1889) 137.698
webbestre 'Weberin', WW. 188.11

¹⁾ Dieser den Wörterbüchern bisher nicht bekannte Beleg stellt eine Variante zu *forgifestre* (Hy. 49.6) dar, die sich in zwei (noch unveröffentlichten) Prosaversionen des bei Stevenson abgedruckten Textes der betreffenden Hymne findet (vgl. Ker No. 160 u. No. 208). Den Hinweis auf diese Stellen verdanke ich Dr. H. Gneuss.

witegestre 'Prophetin', Sk. Ev. Lk. 2.36, nur wests.; s. u. S. 501; Hept.

46.715

wrægistre 'Klägerin', Aelfr. Liv. (ed. Skeat), II. 208

wulltewestre 'Wollzupferin', Leechdoms III, 188.20; 196.2

wyrtgælstre 'Kräuterzauberin', Leechdoms III, 186.11

Der bei Kluge (§ 50) ohne Übersetzung angeführte Beleg *reccestre* fehlt in den Wörterbüchern und ist nicht identifizierbar. Auch Kluges *þrowestre* (ebda) fehlt bei BT; das Wörterbuch von Clark Hall verzeichnet das Wort in der ersten Ausgabe von 1894 unter der Bedeutung 'female sufferer, martyr', doch ist es in den späteren Auflagen des Buches gestrichen.

Außer den aufgeführten Belegen tauchen Beispiele auf, die zeigen, daß *-estre* auch zur Benennung männlicher Personen verwendet wurde. Da das Suffix in der späteren Geschichte der Sprache seine Funktion gewechselt hat und heute fast ausschließlich maskuline *nomina agentis* bezeichnet (*tapster*, *punster*, *gangster* u. dgl.), hat O. Jespersen auf eine ursprünglich zweigeschlechtliche Funktion der Ableitungssilbe geschlossen¹). Die ae. Belege spielen in seiner Argumentation eine entscheidende Rolle; daher ist ihre erneute Prüfung für den Wert dieser These von besonderer Bedeutung. Es kommen die Formen *bæcestre*, *byrdistrae*, *plegestre*, *seamestre*, *telgestre*, *wæscestre* und *wæpenwifestre* in Betracht.

Bæcestre ist besonders auffallend. Der einzige frühe Beleg für die Bedeutung 'Bäckerin' ist klar aus dem Kontext zu erschließen: "he becom to þam ofne, in þam þa wif . . . bocon heora hlafas. þa locode he þær . . . in þone ofn, wenunza hwylc hlaf ðær to lafe wunode æfter þam bæcestrum" ("co-quentibus"; GD. 251.27). Die anderen überlieferten Belege weisen dagegen auf die Bedeutung 'Bäcker'. Sie taucht nicht nur in Glossen auf (WW. 330.27; Aelfr. Gr. 165.14), sondern auch einige Male in der Prosaversion der Genesis:

þa gelamp hit þæt twegen afyrede men agylton wyþ heora hlaford, Egypta cynges byrle 7 his bæcestre (accidit ut peccarent duo eunuchi, pincerna regis Aegypti, et pistor, domino suo) (Hept. 179.1; Gen. XL. 1).

ðara oper bewiste hys byrlas, oper hys bæcestran (nam alter pincernis præerat, alter pistoribus) (Hept. 179.2; Gen. XL. 2).

¹) O. Jespersen, "The Ending '-ster'", *MLR* XXII (1927), 129–36; *A Modern English Grammar*, vol. VI, S. 239ff.

bæcestra ealdor (pistorum magister) (Hept. 181.16, 20; 182.10; Gen. XLI. 16, 20; XLII. 10).

Dazu tritt der Beleg "Liueger se bæcestre on Excestre" (*Diplomatarium Anglicum Aevi Saxonici*, ed. B. Thorpe, 1865, 637.27), den BT (S) im Nachtrag vermerkt.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die Tatsache, daß es sich um Eunuchen (*afyrede men*) handelt, bei dieser Art der Übertragung eine Rolle gespielt hat. Ein Eunuch ist kein eindeutig bestimmbares geschlechtiges Wesen, und dies mag bei dem Übersetzer ein Schwanken hervorgerufen haben und die Wahl der weiblichen Ableitung erklären. In der Glosse "Hermafroditus, wæpenwifestre, uel scritta, uel bæddel" (WW. 161.11) liegt ein ähnlicher Tatbestand vor; auch für ein zweigeschlechtiges Wesen war keine besondere Ableitungssilbe vorhanden. Die folgende, vom NED (sb. *-estre*) übernommene Ansicht von Kluge (§ 50) verdient aber gegenüber diesem und anderen Deutungsversuchen den Vorzug, weil sie den generellen Übergang zu einem maskulinen Suffix in der späteren Geschichte der Sprache immer noch am besten erklärt. Gewisse hauptsächlich Frauen vorbehaltene Handarbeiten wie das Weben, Backen, Nähen u. dgl. konnten auch von Männern ausgeführt werden, und dies wird für die Verwischung der ursprünglich eindeutigen Genusfunktion des Suffixes verantwortlich gewesen sein. Schließlich setzte sich durch Wirkung der Analogie die männliche Funktion des Suffixes auch bei solchen Tätigkeiten durch, die ursprünglich nicht von Frauen ausgeübt wurden. Das Resultat war "an agential ending irrespective of gender" (NED). Ein paar Ausnahmen (*spinster*, *sewster* [schott.]) sind bis in die heutige Zeit erhalten geblieben. Es ist zu vermuten, daß die sich aus solchen Verhältnissen ergebende sprachliche Unsicherheit in den obigen Belegen zum erstenmal sichtbar wird, wobei der besondere Charakter der Quelle, in der von Eunuchen die Rede ist, mitgespielt haben mag.

Bei *wæscestre* ist dasselbe charakteristische Schwanken zu beobachten. Die weibliche Form bezeugen die Stellen:

se mæssepreost . . . wæs lufigende his wæscestran (presbyteram) swa swa his a3ne swuster (GD. 276.1).

þa þa hine zeseah seo his wæscestre (GD. 276.14).

Daneben erscheint das Wort in männlicher Funktion:

Jobinus, se was min wæscestre (fullo) (GD. 191.23; 192.2)¹).

Als Zeugnis für Männer als Wäscher mag die folgende Stelle dienen:

þære kycenan wicþenas on ðone sætresdæg æzðer ze fata þwean, ze wæterclaðas wacsan (BR. 59.6–7).

Bei *seamestre* liegen die Verhältnisse etwas anders. In der Glosse “sartrix, seamestre” (WW. 312.14) ist zunächst die weibliche Funktion des Wortes belegt. Sie erscheint nur noch einmal in dem folgenden Kontext einer testamentarischen Urkunde in *Dipl. Angl.* (ed. Thorpe, 1865): “sela man mina cnihtas þa mina stiwardas witan XXXX. punda . . . fif pund Ælffæhe min sæmestres” (568.10), wobei die starke Flexionsendung in *sæmestres* für korrektes *sæmestran* auffällt. Ob sich aus diesem vereinzelt Beleg auf die Existenz eines starken Nom. Sing. *sæmestre* schließen läßt (Jespersen, S.133), muß unsicher bleiben.

Eine andere, recht merkwürdige Eintragung findet sich in Aelfrics Grammatik, die folgendermaßen lautet: “sarcio . . . of ðam is sartor seamystre, sartrix heo” (Aelfr. Gr. 190.6). Jespersen (S.132) schließt daraus, *seamystre* müsse in erster Linie als Übersetzung des lat. *sartor* gelten; dagegen beweise die Zufügung des weiblichen Pronomens hinter *sartrix*, daß das ae. Wort zweigeschlechtig gewesen sei. Er hat aber nicht berücksichtigt, daß die Lesarten der Handschriften voneinander abweichen. Hs. F liest *seamy* . . . *re* mit radiertem Zwischenraum; in Hs. h steht *seamere* mit *-ere* (von anderer Hand) auf Rasur, woraus zu schließen ist, daß *-estre* hier durch *-ere* ersetzt wurde; Hs. T liest *seamere*. Nun ist freilich das Abhängigkeitsverhältnis der einzelnen Handschriften von Aelfrics Grammatik noch nicht genügend untersucht. Immerhin spricht aus solcher Verschiedenheit der Lesarten eine deutliche Unsicherheit, und es ist schwer zu sagen, wie die Eintragung ursprünglich ausgesehen hat. In der Originalfassung kann durchaus “sartor seamere, sartrix heo” gestanden haben, was durch die

¹) Das lat. *fullo* der Vorlage (Migne, PL. 77, 233) bedeutet ‘Tuchwalker’ und nicht ‘Wäscher’. Offenbar gab es für lat. *fullo* keine adäquate ae. Entsprechung, wenn man von dem seltenen und erst spät auftauchenden *fullere* absieht; vgl. Sk. Ev. Mk. 9.3; WW. 112.4, 245.33, 407.29.

gleichlautende Eintragung in einem Aelfric zugeschriebenen Glossar (WW. 540.1) nicht unwahrscheinlich ist. Die Abweichungen der Handschriften bezeugen die Seltenheit der weiblichen Form, woraus sich der eigenartige Rückgriff auf das Personalpronomen erklären mag.

Isoliert ist der von Jespersen nicht erwähnte Ausdruck *telgestre* 'a dyer', GD. 342.3 (*tælgestre[on]a* 'tinctorum'); hier handelt es sich ebenfalls um eine Handarbeit.

Auch die Glosse "luctatorium, cemp, plezestra" (Nap. 4735) reicht nicht für einen Ansatz *plegestre* 'Ringer' aus. BT (S) bringt das Wort mit der Übersetzung 'a female athlete', wobei Napiers Besserung zu *cempena*, *plezestrena* zugrunde liegt; doch scheidet der Beleg wegen der verstümmelten Überlieferung am besten aus.

Mit *byrdistrae* für lat. 'blaciarus, primicularius' (OET. 109.1153) ist die Reihe der zweifelhaften Fälle erschöpft. Auch dies sieht in der Tat wie ein unzweideutiger Beleg für eine männliche Bildung aus. Da es sich aber um eine Eintragung des mercischen Erfurter Glossars handelt, liegt hier vielleicht Import der als männlich mißverstandenen südlichen Form vor; die in diesem Dialektbereich sicher bodenständige Bildung *byrdicge* ist uns ja tatsächlich erhalten.

Das Suffix tritt auch in der mehrfach belegten Form *lopystre* 'Hummer, Heuschrecke' (ne. *lobster*) und in *hulfestre* (WW. 132.12; 287.14), einem Vogelnamen, auf. Jespersen betont mit Recht, daß es unmöglich sei, diese Bildungen als Zeugnisse für die weibliche Funktion des Suffixes zu betrachten; ebensowenig beweisen sie aber, daß es doppelgeschlechtig war. Bei der Entstehung dieser Worte kann das Geschlecht kaum eine Rolle gespielt haben.

Schließlich führt Jespersen (S. 131) die Form *huntigystre* (Narr. 38.3) als Stütze für seine Ansicht ins Feld. Die fragliche Stelle "þa syndan huntigystran swiðe genemde" will er durch "these women are very able hunters" übersetzen, wobei das Wort *huntigystran* wie *hunters* in der modernen Sprache ohne deutliche Geschlechtsbestimmung gewesen sei. Da sich jedoch in der Quelle *uenatrices* und in der Parallelversion des Textes die Form *hundiczean* findet (s. o. S. 484), ist an der weiblichen Bedeutung des Wortes nicht zu zweifeln.

Es stellt sich also heraus, daß Jespersens These nicht haltbar ist. Allein 38 der mit *-estre* gebildeten ae. Worte bezeichnen ausschließlich weibliche Personen. Die wenigen abweichenden Fälle, in denen die Bedeutung der Ableitungssilbe zu schwanken scheint, lassen sich befriedigend erklären; sie reichen nicht aus, um die Annahme zu rechtfertigen, das Suffix sei ursprünglich zweigeschlechtig gewesen¹⁾.

Ähnlich wie im Falle von *-icge* läßt sich auch für *-estre* mit großer Wahrscheinlichkeit eine lokale Begrenzung vermuten. Es war offenbar charakteristisch für die südlichen Dialekte; dies bezeugen die folgenden Textstellen, in denen die Verwendung des Wortes *þingere* 'Fürsprecher' mit männlichem Suffix auffällt, obwohl der Sinn eine weibliche Form erfordert:

ic (die heilige Lucia) beo eower þyngere to gode (Mart. 218.21).

Ac utan we biddan þa fæmnan Sancta Marian þæt heo us sy milde þingere wið urne Drihten Hælendne Crist . . . (Bl. H. 159.33).

Es wird kaum ein Zufall sein, daß es sich hier um das *Martyrologium* und die *Blickling Homilies* handelt, die in den anglischen Sprachraum gehören. Im übrigen ist die Bildung *þingestre*, die hier am Platze gewesen wäre, andernorts tatsächlich überliefert (Ags. Homilien [ed. Assmann], 137.698). Wäre sie den Verfassern der beiden Texte geläufig gewesen, hätten sie sich schwerlich mit der männlichen Form beholfen.

Die obige sonst nicht überlieferte Form *þingestre* stammt

¹⁾ Die nach der ae. Zeit auftretenden Ableitungen mit *-ster*, die Jespersen in seinem Aufsatz heranzieht, können entsprechend der Begrenzung der vorliegenden Arbeit nicht behandelt werden. Es sei jedoch auf die Untersuchung von G. Fransson, *Middle English Surnames of Occupation 1100–1350*, Lund Studies in English III (Lund, 1935), S.41–45 verwiesen, der durch die Prüfung eines breiten Namenmaterials gezeigt hat, daß auch Familiennamen auf *-ster* wie *Baxter*, *Brewster*, *Webster* u.dgl. klar auf die ursprünglich weibliche Bedeutung der Ableitungssilbe weisen. Auch die Feststellung Jespersens, die Endung *-ess* sei nur an Worte angefügt worden, die männlich oder dem Geschlecht gegenüber indifferent waren (*princess*, *heiress*), und man könne deshalb aus Bildungen wie *huckstress*, *sempstress*, *songstress*, *spinstress* auf die zweigeschlechtige Funktion des alten *-estre*-Suffixes schließen (*Mod. Engl. Gr.*, VI, 240), ist nicht überzeugend. Solche Bildungen zeigen lediglich, daß seine alte weibliche Bedeutung erloschen war; das Bedürfnis nach neuen weiblichen Formen erklärt das Antreten der franz. Ableitungssilbe.

aus der Hs. Bodl. 343. Nun ergibt sich freilich aus dem Inhalt zweier im 13. Jhd. eingefügter Blätter der Handschrift, daß sie sich zu dieser Zeit im westlichen Mittelland befand (Ker, S. 374f.). Über ihre ae. dialektische Provenienz ist aber damit nichts ausgesagt. Es ist bezeichnend, daß in der Parallelhandschrift (Bodl. Hatton 114), die in Worcester entstanden ist, an dieser Stelle die Lesart *þingere* erscheint (Ags. Homilien [ed. Assmann], 137.701).

Auch die folgenden Stellen der auf mercischem Boden entstandenen Übersetzung der Kirchengeschichte Bedas deuten auf das Fehlen der südlichen *-estre*-Bildungen im englischen Sprachraum: "æfter þon (heo) wæs magister 7 lareow þæs mynstres" (Miller 238.1), für lat. "deinde... magistra extitit" (Plummer [1946] 179.7); "heo meahte Gode wilsumra wifmonna lareow 7 festermode gestondan" (Miller 282.16), für lat. "ipsa Deo deuotarum mater ac nutrix posset existere" (Plummer 219.4).

Eine weitere Stütze erhalten diese Schlußfolgerungen durch eine Stelle der Evangelienübersetzung, in der die wests. Versionen die Form *witegestre* 'prophetissa' (Var. *witegystre*, *wytegystre*, *wytegestre*; Sk. Ev. Lk. 2.36) bieten. Dagegen steht *witga* in beiden nördlichen Fassungen; ihnen fehlt auch sonst jede Spur des weiblichen *-estre*-Suffixes. Ob diese Form allein den Ansatz *witege* 'a prophetess' bei BT rechtfertigt, kann bezweifelt werden, obwohl der Kontext eine weibliche Bildung fordert. Ebenso wie in den obigen für *þingere* und *lareow* belegten Beispielen, in denen in englischen Texten eine männliche Bildung auf weibliche Personen bezogen wird, kann auch hier die Form *witega* 'Prophet' zugrunde gelegen haben.

Das vorgelegte Material führt zu dem weiteren Schluß, daß *-estre* im Gegensatz zu anderen weiblichen Genussuffixen während der ganzen ae. Zeit produktiv geblieben ist. Wie oben gezeigt wurde, gilt dies nur für die südlichen Dialekte; auf das alte englische Gebiet greifen Ableitungen auf *-estre* erst um 1300 über (*demestre* 'Richter', *Cursor Mundi* 6994, 19310, 29225 u. ö., *bemestre* 'Trompeter' 28859), wie entsprechend das anglische Suffix *-icge* im Westsächsischen nicht vertreten ist. Ein besonders interessantes Beispiel für die Produktivität der Bildungen auf *-estre* zu einer etwas späteren Zeit bietet die

Winteneý-Version der Benediktinerregel (ed. Schröer, 1888), die, im Anfang des 13. Jhd. entstanden, ihrem sprachlichen Charakter nach noch völlig altenglisch anmutet. Da sie eine Umarbeitung der ursprünglich für Mönche verfaßten Regel für ein Nonnenkloster darstellt, war der Bearbeiter genötigt, eine Reihe männlicher *nomina agentis* seiner Vorlage durch weibliche zu ersetzen. Dies ist in folgenden Fällen geschehen:

bellringestre 'Glockenläuterin' (ohne lat. Entspr.), 97.8

gefestre 'Geberin' (*dator*, wohl aus der Vorlage stehengeblieben; BR 20.24 *hyra*), 29.11

hordestre 'Kellermeisterin' (*celleraria*), 71.19,20; 77.31; 79.8,9; 81.16; 85.7

hrazlþenestre 'Kleiderwärterin' (ohne lat. Entspr.), 113.6

lacnystre 'Ärztin' (*medicus*, wohl aus der Vorlage stehengeblieben), 69.15

leornestre 'Schülerin' (*discipula*), 29.10,12,27,32

redestre 'Leserin' (*lectrix*), 83.2,6,13,21

singestre 'Sängerin' (*cantrix*), 45.1

þenestre 'Dienerin' (*seruatric*), 81.1

wicðenestre 'Wochendienerin' (*septimanaria*), 79.4,7,11,16

Der Beleg *mazstre* 'Lehrerin' (*magistra* 29.31; BR 21.21 *lareow*) bleibt unsicher, da es sich bei diesem Worte um eine Anlehnung an das lat. Etymon handeln kann. Möglich ist aber auch, daß hier ein altes schwaches Femininum zu ae. *mægister* vorliegt.

Bei der Beurteilung dieser Belege muß man beachten, daß sie dem Bearbeiter durch die Natur seines Gegenstandes abgefordert wurden¹⁾. Er befand sich in einer ähnlichen Lage wie der Autor der AR., dessen Werk ebenfalls an Nonnen gerichtet war. Wie *-ild* in der AR. und einigen Texten ihres unmittelbaren Einflußbereichs an Worten der gewöhnlichen Umgangssprache erscheint, sind es auch hier die üblichen Tätigkeiten im Rahmen des Klosterlebens, auf die sich die weiblichen *nomina agentis* auf *-estre* beziehen. Ob es sich in diesen beiden Fällen um Gelegenheitsbildungen der Autoren oder um die Verwendung umgangssprachlicher Ausdrücke handelt, die sonst keinen Eingang in die Handschriften gefunden haben, ist schwer zu entscheiden. Dasselbe gilt für *chaterestre* 'Klatschbase' (*Owl and Nightingale*, [ed. Atkins, 1922] 655), obwohl hier die Wahrscheinlichkeit einer Neu-

¹⁾ Nur *redestre* und *þenestre* sind schon früher belegt.

bildung noch größer ist, da das Verbum *chateren* erstmalig um diese Zeit auftaucht.

Über die Herkunft des Suffixes gehen die Meinungen auseinander, und eine sichere Grundlage für die Lösung dieser Frage ist nur bei gleichzeitiger Berücksichtigung seiner breiten Entfaltung auf niederländischem Boden möglich (vgl. Th. Frings, a. a. O.). Die richtige Beurteilung der ae. Belege ist dabei aber von großer Bedeutung, da sie die älteste Überlieferungsschicht darstellen. Man kann natürlich den Ursprung der Ableitungssilbe von den *tympanistria*, *citharistria*, **meletristia* (zu *meretrix*, *meletrix*) der römischen Garnisonen der *Germania inferior* erwägen, doch ist diese These keineswegs so schlagend, wie es Frings (a. a. O., S. 23) darstellt. Eine Anzahl der überlieferten ae. Formen gehört dem niederen Leben (*seamestre*, *wæscestre* u. a.), dem Bereich von Tanz und Spiel (*hleapestre*, *hoppystre*) oder der kultischen Sphäre (*wyrtgælstre*) an. Dieser Tatbestand schließt die Herkunft aus dem Germanischen nicht aus (vgl. F. Mezger, *Archiv*, 168, S. 177–84). Bei *forgifestre*, *forsæwestre*, *geefenlæcestre*, *oferswifestre* u. a. wird an spätere gelehrte Lehnbildungen zu denken sein. Die Arbeit von Frings ist auch sonst mit Vorsicht zu benutzen, soweit sie die ae. Verhältnisse heranzieht. Daß die ältesten *-estre*-Bildungen einen "üblen Beigeschmack" (S. 24) gehabt hätten, findet in dem ae. Material keine Bestätigung. Zwar ist richtig, daß gerade *miltestre* 'meretrix' häufiger vorkommt als viele andere mit *-estre* gebildete Worte; doch gilt das auch für *cennestre*, bei dem eine abwertende Bedeutung unmöglich ist, da das Wort als fester Terminus ausschließlich die Jungfrau Maria bezeichnet. Ebenso wenig läßt sich sagen, daß der pejorative Charakter von *-estre* sich bis in die ne. Ausdrücke *gamester*, *lewdster*, *punster* u. dgl. "fortgesetzt" habe; die pejorative Entwicklung gehört auf englischem Boden in eine viel jüngere Zeit.

Die spätere Geschichte des Suffixes, die den Rahmen der vorliegenden Arbeit überschreitet, ist ebenfalls noch nicht genügend aufgehellte und würde eine eigene Untersuchung lohnen. Vor allem müßten die Gründe für den heute insbesondere im amerikanischen Englisch weitverbreiteten abwertenden Nebensinn (*shyster*, *trickster*) geklärt werden. Seine relativ

frühzeitige Entstehung zeigen die in der Sprache Shakespeares vorkommenden Bildungen *gamester* 'Hure' (All's 5.3.188; Per. 4.6.81), *lewdster* 'Lüstling' (Wiv. 5.3.23), *hipster* 'verächtlicher Kerl' (?) (Oth. 5.2.244), usw. Eine lückenlose Zusammenstellung der me. Formen wird freilich kaum möglich sein, bevor das neue *Middle English Dictionary* abgeschlossen vorliegt¹⁾.

BERLIN

BOGISLAV VON LINDHEIM

¹⁾ Nachtrag: Der auf S. 495 angeführte Beleg *lybbeestre* 'Zauberin' (WW. 200.25) sollte wegen des unklaren Lemmas ("Carios, lybbestran") eher zu den zweifelhaften Fällen gerechnet werden. Das Wort wird von BT durch 'a witch, sorcerer', von Clark Hall durch 'sorceress' übersetzt.

THE VOCABULARY OF RALPH LEVER'S *ARTE OF REASON*¹⁾

In 1573 appeared the second book of logic in English, entitled the *Arte of Reason, rightly termed, Witcraft . . .*, by Ralph Lever (d. 1584-5); the first such book, *The Rule of Reason* by Thomas Wilson, had appeared in 1551. The discussions of Lever²⁾ have noted, in passing, his attempt to replace the Greek and Latin terms for logic and rhetoric with native compounds, and have illustrated his unusual vocabulary with a few words from "The Table" of the *Arte of Reason*. The words most frequently mentioned are *storehouse* for 'proposition', *shewsay* for 'declarative proposition,' *saywhat* for 'definition,' *yeasay* for 'affirmation,' *naysay* for 'negation,' *foresayes* for 'premisses,' and *endsay* for 'conclusion.' Like other men of the time, Lever was aware of and sensitive to the lack of terminology in the English language to express the concepts of science and the arts. For reasons which have been stressed before,³⁾ he does not believe in either the necessity for or utility of borrowed ("straunge and inckhorne") terms. In "The

¹⁾ This paper was read at the summer session of the Linguistic Society of America at Ann Arbor, Michigan, July 25 and 26, 1958.

²⁾ There are two principle discussions in reference, respectively, to the history of the English language and the history of logic: R. F. Jones, *The Triumph of the English Language* (Stanford, 1953), pp. 124-129; W. S. Howell, *Logic and Rhetoric in England, 1500-1700* (Princeton, 1956), pp. 57-63. Jones comments on Lever's language in relation to other writers in the 16th century, such as Sir John Cheke and George Puttenham, who stood against neologisms and sought to combine native elements. Howell, perhaps with some exaggeration, remarks that "In view of Lever's theory of the proper terminology for English logic, he might have changed the whole vocabulary for this science in the English-speaking world, had his *Witcraft* preceded Wilson's more conservative work and gained for itself the authority that any original effort usually commands" (p. 57).

³⁾ See Jones, *op. cit.*, pp. 125f., and Howell, *op. cit.*, pp. 59-60.

Forespeache", he makes it clear that "we may not deuise newe names," but should "reteyn and use the olde." For this purpose, he has great faith in the English language.

As for deuising of newe termes, and compounding of wordes, our tongue hath a speciall grace, wherein it excelleth many other, & is comparable with the best. The cause is, for that the moste parts of Englyshe wordes are shorte, and stande on one sillable a peece. So that two or three of them are ofte times fitly ioyned in one. Of these kinde of wordes, I haue deuysed many . . .

Not only does he wish to make difficult terms easier to understand by using native elements, but to "maintain and continue the aunitie of our mother tongue."

At the end of the *Arte of Reason*, for the convenience of the reader, Lever appends a "Table," in which he lists fifty-one of his new terms together with their Latin equivalents. In "The Forespeache" and throughout the four books of the logic, however, there are approximately twenty additional single words or compounds which Lever has obviously "devised." Most of his terms can be grouped into some general classes, using the N. E. D. as a guide.¹⁾

There are only three words for which the N. E. D. gives the first documentation. *Witcraft*²⁾ is taken from the title; *Speachcraft* and *Starrecraft* are quoted from the first book, pp. 6-7.

The N. E. D. has no entry for seven words included in "The Table": *endsay*, *gaynsets* ('opposita, contraria'), *inbeer*

¹⁾ For a similar treatment of 16th-century vocabulary, see Herbert Meritt, "The Vocabulary of Sir John Cheke's Partial Version of the Gospels," *JEGP*, XXXIX (1940), 450-455. I am indebted to Professor Meritt's article for the method used in this paper.

²⁾ Lever translates *witcraft* from *virtus vel ratio disserendi*, and gives the explanatory note in "The Table": "If those names be alwayes accompted the best, which doe moste playnly teache the hearer the meanyng of the thyng, that they are appoynted to expresse: doubtesse neyther Logicke, 'nor Dialect can be thought to fit an Englishe worde to expresse and set forth the Art of reason by, as Witcraft is, seeing that Wit in oure mother tounge is oft taken for reason: and crafte is the auncient English woorde, whereby we haue used to expresse an Arte: whiche two wordes knit together in Witcrafte, doe signifie the Arte that teacheth witte and reason. And why shoulde hand-crafte and witchcraft bee good englishe names, and Starcraft and Witcrafte bee none, the simples beeing knowne, and the composition lyke." The second and only other documentation of the word is from Camden's *Remaines* (1605).

('accidens')¹), *ifsaye* ('propositio conditionalis'), *lyksounding* ('aequiouoca'), *ouershew* ('superficies')²), and *saywhat* ('definitio')³). Nor is there an entry for four compounds not found in "The Table": *bidsaye* ('bid or commaunde,' p. 66), *withsaye* ('wish or desire things to be or not to be,' p. 66), general or particular *yeamarke* ('all or some,' p. 86), and general or particular *naymarke* ('none or some not,' p. 86).

The N. E. D. does not record the particular use which Lever gives to many of his words, the most prominent of which are: *backsette* ('praedicatum, consequens, attributum'), *foresette* ('subiectum, antecedens'), *foresayes* ('praemisae'), *inholder* ('subiectum'), *indweller* ('accidens'; this is a synonym Lever uses for *inbeer*), *offsprings* ('coniugata denominatiua'), *yokefellowe* ('relata, relatiua, ad aliquid'), *storehouse* ('praedicamentum, attributum'), a *seate* ('modus'). There are also some words not in "The Table" for which Lever's meaning is not recorded: *syde* ('folio'), *heeles* (roots of trees or plants), *biset*⁴), *simples* (parts of a compound), and *roomes* (divisions of a category)⁵). The N. E. D. does not document *bounder* ('terminus') from Lever, but does enter a slightly earlier use of this word from Peter Levins' *Manipulus Vocabulorum* (1570), where it is glossed 'terminator.' Lever also lists *propretie* ('proprium') in "The Table" as a new use, but the N. E. D. enters an earlier source of the word in logic, Thomas Wilson's *The Rule of Reason*. Wilson himself apparently thought that he was using the term in a new fashion, because he makes the

¹) Lever adds the note: "It may be called also an Indweller, for that it resteth and dwelleth (as it were) in an other."

²) There is the note: "So called, bicause it doth shew the vtmost face and viewe of a bodied thing."

³) Lever's note reads: "corruptly called a definition: but for ý it is a saying which telleth what a thing is, it may more aptlye be called a saywhat."

⁴) Lever explains on p. 223 that "bisets are named in Greeke ἀλλότρια, because they are neuer knitte together in a yeasay: but alwayes sundred by a naysay."

⁵) The N. E. D. first documents this word in the sense of 'a place in a series, narration, or logical sequence' at 1590, but not in the exact sense of Lever's use. *Roomes* was also used in the 16th century to mean the squares on a chess board; Lever may have known the word from this usage, because he wrote a book on chess, which was published (without his consent) in 1563.

effort to explain that "Propertie is a naturall proneness and maner of doing, which agreeth to one kind, and to the same onely, and that euermore."¹)

That Lever wished to "reteyne and use the olde" words and avoid "making a mingle mangle of . . . natiue speache" is clearly witnessed not only in his habit of forming compounds from native elements, but also in some of the compounds themselves²). For example, *foresay* and *foreset* are certainly "true & auncient englishe words," from O. E. *foreseczan* and *foresettan*. *Forespeache* itself had had a long heritage; in Aelfric's vocabulary of the 10th century *Praefatio* is glossed *forespæc*³), and in the Brussels Codex of Aldhelm's *De Virginitate* there is the gloss, *in prologo, on foresprece*⁴).

In addition to the method of compounding, Lever also made his terms easier by translating Latin words directly into English phrases. Thus, we find in "The Table" *depruiuing termes* for 'priuatia,' *denying termes* for 'contradictoria, negantia,' *decerning part* for 'iudicium,' *y Generall terme* for 'maius extremum, maior terminus,' *prouing terme* for 'medium,' *reason by example* for 'inductio,' *reason by rule* for 'ratiocinatio,' and *self thing, or a sole thing* for 'indiuiduum,' etc. Throughout the text, Lever occasionally substitutes, with no explanation, one English word for another, such as *witnesses* for 'proofs' (p. 197), *likelier* and *vnlikier* for 'probable' and 'improbable' (p. 194), and *demaunde* for 'question' (p. 229).

In his discussion of words and syntax in Book I, of the parts of speech and propositions in Book II, of the syllogism and topics in Books III and IV, Lever employs his new vocabulary with remarkable consistency. He wisely notes in the preface that "though these rules and termes seme harde at the

¹) Quoted from the N. E. D. under *property*.

²) F. R. Johnson is unnecessarily severe in his judgment that "It is in his practise that Lever displays his inability to devise the 'fit names' he seeks, largely because he lacks a feeling for the native genius of the living and growing language of his day." "Latin Versus English: The Sixteenth-Century Debate Over Scientific Terminology," *SP*, XLI (1944), 117.

³) Wright-Wülcker, *Anglo-Saxon and Old English Vocabularies*, 2nd ed. (London, 1884), p. 172.39.

⁴) Ed. Bouterwek, *Zeitschrift für Deutsches Altertum*, IX (1853), 460.

first: (as all straunge and unacquainted things doe) yet vse shall make them easye." Unfortunately, use has not made them easy, and unless one has perused "The Table" carefully, many passages will seem "harde" indeed. In the second book, for example, in an explanation of the relation between the subject and predicate, he writes:

If the backset bee deuided and parted a sunder from the foreset by a naysay, then doth it but eyther differ from it, or els it is a gainset to it (p. 72).

And he explains the formation of a declarative proposition by writing: "The tounring of a shewsay is the remouing of the backset into the roome of the foreset" (p. 82). There are a few instances, however, where Lever allows the powers of the Latinists to overrule his Saxon judgment. The clearest slips are *sequels* (p. 98; one would expect 'followers'), *rebatement* (p. 112), *similitude* (p. 139), *discourse* (p. 213), and *contentation* ("The Forespeache").

At the end of the preface Lever announces that he intends to write a second part to the *Arte of Reason* "to shewe the faultes of an ill reason"¹). It is to be regretted that he never completed this addition, because in it he would undoubtedly have continued his interesting habits of Saxonizing.

CORNELL UNIVERSITY

JAMES L. ROSIER

¹) Professor Howell believes that Lever refers here to Aristotle's *Sophistical Elenchi*; *op. cit.*, p. 63.

ÜBERMENSCH UND TREUE

Zur umstrittenen Entwicklung von George Chapmans Drama

George Chapman hat die Aufmerksamkeit der Kritiker des öftern durch zwei Eigentümlichkeiten seines dramatischen Werkes auf sich gezogen. Erstens prägt er seine Stücke, vor allem seine Tragödien, durch eine ethische Anschauung, die in der gedanklichen Konsequenz und im didaktischen Ernst das bei seinen Zeitgenossen übliche Maß übersteigt, so daß sie als geschlossenes System faßbar zu werden scheint¹⁾. Zweitens greift Chapmans Drama weit aus; es reicht von den Erfolgen der frühen Shakespearezeit bis zur Zusammenarbeit mit James Shirley, es umfaßt sowohl Komödien wie Tragödien, die zum größten Teil recht zuverlässig zu datieren sind²⁾, so daß es nahe liegt, einer Entwicklung dieses dramatischen Werkes nachzuspüren. Der Entwicklung eines dermaßen philosophisch geprägten und zeitlich weitgespannten Dramas nachzugehen, scheint – ganz abgesehen von der individuellen Bedeutung

¹⁾ Vgl. Craig, Hardin: "Ethics in the Jacobean Drama: the Case of Chapman" in *Essays in Dramatic Literature: The Parrott Presentation Volume*, Princeton 1935; Kennedy, C. W.: "Political Theory in the Plays of George Chapman", *ibid.*; Spens, Janet: "Chapman's Ethical Thought" in *Essays and Studies*, vol. XI, 1925; Jacquot, Jean: *George Chapman (1559–1634), sa vie, sa poésie, son théâtre, sa pensée*, Paris 1951.

²⁾ Nach der zuständigen, im folgenden benützten Ausgabe von Parrott, T. M.: *The Tragedies of George Chapman*, London 1910, *The Comedies of George Chapman*, London 1914: *The Blind Beggar of Alexandria* 1595/6; *An Humorous Day's Mirth*, 1597; *All Fools* 1598/9; *May-Day* 1600–2; *The Gentleman Usher* 1602; *Sir Giles Goosecap* 1601–3; *Monsieur d'Olive* 1604; *The Widow's Tears* 1605?; *Bussy d'Ambois* 1603/4?; *The Conspiracy and Tragedy of Charles Duke of Byron* 1607/8; *The Revenge of Bussy d'Ambois* 1610/11; *Chabot* 1612/13 oder später; *Caesar and Pompey* 1612/13 sehr unsicher.

dieser Entwicklung – auch deshalb lohnend, da so vielleicht ein klarerer Aufschluß über die geistige Situation der Zeit gewonnen werden kann, vor allem über den so oft erörterten Übergang aus dem elisabethanischen Zeitalter in das Jakobs I.

In dieser Übergangsstellung zwischen den beiden Zeitaltern ist Chapmans Entwicklung von Una Ellis-Fermor näher charakterisiert worden¹⁾. Chapman ist für sie ein Vertreter des früheren Zeitalters, der die geistige Krise im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts nicht ganz überwindet, die Verklärung der Wirklichkeit nicht mehr erreicht. "... he seems never to have entered into the final phase of the Elizabethan-Jacobean Drama, into the serenity of Shakespeare, the disregard of the bulk of the tragicomedy writers or the security of Ford²⁾." Eine Entwicklung, die wenigstens in ähnlicher Richtung verläuft wie die seiner jüngeren Zeitgenossen, nimmt Una Ellis-Fermor aber auch für Chapman an, vor allem in den Tragödien. Nach den Wirrnissen von Bussy und Byron findet Chapman den Weg zum stoisch verzichtenden Menschen, z.T. schon in Clermont in *The Revenge of Bussy d'Ambois*, ganz aber in Cato in *Caesar and Pompey*. Durch Catos Mund spricht Chapman "as a firm grave moralist whose ethics are still lighted by that rarest of all things in Jacobean drama, a steady illumination from a source beyond reason, proof or observation³⁾." Dieser Entwicklungsgedanke wird im einzelnen genauer verfolgt und ausgebaut von Nancy von Pogrell⁴⁾. Sie betrachtet auch die Komödien aus diesem Gesichtswinkel und kommt zum Schluß, daß Chapman sich von einer anfänglich stark platonisch gefärbten Weltanschauung zu einer stoischen durchgerungen hätte. Cato bedeutet wiederum Abschluß und Höhepunkt des Ablaufs, mit einem allerdings nicht ganz folgerichtigen Durchblick auf christliche Vorstellungen. Ähnlich wird Chapmans weltanschauliche Reifung von John W. Wieler gesehen, doch beschränkt sich seine Arbeit auf die Tragödien⁵⁾.

¹⁾ *The Jacobean Drama*, London 1936.

²⁾ Op. cit. S. 71/2.

³⁾ Ibid. S. 70.

⁴⁾ *Die philosophisch-poetische Entwicklung George Chapmans*, Hamburg 1939.

⁵⁾ *George Chapman – the Effect of Stoicism upon his Tragedies*, New

Diese fast zur Tradition gewordene These von der Entwicklung durch die geistigen Wirrnisse zur stoischen Abklärung ist neuerdings von Ennis Rees angegriffen worden¹⁾. Rees verfißt zwei Hauptthesen. Erstens gehören Chapmans tragische Helden zwei deutlich voneinander getrennten, ja entgegengesetzten Kategorien an. Diese Kategorien sind durch Chapmans Beschäftigung mit Homer gegeben. Der eine Heldentypus entspricht Achilles; er wird von Leidenschaften beherrscht und dadurch in den Untergang getrieben. Der andere Heldentypus entspricht Odysseus, der sich mittels seiner Vernunft bezähmt und innerlich frei bleibt. Den ersten bezeichnet Rees als "abschreckend" (cautionary), den zweiten als "vorbildlich" (exemplary). Die einzelnen Heldenfiguren sind zwar leicht variiert, gehören aber eindeutig dem einen oder andern Typ an: Bussy und Byron dem abschreckenden, Cato, Clermont und Chabot dem vorbildlichen²⁾.

Die zweite Hauptthese besteht darin, daß Chapmans Drama sich weder vom einen zum andern noch innerhalb desselben Typus entwickle. Die beiden Heldentypen stehen einander von Anfang an voll ausgeformt und endgültig gegenüber. Zu diesem Schluß kommt Rees vor allem durch die Datierung von *Caesar and Pompey*. Dieses Drama wird von ihm im Gegensatz zu den genannten Verfechtern einer weltanschaulichen Entwicklung, die sich auf Parrott stützen, als früheste Tragödie bezeichnet.

Es geht bei diesen Meinungsverschiedenheiten um mehr als um Abweichungen in den Einzelinterpretationen und in Datierungsfragen: es prallen zwei grundsätzlich entgegengesetzte Anschauungen aufeinander. Im einen Fall wird die Suche nach einer Philosophie zugrunde gelegt, im andern Fall die Propagierung eines ein für allemal geprägten ethischen Schemas. Es soll hier nicht darum gehen, sich für die eine oder

York 1949.

¹⁾ *The Tragedies of George Chapman, Renaissance Ethics in Action*, Cambridge, Mass. 1954.

²⁾ Eine ähnliche Einordnung der Helden bei Battenhouse, Roy W.: "Chapman and the Nature of Man" in E. L. H. *A Journal of English Literary History* XI, June 1945 und bei Ure, Peter: "Chapman as Translator and Tragic Playwright" in *The Age of Shakespeare* (ed. Boris Ford), London 1955.

andere Anschauung zu entscheiden, noch darum, sie in einem Kompromiß einander anzugleichen. Beide Anschauungen haben dies miteinander gemeinsam, daß sie Chapmans Drama als Ausdruck eines ausformulierten gedanklichen Systems erfassen. Nun neigt zwar Chapman sicher mehr als die meisten seiner Zeitgenossen dazu, lange theorisierende Aussagen in seine Schauspiele einzuschieben und manchmal auch dazu, die Schauspiele selbst als Illustrationen von Formeln wie "only a just man is a free man" anzusehen, aber trotzdem bestimmen diese Tendenzen sogar seine Tragödien nur zum Teil. Deshalb mögen die genannten Betrachtungsweisen wohl Chapmans ethisch-philosophischen Theorien angemessen sein, vermögen aber kaum, seinem Drama gerecht zu werden, und führen bei verschiedenen wichtigen Fragen in Schwierigkeiten.

Es sei vorerst nur auf eine Hauptschwierigkeit hingewiesen: auf das Verhältnis von Chapmans Tragödien zu seinen Komödien. Durch die Ansetzung von festen tragischen Typen im Sinne von Rees ergibt sich hier keinerlei Übergang: die Komödien stehen beziehungslos neben den Tragödien. Rees deutet denn auch folgerichtig für Komödien und Tragödien ein ähnlich simultanes und ambivalentes Verhältnis an wie innerhalb der Tragödie für den abschreckenden und den vorbildlichen Helden¹⁾. Eine solche Verteilung läßt sich aber kaum aufrecht halten, da Chapmans Werk mit Komödien einsetzt und mit Tragödien schließt, denn *The Ball* ist fast ganz Shirleys Werk und fällt außer Betracht.

Aber auch die Analyse der philosophischen Entwicklung, wie Nancy von Pogrell sie bietet, vermag diesem Übergang nicht beizukommen, obwohl das Problem deutlich gesehen wird. Sie nimmt eine zunehmende Beseelung der Komödien wahr von *The Blind Beggar of Alexandria* bis zur Tragikomödie *The Gentleman Usher*. Dieses Werk leitet dann zu den Tragödien über. Störend sind bei dieser These die später datierten Komödien *Monsieur d'Olive* und *The Widow's Tears*. Sie werden deshalb aus dem Wege geräumt. *Monsieur d'Olive* wird zusammen mit den frühen Komödien behandelt, da dieses Stück "chronologisch eine der letzten Komödien, Stillstand

¹⁾ Ibid. S. 28.

und ein Zurückfallen in die relative Leere der früheren Komödien" bedeuten soll¹⁾. *The Widow's Tears* dagegen ist einfach eine Ausnahme, denn "wir finden in den Komödien kaum eine Vorbereitung darauf, und auch in den folgenden Tragödien wird diese Seite seines Schaffens nicht wieder angerührt oder aufgenommen²⁾."

Eine entscheidende Entwicklung ist in Chapmans dramatischem Werk anzunehmen; daraufhin deutet allein schon der Übergang von der Komödie zur Tragödie. Dem Wesen dieses Vorganges kommen wir aber wohl näher, wenn wir ihn weniger durch eine vom Drama aus gesehen tangentielle Betrachtung der explizit formulierten ethisch-philosophischen Absichten zu erfassen versuchen als durch eine dem Drama gemäßere: durch die Erhellung eines Gestaltwandels, der Wandlung einer dramatischen Grundsituation.

Es mag zuerst scheinen, als ob sich bei Chapman keine durchgehende Grundsituation finde: einerseits schreibt er Intrigen- und Liebeskomödien, anderseits politische Tragödien, in denen das Verhältnis von Herrscher und Untertan erörtert wird. Ihnen gemeinsam ist jedoch die Gestaltung des Treueverhältnisses zwischen zwei Menschen. Dadurch wird sowohl der Ablauf der Handlung wie der Sinn des Dramas immer wieder von neuem bestimmt. Wie sich die Bedeutung dieses Treueverhältnisses im Laufe seines Werkes wandelt und vertieft, wie Chapman so die Stellung des Menschen und den Sinn des Lebens immer eindringlicher und unnachgiebiger dramatisch definiert, möchte der folgende Versuch, wenigstens in den wichtigsten Umrissen, zeigen.

I

In den ersten fünf Stücken ist die Entwicklung ziemlich einfach. In der ersten Komödie, *The Blind Beggar of Alexandria*, tritt als Held in schwankhafter Abwandlung der sexuelle und martialische Übermensch auf. Herzog Cleanthes, alias Irus, heiratet unter der Hülle von zwei zusätzlichen Inkognitos

¹⁾ Op. cit. S. 60.

²⁾ Ibid. S. 80.

gleichzeitig zwei Frauen. Nach einem jeweiligen sinngemäßen Austausch seiner Inkognitos verführt er seine beiden Gattinnen und begeht so doppelten Ehebruch an seiner doppelten Ehe. Am Ende des Stückes übergibt er seine beiden Gattinnen andern Männern, um selbst nach großen kriegesischen Leistungen die Königin zu ehelichen. – Der Held ist innerlich beziehungslos, tritt die Gefühle der andern Menschen, besonders der Frauen, mit Füßen und lebt ganz seinem unersättlichen Ich. Amüsant wird das amoralische Geschehen durch die Brillanz, mit der der Held das Menschenmaterial handhabt, und durch die Naivität des zynischen Verhaltens, das viel mehr durch die Erfordernisse der Verwechslungskomödie als durch weltanschauliche Hintergründe bedingt erscheint.

Diese unbekümmerte, sieghafte Brutalität des männlichen Ränkeschmieds ist schon in *An Humorous Day's Mirth* gemildert. Die Entsprechung zu Irus, Le Mot, steht auch im Mittelpunkt des Geschehens, ist ebenfalls wendig und schlau, spielt mit allen, aber er greift, wie schon sein Name andeutet, nicht mehr mit rücksichtsloser Tat, sondern nur noch durch das geistreiche Wort ins Leben ein. Vorhandene Bindungen werden gefährdet, aber nicht zerschnitten. Gleichzeitig taucht erstmals, obwohl im Gesamtbild der Handlung noch weit im Hintergrund, die verklärende Gefühlsbeziehung auf: die Liebe zwischen Dowsecer und Martia. Dowsecer, der philosophierende Melancholiker und Grübler, der die Welt verabscheut, wird plötzlich durch den Blick auf eine Frau von Liebe ergriffen und kommt dadurch zur Erkenntnis der Ordnung und Schönheit der Welt:

Is she a woman that objects this sight,
Able to work the chaos of the world
Into digestion? Oh, divine aspect!
The excellent disposer of the mind
Shines in thy beauty, and thou hast not changed
My soul to sense, but sense unto my soul¹⁾.



Zu beachten ist dabei, daß Dowsecer durch den Kommentar der andern Personen nicht als romantisch-überschwenglich

¹⁾ *Hum. Day*, Sz. 7, Z. 209–14.

abgetan, sondern, vor allem durch den König, als wahrer Weiser geachtet wird.

In *All Fools* tritt die liebevolle Beziehung zum erstenmal in den Vordergrund, und gleichzeitig erscheint die Frau, die ihrem Gatten trotz aller seiner Schwächen unverbrüchlich die Treue hält. Ebenso bedeutsam ist aber, daß der Typ des überlegen spielenden, doppelzüngigen Zynikers – hier Rinaldo – aus seiner bisher die Handlung dominierenden Stellung heruntergeholt wird und in eine Falle gerät, während der einfache, vertrauensvolle Mensch – Marc. Antonio – gerechtfertigt und triumphierend aus den Wirrnissen hervorgeht.

May-Day feiert dann, was schon im Titel enthalten ist, die Allmacht und Allgegenwart der erblühenden und verjüngenden Liebe. Irrtum und Erkenntnis werden ähnlich wie in *All Fools* verteilt. In den Liebesirrungen und -wirrungen werden auch die Vernünftigsten vorübergehend genarrt, nur nicht das romantische Liebespaar, das sich trotz Hindernissen in Verkleidung findet. In *May-Day* ist außerdem die Figur des zentralen Intriganten verschwunden; seine Rolle hat sich verteilt auf Lodovico und Angelo. Diese Tendenz zeigt sich in den folgenden Stücken noch deutlicher. In *The Gentleman Usher*, *Sir Giles Goosecap* und *Monsieur d'Olive* bezeichnet der Titel nicht mehr wie in *The Blind Beggar of Alexandria* den zentralen Ränkeschmied, sondern närrische Tölpel. Diese färben die Stücke durch ihre absonderliche Buntheit, berühren aber den wesentlichen Handlungsablauf kaum. Es zeigt sich hier eine Verselbständigung und Abspaltung des Komischen von der Grundhandlung, in der jetzt die Liebe und Treue zwischen Mann und Frau ernsthafter und ausführlicher erörtert werden.

In feierlicher Verkündigung in die höchsten und reinsten Sphären gehoben wird die Bedeutung der innigen, liebevollen Verbindung zwischen Mann und Weib in *The Gentleman Usher*. Gegen den Widerstand der übermächtigen Welt verbinden sich Prinz Vincentio und Margaret und vollziehen ihre eigene Trauung ohne Priester in einer zeremoniellen Verschmelzung der Seelen:

... shall laws made to curb the common world
That would not be contained in form without them

Hurt them that are a law unto themselves?
 My princely love, 'tis not a priest shall let us;
 But since the eternal acts of our pure souls
 Knit us with God, the soul of all the world,
 He shall be priest to us . . .
 Yourself alone my complete world shall be
 Even from this hour to all eternity¹⁾.

Ewige Liebe und Treue sollen gelten, aber nicht zwischen zwei gewöhnlichen Menschen, sondern zwischen zwei edlen, hervorragenden Wesen, die in einem Elitebewußtsein leben, deshalb zueinander gehören und sich über die üblichen Gesetze hinwegsetzen dürfen.

Diese Seelenverbindung und die hohe Stellung der Frau werden durch die zweite Handlung bestätigt. Die reife Ehe von Strozza und Cynanche hält allen Prüfungen stand. Strozza ringt sich, zu Tode verwundet, mit der Hilfe seiner Frau zur inneren Abklärung durch, überwindet den Tod und erhebt die Gattin zum Inbegriff der höchsten Werte:

Oh, what a treasure is a virtuous wife
 Discreet and loving! Not one gift on earth
 Makes a man's life so highly bound to heaven . . .
 . . . her true worth
 Makes a true husband think his arms enfold
 With her alone a complete world of gold²⁾.

Die bis hierher aufgezeigte Entwicklung widerspricht der Darstellung, wie sie sich bei Nancy von Pogrell findet, kaum. Erst die Berücksichtigung der zwischen *The Gentleman Usher* und *Bussy d'Ambois* liegenden Komödien *Monsieur d'Olive* und *The Widow's Tears* führt auf ganz andere Wege.

Eine neue Bewegung läßt sich schon im ungefährr zur selben Zeit wie *The Gentleman Usher* entstandenen *Sir Giles Goosecap* wahrnehmen. In diesem Stück erscheint die Vereinigung verwandter Seelen wiederum als Hauptgeschehen, aber etwas Neues dringt in das hohe Gefühl ein. Die beiden Liebenden sind beide vorzügliche Gelehrte und Philosophen, und davon wird auch der große Treueschwur beeinflusst:

¹⁾ *Gentleman U.*, IV, 2, Z. 138–44 u. 180/1.

²⁾ *Ibid.* IV, 3, Z. 2–37.

I could give passion all her blackest rites
 And make a thousand vows to thy deserts;
 But these are common; knowledge is the bond,
 The seal, and crown of our united minds,
 And that is rare and constant, and for that
 To my late written hand I give thee this.
 See, Heaven, the soul thou gav'st is in this hand;
 This is the knot of our eternity,
 Which Fortune, Death, nor Hell, shall ever loose¹⁾.

Wie in *The Gentleman Usher* handelt es sich um zwei dem Gemeinen entrückte Seelen; hier werden sie aber vor allem durch die Erkenntnis und das Wissen vereint. Die Ratio ist wichtiger, und romantischer Gefühlsüberschwang wird von den Liebenden abgelehnt. Die Liebesbeziehung ist auch vom Wissen um die alltäglichen Tatsachen umspielt; so weiß hier der Liebende z. B., daß die geliebte Frau Schminke braucht, und er verteidigt und rechtfertigt dies. Bisher schlossen illusionslose Erkenntnis des Körperlichen und höchstes Gefühl einander aus; hier aber werden sie in eines zusammengedrängt, in einer echten, aber nüchternen Liebe.

In der folgenden Komödie *Monsieur d'Olive* werden die überhöhten Gefühle, die sich vom Boden der Vernunft ablösen, noch schärfer und auch in einer späteren Phase der Liebesbeziehung untersucht. Während die frühen Komödien vor allem die Entstehung der Liebesbeziehung schilderten, *The Gentleman Usher* noch das Lied der hohen Gattenliebe singt, behandelt *Monsieur d'Olive* die Krise einer Ehe und Witwertum. Marcellina hat sich zurückgezogen, lebt in völliger Abgeschlossenheit und regt sich nur nachts, alles, weil ihr Gatte die Reinheit ihrer platonischen Beziehung zu Vandome und damit ihre unverbrüchliche eheliche Treue anzuzweifeln wagte. Der Graf von St. Anne aber lebt seit drei Jahren bei seiner verstorbenen Gattin im Grabgewölbe, um die innige Verbindung auf ewig aufrecht zu halten, im Sinne der Worte von Margaret in *The Gentleman Usher*:

Yourself alone my complete world shall be
 Even from this hour to all eternity.

¹⁾ *Sir Giles*, V, 2, Z. 213–21.

Marcellina und der Graf von St. Anne sind – das Stichwort fällt im Drama wiederholt – lebendig begraben. Beide sollen durch Vandome ins Leben zurückgerufen werden, und Vandome knüpft die Fäden wie irgendein Intrigant in einer frühen Komödie, aber in einem ganz andern Sinn. Er ist, wie z. T. auch schon Momford in *Sir Giles Goosecap*, der Arzt der Seelen. Er führt eine komplizierte Operation durch, um den Patienten Heilung zu bringen; hier, um sie zu einer vernünftigen und natürlichen Liebesauffassung zu bewegen. Dies geschieht auf Umwegen durch die Leuchtkraft des lebendigen, sinnlichen Reizes, gegen den die überhöhten Ideale verblassen.

Die ideale, reine Seelenverbindung und geschworene Treue nach dem Tod halten hier der Prüfung durch das Leben nicht stand. Es ist allerdings darauf hinzuweisen, daß es sich dabei um eine Korrektur aufs Höchste gesteigerter Vorstellungen handelt, nicht um eine Verneinung der Ideale schlechthin. *Monsieur d'Olive* ist im Gesamteindruck nicht zynisch, und der Eindruck, daß der Graf von St. Anne einen Treubruch begangen hätte, wird sorgfältig vermieden. Er legt in der Anrede an seine zukünftige, zweite Gattin die Untreue gegenüber der toten Gattin als eine besondere Art der Treue aus:

Your beauties and your virtues have achieved
 An action that I thought impossible;
 For, all the sweet attractions of your sex
 In your conditions so to life resembling
 The grace and fashion of my other wife,
 You have revived her to my loving thoughts,
 And all the honours I have done to her
 Shall be continu'd, with increase, to you¹⁾.

Aber die Einsicht in die Bedingtheiten des Lebens nimmt, trotz solch sophistischer Auslegung des unbedingten Treuebegriffs, den in *The Gentleman Usher* mit fast religiöser Inbrunst vorgetragenen Überzeugungen doch ihren absoluten Anspruch. Wie weit gelten sie noch? Gelten sie überhaupt noch?

Diese Fragen werden beantwortet in dem satirischen Schauspiel *The Widow's Tears*, das nicht nur chronologisch,

¹⁾ *Olive*, V, 2, Z. 50–57.

sondern auch in der inneren Konsequenz auf *Monsieur d'Olive* folgt. Darauf weisen schon die Thematik des Witwentums und die durchgehende Symbolik des Lebendigbegrabenseins hin. Die Beantwortung der Fragen geschieht aber mit einer Ausschließlichkeit der dramatischen Formulierung, die bei Chapman bis dahin nicht zu finden war. Die breit behandelte, bloß der komischen Dekoration dienende Figur des närrischen Tölpels fällt weg, und das Thema wird schon im Titel erfaßt. Die Frage nach der Gültigkeit der Gattentreue nach dem Tod wird in der Handlung doppelt gestellt und mit steigender Unerbittlichkeit beantwortet: die auf ewig geschworene Treue der tugendhaften Gattin hält nach dem vermeintlichen Tode des Gatten der sinnlichen Versuchung kaum ein paar Stunden stand. Während der späte Treubruch des Mannes in *Monsieur d'Olive* noch beschönigt wird, erscheint in dem späteren Stück die Treue der Frau zum toten Gatten in jedem Fall als eine bloße Farce, und das Stück wird vom extremen Zynismus beherrscht. Dies ist aber nicht mehr der naive, amoralische Zynismus von *The Blind Beggar of Alexandria*, wo gar niemand etwas Besseres erwartet, sondern der bittere Zynismus des enttäuschten Idealisten, der kaum genügend scharfe Worte finden kann, um seiner sittlichen Entrüstung Ausdruck zu geben.

Die Entwicklung des Treueverhältnisses zwischen Mann und Frau beschreibt in Chapmans Komödien eine große Kurve. Aus den Niederungen des Zynismus von *The Blind Beggar of Alexandria* steigt sie empor, erreicht ihren Scheitelpunkt in *The Gentleman Usher*, steigt ab und endet in der bitteren Enttäuschung von *The Widow's Tears*.

II

In *The Widow's Tears* geht nicht nur eine Entwicklung zu Ende, es setzt auch eine neue ein, die diese Satire mit der ungefähr zur selben Zeit entstandenen Tragödie *Bussy d'Ambois* eng verknüpft.

Die menschliche Bindung, die den Mann auf ewig tragen sollte, ist gerissen. Er bleibt allein, einsam, sich selbst überlassen. Das Zerreißen der überzeitlichen seelischen Bindung zwischen Mann und Frau ist in *The Widow's Tears* jedoch für

den Mann nicht bloßer Verlust, nicht bloße Beschneidung seines Anspruchs auf unbedingte, unbegrenzte Anerkennung seiner Persönlichkeit. Es kann auch Triumph und Bestätigung eines besonderen Mannestums bedeuten. Denn nicht irgendein Mann bringt die wirklichen und vermeintlichen Witwen zu Fall; der durchschnittliche Werber scheitert, Lysander aber, und vor allem Tharsalio, siegen im Angriff auf die weibliche Treue durch ihre ursprüngliche, betont männliche Aggressivität. Tharsalio ist der Übermann. Durch rücksichtsloses Draufgängertum und unbändige Sexualität zwingt Tharsalio, ein ganz armer Mensch, sein Schicksal und gewinnt die hoch über ihm stehende, reiche verwitwete Gräfin Eudora. Er übt seinen Einfluß als Verkörperung der Männlichkeit durch alle Hemmungswiderstände und Trennungswände hindurch aus, so "elektrisch" wie ein Held von D. H. Lawrence, wobei allerdings die Komponenten der Männlichkeit nicht ganz dieselben sind. Diese direkte Strahlkraft unterscheidet Tharsalio von Chapmans erstem "Übermenschen", dem Bettler von Alexandria, der nicht einfach als Mann wirkt, sondern alle Frauen kraft der Fabel schon gewonnen hat oder sie in Verkleidung gewinnt und dabei nicht er selbst ist. Tharsalio dagegen ist nur er selbst. In ihm tritt zum erstenmal in Chapmans Werk, nachdem die Treuebindung zwischen den Geschlechtern gerissen ist, der auf sich selbst gestellte, einsame Mann auf, der sich im Besitze einer unwiderstehlichen Kraft fühlt.

Von Tharsalio in *The Widow's Tears* führt der Weg gerade zum Helden der folgenden Tragödie. Bussy ist ein gesteigerter Tharsalio. Wie Tharsalio ist er arm, aber voller Selbstvertrauen. Er tritt wie Tharsalio kühn in die höfische Umgebung ein, wirft im Gespräch mit den Damen ebenso mit unflätigen Anspielungen um sich, droht den Rivalen ebenso mit dem Degen und bricht ebenso alsbald die Treue der einen Dame, hier der mit dem Grafen von Montsurry verheirateten Tamyra. Dieser Ehebruch ist eine Weiterführung und Steigerung des Treubruchs gegenüber dem schon toten Gatten in *The Widow's Tears*. Das Gefühl des Abscheus in Montsurry wird aber überlagert durch das Hochgefühl des Helden, der durch seine Männlichkeit nicht nur den Gatten, sondern auch den mit ihm rivalisierenden Bruder des Königs übertrifft.

Die Verwandtschaft mit Tharsalio ist aber bloß die eine Seite von Bussy. Sowohl Tharsalio wie Bussy klagen in ihren Eröffnungsmonologen das blinde, ungerechte Schicksal an. Tharsalio beruft sich im Kampf gegen den Zufall auf

a more noble deity, sole friend to worth,
And patroness of all good spirits, *Confidence*¹⁾.

Bussy dagegen:

We must to *Virtue* for her guide resort
Or we shall shipwreck in our safest port²⁾.

Nun besteht die *virtus* von Bussy zwar zu einem großen Teil in der ungebrochenen Manneskraft, durch die auch Tharsalios Selbstvertrauen bestimmt ist, aber sie erschöpft sich nicht darin. In dem Worte liegt für Bussy auch Sittlichkeit, vor allem als Verachtung der Schlechtigkeit und Verderbtheit der höfischen Welt. Diese Haltung ist nicht neu. Schon Dowsecer in *An Humorous Days' Mirth* hatte sie mit Nachdruck vertreten. Viel deutlicher ist aber die Absage an "worldly things" und die Hinwendung zur Tugend in der Tragödie *Caesar and Pompey*.

Caesar and Pompey nimmt unter Chapmans Tragödien eine eigenartige Stellung ein. Das Stück ist uneinheitlicher, wirrer als irgendeine andere Tragödie. Cato – darüber sind sich die Kritiker einig – ist der Held. Aber er erscheint nicht im Titel, während sonst Chapmans tragische Helden den Tragödien den Namen geben, mit der wohlbegründeten Ausnahme von Clermont in der Fortsetzung von *Bussy d'Ambois*. Außerdem tritt Cato nur im ersten Akt und von der letzten Szene des vierten Aktes an in den Vordergrund und verschwindet in den mittleren Akten fast völlig von der Bühne, was kein anderer von Chapmans tragischen Helden tut. Dann fällt die längere erste Szene des 2. Aktes ganz aus dem Rahmen. Die beiden Sprecher Fronto und Ophioneus erscheinen im ganzen Drama nicht mehr, und zudem wird die Szene durch den anschließenden Botenbericht, der dasselbe noch genauer mitteilt, auch vom Verständnis der Handlung her gesehen völlig über-

¹⁾ *Widow's Tears* I, 1, Z. 11/12.

²⁾ *Bussy* I, 1, Z. 32/33.

flüssig. Die Szene gehört auch einer andern Stilebene an als das übrige Stück. Für sich allein betrachtet, erinnert die erste Szene des 2. Aktes am stärksten an eine vorgeschobene Eröffnungsszene oder auch an einen Teil einer komischen Nebenhandlung eines Dramas, das zeitlich in der Nähe von *The Blind Beggar of Alexandria* liegen würde. Es ist daher nicht abwegig, in *Caesar and Pompey* eine Überarbeitung einer primitiven Historie aus Chapmans eigener oder aus anderer Hand anzunehmen, wie dies verschiedentlich getan worden ist¹⁾, wobei der philosophierende Cato auf Kosten der niederen Handlung Raum gewonnen, sich aber nur halb durchgesetzt hätte. Wie dem auch sei, er wird, außerhalb der Handlung stehend, mehr als eine andere Figur zum chorhaften Kommentator und zu Chapmans Sprachrohr für einen christlich gefärbten Stoizismus. Für die explizite Formulierung von Chapmans Philosophie ist er von hoher Bedeutung, für das Drama von weit geringerer. Er ist erst das Rohmaterial für einen tragischen Helden, nicht ein tragischer Held.

Parrott datiert *Caesar and Pompey* auf 1612–13, "based upon somewhat intangible evidence of style and rhythm²⁾." Fleay und Swinburne hatten die Entstehungszeit des Stückes bedeutend früher angesetzt, und Rees kommt nach einer sehr eingehenden Untersuchung, unter Beiziehung neuen Materials, zum Schluß, daß *Caesar and Pompey* in den allerersten Jahren des 17. Jahrhunderts entstanden sein müsse³⁾.

Für eine solche Datierung spricht außerdem eine Reihe von Merkmalen, die in die Nähe von *The Gentleman Usher* weisen: die unbedingte Treue der Gattin zum vom Schicksal getroffenen Mann, der sie zur Göttin erklärt. Weiter die Diskussion um die grundsätzliche Berechtigung des Selbstmords, die ebenfalls nur diesen beiden Stücken eigen ist. Außerdem rechtfertigt Cato den Selbstmord gegen die gesetzlichen Be-

¹⁾ Vgl. Parrott, *Tragedies* S. 655; R. B. Sharpe: *The Real War of the Theatres*, Boston 1935, S. 41.

²⁾ Parrott, *Tragedies*, S. 655.

³⁾ Fleay, F. G.: *A Biographical Chronicle of the English Drama 1559–1642*, London 1891, Bd. 1, S. 64/5; Swinburne, Ch. A.: *The Works of George Chapman: Poems and Minor Translations*, London 1875, S. XLVII bis XLVIII; Rees, op. cit. S. 126 ff.

stimmungen fast Wort für Wort mit den gleichen Argumenten, mit denen Margaret in *The Gentleman Usher* die ebenfalls ungesetzliche priesterlose Eheschließung verteidigt¹⁾. Überdies findet sich nur in diesen beiden Stücken der völlig mit seinem Schicksal versöhnte Held und das verklärte Gefühl eines weit-offenen Himmels²⁾. Dieses Gefühl des Übergangs in einen überirdischen Zustand der Seligkeit, das den beiden Stücken so stark eigen ist, rückt *Caesar and Pompey* von den übrigen Tragödien ab. "... there is no trace in *Caesar and Pompey* of the pathos that hangs about the last scenes of Chapman's other tragedies. The play, though in form a tragedy, is in reality the epic of a spiritual triumph³⁾." Die letzte Formulierung "epic of a spiritual triumph" trifft von allen Stücken nur noch auf *The Gentleman Usher* zu.

Bussy erinnert an zahlreichen Stellen an das Catonische Vorbild. Er spricht fast in den Worten des Cato über das Motto von *Caesar and Pompey* "Only a just man is a free man"⁴⁾. Wie Cato wird er von Freunden und Gegnern als großes sittliches Vorbild gefeiert. Sogar Monsieur bezeichnet ihn als "this whole man"⁵⁾, als "young, learned, valiant, virtuous, and full manned"⁶⁾. Nach seinem Tode wird dieser Eindruck in den abschließenden Worten des Geistes des Klosterbruders noch einmal bestätigt:

Farewell, brave relics of a complete man,
Look up and see thy spirit made a star⁷⁾.

Daß Chapman Bussy als eindeutig abschreckendes Beispiel hinstellen wollte, wie Rees annimmt, trifft deshalb kaum zu⁸⁾. Erst später, bei der Arbeit an Clermont d'Ambois, distanziert er sich von Bussy, aber auch dann keineswegs, indem er ihn

¹⁾ *Caesar* V, 5, Z. 67–73; *Gentleman U.*, IV, 2, Z. 134–40.

²⁾ *Caesar* IV, 1, Z. 124–36; V, 1, Z. 205–33; *Gentleman U.*, IV, 3, Z. 61–75.

³⁾ Parrott, *Tragedies*, S. 661.

⁴⁾ *Bussy* II, 2, Z. 185–204.

⁵⁾ *Ibid.* V, 2, Z. 41.

⁶⁾ *Ibid.* V, 2, Z. 33.

⁷⁾ V, 4, Z. 147/8.

⁸⁾ Vgl. McCollom, William: "The Tragic Hero and Chapman's Bussy d'Ambois", *U.T.Q.* vol. XVIII, No. 3. April 1949.

einfach ablehnt, sondern indem er aus ihm ein noch vollkommeneres Bild des "vollen Menschen" formt. Bussy ist noch voller Widersprüche. Er vereinigt die Extreme. Im einen Extrem – Tharsalio in *The Widow's Tears* – ging der Held mit vehementem Lebenswillen auf das Diesseitige los; im andern Extrem – Cato – wendet er sich verzichtend von der Welt ab, jenseitigen Bereichen zu. Keiner von beiden war tragisch. Erst die Verbindung der beiden Haltungen in der *virtus* von Bussy gibt Chapman die Möglichkeit zu einem tragischen Helden, der durch seine Seelengröße über den Dingen steht, durch seinen unbändigen Selbstbehauptungswillen aber in sie verstrickt wird.

Die völlige Verschmelzung dieser beiden Haltungen ist Chapman in *Bussy d'Ambois* aber nicht gelungen. Das Stück ist in einem Umbruch von Chapmans Gestaltung der menschlichen Beziehungen entstanden und leidet nicht nur in der Person des Helden, sondern auch im dramatischen Ablauf an Widersprüchen. So erklärt Monsieur mit pathetischen Worten in einer großen Überleitung zu Bussys Ende, daß Bussy trotz seines vorbildlichen Wesens durch die Unbeugsamkeit seines vollen Mannestums fallen werde:

this whole man
That will not wind with every crooked way
Trod by the servile world¹⁾.

Bussy kommt aber gerade dadurch um, daß er von einer sinnlichen Leidenschaft getrieben auf höchst gewundenen und verdächtigen Wegen gestellt und abgeschossen wird. Sittliches Pathos und dramatische Wirklichkeit klaffen noch auseinander.

III

Die Verschmelzung der Widersprüche gelingt Chapman erst im Laufe seiner drei letzten Tragödien, in denen das Treueverhältnis umgestaltet wird. Die leidenschaftliche Liebesbeziehung zwischen den Geschlechtern, die die Komödien bestimmt und die Thematik von *Bussy d'Ambois* verwirrt hatte, fällt in ihnen weg.

¹⁾ *Bussy*, V, 2, Z. 41–43.

In *Bussy d'Ambois* deutet sich die neue Entwicklung erst an. Bussy sei der vom Schlachtfeld an den Hof versetzte Marlowsche Übermensch, ist etwa gesagt worden¹⁾. Aber nicht nur sein Tätigkeitsbereich wird eingeschränkt, sondern auch seine Aspirationen. Bussy steht nicht groß allein gegen alle Welt, er strebt nicht nach der höchsten irdischen Macht, sondern viel mehr, wie schon die Männer in den vorangehenden Komödien, nach einem unversehrbaren Treueverhältnis. Dieses findet er in der festen Loyalitätsbindung an den König. Er ist zu jedem Verbrechen bereit außer einem: "anything but killing of the king²⁾." Diese Bindung übertrifft die Loyalität eines durchschnittlichen treuen Untertanen und wird sehr stark durch die persönliche Beziehung zum König mitbedingt. Der König ist der einzige Bussys würdige Freund und anerkennt Bussys unvergleichlichen Wert, ja sogar seinen Anspruch darauf, sein eigener König zu sein. Er vergibt ihm deshalb auch seine Gewalttaten. König sein bedeutet hier aber nicht Macht über andere, es ist vielmehr Anspruch auf völlige Freiheit von gesetzlicher Beschränkung, die schon in *The Gentleman Usher* für den außerordentlichen Menschen gefordert wurde:

Who to himself is law, no law doth need,
Offends no law and is a king indeed³⁾.

Freiwillige Anerkennung dieses Anspruchs durch den König in Freundschaft, ja sogar Liebe, bedeutet für Chapmans Übermenschen die höchste erreichbare Erfüllung. So wird seine Ausnahmestellung kraft eines anerkannten, höheren, göttlichen Rechtes sanktioniert und über alle Zweifel erhoben, während dies durch wilde Gewalt nicht erreichbar wäre. Anstelle der zerbrechlichen Treue zwischen den Geschlechtern tritt jetzt die festere Treue in der liebenden Freundschaft mit dem hervorragenden Mann, vor allem dem König, zur Bestätigung des außergewöhnlichen Menschen in einer umfassenden übergesetzlichen Ordnung. Eine Störung dieses Verhältnisses aber wird von Chapman nicht mehr wie die Störung der Treue

¹⁾ McCollom, op. cit. S. 228.

²⁾ *Bussy* III, 2, Z. 375–499.

³⁾ Ibid. II, 2, Z. 203/4.

zwischen den Geschlechtern durch den ihm längst vertrauten Gegensatz von Sinnlichkeit und Geistigkeit erklärt werden können, sondern nur durch einen Zwiespalt innerhalb der geistigen Welt, der in die Tragik führt.

In dem Doppeldrama *The Conspiracy and Tragedy of Charles Duke of Byron* zeigt sich diese Wandlung deutlicher. Die an frühere Stücke erinnernde Liebeshandlung ist verschwunden. Das Geschehen konzentriert sich auf Byron und den König. Byron ist zuerst treu und spricht fast wie Bussy:

I will become, with all my worth, their servant
In any office but disloyalty¹⁾.

Er wird jedoch bald zur Verschwörung verführt, aber sein Machtstreben ist gering. Er setzt sich erst richtig ein, als er hört, daß der König seine einzigartige Größe in Zweifel gezogen hat:

What wrongs are these, laid on me by the king,
To equal others' worths in war with mine²⁾.

Byron fühlt sich um so mehr verletzt, als er früher mit aller Kraft, mit seinem ganzen Wesen dem König gedient hatte und von diesem auch in ganz einzigartiger Weise ausgezeichnet worden war, durch Titel und Besitzungen, aber auch durch des Königs Liebe und Liebesdienste, die von diesem selbst betont werden:

I never loved man like him; would have trusted
My son in his protection, and my realm;
He hath deserved my love with worthy service,
Yet can he not deny, but I have thrice
Saved him from death³⁾.

Durch das ganze Drama spricht der König nie anders denn als Freund zu Byron, redet ihm zu, erweicht ihn einmal, und übt nach Byrons Rückfall weiterhin unerhörte Langmut, mit Rücksicht auf die gegenseitige jahrelange Liebe. Byrons Untergang wirkt tragisch, da er sich überzeugend aus einem Riß im Treueverhältnis entwickelt, der die beiden immer mehr von-

¹⁾ I *Byron* I, 2, Z. 79/80.

²⁾ I *Byron* III, 2, Z. 210/11.

³⁾ II *Byron* IV, 2, Z. 7–11.

einander entfernt. Byron ist groß und bedeutend, hat aber eine subjektive Vorstellung von seiner eigenen Größe und Bedeutung, die die Wirklichkeit beträchtlich übersteigt. Er verlangt vom König die unbedingte Anerkennung dieser subjektiven Vorstellung, die dieser mit Rücksicht auf die wirklichen Verhältnisse nicht geben kann. Darin sieht Byron Verrat und Treubruch und rächt sich durch einen eigenen Treubruch, der ihn ins Verderben führt. Die extreme Subjektivität des Helden, die teilweise ans Lächerliche grenzt und an einer Stelle durch den König auch mit einem Lachausbruch bestraft wird, beeinträchtigt allerdings die tragische Wirkung des Dramas. Trotzdem kommt es nicht einmal hier zu einer eindeutigen Verurteilung des Helden durch Chapman. Das letzte Wort hat nicht der König oder ein neutraler Betrachter, sondern Byron, der sich fast als Märtyrer in den Tod gehen sieht.

Die Beziehung von Byron zum König ist nur eine – wenn auch die wichtigste – Abwandlung des freundschaftlichen Treueverhältnisses. Sie steht in der Mitte zwischen zwei weiteren, einander diametral entgegengesetzten Darstellungen der Freundschaft. Auf der einen Seite kontrastiert des Königs vernünftige Freundschaft mit den raffinierten, heuchlerischen Freundschaftsbezeugungen des Spitzels La Fin, die den äußeren Anlaß zu Byrons Ende geben; auf der andern mit der unverbrüchlichen, bedingungslosen Treue von d’Auvergne, dem Byrons letzte an das Leben gerichtete Worte gelten:

And tell the Earl, my dear friend of d’Auvergne
That my death utterly were free from grief
But for the sad loss of his worthy friendship¹).

Dieses Freundschaftsmuster der Byrondramen wird in *The Revenge of Bussy d’Ambois* aufgenommen und weiter entwickelt. Der Herzog von Guise ähnelt in seiner Stellung zum König und in seinem Charakter Byron. Der machiavellistische Freund Baligny entspricht dem *agent provocateur* La Fin, während Clermont den stoischen, treuen Freund im Sinne von d’Auvergne verkörpert. In der Gestalt von Clermont soll die von Byron in seinen letzten Worten als der höchste Lebens-

¹) II *Byron*, V, 4, Z. 237–39.

wert gepriesene Freundestreue ausführlich verherrlicht werden. Zweitens soll Clermont Bussys Rächer sein und damit an den Erfolg des ersten Bussy-Dramas anknüpfen. Drittens soll er Bussy als Idealgestalt des "vollen Menschen" in wichtigen Zügen ergänzen. Durch diese Verquickung von Aufgaben und dadurch, daß Clermont im staatspolitischen Geschehen am Rande steht, wird das Stück recht wirr.

Das Rachemotiv wird fast ganz vernachlässigt, aber auch die Behandlung des Loyalitätsverhältnisses von Clermont zum König, der ihn kaum kennt, befriedigt nicht. Es wird im 3. und 4. Akt in die Mitte gezwungen, klingt dann wieder ab, ohne eine andere Wirkung zu hinterlassen, als daß die Gräfin von Cambrai durch die um Clermont vergossenen Tränen erblindet. Gegen Ende des 5. Aktes ist die Rache an Montsurry vollzogen, die Staatsaktion hat mit dem Tode des Herzogs von Guise geendet, der Held Clermont steht aber immer noch in voller Entscheidungsfreiheit da. Er gibt sich dann selbst den Tod, weil ihm ein Leben ohne den Freund unerträglich scheint:

Friendship is the cement of two minds,
As of one man the soul and body is
Of which one cannot sever, but the other
Suffers a needful separation¹⁾.

In der Beziehung zwischen dem Herzog und Clermont gestaltet Chapman in programmatischer Formulierung den Triumph der Männerfreundschaft und der Männertreue. Die Beziehung zur Frau dient nurmehr der seelischen Hygiene durch Reinigung von den niederen Trieben und Freilegung des Männlich-Geistigen. Den Namen Liebe verdient aber weder die eheliche noch die außereheliche Bindung an eine Frau:

I deny that any man doth love,
Affecting wives, maids, widows, any women . . .
What excites the bed's desire in blood
By no means justly can be construed love,
For when love kindles any knowing spirit,
It ends in virtue and effects divine,
And is in friendship chaste and masculine²⁾.

¹⁾ *Revenge* V, 5, Z. 157–160.

²⁾ *Ibid.* V, 1, Z. 171–88.

Diese Freundschaft ist in *The Revenge of Bussy d'Ambois* zum unentbehrlichen Lebensinhalt geworden, so daß allein ihre Verletzung durch einen äußeren Eingriff, die Ermordung des Herzogs, ohne zusätzliche Verwicklungen zur Todesursache des Helden wird.

Das Freundschaftsthema ist aber in *The Revenge of Bussy d'Ambois* mit dem Loyalitätsthema, der königlichen Sanktionierung des außerordentlichen Menschen, nur unvollkommen verbunden. Der König trifft Clermont nur indirekt und unabsehlich, indem er eine Freundschaft, die ihn selber nicht betrifft, durch die Ermordung des Guise zerstört. Da Clermont so in der lebensspendenden Freundschaft als Unschuldiger, zufällig, von außen, getroffen wird, entbehrt auch dieses Stück noch einer tieferen Tragik.

Erst *Chabot* überwindet diese Mängel, faßt das Thema noch konzentrierter als die Byrondramen und führt zu einem Konflikt zwischen zwei sittlich annähernd gleichwertigen Protagonisten¹⁾. Rees sieht das Drama im Rahmen seiner Thesen allerdings anders, als scharf umrissenen Kampf zwischen Gut und Böse. Dort wo solche scharfen Gegensätze kaum zu finden sind, nämlich in der zentralen Auseinandersetzung zwischen Chabot und dem König, sucht er die Erklärung in einer bewußten Verwischung der eigentlichen Absicht durch Konzession an Jakob I. Dramatische Abweichungen von der These des ethischen Schwarz-Weiß-Kontrastes werden so durch eine zusätzliche außerdramatische These erklärt, für die kein Beweis vorliegt. Daß Chapman neben der französischen Quelle wahrscheinlich auch Material aus den Prozessen gegen Somerset und Bacon verwendet hat, sei damit nicht bestritten²⁾, lediglich die Auffassung, daß dies Chapman von der klaren Durchführung einer ursprünglichen dramatischen Konzeption abbringen mußte.

In *Chabot* gestaltet Chapman das Problem der Treue am feinsten und geschlossensten. Keine zusätzlichen Bindungen

¹⁾ Shirleys Anteil an der Tragödie beschränkt sich nach dem Urteil der meisten Kritiker wahrscheinlich auf die Beeinflussung der Diktion an einzelnen Stellen.

²⁾ Dieser Zusammenhang wird plausibel gemacht in Solve, N. D.: *Stuart Politics in Chapman's Tragedy of Chabot*, Ann Arbor 1928.

beeinträchtigen den Blick auf das Freundschaftsverhältnis zwischen Chabot und dem König. Chabots Gattin ist zwar ein Teil einer weiblichen Nebenhandlung, aber Chabots Verhalten und Wesen wird durch sie noch weniger berührt als Clermont durch die Gräfin von Cambrai. Sie ist für Chabot nicht einmal so wichtig wie sein treuer Sekretär Allegre, der auch nur ganz am Rande auftaucht.

Das Verhältnis zwischen Chabot und dem König faßt das, was vorher getrennt war, in eines zusammen. In *Byron* und *The Revenge* gab es, wenn die Bestätigung durch den König versagte, die Möglichkeit, in eine höhere Freundschaft zu einem andern Manne auszuweichen, den männlichen Treuebegriff unversehrt zu bewahren und triumphierend in den Tod zu gehen. Hier gibt es diese Ausweichmöglichkeit nicht mehr, alles muß sich in dieser einen Freundschaft vollenden. Die Freundschaft zwischen dem König und Chabot ist von Anfang an enger als zwischen Byron und dem König. Der Ton ist vertraulicher, der König spricht Chabot als einzigen mit dem Vornamen an, und dies recht oft, in freundschaftlicher Art: "I prithee, Philip, be not so severe!" oder "How's that, Philip?" oder "Come, Philip, shine thy honour now for ever." Schließlich bekräftigt der König sein Verhältnis zu Chabot:

Give me thy heart, my dear, my honest Chabot,
And yet in vain I challenge that; 'tis here,
Already in my own and shall be cherish'd
With care of my best life; no violence
Shall ravish it from my possession;
Not those distempers that infirm my blood
And spirits shall betray it to a fear.
When time and nature join to dispossess
My body of a cold and languishing breath,
No stroke in all my arteries, but silence
In every faculty, yet dissect me then,
And in my heart the world shall read thee living.
... We'll live and die together¹⁾.

Nach Chabots Tod werden Chabots Gattin und Vater vom König schnell getröstet, denn sein Verlust übersteigt den ihren:

The greatest loss is mine, past scale or recompence²⁾.

¹⁾ *Chabot* V, 3, Z. 90–110.

²⁾ *Ibid.* V, 3, Z. 215.

Der Übermensch Chabot wird am Anfang des Dramas vom König anerkannt und geliebt; am Schluß wird diese Liebe noch verstärkt, aber erst nach einem tragischen Mißverständnis. Dazu kommt es durch einen Ausgleich und eine Verfeinerung der früheren Charakterisierung. Seit Cato pendeln Chapmans Tragödienhelden im Zwischenbereich zwischen selbstloser Gerechtigkeit und ungerechter Selbstüberhöhung, ohne daß die Gegensätze je völlig verschmolzen würden. Erst in Chabot heben sich diese Gegensätze auf: in seiner Selbstgerechtigkeit: "Myself am nothing, compared to what I seek; 'tis justice only¹⁾." Er täuscht sich in diesen hohen Worten nicht; er wird sich selbst gerecht, wenn er sich selbst als unpersönliches Instrument der Gerechtigkeit bezeichnet, nur sieht er dabei nicht, daß er damit einem andern Fehler verfällt. Er wird in seinem Gerechtigkeitsstreben unmenschlich. Außerdem wird er, worauf der König wiederholt hinweist, im Einsatz für eine Idee, ähnlich wie ein Bussy, von "leidenschaftlicher Hitze" befallen. Als Gerechtigkeitsfanatiker verliert er auch die Rücksicht auf die Person des Freundes. Die vom König mitunterzeichnete Petition weist er nicht bloß zurück, er zerfetzt sie in einer zornigen Aufwallung, und im freundschaftlichen Gespräch mit dem König antwortet er auf dessen bittende Frage "For my love no relenting?" brüsk mit "No, my liege" und ist stolz auf diese Redeweise, die er als "plain and rude, but true and spotless" bezeichnet. Sie ist wahr und fleckenlos, aber eben auch plump und grob und damit verletzend²⁾.

Der unnachgiebigen Selbstgerechtigkeit von Chabot steht des Königs skeptische, nachsichtige Menschlichkeit gegenüber. Aber auch er ist nicht ohne Fehl, auch er bringt den Ausgleich zwischen seinen Vorgängern. Er ist nachsichtig und vernünftig wie Henry in den Byrondramen, aber auch beeinflussbar wie der König in *The Revenge*. Zuweilen leidet auch er wie Chabot an leidenschaftlicher Hitze und gerät in Wut, als Chabot unbarmherzig darauf besteht, daß er seine hohe Stellung und alle seine übrigen Auszeichnungen von Rechts wegen er-

¹⁾ Ibid. II, 3, Z. 14/15.

²⁾ Ibid. II, 3, Z. 160/1.

worben, daß er nichts, auch nicht das kleinste bißchen der Gnade und Liebe des Königs zu verdanken habe. Des Königs große Leistung bestehe vielmehr darin, daß er Chabots unvergleichlichen Rechtsanspruch erkannt und durch Auszeichnung in Stellung und Freundschaft bestätigt habe, worauf der König erwidert:

Perish thy love and faith, and thee forever¹).

Er übergibt den selbstgerechten Chabot der Gerechtigkeit, aber er glaubt trotz seiner zur Schau getragenen Skepsis an Chabots Lauterkeit und hofft insgeheim, daß Chabot durch den Prozeß gerechtfertigt werde. Als ihm Chabots Verurteilung mitgeteilt wird, ist er bestürzt und verwirrt und braucht Zeit, um sich zu fassen:

Your Admiral is condemned, sir.

König: Ha, strange! No matter;

Leave us²).

Er ist bereit, Chabot zu vergeben, und als dieser die Begnadigung zurückweist, prüft er den gefälschten Gerichtsentscheid und läßt Chabot volle Gerechtigkeit widerfahren. Am Ende des 4. Aktes erstrahlt Chabots Ehre in der Gunst des Königs glänzender als je.

Doch dies genügt nicht. Die unversehrte Freundschaft, die unbedingte Treue und der Glauben an den Freund sind in Chapmans Tragödien immer mehr zur Lebensnotwendigkeit geworden. Clermont wird allein durch die gewaltsame, von außen eingreifende Beseitigung des Freundes in den Tod geführt. In *Chabot* wird die enge Freundschaft zwischen den zwei hervorragendsten Männern aber durch eine tragische Verkettung, allerdings unter Mitwirkung äußerer Umstände, von innen her verletzt, zwar nur einmal und scheinbar vorübergehend, aber die Wunde heilt nicht. Es kommt jedoch nicht zu einem explosiven Abschluß wie in den übrigen Tragödien, da weder dem König noch Chabot ein richtiger Vorwurf gemacht werden kann. Der König glaubt, alles sei wieder gut, und auch Chabot ist bereit, sich wieder mit dem König

¹) Ibid. II, 3, Z. 177.

²) Ibid. IV, 1, Z. 79/80.

in Freundschaft zu vereinigen. Aber ohne daß er es zuerst weiß, ist er in seinem Kern getroffen. Sein übermenschliches Wesen fordert bedingungslose Anerkennung durch des Königs liebevolle Einsicht in seinen einzigartigen, nicht mit den üblichen Maßstäben zu messenden Wert. Der bloße Gedanke an faktische Nachprüfung ist Treulosigkeit. Chabot krankt so an einer unsichtbaren Verletzung durch den Menschen, der ihm die immerwährende Bestätigung zu verbürgen schien. Die äußerlich wiedergewonnene Freundschaft des Königs beschleunigt nur den Auszehrungsprozeß. Er ist ein entwurzelter Baum:

those very beams
That once were natural warmth to her soft verdure
Dry up her sap, and shoot a fever through
The bark and rind, till she becomes a burthen
To that which gave her life; so Chabot, Chabot —¹⁾

In Chabots Todesart erkennen wir noch einmal seine Zwischenstellung zwischen den vorwiegend selbstbetonten Helden Bussy und Byron und den selbstlosen Helden Cato und Clermont. Bussy und Byron erleiden den Tod durch äußere Gewalt; Cato und Clermont dagegen bleiben frei, können über ihre leibliche Existenz selbst verfügen und geben sich in der Freiheit der Entscheidung selbst den Tod. Chabot aber erleidet den Tod durch einen inneren Zwang seiner dem Willen entzogenen menschlichen Natur, die ohne vollkommene Treue nicht bestehen kann.

So zeigt sich in Chapmans Drama anhand der Selbstbestätigung im Treueverhältnis eine lange, komplexe, doch folgerichtige Entwicklung. Sie führt von dem völlig sich selbst genügenden, dickfelligen, treulosen, sich in seiner Sexualität auslebenden "Übermenschen" in *The Blind Beggar of Alexandria* zu einer immer tieferen Einsicht in die Bedeutung und in die Notwendigkeit der inneren Bindung an einen andern Menschen. Mit dieser Einsicht wächst zugleich das Wissen um die Verletzlichkeit dieser Bindung. Durch die Entwertung der Liebesbeziehung zur Frau wird zwar eine Verletzung durch Einbrüche niedriger Triebhaftigkeit nicht mehr möglich, aber

¹⁾ Ibid. V, 3, Z. 60–64.

damit auch der Ausweg in die zynische Komödie abgeschnitten. Eine Verletzung der geläuterten, auf das Männlich-Geistige zurückgeführten Freundschaft wird tragisch, noch unvollkommen und teilweise zufällig in den Bussy- und Byron-dramen, geschlossen jedoch in *Chabot*. Hier löst sich Chapmans Drama von den ihm früher noch anhaftenden Spuren des moralischen Exempels und des Sensationsstückes und schließt in der dramatisch und menschlich reifsten Gestaltung einer tragischen Ausweglosigkeit des menschlichen Anspruchs auf unbedingte Treue.

Diese Entwicklung vom ungebundenen, hemmungslosen, auf dem Schlachtfeld tätigen Übermenschen zum sensiblen, vom Mißtrauen seines Königs verwundeten, am Hofe dahin-krankenden Untertanen könnte man als typisch für den Übergang vom frühen elisabethanischen Drama zum späteren unter Jakob I bezeichnen, doch ist das Verhältnis von Chapmans eigenwilliger Leistung zur Entwicklung des übrigen Dramas zu vielfältig und widersprüchlich, als daß es sich abschließend zu solchen Entsprechungen vereinfachen ließe.

KÖLN

RICHARD GERBER

MISCELLE

JOHN DONNE AND WILLIAM COWPER

(A note on *The Task*, III, 712-24)

It is well known that William Cowper's mother, Anne Donne, belonged to the same family as John Donne. William himself boldly called John his "ancestor" in prose¹) and his "fore-father" in verse²). He wrote to Mrs. Bodham (herself a Donne): "There is in me, I believe, more of the Donne than of the Cowper"; and to other reasons he added this one: "I deal much in poetry", like "the Dean of St Paul's".³) To him Donne was "venerable",⁴) and "wise" because he had left secular poetry to

Seek heav'nly wealth, and work for God alone⁵.)

But did Cowper ever feel the poetical influence of Donne? As far as I know, the only critic to have come anywhere near this problem is Mr. Nethercot, and, after dilating on Cowper's admiration for George Herbert, he barely says: "Cowper also read Donne, partly because of their common religious spirit, and partly because of their family relationship".⁶) Yet one passage in *The Task* looks to me as an adaptation of thoughts and phrases derived from Donne.

It occurs in Book III, "The Garden." Cowper here praises the country or, to use his own language, "those scenes which God ordained". Then comes this personification:

Pure is the nymph, though lib'ral of her smiles,
And chaste, though unconfin'd, whom I extol.
Not as the prince in Shushan, when he call'd
Vain-glorious of her charms, his Vashti forth
To grace the full pavilion. His design

¹) *The Correspondence of William Cowper*, ed. Thomas Wright, London, (1904), Vol. III, p. 435 (Letter to Mrs. Bodham, Feb. 27, 1790). — In fact William Cowper was not lineally descended from John Donne.

²) Sonnet *Kinsman Beloved* . . . to John Johnson (1793) (p. 422 in *Complete Poetical Works*, ed. H. S. Milford, Oxford, 4th ed. 1934).

³) Ut supra note 1.

⁴) Ibid.

⁵) Ut supra note 2. This is the last line of the sonnet.

⁶) Arthur H. Nethercot, "The Reputation of the Metaphysical Poets", in *Studies in Philology*, XXII (Jan. 1925), p. 108.

Was but to boast his own peculiar good,
 Which all might view with envy, none partake.
 My charmer is not mine alone; my sweets,
 And she that sweetens all my bitters too,
 Nature, enchanting Nature, in whose form
 And lineaments divine I trace a hand
 That errs not, and find raptures still renewed,
 Is free to all men – universal prize. (712–724)

The adjective “unconfined” at once calls up the title of one of the *Songs and Sonets: Confined Love*, very characteristic of the libertine Jack Donne. Possibly spoken by a woman, this piece is a protest against monogamy, considered as a human (male) invention, in contradiction to the law of Nature. The second stanza, before instancing the freedom enjoyed by birds and beasts, invokes the Sun, Moon and Stars, which “may smile where they list” (cf. “lib’ral of her smiles”). Again, when Cowper blames Ahasuerus for boasting “his own peculiar good”, we remember the use made by Donne of the last word in his conclusion to the same piece, which constitutes a condemnation of exclusiveness in love:

Good is not good, unlesse
 A thousand it possesse,
 But doth wast with greedinesse.

Whereas Donne’s sophistry does not surprise us we may well feel a slight shock at the liberty here taken by Cowper’s modest Muse to suggest that more men should have “partaken” of Vashti’s “charms”. Anyhow, the personification of Nature has temporarily given place, through the other rhetorical figure of comparison, to a very woman, and only the biblical authority could allow the sensuality of the lines to pass with pious souls. And the critical reader will note that the book of Esther (I, 13) limits Vashti’s appeal to the sense of sight, the least sensuous of all: “she was fair to look on”.

The next lines, however, bring us back to the cooler air of England and to mere gallantry, with Nature the poet’s “charmer” and his “sweets”. A relative clause intervenes to bring in the Christian God by means of a periphrasis; and in spite of the equivocal “raptures” that follow (the word has no less erotic than mystic connotations) we might feel safe from further riskiness. But suddenly we come upon the predicate of Nature: “is free to all men”, which in the light of the preceding lines, again reminds us of Donne.

Not, however, of Jack Donne, but if not yet of the Dean of St. Paul’s at least of the Anglican divine. The famous sonnet beginning *Show me deare Christ, thy spouse, so bright and cleare* begs God to reveal which of the Christian confessions is the true Church. The metaphor of the “spouse” comes down from the Song of Songs as interpreted from the earliest times of Christianity, but the phrasing of the final conceit (“la chute” they would have called it in XVIIth century France) is Donne’s and Donne’s alone:

thy mild Dove,
 Who is most trew, and pleasing to thee, then
 When she’s embraced and open to most men.

Nothing even remotely like a certainty can be drawn from this parallel. An unconscious echo is the utmost we might conjecture. Especially if we remember Cowper's declaration in his letter to Mr Unwin of November 24, 1781: "Imitation, even of the best models, is my aversion"; and: "I reckon it among my principal advantages, as a composer of verse, that I have not read an English poet these thirteen years and but one for twenty years". Who this "one" was we do not know, but surely not Donne. In a letter of July 31, 1790, to John Johnson, also a Donne on the mother's side, Cowper writes: "If you have Donne's poems, bring them with you, for I have not seen them many years, and should like to look them over". This renewal of interest comes too for late our present purpose – *The Task* had been published in 1785 – but Cowper distinctly states that he had read Donne's poems "many years" before, apparently before 1761 (and presumably at the Temple, a suitable place to read Donne's earlier poems in) thus when under thirty years of age. When he was over fifty tiny bits of them may have surged up and found their way into the ample patchwork of the blank verse poem. I claim no more.

But even in the absence of any influence, does not the comparison here invited between the two poets bring out the essential differences between their respective ages? Discussing the change in the meaning of "nature" from Donne to Cowper would take us too far, but we can note that in the later poet taste has toned down and amiability has diluted the unabashed energy of the early XVIIth century. The stark outline has been rounded into soft curves, not without some suggestion of cotton-wool. Thus mollified, Donne's bold imagery appeared less incongruous to the late XVIIIth century, which, however, has made it less palatable to the middle XXth. But cannot the loss be to some extent compensated for us if we bring into play our sense of humour?

LYON

PIERRE LEGOUIS

BUCHBESPRECHUNGEN

N. R. Ker, *Catalogue of Manuscripts Containing Anglo-Saxon*. Oxford: Clarendon Press: Oxford University Press, 1957, LXIV + 567 S. und 8 Faksimiles, £ 5.5 s.

Der erste umfassende Katalog der Handschriften, die altenglische Texte oder Glossen enthalten, erschien bereits vor mehr als 250 Jahren. Humfrey Wanleys *Librorum Veterum Septentrionalium Catalogus*, 1705 in Oxford veröffentlicht, war für die damalige Zeit eine ganz erstaunliche wissenschaftliche Leistung und ist noch heute von Wert: "a book which scholars will continue to use, or neglect at their peril", wie Ker (S. XIII) mit Recht sagt. Wenige bedeutende Handschriften sind Wanley entgangen, meist solche, die erst viel später in England oder auf dem Kontinent wiederentdeckt wurden, so die Blickling Homilies, das Vercelli-Buch, die Waldere-Blätter, der Pariser Psalter, das Epinaler Glossar. Wanley ist auch unsere Quelle für die 1731 beschädigten oder verbrannten Handschriften der Cotton-Sammlung. Wer sich bisher über ae. Handschriften informieren wollte, war in den meisten Fällen auf das alte und seltene Buch Wanleys und auf die Kataloge zu den einzelnen Handschriftensammlungen angewiesen. Diese aber sind recht unterschiedlich und behandeln die ae. Texte selten sehr eingehend; einige sind noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder wenig später entstanden und bedürften der Neubearbeitung, so z. B. die für die Sammlungen Cotton, Harley und Arundel im British Museum und für die Universitätsbibliothek Cambridge. Dazu kommen allerdings eine Anzahl neuerer, etwa seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erschienener Kataloge, wie der Bodleian Summary Catalogue, die Kataloge der Cambridger Colleges und der Lambeth Palace Library, alle von M. R. James; der ausgezeichnete Katalog der Royal Manuscripts im British Museum von Sir G. F. Warner und J. P. Gilson, und Professor Mynors' Katalog der älteren Handschriften in der Chapter Library zu Durham. Für die ältesten Handschriften hilft der zweite Band von Lowes *Codices Latini Antiquiores*. M. R. James' neuer Katalog der Sammlung in der Cambridger Universitätsbibliothek ist leider nicht mehr fertig geworden und Manuskript geblieben¹⁾.

Der Oxfordder Paläograph Neil Ker ist allen, die mit mittelalterlichen englischen Handschriften zu tun haben, wohl bekannt für seine immer hilfsbereit erteilten Auskünfte wie für seine Veröffentlichungen, von denen hier

¹⁾ Sämtliche genannten Kataloge sind verzeichnet bei P. O. Kristeller, "Latin MS Books before 1600: A Bibliography of the Printed Catalogues of Extant Collections", *Traditio*, 4 (1948).

nur an zwei erinnert sei, *Medieval Libraries of Great Britain*, ohne das die Arbeit an englischen Handschriften kaum mehr denkbar ist, und *Pastedowns in Oxford Bindings*, ein Meisterstück paläographischer Kleinarbeit¹⁾. Daß er mit dem nun vorliegenden Werk einen Wunschtraum des Anglisten erfüllt hat, wird man ohne Übertreibung sagen dürfen.

Das Buch zerfällt in drei Hauptteile, eine paläographische und historische Einführung, den eigentlichen Handschriftenkatalog und schließlich ausführliche Bibliographien und Indizes. Die Einleitung, eine Fundgrube nicht nur für den Paläographen, und eine willkommene Ergänzung zu der gehaltvollen Einführung von Kers *Medieval Libraries*, bietet unter anderem zum ersten Male, abgesehen von Kellers knapper Darstellung²⁾, eine systematische Behandlung des ae. Handschriftenwesens. Sie enthält – neben einer Würdigung Wanleys und Erklärungen zu Umfang und Anlage des Katalogs – unter den Überschriften *The sheet and its pricking, ruling, and folding into quires; Letter-forms; Marks of punctuation and other marks; Script of titles and first lines; Spellings and word-forms*, mehrere Kapitel, die auf dem Studium der gesamten ae. Handschriftenüberlieferung basieren und für den Paläographen von unschätzbarem Wert sind. Hier findet man die Anordnung von Blatt und Quaternio und ihre Liniierung ebenso eingehend untersucht wie die ae. Schreibformen der einzelnen Buchstaben, den Gebrauch von Interpunktions- und Abkürzungszeichen, die Verwendung von Akzenten und vieles andere mehr; acht Faksimiles am Ende des Buches dienen dazu als Illustration. Unter der Überschrift *Decoration* sind dann Form und Ausschmückung der Initialen sowie die Behandlung von Überschriften und Rubriken besprochen³⁾. Von den Einbänden bleibt wenig zu sagen: nur sechs der wichtigeren ae. Handschriften haben mittelalterliche Einbände; ob einige von ihnen noch aus ae. Zeit stammen, ist zweifelhaft. Die folgenden Abschnitte, auch für den paläographisch weniger Interessierten von großer Bedeutung, behandeln die Lokalisierung und die Verwendung der ae. Handschriften im Mittelalter. Der Lokalisierung stellen sich gerade bei den ae. Handschriften besondere Schwierigkeiten entgegen; von ae. glossierten lat. Handschriften abgesehen, glaubt Ker nur bei 62 von ihnen, die "provenance" mit einiger Sicherheit bestimmen zu können. Dabei ist noch zwischen "provenance" und eigentlichem Entstehungsort zu unterscheiden: der Aufbewahrungsort einer Handschrift geht u. a. oft aus ex-libris-Eintragungen hervor, die aber gewöhnlich erst im späteren Mittelalter vorgenommen wurden. Ob ein solches Manuskript jedoch in der betreffenden Bibliothek entstanden war oder wenigstens schon in ae. Zeit aufbewahrt wurde, ist nicht immer sicher. – Verdienstvoll im Anschluß daran ist die Zusammenstellung

¹⁾ N. R. Ker, *Medieval Libraries of Great Britain. A List of Surviving Books* (London, 1941); ders., *Pastedowns in Oxford Bindings*, Oxford Bibliographical Society, New Series vol. V (Oxford, 1954).

²⁾ W. Keller, *Angelsächsische Paläographie*, Palaestra 43 (Leipzig, 1906).

³⁾ Bilder und Zeichnungen sind schon früher verschiedentlich untersucht worden, so vor allem bei F. Wormald, *English Drawings of the Tenth and Eleventh Centuries* (London, 1952).

sämtlicher Eintragungen in mittelalterlichen englischen Bibliothekskatalogen sowie in John Lelands *Collectanea*, die sich auf ae. Handschriften beziehen. Hier wird auch offensichtlich, wie wenig man mit ihnen zur me. Zeit anzu-fangen wußte; dafür spricht die geringe Zahl solcher Eintragungen oder Bemerkungen zu ae. Handschriften wie "vetust. inutil." in einem Katalog von Glastonbury aus dem Jahre 1247, oder "non appreciantur quia nullius valoris reputantur" im Katalog der Kathedrale von Exeter von 1327. Auch diese Frage ist von Ker eingehend untersucht worden; dabei stützt er sich vor allem auf Glossen und Anmerkungen, die nach der ae. Zeit in ae. Hand-schriften gemacht worden sind, und kommt zu dem Ergebnis, daß nach 1200 Handschriften in Altenglisch kaum noch gelesen wurden – der Schreiber der "tremulous hand" in Worcester zu Anfang des 13. Jahrhunderts und der Mönch Thomas Rudborne von Winchester, im 15. Jahrhundert, waren Aus-nahmen. Erst mit der Auflösung der Klosterbibliotheken begann das Inter-esse an den alten Manuskripten wieder. Wie ausgedehnt die ae. Studien des 16. Jahrhunderts waren, zeigt Kers Darstellung der Geschichte der ae. Hand-schriften von der Reformation bis zu Sir Robert Cotton; er bringt auch das erste Verzeichnis aller Handschriften, die Talbot, Nowell, Matthew Parker, Joscelyn, Cotton und andere besaßen oder benutzten. Dieser Abschnitt des Buches wird in Zukunft eine der wesentlichen Grundlagen für unsere Kennt-nis der antiquarischen Bestrebungen in der Tudorzeit bilden. Von den drei abschließenden Kapiteln der Einführung gibt eines eine Übersicht über die (nur 18) ae. Handschriften, die sich bis auf wenige Jahre genau datieren lassen; ein weiteres verzeichnet unvollständige Handschriften und besonders Einzelblätter, die von Buchbindern als Umschlag- oder Vorsatzblätter ver-wendet wurden, oder sonst von ihren Handschriften getrennt wurden. Ein drittes Kapitel, *Scribes and scriptoria*, behandelt Handschriften, deren Schreiber namentlich bekannt sind oder deren Entstehungsort wir kennen, sowie alle die Fälle, in denen sich derselbe Schreiber – oder zumindest sehr ähnliche Schrift – in zwei oder mehr Handschriften nachweisen läßt. Hier findet sich ein kleiner Ausschnitt aus der Unzahl von paläographischen Ent-deckungen des Verfassers, die in diesem Katalog verarbeitet sind. Von besonderer Bedeutung ist dabei Kers Diskussion der umstrittenen Frage, ob man besondere Schrifttypen in den einzelnen Scriptorien voraussetzen darf. Für eine definitive Antwort scheint es noch zu früh; in Exeter z. B. läßt sich jedenfalls im 11. Jahrhundert eine charakteristische Schrift – von ver-schiedenen Schreibern verwendet – nachweisen.

Der Katalog selbst beschreibt etwa 450 Handschriften, das sind alle heute bekannten Manuskripte, die Altenglisches enthalten, sei es auch nur eine einzige Glosse. Ausgenommen sind allerdings Urkundensammlungen und einzeln aufbewahrte Urkunden. Sprachliche und paläographische Gründe für die Aufnahme einiger frühme. Handschriften sind vom Verfasser auf Seite XIX erläutert. Von den rund 450 Handschriften sind etwa 40 von kontinentalen Schreibern geschriebene in einem Appendix zusammengefaßt; sie enthalten vor allem Glossen. Weitere zehn sind Kopien nicht mehr auf-findbarer Handschriften, die aber meist nur unbedeutende Fragmente ent-hielten. So scheint – von den Verlusten beim Brand der Cotton-Sammlung

1731 abgesehen – seit dem 16. Jahrhundert wenig verlorengegangen zu sein. Von den etwa 400 in England geschriebenen und erhaltenen Handschriften wird jetzt etwa der achte Teil auf dem Kontinent (47) und in den USA (2) aufbewahrt, der größte Teil dagegen in London (159, davon 88 allein in der Sammlung Cotton), Oxford (75) und Cambridge (86, davon 45 im Corpus Christi College); die restlichen Handschriften gehören fast alle den Bibliotheken englischer Kathedralen; fünf sind in Privatbesitz. – Nicht alle sind gleich bedeutend; von den etwa 400 genannten enthalten nur 189 ausschließlich oder größtenteils Altenglisches; dabei sind Glossare und Interlinearversionen bereits mitgezählt. In den übrigen finden sich nur kurze ae. Textstücke, einzelne Glossen u. ä. Die Aufgliederung der 189 wichtigsten Handschriften nach Entstehungsdaten ergibt folgendes Bild:

Bis zum späten 10. Jahrhundert geschrieben:	29
Um 1000 und im 11. Jahrhundert geschrieben:	133
Um und nach 1100 geschrieben:	27

Damit wird klar, wie wenig berechtigt die Setzung des Frühwestsächsischen als Standardtyp des Ae. in unseren Grammatiken ist und daß z. B. in Quirk und Wrenns *Old English Grammar* der richtige Weg beschritten wird, wenn dort das "Classical Old English of about A.D. 1000" an seine Stelle tritt.

Die Beschreibung der einzelnen Handschriften ist gewöhnlich in vier Abschnitten angeordnet: 1. Inhaltsangabe, wo nötig mit den Incipits einzelner Stücke, besonders nützlich bei Homiliensammlungen u. ä.; Verweis auf die jeweils neueste Textausgabe. Hier hätte man sich vielleicht eine Erwähnung der nicht allzu zahlreichen älteren Abdrucke gewünscht, zumindest soweit sie von Bosworth-Toller benutzt wurden. – 2. Einzelheiten über die Handschrift: Folierung, Kollation, Lage der Haarseiten, Linierung, Zeilen- und Spaltenzahl, Abmessungen der Seiten und des Textes usw. – 3. Beschreibung von Schrift und Schmuck; einzelne charakteristische Buchstabenformen, Ausführung von Initialen, Titeln, Rubriken; gegebenenfalls Verteilung des Textes auf mehrere Schreiber. In diesen Fällen sind sogar Schreibungsunterschiede beachtet. – 4. Angaben über Herkunft und Geschichte der Handschrift, gestützt auf Schrift, Inhalt, alte Bibliothekssignaturen usw. – Welche Unmenge von oft sehr komplizierten Aufgaben und Fragestellungen sich hinter diesen knapp gehaltenen Beschreibungen verbirgt, wie unendlich viele neue Forschungsergebnisse hier mit größter wissenschaftlicher Akribie zusammengetragen sind, das im einzelnen zu besprechen, ist an dieser Stelle unmöglich. Manche neueren Funde sind in Kers Katalog zum ersten Male verzeichnet, wenn auch keine Sensationen. Denn schon Wanley war nur wenig Wichtiges entgangen, und seit über hundert Jahren sind sehr bedeutende ae. Handschriften überhaupt nicht mehr gefunden worden; aber kürzere Glossen oder Fragmente tauchen noch immer auf. So sind in den vergangenen rund zwanzig Jahren nach Ker 23 solcher Fragmente entdeckt worden (einige von ihm selbst), darunter Stücke aus Aelfric, den westsächsischen Evangelien, aus Waerferths Übersetzung der *Dialoge* Gregors; Reste eines weiteren ae. Interlinearpsalters, einige Hymnenglossen u. a. Es werden nicht die letzten Funde sein.

Die Bibliographie umfaßt vor allem die im Katalog gekürzt angeführten gedruckten Ausgaben der ae. Texte. Viele weitere Verweise auf Sekundärliteratur finden sich außerdem bei den Beschreibungen der einzelnen Handschriften. Eine zweite Bibliographie verzeichnet u.a. spätere Kopien jetzt verlorener ae. Handschriften. Die folgenden Übersichtstafeln zu der weitverzweigten Überlieferung von Aelfrics *Sermones Catholici* ersparen viel mühsames Suchen. Im Index I ist der ae. Inhalt sämtlicher im Katalog beschriebener Handschriften aufgeführt, alphabetisch nach Verfassern und – wo es sich um anonym Überliefertes handelt – nach Sachgruppen gegliedert. Dieser umfassende Index, zusammen mit der Bibliographie und dem eigentlichen Katalog, macht Kers Buch gleichzeitig zu einem bibliographischen Handbuch der ae. Literatur überhaupt (ausgenommen sind die Urkunden) und übertrifft damit alle früheren Bibliographien ähnlicher Art – auch den entsprechenden Abschnitt der *Cambridge Bibliography of English Literature* – an Vollständigkeit bei weitem. Der Index II, von besonderem Interesse für den Paläographen, macht u.a. den Inhalt der Einführung bequem zugänglich. Der Index III schließlich verzeichnet die ehemaligen Besitzer (Personen, Bibliotheken) der ae. Handschriften vor und nach der Auflösung der Klöster.

Es ist unschwer vorauszusehen, daß dieses Buch manche neue Textausgabe anregen wird, und es gibt in der Tat noch eine ganze Reihe unveröffentlichter ae. Texte, die man bald gedruckt sehen möchte, so z.B. die recht zahlreichen Homilien (vgl. den Index auf S.536), die Glossen zu Boethius (Hs. CCCC 214) und zur *Cura Pastoralis* (Hs. Paris B.N. lat. 9561), die größtenteils unveröffentlichten Psalterglossen in den Hss. Tiberius C. VI und Vitellius E. XVIII sowie das neuentdeckte Fragment im Pembroke College, Cambridge, und manches andere, abgesehen von einigen veralteten und unzuverlässigen Textausgaben, die durch neue ersetzt werden sollten, wie z.B. Spelmans Stowe-Psalter aus dem Jahre 1640. Wo sich übrigens kürzere ungedruckte Textstücke oder einzelne Glossen fanden, hat Ker deren Abdruck in seinem Katalog gleich selbst besorgt, so etwa die Zufügungen in der Orosius-Handschrift (B.M.Add. 47967), bei denen er sogar den teilweise unleserlichen Text durch Konjekturen wiederhergestellt hat. Natürlich ist der Katalog auch für unzählige andere Forschungsprobleme auf dem Gebiet des Altenglischen von größter Bedeutung. Als Beispiel sei nur der von Ker geführte Nachweis genannt, daß der bisher stets als Winchester-Handschrift angesehene Regius-Psalter schon seit dem 11. Jahrhundert in Canterbury war; damit wird die Frage nach dem Abhängigkeitsverhältnis der ae. Interlinearpсалter in ein völlig neues Licht gerückt.

Daß es in einem Buche dieser Art und dieses Umfangs hin und wieder zu Auslassungen und Versehen kommen kann, daß neue Forschungsergebnisse noch auf manche offengelassene Frage eine Antwort geben werden, ist für jeden, der einmal selbst an mittelalterlichen Handschriften gearbeitet hat, eine Selbstverständlichkeit und tut dem Wert des Buches keinen Abbruch. Einiges ist bereits unter den *Addenda* und *Corrigenda* nachgetragen; dazu hier noch kleinere Ergänzungsvorschläge: zu S. XXI, Z.9 v.u.: statt 183 art. 2a lies 182 art. 2a. – Zu S. XLVI, Durham Cathedral MS. B. IV. 24,

wäre hinzuzufügen: *Psalterium Eadwini anglice glos.* Das *anglice* war in den Katalogen von Rud und Raine ausgelassen. – Zu S. LII ff. und S. 565: Hs. 107 A (Durham Cathedral B. III. 32) ist ebenfalls von Joscelyn benutzt worden, vgl. *Anglia* 75 (1957), 131. – Zu S. 114, Hs. 67 art. d (II): statt *Förster 1908*² lies *Förster 1908*¹. – Zu S. 167, Hs. Arundel 155, art. 1: das Missale von St. Augustine's ist Hs. CCCC 270, nicht 271. – Zu S. 203: die Hymnensammlung in Hs. 236 (Harley 2961) ist wesentlich verschieden von denen in Hss. 67, 107, 129, 160, 208, die für Klöster bestimmt sind. – Zu S. 255, Hs. Tiberius B.V, *Marvels of the East*: Rypins (*Three Old English Prose Texts*, EETS 161) bietet keine Kollation der Tiberius-Fassung des Textes, so daß man auf die Faksimileausgabe von James oder den Abdruck von Cockayne, *Narratiunculae*, angewiesen bleibt. Von diesem Text wäre noch als selbständig abzutrennen das Stück von *Iamnes und Mambres*, f. 87 v, gedruckt von Förster, *Archiv* 108 (1902), 19 ff. – Zu S. 270: der Text *Hymnos primum dauid prophetam condidisse . . .* ist ein Auszug aus Isidor, *De eccl. offic.*, Migne PL 83, 743 und *Etymol. Lib.* (ed. Lindsay) VI. 19. 17. – Zu S. 402, Hs. 332 art. 35, Z. 4 v. u.: *i* ist zu streichen; der Wochentagsbrontolog ist nicht von Förster gedruckt, wohl aber eine Parallelübersetzung in Hs. CCCC 391 art. d. II¹). – Zu S. 485, Berbner: statt *71 arts. 6, 9, 11, 12* lies *45 arts. 6, 9, 11, 12*.

Zusammenfassend darf man sagen, daß uns mit diesem Katalog eine wissenschaftliche Leistung allerersten Ranges geschenkt worden ist, geschaffen in jenem Geiste, den ein französischer Handschriftenkenner einmal gekennzeichnet hat durch die Warnung: "Gardez-vous de plaindre ceux qui dressent des catalogues de manuscrits: ce sont les plus fortunés des mortels²)."

Kers Werk wird hinfort ein unentbehrliches Hilfsmittel all derer sein, die sich mit ae. Handschriften oder ae. Literatur überhaupt befassen; es ist zweifellos eines der wenigen Bücher, deren Erscheinen in der Geschichte der englischen Philologie und Paläographie als ein großes Ereignis angesehen werden darf.

BERLIN

HELMUT GNEUSS

Cynewulf's Elene, ed. by P. O. E. Gradon. [Methuen's Old English Library.] London, 1958, X + 114 S., 12 s. 6 d.

Die vorliegende Neuausgabe von Cynewulfs *Elene* in der bewährten Textreihe der *Methuen's Old English Library* zeichnet sich wie die früheren Editionen durch das Bestreben aus, neben dem Text auf knappem Raum die

¹) Nach einer Mitteilung von K. Grinda.

²) Abbé V. Leroquais, *Les Bréviaires Manuscrits des Bibliothèques Publiques de France* (Paris, 1934), Tome I, Préface.

wichtigsten Hilfsmittel zum Studium des Textes zu bieten, wozu auch eine chronologisch geordnete Bibliographie und ein brauchbares Glossar zu rechnen sind. Diese Aufgaben hat die Herausgeberin vortrefflich gelöst. Ihre Einleitung enthält eine Darstellung der Geschichte und eine gründliche Beschreibung des Textes (S. 1–9), eine auch die Eigentümlichkeiten späterer Abschreiber berücksichtigende Analyse der Sprache (S. 9–15) sowie eine Behandlung der Quellenprobleme und der Datierung (S. 15–23). Da die letzte vollständige kritische Ausgabe des Werkes (Holthausens 4. verbesserte Auflage) aus dem Jahre 1936 stammt, kommt der vorliegende Band einem echten Bedürfnis entgegen. In den letzten beiden Jahrzehnten ist das Interesse an Cynewulfs Dichtungen wieder stärker hervorgetreten; die grundlegenden neueren Arbeiten von Das, C. Schaar und K. Sisam sind daher nicht nur der Einleitung, sondern auch der Gestaltung des Textes und den Anmerkungen zugute gekommen, so daß die Ausgabe zum Selbststudium wie für den akademischen Unterricht empfohlen werden kann.

Der Text der *Elene* enthält nicht nur eine Anzahl schwer zu deutender Stellen, sondern ist auch mehrfach verstümmelt überliefert. Er stellt daher den Herausgeber vor schwierige Fragen textkritischer Art; der starke Anteil des "textual criticism" an Miss Gradons Bibliographie (S. 79–80) spricht für sich. Das Werk eignet sich somit gut zur Überprüfung editionstechnischer Prinzipien, wie sie der Rezensent an Hand eines Vergleichs der Ausgaben Holthausens und Miss Gradons in einer Seminarübung durchgeführt hat.

Beiden Herausgebern ist zunächst die Berücksichtigung metrischer Kriterien gemeinsam. Sie stützen sich dabei auf die Typenlehre von E. Sievers, die auch dem Rezensenten trotz mancher Bedenken¹⁾ immer noch ein unentbehrliches Instrument für Editionen germanisch-alliterierender Dichtung zu sein scheint. Auf der anderen Seite ist Miss Gradons Textbehandlung wesentlich konservativer als diejenige Holthausens; sie entschließt sich viel seltener, Emendationen in ihren Text aufzunehmen, wodurch das Verständnis des Zusammenhanges gelegentlich beeinträchtigt wird. Natürlich darf an der heute selbstverständlich gewordenen Achtung vor dem überkommenen Wortlaut als Grundsatz textkritischer Arbeit nicht gerüttelt werden. Es ist aber zu bedenken, daß zu starke Zurückhaltung auch gegenüber der besonnenen Besserung offensichtlich verderbter Stellen schließlich einen Text ergibt, der sich nur mehr wenig von einem diplomatischen Abdruck der Handschrift unterscheidet.

Holthausens Praxis, den Text auch bei völligem Ausfall einer Halbzeile (etwa 451, 518, 1277) wieder herzustellen, steht man heute nicht ohne Bedenken gegenüber. Sicher ist es berechtigt, in solchen Fällen auch im kritischen Text eine Lücke zu lassen. Man sollte aber die Möglichkeit der Emendation nicht grundsätzlich ausschließen, wenn eine Langzeile nur soweit verstümmelt ist, daß die Überlieferung neben ~~der~~ einer Halbzeile auch einen Rest der zweiten Halbzeile bewahrt hat. So liest Miss Gradon z. B.:

¹⁾ Vgl. zuletzt O. Funke, "Zur Rhythmik des Altenglischen Alliterationsverses", *Anglia*, 76 (1958), 60 ff.

onscunedon þone sciran, scippend, eallra dryhten,
7 gedwolan fylȝdon (370–371);

das ist bis auf die Interpunktion eine genaue Wiedergabe der Handschrift. Zu 370 verweist sie auf den ähnlich gebauten Vers "meotud milde, ȝod, mihta wealdend" (1042); die Lücke in 371 nimmt sie in Kauf. Es ist aber naheliegend, *dryhten* zur folgenden Zeile zu ziehen. Dadurch wird der Rhythmus in 370 gebessert und der D-Alliteration in 371 Rechnung getragen (*dryhten* – *gedwola*). Liest man daher mit Holthausen

onscunedon þone sciran scippend eallra,
[duguða] dryhten, ond gedwolan fylȝdon

oder mit Krapp "[dryhtna] dryhten", ist der Text geglättet; die dafür notwendige Besserung beschränkt sich in beiden Fällen auf die Einsetzung einer durch Parallelen ausreichend gestützten formelhaften Wendung. Ähnlich liegt der Fall "on ȝesihðe bu ȝeweorðað" (614), eine von Miss Gradon ohne Veränderung abgedruckte Stelle. Dies kann keine korrekte Langzeile sein und ist auch als Halbzeile sehr fragwürdig. Ob man sich nun entschließt, mit Zupitza und Krapp "[samod] ȝeweorðað" oder mit Holthausen "ge[seted] weorðað" zu lesen, ist wohl im Prinzip weniger entscheidend als die Tatsache, daß beide Male ein klarer Text hergestellt wird, ohne daß man zu besonders abwegigen Konjekturen zu greifen braucht.

Dagegen scheint es auch mir (gegen Holthausen) berechtigt, Abweichungen von korrekten Wortformen im Text zu belassen, wenn es sich nachweislich um sprachliche Eigentümlichkeiten der Schreiber handelt; im kritischen Apparat werden diese sonst leicht übersehen. Hierher gehören *ȝrinȝ* statt (c)*rinȝ* (115), *ȝrunȝon* statt (c)*runȝon* (126), *æcleawe* statt æ(g)*leawe* (321), *eorne* statt (ȝ)*eorne* (322), *eare* statt (ȝ)*eare* (399), *æclæca* statt æ(g)-*læca* (901), wenn auch in 399 die G-Alliteration durch die Leseart *eare* gestört wird. Hier ist die Vorsicht der Herausgeberin wertvoll; andernorts freilich erschwert ihre große Zurückhaltung ihr oft die eigene Entscheidung. Davon zeugen etwa die Anmerkungen zu "boldes brytta" (162a; "if the phrase is retained"), "s(w)ellingum" (245a; "this, Thorpe's reading, is perhaps possible") oder zu 957a, 1237a. In 251b, 353b und 957a werden die Lesarten *s(u)nde*, *ȝinȝe* und *oferswiðendne* ausdrücklich als die besseren bezeichnet; trotzdem bleiben die handschriftlichen Formen *sande*, *ȝinȝne* und *oferswiðende* im Text stehen. Gelegentlich hat die Herausgeberin eigene Deutungsversuche vorgelegt. In der Halbzeile "seȝn for sweet(u)m" (124a; Hs. *sweetolum*) möchte sie *for* nicht als Präposition, sondern als Präteritum des Verbums *faran* auffassen; *sweetolum* wäre dann (wie gelegentlich *miclum* für *micle*) als Adverb, die ganze Wendung als Parenthese zu verstehen. Diese Deutung ist zunächst bestechend, da sie mit dem Wortlaut der Handschrift auskommt und guten Sinn ergibt; sie dürfte aber daran scheitern, daß echte parenthetische Wendungen inhaltlich fast immer aus dem unmittelbaren Fluß der Erzählung herausgelöst sind (vgl. 78, 149, 385, 692, 698, 873, 1189). In 124a würde die Annahme einer Parenthese jedoch die Trennung von Satzteilen bedingen, die nach den Regeln des Variationsstils zusammengehören. Auch die Fülle von Erklärungsversuchen für die alte Crux "þryðbord

stenan" (151b) ergänzt Miss Gradon durch eine eigene Deutung, ohne allerdings die von ihr empfohlene Lesart "þryðbord ste(o)ran" ('to steer the mighty ship') in den Text aufzunehmen. Der Vorschlag ist nicht sehr überzeugend; da das *burza* der folgenden Zeile den Ausdruck *þryðbord* variiert, wird dieser kaum 'Schiff' bedeuten können. — Schließlich sei noch auf die Stelle "ald yð lifou" verwiesen, die Miss Gradon wie die meisten früheren Herausgeber in "ald yð(h)ofu" (252a) ändert. Man hätte gewünscht, daß die glänzende Konjekturen Arngarts zu *yðliodu* (*English Studies*, XXVII, 19) zu ihrem Recht gekommen wäre. Diese wird mit der Bemerkung abgetan, die traditionelle Besserung sei "palaeographically more convincing", obwohl Arngarts Argumentation paläographische Überlegungen keineswegs außer Acht gelassen hat. Vielfach mögen sich freilich nicht völlig befriedigende Formulierungen in den Anmerkungen aus der Knappheit des Raumes erklären, der der Herausgeberin zur Verfügung stand. Die obigen Ausstellungen wollen ihre Leistung nicht schmälern; in dem gegebenen Rahmen hat sie einen sorgfältig gearbeiteten und brauchbaren Text geliefert. Versehen sind ihr nur gelegentlich unterlaufen: so ist *sæmearh plezean* statt *samearh plæzean* (245b), *caseres* statt *caseras* (262b), *þa* statt *za* (417a), *zidda* statt *þidda* (418a) zu lesen. Das handschriftliche *swer* (396b) ist stillschweigend in *andsweredon* aufgelöst, ohne daß die überlieferte Lesart im kritischen Apparat erscheint. Zu den Bedeutungsansätzen von *rof* und seinen Komposita (*sigerof*, *æscrof*) im Glossar wird man in Zukunft die Untersuchung von H. Schabram, *Anglia*, 75 (1957), 259 ff. berücksichtigen müssen.

BERLIN

BOGISLAV VON LINDHEIM

Kyng Alisaunder, ed. by G. V. Smithers. [Early English Text Society, Or. Series No. 227 (for 1947) u. 237 (for 1953).] London: G. Cumberlege, 1952 u. 1957, XX + 445 S., 35 s., u. 217 S., 37 s. 6d.

Kyng Alisaunder hat von den mittellenglischen Versromanen am längsten auf eine philologisch brauchbare Neuausgabe warten müssen. Bisher lag ja — bis auf kurze Stellen in Anthologien — nur der Abdruck von Henry Weber, *Metrical Romances* (Edinburgh, 1810), I, 3–327 nach der Handschrift Lincoln's Inn 150 vor, die er in einer längeren Lücke (Z. 4772–5989 seines Abdrucks) aus der, wie sich nun herausstellt, weit besseren Handschrift Laud Misc. 622 der Bodleiana ergänzt hat. Webers Abdrucke sind auch durchaus nicht zuverlässig. Ganz abgesehen von falsch gelesenen Buchstaben sind auch Lesefehler recht häufig. Alois Brandl hatte vor vielen Jahren einmal beide Handschriften kollationiert, in Hinblick auf eine geplante Ausgabe, die aber nicht zustande kam, weil er auf die von H. Schneegans geplante Ausgabe der Hauptquelle, des *Roman de toute chevalrie* von Eustache oder Thomas von Kent wartete, die aber auch nie zustande kam. Außer in diesen beiden Handschriften sind noch 410 Zeilen des Endes des Romans in der Auchinleck-

Hs. (Advocates' 19. 2. 1 der National Library of Scotland) und abgeschnittene Reste einiger Zeilen in den von N. R. Ker 1949 in der Bibliothek von St. Andrews entdeckten Fragmenten dieser Handschrift erhalten und sechs Blätter eines frühen Druckes des Romans in der als *Bagford Ballads* bezeichneten Sammlung des British Museum.

Der bereits 1952 erschienene erste Band (EETS OS. 227) bringt nun den Text der gesamten Überlieferung vollständig in Paralleldruck, der zweite Band (EETS OS. 237) die Einleitung, Anmerkungen zum Text und ein Glossar. Mit der Besprechung auf das Erscheinen dieses Teiles zuzuwarten, war in jeder Weise gerechtfertigt.

Daß beim Textabdruck auf die früher übliche Angabe der Varianten verzichtet wurde und die gesamte Überlieferung zum Abdruck kommen konnte, ist sehr erfreulich und für jeden Benützer dieser Bände sehr vorteilhaft. Die nunmehr auch erschienene Einleitung läßt an Tiefgründigkeit der Forschung nichts zu wünschen übrig, wenn sie auch manche Fragen der notwendigen Kürze wegen nicht eingehend erörtern konnte und der Vf. diesbezüglich auf später erscheinende Artikel verweist.

Schon in Hinblick darauf und aus grundsätzlichen Erwägungen möge auf ein paar Dinge hingewiesen werden. Bezüglich der Frage des Wertes der Überlieferung in einzelnen Handschriften sollte man doch mehr, als dies bisher geschehen ist und auch vom Vf. getan wird, auf die sonst in denselben Handschriften überlieferten Texte eingehen. Laud. Misc. enthält ja als typische geistlich-weltliche Mischhandschrift etliche Texte, die in anderen Handschriften auch erhalten sind, so eine ganze Reihe von Stücken, die in der südengl. Legendensammlung vorkommen, und die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems in Reimpaaren, die noch in 8 weiteren Handschriften erhalten ist. Vergleiche der verschiedenen Handschriften dieser Texte würden Rückschlüsse auf die Zuverlässigkeit des Schreibers und auch auf seine orthographischen Gewohnheiten erlauben. Daraus ließen sich vielleicht auch Schlüsse auf die Überlieferung von Adam Davys *Dreams*, die nur in dieser Handschrift überliefert sind, anstellen. Lincoln's Inn 150 ist dem Inhalt nach eine der wenigen mittenglischen Handschriften, die bloß weltliche Romanzen enthält, freilich auf den Blättern 109^r bis 125^v ist noch ein A-Text des *Piers Plowman* eingetragen. Wie dieser hineingekommen ist, kann fraglich sein, aber aus dem Format der Handschrift (305 zu 130 mm) zu schließen, daß sie "may have been meant to fit the pocket of an itinerant minstrel" (Vf. S. 12) scheint mir gerade deshalb etwas gewagt. Aus der Überlieferung des *Kyng Alisaunder* möchte Vf. S. 11–12 schließen, die Niederschrift beruhe auf mündlicher Wiedergabe, wobei er freilich offen läßt, ob diese eine Vorstufe der Handschrift betrifft oder sie selbst. Immerhin neigt er eher der Meinung zu, mündliche Überlieferung sei der Handschrift selbst zugrunde gelegen. Bei den anderen Romanzen der Handschrift trifft dies kaum zu. *Libeaus Desconus* bietet gar keinen schlechten Text (s. Ausgabe von Max Kaluza, Altengl. Bibl. Bd. 5, Leipzig, 1890); *The Seege of Troye* zeigt zwar allerlei Schreiberreime und kleinere Selbständigkeiten, im allgemeinen ist aber der Kopist recht gewissenhaft (s. die Untersuchung von Leo Hibler-Lebmansport, Graz, 1928, S. 186–192); *Arthour and Merlin* bietet

zwar zusammen mit dem Percy Folio Ms., der Handschrift Harley 6223 (einer späteren Papierhandschrift) und Douce 236 den von Kölbing (Ausgabe des *Arthur and Merlin*, Altengl. Bibl. Bd. 4, Leipzig, 1890) als "jüngere Fassung" angesprochenen Text. Ob dieser aber wirklich (trotz der späteren Überlieferung) "jünger" ist als der weit längere der Auchinleck-Handschrift, die ja zeitlich nicht viel älter ist als Lincoln's Inn 150, kann fraglich sein. Der Auchinleck-Text kann eine Erweiterung sein, der andere allerdings vielleicht in manchem eine Kürzung des ursprünglichen, der nicht erhalten wäre. Die von Miss M. Barnicle, Ausgabe der *Seege of Troye*, EETS OS. 172, 1926, S. XII–XIII gemachte Lokalisierung der Handschrift nach Shropshire (Much Wenlock), die auch von S. Moore, Meech, Whitehall, *Middle English Dialect Characteristics and Dialect Boundaries* (Univ. of Mich. Press, 1935) übernommen wurde, erwähnt Vf. mit Recht nur in einer Fußnote, S. 3. Da sie erst auf Eintragung aus der Elisabethzeit zurückgeht, ist sie doch kaum beweiskräftig. Lehrreich sind die Bemerkungen über die Überlieferung des Textes im Auchinleck-Ms. (S. 4). Man hat ja früher diese Handschrift wegen ihres Alters (sie ist aber erst zwischen 1330 und 1340 entstanden) als besonders wertvoll für die Überlieferung der in ihr enthaltenen Texte angesehen, dies ist aber, wenigstens soweit *Kyng Alisaunder* in Betracht kommt, keineswegs der Fall.

Was die Herkunft des Denkmals betrifft, erschließt Vf. aus Reimen und einzelnen nur örtlich verbreiteten Wörtern und Wortformen Herkunft aus London. Dies ist durchaus überzeugend und stimmt zu früheren Ansichten. Der Autor konnte gut Französisch und verwendet auch eine ganze Menge niederdeutscher Wörter, die sonst me. nicht belegbar sind. Wie Vf. freilich in Hinblick darauf eine gemeinsame Autorschaft des *Kyng Alisaunder*, der südl. Fassung der *Sieben weisen Meister* und "those parts of *Richard Coeur de Lion* that are contained in the Auchinleck-Ms." erweisen wird (was er in späteren Artikeln verspricht), kann fraglich sein. Die *Sieben weisen Meister* enthalten diese Wörter nicht, vom *Richard Löwenherz* ist ja in der Auchinleck-Hs. nur sehr wenig erhalten und in einer wenigstens zu Anfang deutlich umgearbeiteten Fassung. Der zweite Teil des *Richard Löwenherz* (Z. 3347–3698 und 5385–5930 meiner Ausgabe, Wiener Beitr. z. engl. Phil. XLII, Wien, 1913) mag eher Beeinflussung durch den Alexanderroman zeigen, sprachlich ist er aber auch vom *Kyng Alisaunder* verschieden. Bei *Arthur and Merlin* mag man an der Ursprünglichkeit des Textes der Auchinleck-Hs. zweifeln.

Von den zwei wichtigeren Handschriften möchte Vf. Laud Misc. 622 nach London lokalisieren; Lincoln's Inn 150 zeigt deutlich südwestliche Schreibungen, wie dies schon für die Abschrift der *Seege of Troye* von L. Hibler (a. a. O., S. 183–187) festgestellt wurde und die in der Abschrift des *Arthur and Merlin* und *Libeaus Desconnus* ganz gleich vorhanden sind.

Eingehend beschäftigt sich der Vf. ferner mit den Quellen des me. Romans. Neben dem *Roman de toute chevalrie*, den er, trotzdem er noch nicht herausgegeben ist, häufig und genau zitieren kann, kommen noch allerlei andere Bücher in Betracht. Außer auf S. 15–28 der Einleitung kommt er auch in seinen Anmerkungen oft darauf zu sprechen. Lehrreich ist auch das

Kapitel "The Place of K. A. in Medieval Poetry" S. 28-40, in dem er eingehend den Stil der Dichtung (besonders die so oft erwähnten Naturschilderungen als Einleitung zu einzelnen Episoden, die, wenn auch nicht so eingehend, im *Arthour and Merlin* und im zweiten Teil des *Richard Löwenherz* auch vorkommen) und die Rhetorik behandelt.

Die Anmerkungen enthalten außer Fragen der Textüberlieferung vor allem Sacherklärungen zu den verschiedenen astrologischen Stellen im Roman, die des Vf. weite Belesenheit in mittelalterlichen Schriften dieser Art und auch in mittellenglischer Literatur zeigen.

INNSBRUCK

KARL BRUNNER

Willi Erzgräber, *William Langlands "Piers Plowman"* (*Eine Interpretation des C-Textes*). [Frankfurter Arbeiten aus dem Gebiete der Anglistik und der Amerika-Studien, 3] Heidelberg: Carl Winter, 1957, 248 S., DM 24.-

Treating the C-text of *Piers Plowman* essentially as a theological tract, Erzgräber, after an introductory summary of Langland scholarship, presents us with a passus-by-passus analysis of the poem, interrupted by several excursuses of varying lengths at appropriate places on various terms used in the poem, on philosophical and theological subjects bearing on the interpretation advanced, and on historical comparisons between Langland and various other writers of the Middle Ages to whom he has been or should be, in the judgment of the author, compared. *William Langlands "Piers Plowman"* is a serious attempt to explain the doctrine of the poem in its most mature form and to show its underlying unity. It is soberly and vigorously argued and will take its place as an important analysis of the work which must be seriously considered by all students of the poem.

In spite of some undoubted successes, on the whole, however, I believe that this essay in interpretation is not entirely satisfactory and at certain parts definitely misleading. Although in this review I am concentrating on its weaknesses, I gladly acknowledge that this book is a valiant attempt to deal with a very difficult work which will require the best efforts of many scholars including those of E. before we can begin to understand it in terms of the intention of its author (or authors).

Although E. seems to miss at times the woods for the trees, his overall interpretation of the poem may perhaps be summarized as follows. The *Visio* in C is primarily concerned with the natural theological and natural law answer to the problem of the just society. In the *Visio* the Old Testament and the natural law on which it rests stand in the foreground. Here the possibilities and limits of natural being are stressed. Will and Piers, however, over-emphasize the value of natural man, until Piers finally, by his repudiation of the pardon, reveals his own awareness of his Pelagianism. Yet the *Visio* ends with the demand that one must follow the law of God and natural law. The sinfulness of natural man, however, tends to destroy the just relationship of man to man.

The *Vita* attempts to solve the contradictions of the *Visio*, especially the problem of how to preserve nature and natural morality in an overall Christian view of the world. "Dowel" maintains a belief in natural morality but insists that divine and natural law must be fulfilled in another spirit than mere adherence to God's commands. Humility and poverty (in the spiritual sense) are "Dowel" in C. The Christian order completes the natural order. Every attempt to order natural man and society without "paciēt pouerte" must fail.

"Dobet" is concerned with love, the supreme Christian virtue, without which all else must fail. Here I think E. is at his best in discussing the relations between free will and love in these passus. The *Vita* of "Dowel" has put natural morality in its place and emphasized the importance of humility. "Dobet" now shows the next step after man has attained patient poverty – love which reflects man's free will as Christ reflects, in His incarnation, passion, and liberation of the patriarchs and Old Testament saints, the divine free-will and love. In this sense the imitation of God is our task. E. shows here the overwhelming influence of Scotist christology on Langland. "Dobet" also discusses the relation of the other supernatural virtues – faith and hope – to love, the supreme infused virtue. In the last analysis, uniting the supernatural and the natural, love is also reason as the allegory of the Four Daughters of God and the Harrowing of Hell show.

Finally in "Dobet" we come back to society, for the love of Christ is not only for the inner perfection of the individual but for the society of Christian men – the Church. To attain eternal happiness, the goal of each man, God's help through the Church is necessary. Just as the natural order needs a king, so the spiritual order needs a leader who is the pope, the earthly representative of Christ. Piers in this last section represents the perfect man who can worthily represent (although he is not) Christ and the ideal Pope. The earthly Church, however, visible representative of the triumphant Church, is being threatened by inner corruption and Antichrist. Conscience alone can protect it, and at the end he sets out to seek again for Piers who has vanished.

In general the shortcomings of the book as an interpretation of the poem lie in E.'s ignoring of the art of Langland and in his ignorance of the complexity and subtlety of medieval theology and philosophy and in weakness of method. As to the first, E. in spite of his statement on p. 29 pays no attention to the genre of the poem, to the relation of Will to the events narrated or the relation of Will to the author. In fact Will, the author and Piers (the last not always) are basically considered as one. As a result the possibility of artistic irony is ignored. In fact the whole problem of irony which is, I think, at times crucial to the poem is bypassed. We are given no indication of the light which the rhetorical modes of the poem can provide for us. *Piers Plowman* is a rather involved theological treatise; that essentially is E.'s view. The interrelation of form and content is an issue of no significance to him. He never attempts to get inside the work of art or to reconstruct the artistic and philosophical possibilities and tensions Langland faced.

As to the second and third, E. assumes a strict distinction between Augustinianism and Aristotelianism in medieval times, a distinction increasingly difficult to maintain today. Although he disavows any attempt to find

sources, E. certainly gives the impression that the *Visio* is based upon Thomism and the *Vita* upon Augustinianism, and especially Scotism. I am personally inclined to favor the latter point, but E.'s method of arguing is methodologically unsound. Parallels with thinkers must be used cautiously and especially must arguments of influence be based on unique characteristics. E. on pp. 102ff. gives nine rather diffuse points of agreement in principle between Aquinas and Langland, and not one of them is unique to St. Thomas. One might just as well for some of them use passages, if they are merely for illustrative purposes, from Augustine, Duns Scotus or Occam. The nine points are 1) Both take a positive evaluation of the natural existence of man; 2) Both attempt to establish a moral order on man's natural existence; 3) Both value earthly *bona*; 4) Both set reason bound to natural law as the determining principle in economic matters; 5) Both make reason the basic principle of human thinking and activity¹); 6) Both consider perfection in natural virtues the goal of natural man, but natural virtue needs completing through grace; 7) Both believe man is a social being bound to the state which naturally needs a head to lead man to the common good; 8) Both subordinate the state to the church which is devoted to the soul rather than to the body; and 9) Both recognize the limits of natural man and the necessity of grace.

One does not need to be a profound student of medieval thought to realize that not one of these points of agreement is unique to St. Thomas and that all are worthless in attempting to show the possible dependence of one on the other²). In general like many modern students E. overrates the authoritative position of St. Thomas in the fourteenth century and especially in England.

To take a further example, E. tries to show (pp. 198ff.) that Langland's theory of the Trinity is close to that of Scotus. Because Langland uses the word "departable" of the three persons, E. argues that this shows the influence of Scotus' early theory that the divine persons are constituted by absolute properties. I should think any Christian unless he were to fall into the heresy of Arianism or Sabellianism would have to say that the divine persons are "departable" in some sense. The quarrel between Thomas Angelicus and Duns Scotus (p. 199) on the question of the Trinity has nothing to do with the issue of whether the three persons are distinct but rather on the nature of the distinction.

In detail one can raise quite a number of criticisms and queries. In discussing the relation of Langland to Joachim of Flora, Wyclif, Hilton and

¹) On p. 106, e. g., E. makes the generalization that St. Thomas places synderesis in the reason whereas the Augustinians give it a voluntaristic interpretation. Duns Scotus, however, to take only one example castigates Henry of Ghent for placing synderesis in the will rather than in the intellect where it belongs. See e. g. *Opus Oxon.* II, d. 39, q. 1.

²) In his definition of Franciscanism, E. falls into the same error (pp. 152ff.) and gives a list of medieval commonplaces as characteristic of that school of thought (if indeed there is such a school).

so forth, E. takes an essentially superficial view of these thinkers and only conceives dependence in a very narrow sense. I do not wish to argue that Langland may have been influenced by them, but I think E's. method of tackling the question is unsatisfactory. To take as the basic mark of Joachimism for instance the repudiation of the sacraments in the Third Age is highly questionable; first of all it is dubious whether Joachim actually taught this and second if he did, it is only a minor part of his doctrine.

If we accept E.'s interpretation of the *Visio* as based on the Old Testament and natural law we are up against certain difficulties only some of which the author recognizes. The apocalypticism of Passus IV, 440ff., for instance, is difficult to account for, as the author himself acknowledges. To get out of it by claiming that the allusion to the Messiah refers only the Jewish hope in the Messiah seems very forced to me. The reference to [Christian] priests (ll. 467 ff.) alone must make one dubious. Then further, how can we account for the emphasis on pardon and penance in the last part of the *Visio* if it is limited to natural law? E's. treatment of the tearing of the pardon is not satisfactory either. How can Truth (God the Father) have deliberately misled Piers by giving him a false pardon? Is the priest blameless?

On pp. 83-84 E. confuses "realism" as an artistic term with "realism" as a philosophical term. In general he also confuses symbolism and allegory as artistic methods. E. does not recognize the important difference in XIVth century thought between poverty and mendicancy. Langland like many, especially those opposed to the friars, was against the latter but not the former.

If "Dobest" is concerned with the quest for a perfected society or the kingdom of God, it is difficult to explain the emphasis on the four cardinal (natural) virtues therein and the motto "redde quod debes", both rational and natural moral guides. Even the quest for Piers by Conscience hardly seems to be a satisfactory Christian answer to the transformation of society which the return of Christ will bring or at least to man's innate sinfulness. Langland here seems to be urging a point of view of which Bradwardine, let alone Aquinas and Duns Scotus, would strongly disapprove.

In general, E. is most concerned to make Langland perfectly orthodox by post Tridentine³⁾ standards, and in spite of his claims to the contrary he has not really entered into the complexities of his XIVth century intellectual milieu. I do not desire in the least to claim that this is easy or even possible at present, but in the light of E.'s claims and his strong criticism of his predecessors, I think it is a justifiable criticism of his work.

Two minor points of criticism should also be made. E. is very inconsistent in translating his ME quotations into modern German. Sometimes he does and sometimes he does not, on no grounds that I can discover. Also, an

³⁾ E. g., E. says Piers is never Christ in C and yet this is hard to reconcile with C XXII, 12-14. E. minimizes the strong criticism of abuses in the Church or tends to apologize for them. He says for instance p. 111 that Langland supports secular measures against the Church only to strengthen it. We may say the same of Wyclif.

index would be most valuable. It is hard to understand how a book of this nature can be allowed to appear without one.

In short this is an important contribution to our understanding of *Piers Plowman*. In certain sections in both elucidating parts of the poem (especially in the *Visio* and "Dobet") and in exploring them, E. has offered some of the best interpretations I know of. In his discussion of certain terms – *mede* and *mercede*, reason, kind wit, conscience, need, patient poverty, and so forth – he is often very perceptive and right. Yet the work suffers from an insufficient knowledge of the difficulties of his task and from an inadequate and old-fashioned methodology. It must be used with caution but also at times with real gratitude.

THE OHIO STATE UNIVERSITY

MORTON W. BLOOMFIELD

Edward Surtz, S.J., *The Praise of Pleasure. Philosophy, Education, and Communism in More's Utopia*. Harvard University Press. Cambridge, Mass., 1957. VII + 246 S.

Edward L. Surtz, S.J., *The Praise of Wisdom. A Commentary on the Religious and Moral Problems and Backgrounds of St. Thomas More's 'Utopia'*. Loyola University Press. Chicago 1957. XII + 402 S.

Father Surtz hat sich bereits durch eine Reihe von Aufsätzen, die in den letzten Jahren in amerikanischen Fachzeitschriften erschienen sind, als More-Forscher einen Namen gemacht. Diese ebenso reiche wie gründliche Vorarbeit ist vornehmlich dem Buche *The Praise of Pleasure* zugute gekommen, das seinerseits wiederum nur einen Teilbereich der Grundfragen behandelt, die mit der *Utopia* verbunden sind, während in der weiter ausholenden Darstellung *The Praise of Wisdom* die ganze Fülle der religiös-ethischen Probleme in den Vordergrund rückt. Die beiden Bücher ergänzen einander in willkommener Weise, aber sie schließen auch mancherlei Wiederholungen ein, die gelegentlich sogar als wörtliche Entsprechung auftreten. Das gilt vor allem für die hier wie dort sorgfältig entwickelten Leitsätze der Interpretation, für Methodenfragen und für die Abgrenzung von der einschlägigen Forschung. Man möchte doch fragen, ob es nicht möglich gewesen wäre, *The Praise of Pleasure* in etwas knapperer Fassung als ein Kapitel in *The Praise of Wisdom* aufzunehmen. Jedenfalls wird nicht recht ersichtlich, warum es eines doppelten Ansatzes bedurfte, der uns teilweise über die gleiche Wegstrecke führt. Aber der Verfasser liebt es offenbar nicht, sich in irgendeiner Weise gedrängt zu sehen. Er hat einen langen Atem. Dadurch kann er auch mit voller Gelassenheit und ohne vorschnelle Verallgemeinerungen das reiche Gedankengut Thomas Mores ausbreiten.

Nach einer ebenso sachkundigen wie umsichtigen Führung durch die religiös-ethischen Bereiche, die Thomas More mit der *Utopia* angesprochen hat, wird man sich in doppelter Weise beeindruckt sehen: einmal durch die

Vielfalt der Perspektive und die Tiefgründigkeit der Problemstellung, mit der More dieser Aufgabe in ständiger Bezogenheit auf konkretes Anschauungsmaterial nachgekommen ist, zum anderen durch die Eindringlichkeit und Vollständigkeit, mit der höchst aktuelle Erscheinungen und Ereignisse im politischen wie kirchlichen Leben des Zeitalters aufgegriffen und in eine "utopische" Aussage verwandelt werden. Wie Father Surtz vermerkt (*The Praise of Wisdom*, S. 308): "There is hardly an important issue of the day which does not appear in the pages of *Utopia*." Wie aber steht es um das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit der Utopier zu den Glaubens- und Lebensformen der christlichen Kultur? Father Surtz versteht seinen Autor dahingehend: Die Utopier sind in ihrer Weise zu dem höchsten Standard gelangt, der Menschen auf der Grundlage einer rein vernünftigen Lebensform, aber noch ohne Unterstützung der in der Offenbarung sich erweisenden übernatürlichen Gnade, zu erreichen überhaupt möglich ist. Daher kann es heißen: "The book is an act of humanistic faith in the ability of reason to construct an intellectually satisfying religion and morality upon which Christianity can build with minimal destruction of pre-existing elements" (*The Praise of Wisdom*, S. 308). More hatte allen Grund, sorgfältig zu markieren, in welcher Hinsicht er seinen Utopiern eine Überlegenheit gegenüber der westlichen Kultur an der Schwelle zum 16. Jahrhundert einräumt: so zeigen etwa die Utopier eine lebhaft abneigende, sich der Astrologie zu widmen. Aber auch die Art, wie sie sich zu Tod und Beisetzung stellen, könnte manchen Christen beschämen. Damit ist noch längst nicht gesagt, daß More es seinen Zeitgenossen nahelegen wollte, sich an die Gesetze und Bräuche der Utopier zu halten. Eher geht seine Lehre dahin, es mit diesem Vorbild zu machen, wie sein Freund Erasmus für das Muster der antiken Kultur empfohlen hat: das Gute davon sich anzueignen und das Schlechte zu lassen.

Der Verfasser versteht es, bei allem Verlangen nach einer überschaubaren Ordnung der hier aufgeworfenen Probleme doch ohne übermäßige Vereinfachungen auszukommen. Wenn dabei gewisse Widersprüche, wie sie nun einmal an der *Utopia* haften, zwar nicht verschwiegen oder leichthin beiseite geschoben, aber doch eben merklich "entschärft" werden, so kann sich Surtz dafür auf die Auskunft zurückziehen, daß er nur solche Probleme behandle, die einen direkten Bezug auf christliche oder heidnische Sittlichkeit besitzen (*The Praise of Wisdom*, S. 270). So wird etwa die "discussion of the section on warfare in *Utopia*" nicht jedermann davon überzeugen, daß die beschriebene Verhaltensweise der Utopier reibungslos mit der Vorstellung eines Idealstaates in Einklang zu bringen sei. An diesem Beispiel zeigt sich übrigens besonders deutlich das Verdienst wie aber auch die Grenze der vorliegenden Untersuchung. Das Verdienst liegt darin, daß hier äußerst konsequent mit einer "historischen" Interpretation Ernst gemacht wird. Nach einer eindrucksvollen Zusammenstellung der entsprechenden Belege kann es folglich auch für die Kriegsführung der Utopier heißen: "The conduct of the Utopians is in accord with the law of war in the sixteenth century" (*The Praise of Wisdom*, S. 306). Die Grenze wird darin ersichtlich, daß Surtz zwei grundlegende Tatsachen außer acht läßt, mit denen sonst jeder More-

Interpret seine liebe Mühe hat. Nämlich erstens die Erscheinung, daß gerade bei Thomas More keines seiner Werke ein selbständiges Leben führt und völlig aus sich heraus verstanden werden kann, sondern durch vielfältige Bezüge mit dem Gesamtschaffen dieses außerordentlich regsamen Geistes verknüpft ist. Father Surtz dürfte darin nur eine Verlockung sehen, vom Thema der *Utopia* abzuschweifen. Aber erst von den übrigen Schriften her, den humanistischen wie den anti-häretischen, senkt sich über die *Utopia* jenes eigentümliche Zwielficht (des Vernünftig-Unvernünftigen, des elementar Einfachen und des unermeßlich Komplizierten, des Vorbildes und des Zerrbildes, der Konstruktion und der Destruktion, des Idealen und des Realen), das zu den unverwechselbaren Kennzeichen dieses Werkes gehört, ja sogar seine hohe Eigenart ausmacht. Ein Zweites kommt hinzu, was ebenfalls von Father Surtz so gut wie ganz übergangen worden ist: der unleugbare Anteil des Humors, der uns wie beim *Lob der Torheit* mit jedem Schritte in neue Unsicherheit stürzt. Auch für die *Utopia* gilt, was uns schon Aubrey von ihrem Verfasser versichert: "His discourse was extraordinary facetious" (*Aubrey's Brief Lives*, ed. Oliver Lawson Dick, London 1950, S. 214). Mit Father Surtz hat More nach viereinhalb Jahrhunderten einen Zuhörer gefunden, der sehr ernsthaft und gründlich alles bedenkt, was er von Thomas More dem Weisen erfährt, der aber weniger bereit als der Freundeskreis im Hause Mores zu Bucklersbury ist, das Lachen als eine Quelle der Einsicht und der Erkenntnis gelten zu lassen. In dem Begleitbrief zur *Utopia*, 1516 gedruckt, hatte Thomas More seinen Freund Peter Giles in Antwerpen gebeten, nach Möglichkeit von Hythloday in Erfahrung zu bringen, in welchem Teil der neuen Welt diese Insel liege, da ein sehr frommer und gelehriger Mann (vermutlich Rowland Phillips, Warden of Merton College und Vicar of Croydon) auf Missionstätigkeit unter diesen edlen Heiden brenne. Father Surtz hat sich beinahe die gleiche ehrenvolle Rolle zugedacht. Aber er muß sich dann auch damit abfinden, daß Peter Giles, mit unmittelbarem Verständnis für die Komödie, zu der ihn More verpflichtet, zur Antwort gibt, daß Hythloday sich in der Tat zuverlässig über die geographische Lage des utopischen Reiches ausgelassen habe, er als Zuhörer jedoch unglücklicherweise in ebendiesem Augenblick durch einen geschäftigen Diener in seiner Aufmerksamkeit beeinträchtigt worden sei. Übrigens scheint Father Surtz selbst ein gewisses Unbehagen zu verspüren, diesem tiefgründigen Humor der Humanisten in seiner Unauslotbarkeit zu begegnen. Jedenfalls zeigt er sich mit seinem jüngsten More-Aufsatz ("Richard Pace's Sketch of Thomas More", JEGPh. Vol. LVII, 1958, S. 36–50), der nach den hier angezeigten Büchern entstanden zu sein scheint, darum bemüht, dem Diktum von Richard Pace (*De Fructu Qui ex Doctrina Percipitur Liber*, Basel 1517) gerecht zu werden: "Iam adeo non uulgariter facetus est, et urbanus, ut leporem ipsum ei patrem, et facetiam matrem fuisse iudices". Von hier aus gelangt Surtz zu dem Eingeständnis (S. 49): "*Utopia* may have to be interpreted much more than hitherto in the spirit of humor and wit." Davon ist allerdings in den beiden Büchern nicht viel zu spüren. Doch für diesen Verlust sieht man sich reichlich entschädigt durch die vielen anderen Vorzüge, die seine Darstellung besitzt, welche zweifellos zu den reifsten Leistungen der

neueren More-Forschung zählt: gleichrangig mit dem vor allem für die Entstehungsgeschichte der *Utopia* unentbehrlichen Werke von J. H. Hexter (*More's Utopia: The Biography of an Idea*, Princeton 1952) und der vorbildlich ausgewogenen Übersicht von Henry W. Donner (*Introduction to Utopia*, London 1945).

MARBURG/LAHN

HORST OPPEL

Gerstner-Hirzel, Arthur: *The Economy of Action and Word in Shakespeare's Plays* (The Cooper Monographs on English and American Language and Literature 2, ed. by H. Lüdeke, Basel, Switzerland), Francke Verlag Bern 1957, 134 S.

Der Gegenstand der vorliegenden Arbeit wird einleitend als "gesture" definiert: "Thus motion is the unconscious movement of an (inanimate) body, action is work inspired by some idea, and gesture is action with the purpose of thought-communication. As the actor is a story-teller, the ideal stage only knows gestures" (S.10). Da diese Definition davon absieht, daß der Schauspieler nachahmend wiederum Bewegung, Handlung und Gebärde darstellt, wird durch "gesture" jedes körperliche Erscheinen auf der Bühne erfassbar, die Kampfhandlungen wie auch die starre Haltung des Todes ("gestures of the dead"). An die Sichtung der sich daraus ergebenden Materialfülle geht der Verfasser im wesentlichen unter drei Aspekten, wobei er in vielem dieselben Wege wie Richard Flatter beschreitet.

Erstens werden die Möglichkeiten, die Gebärden aus dem gesprochenen Text abzuleiten, untersucht, also das, was etwa als Wortregie bezeichnet wird, wobei diese in vielen Einzelheiten auch mit Bezug auf die Bühnenrequisiten eingehend und z.T. sehr anschaulich erläutert wird. Die daraus gezogene Schlußfolgerung, daß unter den elisabethanischen Dramatikern nur Shakespeare fast alle notwendigen Regieanweisungen im Text anlege und Wort und Gebärde eng miteinander verbinde, ist allerdings wohl allzu summarisch und wird durch einen kurzen Vergleich von einigen Szenen aus *King Lear* und *King Leir* kaum genügend gestützt. Außer der Wortregie wird auch das stärker umstrittene Gebiet behandelt, das man metrische Regie nennen könnte: "he (Shakespeare) guides the actor's gestures by means of the metrical structure of his verse" (S.66). Daß der Versrhythmus sich auf das Spiel des Schauspielers irgendwie auswirkt, wird kaum jemand bezweifeln, aber daß dieses Verhältnis nicht immer ganz so eindeutig ist, wie der Verfasser annimmt, zeigt sich u.a. darin, daß er selber bei der gleichen metrischen Erscheinung (dem Zusammentreffen von zwei Hebungen, die durch einen syntaktischen Einschnitt getrennt sind) im einen Fall (S.63) eine längere Pause zwischen den Hebungen, im andern Fall (S.66) aber ein atemloses Zusammenprallen der beiden Hebungen fordert, wobei eben nicht, wie behauptet, die Interpretation des Handlungszusammenhanges aus dem

Metrum abgeleitet, sondern umgekehrt das Metrum aus dem jeweiligen Handlungszusammenhang interpretiert wird.

Als zweiten Hauptaspekt behandelt der Verfasser die Gebärdensprache als Mittel zur Deutung der Einzelwerke und der Gesamtentwicklung von Shakespeare. In "The 'Syntax of Gestures'" wird ausgeführt, daß eine bestimmte Gebärde sich gewissermaßen als Leitmotiv durch ein Drama ziehen könne, was am ausführlichsten im Falle von *Anthony and Cleopatra* dargestellt wird ("The gestic leitmotif is the kiss"). In dem Kapitel "Shakespeare's Gestic Style" werden in Shakespeares Entwicklung drei Phasen unterschieden. Die erste ist in der Thematik der Gebärde vor allem durch Grausamkeit und Blutvergießen bestimmt, in der Form durch Parallelismus, Symmetrie und Wiederholung. Die zweite Phase wird anhand einiger Szenen aus *King Lear* erläutert. Sie bringt eine größere Zahl von Gesten und eine engere Verbindung von Gebärde und Wort. In der Darstellung der dritten Phase wird vor allem eine neue Entwicklung in den letzten drei Stücken betont: "The number of gestures implied in the text distinctly increases towards the end of his productivity . . . In his last three plays, however, he seems to experiment upon a new type of drama with a smaller number of gestures: the romances are the cool and almost classical – and in so far as classical: static – product of his later years" (S. 129). Der Verfasser stützt diese Behauptung mit einem Hinweis auf seine Statistik. Diese ergibt aber ein ganz anderes, ja geradezu gegenläufiges Bild (S. 87). Danach sinkt nach *Macbeth* gegen das Ende seiner Schaffenszeit hin die Frequenz der Gesten in *Anthony and Cleopatra*, *Coriolanus*, *Timon* und *Pericles* stark ab, erreicht dann aber in *Cymbeline* und besonders in *The Tempest* einen neuen Höhepunkt. *The Tempest* steht darin nach der Häufigkeit der Gebärden sogar an sechster Stelle, auf der gleichen Höhe wie *Othello*.

Unter dem dritten Hauptaspekt werden die Gebärden nach Typen geordnet untersucht ("Some Classes of Gestures"): Hinweisende Gebärden, Gebärden des Todes, des Wahnsinns, der Hexerei u. a. m. Vieles bleibt dabei, z. T. wohl durch die Vielzahl der aufgegriffenen Themen bedingt, allzu kurz und inadequat, so wenn z. B. die unter das Stichwort "witchcraft" fallende Gebärdensprache auf nicht ganz einer halben Seite behandelt wird. Andererseits werden gewisse Einzelheiten sehr genau untersucht, so z. B. das als "passive gesture" bezeichnete Hinausgetragenwerden des toten Hamlet. Hier zeigt der Verfasser, wie in der abschließenden Rede des Fortinbras zwischen dem ersten Befehl zum Hinaustragen und dem zweiten Befehl zum Emporheben genügend Zeit für die dazu nötigen Vorkehrungen verstreicht. In solchen einzelnen Beobachtungen leistet die mit viel Phantasie geschriebene Arbeit einen Beitrag zur Erkenntnis, daß Shakespeare den Erfordernissen der Bühne auch in Kleinigkeiten Rechnung trug, und gibt zu mancher Textstelle anregende Hinweise.

John Dryden. By Anna Maria Crino. Biblioteca dell' "Archivum Romanicum" fondata da Giulio Bertoni. Serie I: Storia-Letteratura-Paleografia. Vol. 50. Florence. Leo S. Olschki, 1957. Pp. 404.

Signora Crino's book sets out to cover both the biography of Dryden and the criticism of his works, and in its design would suggest a work of greater bulk than it actually is. She wishes to reveal Dryden to a larger and more popular audience in Italy and to acquaint the reading public with his work through her own laborious investigation of it.

Her biography of the writer is a careful introduction for those who do not know him. It is successful for presenting Dryden as a man of letters but fails to show him as what he was above all things: a man of his age, though Signora Crino rightly quotes Professor David Nichol Smith: "We cannot read Dryden without learning, whether we will or no, something of the political history and something of the religious history of his time, and religion, then, was closely knit with politics". In her study of the poet's life, the author follows the preceding biographers – and one knows that research on Dryden has been very fruitful during recent years, as may be ascertained by consulting the extensive and excellent bibliography of Signora Crino's book. It is to be regretted, however, that she too often takes it for granted that the reader is as well informed about Dryden's life as she is, and mentions details that, unfortunately, do not speak for themselves (in her reference to Honor Dryden for instance). Neither does she present the poet's marriage as his contemporaries, and particularly Shadwell, saw it:

The Wife is Rich although the Husband's Poor
And He not Honest is and She's a Whore

Nowhere do the character and temper of the writer really appear; yet one remembers the man was humane and compassionate, although, as Johnson once put it: "his communication was rather useful than entertaining". Signora Crino's intention is not to present an exhaustive biography and indeed she makes no material correction of our previous knowledge of Dryden's life; her first chapter shows no novelty in its content.

The chapters dealing with Drama (chap. III. V. VI. VII. X.) are relatively thin and uncritical. The author surveys the plays individually. These analyses are sound enough and arranged in chronological sequence, but we are seldom permitted to *see* the dramatist at work or to have an intimate view of the creative process. Useful details are given concerning the conditions under which the plays were produced, and the author rightly remarks that Dryden always endeavoured to adapt his plays to the taste of the public; but an analysis of the plot and a brief paragraph about the merits of each play and its sources are not sufficient to account for the qualities and weak points of Dryden's dramatic work. Signora Crino records the success of *Sir Martin Mar All* and *Marriage à la Mode* but fails to explain why the character of Sir Martin and that of the précieuse Melantha prove so laughable. Dryden's adaptation of Shakespeare's *Tempest* is not criticised at length, though some of its absurdities ought to be duly pointed out. Some readers might also wish for more information as to how fully and with what diffe-

rences, if any, Restoration dramatic conventions were exploited by Dryden. The critical approach is often eschewed, and more emphatic comments would be welcome on the playwright's contribution to the creation, among other things, of what is known as the gay couple in Restoration Drama and on the relations of the plots and characters to the artificial gaiety of Restoration life and what was called "The Town", its rakes, fashions and follies.

The author's comments on Dryden's heroic drama are both concise and stimulating, though she might have noted the influence on the dramatist's heroic plays of the Cartesian doctrine of the energy of the will and also that of Marlowe's supermen.

Signora Crino fails in the actual critical task of evaluation and even analysis of Dryden's poems as poetry but makes some interesting remarks on the poet's use of the decasyllabic quatrain and on his imagery.

The chapters devoted to Dryden's satirical work are interesting; these and the chapters concerning the writer's literary criticism make Signora Crino's book a highly helpful one to students. They are a consolidation of the ground gained by Dryden's critics in recent years and the summaries of the critical essays are always clear even when it must have been difficult to sum up the shifting theories of a writer who questioned the validity of final judgments and believed in always considering both sides of an argument.

The author's main contribution lies in the chapters that deal with Dryden's translations: they reveal a close knowledge of the subject handled and much personal work, especially in the field of classical literature. One would wish to read more concerning what Dryden has added to his translations of Homer, Ovid, and Boccaccio, that is a certain baroque element in the splendid sensuousness of the imagery and in the use of antithesis and broken lines.

The make up of the book, which contains a minimum of typographical errors (the following have come to our attention: Calprenède for La Calprenède p.43; Lady Dupee for Dupe p.65; adequately for adequately p.193) is pleasing.

Various better arrangements of the abundant material selected were possible: the works might have been studied, within the limits of each chapter, according to their emphasis, literary, political etc. . . . The scholarly apparatus of quotations, footnotes and index is unevenly handled, the most distressing shortcoming of the work before us being that references are far from numerous enough in a book that would otherwise have been useful to specialists. The bibliography is extensive and helpful.

This is by no means a definitive study on the life and work of John Dryden; Signora Crino has added little to the knowledge of the poet, critic and playwright, but much in her book deserved to be said. It is a trustworthy digest of a vast amount of material collected from various published sources, and her own careful investigations. It is a highly readable rather than a scholarly work. Though she has not wholly succeeded in fulfilling her exacting design, Signora Crino has written a book both helpful and pleasant.

Gerhard Müller-Schwefe, *Das persönliche Menschenbild Matthew Arnolds in der dichterischen Gestaltung* [Buchreihe der Anglia, 6. Band], Max Niemeyer, Tübingen 1955; pp. 292, DM 34.—.

Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten des Vfs., einem dichterischen Werk des 19. Jahrhunderts neue Aspekte abgewonnen zu haben, das in jüngster Zeit durch gewichtige Untersuchungen wie die von L. Trilling (*Matthew Arnold*, New York 1949²) oder von L. Bonnerot (*Matthew Arnold, Poète*, Paris 1947) gültig behandelt worden ist. Die Neuwertung dieses Viktorianers ist längst erfolgt; ja sie war für Matthew Arnold nicht so schwer wie bei anderen Viktorianern (etwa bei seinem Vater Thomas angesichts der erbarmungslos ironischen Kritik Lytton Stracheys), denn so sehr Matthew Arnold dem Geiste seiner Zeit verhaftet ist, so deutlich weist er auch auf die Problematik der Zukunft, d. h. unserer Gegenwart, hin. Das haben seine Interpreten immer wieder festgestellt, und deswegen ist er niemals ganz abgelehnt worden. Die erstaunliche Modernität Arnolds ist vor allem von seinen kulturkritischen Schriften abzulesen, während die Bedeutung seiner Dichtung oft übersehen wird. Bei dieser Doppelseitigkeit des bisherigen Arnoldbildes, das den Dichter und den Kulturkritiker unverbunden nebeneinander bestehen läßt, ja gegeneinander ausspielt, setzt der Vf. ein.

Daß Arnold in den dreißiger Jahren zunehmend interessant zu werden begann, verdankt er weitgehend dieser Zwiespältigkeit, die man gern von seinem Werk in seine Person zurückspiegelte und mit Gegensatzpaaren wie rational – irrational, Willen – Gefühl, Kritiker – Dichter, klassisch – romantisch zu umschreiben suchte. Das heißt, daß nicht so sehr der Dichter, dessen poetische Vision T. S. Eliot kritisiert hatte, oder der Kulturkritiker, der E. M. Forster reichlich lächerlich vorkam, im Vordergrund standen, sondern daß der Viktorianer Arnold psychologisch interessant wurde. Der Vf. setzt sich betont hiervon ab; ihn geht nicht der Dichter, sondern seine Dichtung an, und wenn die generellen Grundlinien dieser Dichtung auch sub specie personae dargelegt werden, so bleiben sie doch Aussagen über das dichterische Werk und nicht über seinen Schöpfer. Hier ist – wie der Vf. im Laufe der Untersuchung zeigt – ein Weg zu fruchtbaren Ergebnissen offen, auch wenn die Arbeit erstaunlicherweise mit einer negativen Frage beginnt ("warum Arnold keine große Dichtung geschaffen habe", S. 14) und zu recht eingeschränkten Urteilen über den Wert der Arnoldschen Dichtung kommt.

Gemäß den methodischen Anregungen, die der Vf. Wellek-Warren (*Theory of Literature*) und wohl auch Kayser (*Das sprachliche Kunstwerk*) verdankt, geht er in sehr aufschlußreicher Weise von dem eigentlichen Medium der Dichtung, dem Wort, aus, um von dort her über die kritische Betrachtung der Gegenstände, des Wesens und der Situation des Menschen zu einer Interpretation der Struktur der Arnoldschen Dichtung vorzudringen. Man mag nicht allen Einzelheiten des Kapitels über die dichterische Sprache Arnolds zustimmen, die Grundthesen müssen als einwandfrei bewiesen gelten. Daß Arnolds Dichtung auch in ihrer Wortwahl vom Intellekt, von den geistigen Gehalten und nicht von ästhetischen Gesichtspunkten bestimmt wird, ist nicht zu leugnen, auch wenn man nicht dieselben Schlüsse

aus seiner Benutzung von Lexiken zieht wie der Vf. (S. 27–32). Nur wenn man seine Vorstellung von der lyrischen Dichtung oder vom "Lyrischen" stark von der Dichtung der deutschen Romantik beeinflussen läßt (wie es etwa die Poetiken von Kayser und Staiger tun), wird man dem intellektuell ausgerichteten Gedicht von der Art Arnolds gern "das lebendige Gefühl der Romantiker für das Wesen eines Wortes und für seine dichterische Wirkung" (S. 34, vgl. auch S. 60) absprechen und ihn "vordergründig rational" nennen (S. 36). Aber solche Ausstellungen wiegen gering gegenüber der Fülle von Erkenntnissen, die allein dieser Abschnitt bietet: daß das Grundmerkmal von Arnolds dichterischer Sprache die Negation ist, daß der Mensch nicht in seiner Individualität, sondern als Typus ausschließlich im Mittelpunkt steht, und daß eine Bedeutungsverschiebung bei gewissen oft gebrauchten und offensichtlich zentralen Wörtern wie *calm* oder *self* den Wandel des Dichters von einer solipsistischen zu einer sozial verantwortlichen Haltung widerspiegelt. Schon die Art und der Gebrauch der sprachlichen Mittel in seiner Dichtung lassen erkennen, daß Dichtung und Prosa nicht zwei verschiedenen Sphären Arnolds angehören, sondern daß beide an seiner großen Wandlung vom Ideal der Selbstvervollkommenung zum Bewußtsein der Verantwortung für andere teilnehmen.

Auch das Kapitel über die Wahl der Gegenstände läßt eine generelle Grundlinie erkennen. Der Mensch ist ausschließlicher Gegenstand seiner Dichtung, und zwar letzten Endes nur der Mensch, den er selbst verkörpert. Deshalb sind weder seine historischen Figuren wirklich historisch noch die mythologischen wirklich mythisch. Der Mythos insbesondere, ob griechisch, germanisch oder christlich, ist nur die poetische Verkleidung abstrakter Gedanken und geistiger Wirklichkeiten (S. 104). Ja selbst die Gestalten aus dem persönlichen Erlebnisbereich des Dichters gehen nur so weit in seine Dichtung ein, als sie in seine Auseinandersetzung mit sich selbst gehören. Die Frauengestalten seiner Liebesgedichte, der Freund, der Vater, sie alle sind in Arnolds Dichtung weder äußerlich noch geistig real und komplex gesehen, sie sind nicht selbständige Gestalten oder auch nur annähernd als solche erkennbar, sondern sie haben die Funktion, dem Ausdruck des dichterischen Ich zu dienen, seiner Bestätigung und Läuterung, seiner Entwicklung vom Persönlichen zum Allgemein-Menschlichen. So werden sehr plausibel die befremdliche Tatsache, daß seine Frau in seiner Dichtung praktisch nicht erscheint, die Auseinandersetzung mit seinem Freunde A. H. Clough und die einseitige Darstellung seines Vaters in *Rugby Chapel* erklärt. So wird deutlich, daß die großen Leitbilder wie etwa Epiktet oder Mark Aurel nur Stufen in seinem eigenen Werdegang gewesen sind (S. 143). Arnold vergißt sich nie; selbst in den wenigen Rollengedichten oder in denen, als deren Subjekt ein allgemeines "wir" fungiert, ist letzten Endes nur das Ich gemeint, wenn auch eins, das ins Allgemein-Menschliche erweitert ist. Diese Grundhaltung bleibt immer dieselbe, sie drückt sich später nur statt in Dichtung in Prosa aus, weil die Prosa dem neuen Ziel einer sittlichen Wirkung auf die Mitmenschen angemessener ist. Daß sich Arnold in dieser Rolle ernst genommen hat, steht außer jedem Zweifel; dem widersprechen auch nicht seine konventionellen *understatements*, denen der Vf. wohl nicht das richtige

Gewicht beimißt (S. 148/9). Überhaupt ist die Ich-Bezogenheit des Dichters nicht unbedingt nur negativ zu werten (wie es der Vf. mehrfach tut; vgl. etwa S. 119).

Nicht so geschlossen und überzeugend wirkt das folgende Kapitel von "Wesen und Situation des Menschen in Arnolds Dichtung". Wohl macht der Vf. bei der Besprechung von Mensch und Natur mit Recht auf die verschiedenen Naturauffassungen des 19. Jahrhunderts aufmerksam, die er aber uneinheitlich definiert. Für Arnolds Dichtung scheinen in diesem Zusammenhang nur zwei Dinge wirklich von Bedeutung zu sein, die unromantische Auffassung des "strengen Gegenübers von einsamem Menschen und kalter Natur" (S. 162) und die Beschränkung des Naturinteresses auf die menschlichen Beziehungen zu ihr. Der Mensch, der Natur und dem Schicksal hilflos preisgegeben, lebt in ständiger Bedrohung, vor der er sich nur in sich selbst zurückziehen kann. Auch die menschlichen Gemeinschaften, die Freundschaft, die Liebe, ja der Staat sind alle nur von der Vervollkommenung des Einzelnen her zu verstehen und werden vom Individuum her bestimmt.

Alle diese Untersuchungen sollen dazu dienen, die Erläuterung der Grundstruktur der Dichtung Arnolds vorzubereiten, die sich in den dort erfaßten Wirklichkeitsschichten, in Bild, Vergleich und Symbol erschließt. Der Vf. weist mit Recht auf einen modern anmutenden, bisher aber übersehenen Zug Arnolds hin. Arnold erkennt die normale Situation des Menschen sowohl sich selbst wie der Wirklichkeit gegenüber als eine schöne Täuschung, hinter der die *unwelcome truth*, die erschreckende Wirklichkeit, steht (S. 199/200). Im übrigen geht aber die Kritik des Vf. gerade in diesem entscheidenden Kapitel mit Arnolds Dichtung scharf ins Zeug. Er konstatiert sicher nicht zu unrecht, "wie wenig Arnolds Wirklichkeitsgestaltung unter der zusammenhaltenden Kraft einer imaginativen Schau steht" (S. 207); Arnold dachte "nicht in Bildern, sondern in Abstraktionen" (S. 208) und nahm "nur die Wirklichkeit auf, die seinem Wesen gemäß" war, d. h. nur das, was einen moralisch-ideellen Bezug hat (S. 210). Der Vf. stellt fest, daß Arnolds Fähigkeit, geistige Konzeptionen bildlich auszudrücken, gering gewesen sei (S. 219), daß ihm anschauliche Bilder "nur als Anreger für gedankliche Assoziationen" etwas bedeuteten (S. 222) und daß es ihm überhaupt an "schöpferischer Bildfähigkeit" mangelte (S. 240). Das alles ist sicher richtig; es rechtfertigt aber nur dann die negativen Werturteile, die der Vf. daraus zieht, wenn man mit ihm das Bild als das schlechthin konstituierende Element der Lyrik akzeptiert. "Die Poesie lebt vom Bilde" (S. 213). Da es aber genug unbildliche Lyrik gibt, wäre es dem Dichter Arnold wohl angemessener, man betrachtet seine Dichtung nicht als einen durch direkte Reflexion immer wieder gestörten bildlichen Ausdruck, sondern als Gedankenlyrik, die sich hier und da unter anderem im Bilde manifestiert. Es ist bei der so trefflich charakterisierten menschlichen und dichterischen Grundkonzeption Arnolds gar nicht anders zu erwarten, als daß seine Bilder und ihre Bedeutung diskontinuierlich sind und daß keine einheitlichen und festen Bilder seinen gedanklichen Konzeptionen entsprechen. Auch seine Landschaftsschilderungen, wenngleich häufig Ausdruck einer bestimmten Auffassung vom Menschen und vom menschlichen Leben, geben keine festen

symbolischen Bezüge her. Hier bestätigt sich das Ergebnis der vorhergehenden Kapitel. Das Ringen um die Festigung und Klärung des Selbst ist das Hauptproblem von Arnolds Dichtung. Zwischen diesem "materialen Grundton" und der dichterischen Gestaltung konstatiert der Vf. eine "fühlbare Diskrepanz", die darin besteht, daß das geistige Hauptproblem "in der Struktur seiner Dichtung nicht entscheidend durchgedrungen" sei (S. 259). Auch wenn niemand dem Vf. bestreiten wird, daß Arnold nicht zu den großen Dichtern seiner Zeit gehört, erscheint dieses Urteil reichlich hart. Und so muß denn in einem Buch, das der Dichtung Arnolds so viele vorzügliche Erkenntnisse abgewonnen hat, seine Bedeutung nicht mit seiner Dichtung, sondern mit seiner prophetischen Existenz, mit der "ahnend vorauslebten Situation des modernen Menschen" (S. 269), mit der Behauptung, daß er für die Dichtung einen modernen Bereich erobert habe (S. 272), begründet werden. In einem Wort, das negative Vorzeichen, unter dem das Buch geschrieben wurde, reizt zu kritischem Abstand. Es kann aber nicht den großen Gewinn schmälern, den die Arbeit in so vielfältiger Weise dem Leser bietet.

MÜNSTER

EDGAR MERTNER

Max Wildi, *Die Dramen von T. S. Eliot*. [Eidgenössische Technische Hochschule, Kultur- und staatswiss. Schriften, 97.] Zürich: Polygraphischer Verlag, 1957, 52 S., Fr. 4.75.

Wer die Technik der Eliotschen Dramen studieren möchte, findet in Eliots kritischen Schriften wertvolle Hinweise, wer aber ihren Gehalt in seine Untersuchung miteinbeziehen will, ist gänzlich auf sein eigenes Verständnis angewiesen. Der Vf. des vorliegenden Büchleins, das die stark erweiterte Fassung eines Vortrags darstellt, versucht beides; und es ist ihm in der Tat vortrefflich gelungen, uns die Entwicklung der dramatischen Bemühungen Eliots in knapper und ansprechender Weise vor Augen zu führen – angefangen bei den Gestalten der frühen Gedichte, soweit sie als Vorläufer dramatischer Charaktere verstanden werden können¹⁾, über das *Sweeney*-Fragment und *The Rock* bis hin zum bisher letzten der eigentlichen Dramen. Die kritischen Äußerungen des Dichters, insbesondere seine selbstkritischen, werden dabei mit Gewinn verwertet. Im Zusammenhang mit *The Family Reunion* findet sich ein interessanter Hinweis auf die puritanische Tradition eines Bewußtseins von Schuld [besser: Sünde], Sühne und Läuterung, verdeutlicht an Hawthornes *Scarlet Letter*. Auch das Orestes-Motiv wird kurz erörtert. Ausführlicher setzt sich der Vf. mit dem griechischen Vorbild der beiden folgenden Stücke auseinander, ohne ihren Einfluß zu überschätzen. Als wohltuend wird

¹⁾ Vgl. jedoch Eliots eigene Ausführungen zu Browning und Ezra Pound ("Dramatic monologue cannot create character"), *On Poetry and Poets* (Faber, 1957), S. 95 (in *The Three Voices of Poetry*).

man sein ausgewogenes Urteil empfinden, mit dem er der künstlerischen Leistung gerecht wird, aber zugleich nicht verschweigt, daß Eliots Familiendramen von einer beklemmenden Freudlosigkeit sind und das meiste aus kühler Reflexion geboren ist. Auch der Verzicht auf den Versuch, gewissen Schwierigkeiten mit allen Mitteln tiefsinniger Spekulation Herr werden zu wollen, ohne aber andererseits die Überzeugung von der rationalen Erfäßbarkeit des Sinnvollen dieser Art von Dichtung aufzugeben, erscheint gerechtfertigt, obwohl die Problematik dieser Frage vielleicht Erwähnung verdient hätte. Die poetische Stärke des Stückes *The Family Reunion*, das der Vf. mit Recht für das bedeutendste der Eliotschen Dramen hält, ist zugleich seine dramatische Schwäche. Auf dem Höhepunkt der Handlung in II, ii dürfte von Harry das gelten, was Eliot Hamlet vorgeworfen hat: "[He] is dominated by an emotion which is inexpressible, because it is in excess of the facts as they appear" – was natürlich Eliot selbst nicht entgangen ist. Rossel Hope Robbins, der den Anglisten als Spezialist auf dem Gebiet der me. Lyrik bekannt ist, hat in der bisher schärfsten Kritik an Eliot u. a. aus dem genannten Stück Stellen zur Beleuchtung dessen aufgeführt, was er das "I don't know, but it's deep stuff"-Motiv dieser Dramatik nennt¹⁾. Wir teilen seinen Sarkasmus nicht, sondern stellen nur fest, daß der Dichter der *Four Quartets* hier dem Dramatiker die Feder führte.

Zu der inhaltsreichen und im ganzen wohlgedachten Arbeit nur noch folgende Anmerkungen: *The Confidential Clerk* wurde nicht zwei, sondern vier Jahre nach *The Cocktail Party* in Edinburg uraufgeführt. – Auf S. 38 entsteht der Eindruck, daß die *Alkestis* die einzige Anregung für die *Cocktail Party* gewesen sei. Charles Williams' Roman *Descent into Hell* war aber wohl ebenso bedeutsam – wenn man trotz Eliots Warnung "Quellen" überhaupt für relevant hält. – Den Stilbruch gegen Ende von *Murder in the Cathedral* sollte man nicht so apodiktisch als außerkünstlerischen Motiven entsprungen bezeichnen. – Einige stilistische Unebenheiten hätten vermieden werden sollen ("der Bann, den seine Handlung auf uns ausübt", "die einmalige Tat wird gefolgt von . . .", "es brauchte das vergrößernde Medium" statt "des . . .", "das Gehaben", "exkogierte Zweckhaftigkeit"). Der Vf. setzt grundsätzlich ein Komma in dem Satztyp "der, unverdünnten Gin bevorzugende Sir Reilly" – was übrigens auch als Behauptung nicht korrekt ist.

FREIBURG I. BR.

EWALD STANDOP

¹⁾ *The T. S. Eliot Myth* (New York, 1951), S. 147 ff.

G. Malcolm Laws, Jr., *American Balladry from British Broad-sides. A Guide for Students and Collectors of Traditional Song*. The American Folklore Society, Philadelphia, 1957; a. u. d. T.: Publications of the American Folklore Society Bibliographical and Special Series, General Editor, Mac Edward Leach, Volume VIII, 1957.

Die Termini "Volkslied", "Volksballade" bergen eine Theorie vom Volksursprung der Gattung in sich, an die kaum ein Forscher mehr glaubt. In der deutschen und englischen Gemeinsprache lassen sich die Ausdrücke "Volkslied", "folksong" nicht mehr verdrängen. In der englischen Fachsprache setzt man gern für das erzählende Volkslied, für "popular ballad" seit Geroulds Standardwerk "ballad of tradition", was wir im Deutschen wohl kaum besser als durch "mündliche überlieferte (volkläufige) Ballade" wiedergeben können. Auch die neue Bezeichnung spiegelt eine Theorie wieder, die besagt, daß sich die eigentümliche Erzählweise der Gattung während der mündlichen Überlieferung herausgebildet hat und sich noch nicht in der Ausgangsfassung findet. Eine "Volksballade" wäre somit ein erzählendes Lied, das ein denkwürdiges Ereignis dramatisch darstellt und das längere Zeit von Mund zu Mund weitergegeben wurde. Bei dieser Definition fehlt die Bedingung, daß der Autor unbekannt sein muß. Mithin verzichtet man auf die oft brauchbare Unterscheidung zwischen Volks- und volkstümlichem Lied.

In Nordamerika gibt es drei Arten von mündlich überlieferten Balladen:

- 1) The Child Ballads
- 2) British Broadside Ballads traditional in America
- 3) Native American Ballads

Jeder der drei Arten ist eine Monographie gewidmet.

- 1) Tristram P. Coffin, *The British Traditional Ballad in North America*. Publications of the American Folklore Society: Bibliographical Series, Vol. II, Philad., 1950.
- 2) Das hier besprochene Buch von Laws.
- 3) Derselbe: *Native American Balladry: A Descriptive Study and a Bibliographical Syllabus* (Publications of the American Folklore Society, Bibliographical Series, Vol. I), Philad., 1950.

Die kontinentale Forschung hat sich fast ausschließlich mit den Child-Balladen beschäftigt, mit den English and Scottish Popular Ballads, die Francis James Child 1898 herausgab (Childs großes Standardwerk liegt nunmehr in einem photostatischen Neudruck in drei Bänden vor, The Folklore Press in association with Pageant Book Company NY 1956). Bei aller Hochachtung vor Childs Lebenswerk sollte die Berechtigung seines Kanons überprüft werden. Auch Laws wird auf die Problematik, wie sich die Child-Balladen wissenschaftlich begrenzen lassen, gestoßen. Doch liegt das Verdienst des Buches zunächst auf einem anderen Gebiet.

Laws teilt die 270 British Broadside Ballads Current in American Tradition in 8 Themengruppen auf: "War (23), Sailors and the Sea (43), Crime and Criminals (22), Family Opposition to Lovers (39), Lovers Disguises and Tricks (43), Faithful Lovers (41), Unfaithful Lovers (40), Humorous and Miscellaneous" (39).

Laws beginnt die Themengruppen mit dem Buchstaben J, da er auf seinem Buch *Native American Balladry* aufbaut und dort 9 Gruppen A–I gebildet hatte. Jede der 270 Eintragungen des Appendix I enthält Titel und Alternativtitel (wenn üblich), Inhaltsangabe, eine Strophe aus der amerikanischen Tradition als Probe und, sehr wertvoll, eine Liste der in Amerika gedruckten Texte.

Im 1. Kapitel erläutert er die acht Themengruppen. Die nächsten drei Kapitel enthalten die allgemeine Problematik: "The Origin and Distribution of the Broadside Ballads", "Broadside Balladry as Traditional Song", "Broadside Ballad Forms and Variants".

Ich greife einige Probleme heraus, die allgemeines Interesse verdienen. Child hat an keiner Stelle über die Maßstäbe gesprochen, die er bei der Auswahl "seiner" Balladen angelegt hat. Wenn auch die Grenze gegenüber den "Broadside Ballads" fließend ist, wird man dennoch die Childsche Auswahl nicht als willkürlich bezeichnen dürfen. Childs Urteil war ein instinktives Geschmacksurteil, das sich nachträglich im Stil und in der Struktur der meisten Child-Balladen "rechtfertigen" läßt. "Now popular or non-literary character or folk style is not an illusion, but it is easier to recognize than define. It is often concise, suggestive, artless, vigorous, and true, while low literary or broadside style is likely to be artificial, uninspired, detailed, feeble, and false. But unfortunately these sets of qualities are not mutually exclusive, and hence the difficulty in drawing a line between them." (Laws S. 69) Der künstlerische Abstand zwischen Child-Ballade und Broadside wird an den "common place stanzas" besonders deutlich. Ich zitiere Laws "Even the clichés of Child balladry have dramatic impact or connotative power. 'Go saddle me my milk-white steed' is more than a trite command; it suggests the outward trappings of an entire way of life. 'An ill death may he die' is charged with bitter anger and hatred. 'Make my bed soon' clearly foreshadows the death to come. But what can be said of the standard expressions of broadside balladry?"

Come listen to my tragedy
While I relate the same.
O Willie do not murder me,
For I'm not prepared to die.
My parents reared me tenderly,
They had no child but me. (S. 82f.)

Laws Argument, daß die unterschiedlichen Welten, die Ritterwelt der Child-Balladen mit Schloß, Pferd, Falke und Hund, und die städtische Welt der kleinen Leute den Unterschied begründen, scheint mir wenig durchschlagend zu sein. "They represent the distilled essence of all those qualities which we call romantic" (78). In street balladry the nobles are replaced by soldiers, sailors and tradesmen; the princesses become milk-maids or merchant's daughters. The castles shrink to cottages or taverns, and the great deeds of the past become rather trivial occurrences" (S. 79f.). Mir scheint der Wechsel der Umwelt für das künstlerische Versagen nicht verantwortlich

gemacht werden zu können. Eine weit bessere Erklärung sehe ich in dem kommerziell-journalistischen Geist, aus dem die Broadsides entstanden sind. Hier Sensationshascherei gegenüber der Ergriffenheit von einem Ereignis dort. Unter diesem Gesichtspunkt stehen die "Native American Ballads" in der Nähe der Child-Balladen. "The authors of the Child pieces, like the American authors, may have been inspired by actual events which affected them emotionally, while the broadside writers were merely spinning fanciful yarns for money" (S.81).

Laws nimmt eine zwiespältige Stellung zu der Frage ein, ob die mündliche Überlieferung der Balladen ihren eigentümlichen Erzählstil geprägt hat. Einmal gibt er mit Evelyn K. Wells (*The Ballad Tree: A Study of British and American Ballads, their Folklore, Verse and Music*, New York 1950) zu, daß durch Volkläufigkeit aus Straßenballaden Volksballaden werden können: "The distinguishing features of broadside balladry sometimes wear away in tradition leaving pieces which may exhibit the economical and dramatic folk-style" (S.31, Anm.2) oder er hält auch mit MacEdward Leach (*The Ballad Book*, New York 1955) positive Variantenbildung für möglich: "Ballads preserved among folk-singers with good taste are likely to be improved" (S.80, Anm.10). Oder er sagt auch selbst "... tradition often alters and abbreviates a ballad drastically" (S.36). Am Schluß seiner Abhandlung verspottet er jedoch den mysteriösen Prozeß der Volksüberlieferung: "It has been tacitly assumed that a ballad may vary almost without limitation once it is subjected to the mysterious processes of folk-transmission. This romantic concept seems to have influenced the study of the Child ballads. While much of the variation in the Child pieces undoubtedly occurred in the rather distant past, there is no good reason to assume that the basic causes and results and variation have altered significantly over the centuries" (S.120). Laws möchte die zweifellos starken Umänderungen, die sich auch bei der Verbreitung der "broad sheets" (deren Ausgangsfassungen uns mitunter bekannt sind) zeigen, auf bewußte Umdichtung zurückführen. "Major alterations are usually to be attributed to conscious recomposition by individual ballad-makers" (122). Laws hat selbst einige Beispiele angeführt, die sich nur aus einer bewußten Umdichtung erklären lassen (S.58ff.). Auch wird eine in ihrer Bewußtheit graduell verschiedene Umdichtung bei einer Reihe der besten Childballaden angesetzt werden müssen, so etwa 13B (Edward) von David Dalrymple, 7B (Douglas Tragey) von Sir Walter Scott, 79A (The Wife of Usher's Well) von Sir Walter Scott, 39A (Tam Lin) von Robert Burns usw. Trotz alledem besteht zu Recht, was Laws über den Aufschluß sagt, den die Balladenfassungen über die Lebenseinstellung der Sänger geben können. "From the ways in which ballads vary we can learn something about the mental processes of the singers, their taste in subject matter, and even their attitudes towards the songs they sing" (94).

Das Buch von Laws ist für den Balladenforscher unentbehrlich. Gleichzeitig muß gesagt werden, daß seine Stellung zu einigen allgemeinen Fragen der Balladenforschung nicht einheitlich ist.

R. W. Zandvoort and Assistants, *Wartime English. Materials for a Linguistic History of World War II*. [Groningen Studies in English, VI.] Groningen, Djakarta: J. B. Wolters, 1957, IX + 254 S., fl. 7,90.

Wartime English ist eine Sammlung von Wörtern, Wortgruppen und Initialwörtern, die teils schon im ersten Weltkrieg bestanden und sich erhalten haben, teils ihre Entstehung und Verwendung, z.T. mit Bedeutungswandel, dem zweiten Weltkrieg verdanken. Fast zwei Jahrzehnte waren nötig, um die Belege aus den zwischen 1938 und 1948 erschienenen Tageszeitungen, Wochenschriften und Büchern zusammenzutragen und anhand der einschlägigen Wörterbücher zu überprüfen. Jedem Wort ist das Jahr des ersten Auftretens beigefügt, um eine chronologische Ordnung zu ermöglichen. Aus praktischen Gründen verdiente die alphabetische Anordnung natürlich den Vorzug. Der Wert dieser ungemein sorgfältigen Belegsammlung liegt darin, daß sie nicht ein Spezialwörterbuch mit Anmerkungen ist, sondern das Schwergewicht auf die zahlreichen Zitate legt und nur in zweiter Linie auf die Definitionen, daß sie zeigt, wie alte und neue Wörter in einer Krisenzeit in sinnvollen Zusammenhängen gebraucht werden. So entsteht eine Art Sprachdokument des zweiten Weltkrieges, ein Dokument, das dem Lexikographen Wörter bzw. Wortbedeutungen zuführt, die bisher in Wörterbüchern nicht verzeichnet sind, dem Syntaktiker aber Wortverbindungen bzw. Wortbildungen liefert, die entweder nur vorübergehend mögliche syntaktische Gebilde aufweisen oder auf voraussichtlich dauernde Verwendung schließen lassen und in diesem Falle einen Platz im Lexikon verdienen. Für jeden an der Sprachentwicklung interessierten Anglisten ist es aufschlußreich und reizvoll, die in dem vorliegenden reichen Belegmaterial wirksamen sprachgestaltenden Triebkräfte zu registrieren, die zu neuen Entwicklungen (morphologisch, semantisch, syntaktisch usw.) führen. Auf eine erschöpfende Zusammenstellung der Ergebnisse einer solchen Betrachtung verzichtet Zandvoort – er beschränkt sich auf einige Hinweise – zugunsten der Leser seines Buches, die nicht alle Denkarbeit schon geleistet sehen möchten (S. VIII).

Ich greife nur einige Fälle heraus, die Entwicklung und Wandel des Englischen in Kriegszeiten charakterisieren, aber mehrfach auch das Englische der Gegenwart beeinflussen. Lexikalisch fällt die Vielzahl deutscher Wörter auf, die das Englische (auch des ersten Weltkrieges) entlehnt, jetzt freilich meist nicht mehr verwendet, weil das Bedürfnis dafür nicht mehr besteht. Meist sind es Bezeichnungen für Dinge oder Erscheinungen, für die dem Englischen eine Entsprechung fehlt: *Anschluß*, dazu als Adjektiv *anschlussed Austria*; *Autobahn* lebt fort; *blitz* 'intensive (air) attack', dazu Komposita wie *blitz tactics*, *blitz babies* ('während des Angriffs geborene Kinder'), *blitzkrieg*, *snowblitz*, als Verb: *Russian aircraft*, *blitzed on the ground* . . .; *Ersatz*, jetzt sehr selten, usw. Mit Bedeutungsänderung sind übernommen: *Flak* (< Flieger-, Flugzeug-Abwehr-Kanone) 'anti-aircraft fire'; *Kraut* 'German soldier, der Deutsche allgemein'; *Strafe* als Verb: 'bombard heavily', als Substantiv: 'besonders heftiger Luftangriff'.

Die alte Triebkraft zu hybrider Wortbildung zeigt sich z. B. in *Führer-*

dom, *Peacekrieg* (d.h. Zeit der Untätigkeit an der Westfront bis Mai 1940), *snowblitz*, auch *teller-mine* (?). *Backformations* liegen vor in: *to hedge-hop* < *hedge-hopping*, schon im ersten Weltkrieg gebraucht, jetzt bereits *Standard English*; *to fire-watch* (*firewatch*) zu *fire-watcher*; *to formate on* 'join in formation with other aircraft' (amerikanischer Herkunft?). Eine große Rolle spielt die Konversion. Substantiv > Verb: zu *boobytrap* tritt *booby-trapped* 'fitted with booby-traps'; *to cone* 'ein Flugzeug mit Scheinwerferlicht einfangen'; *to depth-charge*, *to E-boat* (aber nicht *to U-boat*), *to jeep*, *to near-miss* 'dicht bei . . . explodieren' (auf eine Bombe bezogen). Adjektiv > Substantiv: *basic* in der Gruppe *basic petrol ration* wird allein gebraucht im Sinne von *petrol*. Stark wirkt noch die Kraft zur Wortbildung durch Nominalkomposition. Hier sei nur *profit tax* neben *profits tax* erwähnt, dagegen fast ausschließlich *purchase tax*; *purchases tax* ist selten, offenbar aus phonetischen Gründen.

Das Prinzip, neue Verben schwach zu flektieren, gilt auch dort, wo alte starke Verben in neuer Bedeutung auftreten, wie z.B. *joyrided*. Daher auch *the whole squadron stringed out in echelon* (nicht *strung*).

Bequem und daher häufig ist die Wortbildung mit einem *de*-Präfix: *decontaminate*, *decontrol*, *degauss*, *de-ice*, *delouse* usw. Hüter des guten Wortgebrauchs wie Sir Alan Herbert scheinen das *De-Fever* vergeblich zu bekämpfen. Sehr beliebt ist auch das Suffix *-ee* als Bildungselement: *detainee*, *deportee*, *liberee*, *escapee* (von Sir Alan in *What a Word!* (S. 60) als australisch abgelehnt) usw. Eine Sonderstellung nimmt neben *evacuate*, *evacuation* das Substantiv *evacuee* ein, das unter Verzicht auf die Infinitivendung *-ate* eine Analogiebildung zu *addressee*, *employee* ist.

Zur Morphologie sei nur bemerkt, daß in Gruppen wie *air crew* / *aircrew* / *air frame* / *air-frame* / *airframe*, *black out* / *black-out* / *blackout* usw. Fälle klaren historischen Fortschrittes vorliegen. *Blackout* ist überdies interessant wegen seiner Bedeutungsfülle: 'Verdunklung, Verdunklungsmaterial'; übertragen: 'Dunkelheit' und 'Zensur' (*a rigid news blackout* 'Nachrichtensperre').

BERLIN-LICHTERFELDE

FRITZ FIEDLER

Eingegangene Schriften

1. Walz-Graves, Britain — Past and Present. Ein kulturkundliches englisches Lesebuch. 146 S., 12 Bilds., München, Hueber
2. Mulk Raj Anand, Coolie. 359 S., 1956. Leipzig, List
3. Steve Nelson, The 13th Juror. 316 S., 1956, Leipzig, List
4. Gwyn Thomas, All Things Bethray Thee. 337 S., 1956, Leipzig, List
5. H. H. Wolf, Die Krankheit Friedrichs III. und ihre Wirkung auf die deutsche und englische Öffentlichkeit. 160 S., 1958, Berlin-Lichterfelde, Berliner Medizin. Verl. Anstalt
6. English Literature, Criticism, Teaching. Vol. XII, No. 67. 40 S., 1958, Oxford Univ. Press
7. Ralph de Boissiere, Crown Jewel. 481 S., 1956, Leipzig, List
8. Charlotte Bronte, Jane Eyre. 511 S., 1956, Leipzig, List
9. W. A. Illsley, Shakespeare Manual for Schools. 96 S., 1957, Cambridge, University Press
10. V. J. Jerome, A Lantern for Jeremy. 292 S., 1956, Leipzig, List
11. Josef Raith, Altenglisches Lesebuch, Prosa. VIII, 128 S., 2. verb. Aufl., 1958
12. George Gissing, New Grub Street (The World's Classics). 543 S., 1958. Oxford Univ. Press
13. Mikhail Y Lermontov, A Hero of our own Times. Transl. by Eden and Cedar Paul. 284 S., 1958, Oxford Univ. Press
14. Richard Hakluyt, Voyages & Documents, sel. by Janet Hampden (The World's Classics). 471 S., 1958. Oxford Univ. Press
15. William Shakespeare, Macbeth. 100 S., 1958, Cambridge Univ. Press.
16. Sigurdur Nordal, Hrafnkels Saga Freysgoda, Transl. by R. George Thomas. 75 S., 1958, Univ. of Wales Press
17. Nilo Peltola, The Compound Epithet and its Use in American Poetry from Bradstreet through Whitman (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B, Tom 105). 299 S., 1956, Helsinki
18. Paul Christophersen, Some Thoughts on the Study of English as a Foreign Language. 31 S., 1957, Oslo: Olaf Norlis
19. Sir Ernest Gowers, H. W. Fowler: The Man and his Teaching, English Association Presidential Address. 14 S., 1957, London: Oxford Univ. Press
20. Otto Hietsch, Der moderne Wortschatz des Englischen nach Sachgruppen ausgewählt und kommentiert. 110 S., 1957, Wien: Österreichischer Bundesverlag
21. Wilhelm Franke, Kurzgrammatik der englischen Sprache. 115 S., 1957, München: Bayerischer Schulbuchverlag ♥
22. John Heath-Stubbs, The Triumph of the Muse and other Poems. 65 S., 1958, London: Oxford Univ. Press

Personalnachrichten

Ihren 70. Geburtstag begehen der Mitherausgeber der *Anglia*, Walter F. Schirmer (geb. am 18. 12. 88), und der langjährige Herausgeber des früheren *Anglia-Beiblattes*, Walther Paul Fischer (geb. am 17. 1. 89).

Walter F. Schirmer, geb. am 18. 12. 1888 in Düsseldorf, besuchte das Gymnasium in Konstanz, studierte in den Jahren 1907–1912 Germanistik, Anglistik und Romanistik an den Universitäten München, Berlin, Bonn, Oxford, Heidelberg und Freiburg im Breisgau. 1912 Staatsexamen und Promotion bei Friedrich Brie; anschließend Schuldienst und (seit 1919) Lektorat an der Universität Freiburg. Hier habilitierte er sich 1923; 1925 wurde er o. Prof. in Bonn, 1929 in Tübingen, 1932 in Berlin und 1946 wieder in Bonn (em. 1957).

Seit 1943 ist Walter F. Schirmer Mitglied der Preußischen (jetzt Deutschen) Akademie der Wissenschaften in Berlin, seit 1948 der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, seit 1958 der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.

Bibliographie:

1. *Die Beziehungen zwischen Byron und Leigh Hunt* (Dissertation), Freiburg 1912, SS 147.
2. "Stendhal und Deutschland", in: *Archiv*, Bd. 133. S. 158–162 (1915).
3. "Strömungen in der neuesten englischen Literatur", in: *Die neueren Sprachen*, Bd. 28, S. 409–435 (1921).
4. *Der englische Roman der neuesten Zeit*, Heidelberg 1923, SS 79.
5. "Boccaccios Werke als Quelle Chaucers", in: *G. R. M.*, Bd. 12, S. 288 bis 305 (1924).
6. "Das Sonett in der englischen Literatur", in: *Anglia*, Bd. 36, S. 1–31 (1924).
7. *Antike, Renaissance und Puritanismus*, München 1924, SS. IX, 233 (21932).
8. "Das Bild Chaucers in der Forschung der letzten Jahre", in: *Die neueren Sprachen*, Bd. 36, S. 24–35 (1928).
9. Artikel: "Englische Literaturgeschichte", in: *Handbuch RGG* II, 155–168 (21928).
10. "Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der englischen Barockliteratur", in: *G. R. M.*, Bd. 19, S. 274–284 (1931).
11. *Der englische Frühhumanismus*. Ein Beitrag zur englischen Literaturgeschichte des 15. Jh's. SS 184, Leipzig 1931.
12. "Chaucer, Shakespeare und die Antike", in: *Vorträge der Bibliothek Warburg* IX, S. 84–102 (1932).
13. "Dichter und Publikum zu Ende des 15. Jh's in England", in: *Ztschr. f. Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, Bd. 28, S. 209–224 (1934).

14. "Der englische Humanismus", in: *Neuphilologische Monatsschrift*, Bd. 7 S. 129–141 (1935).
15. "Shakespeare und die Rhetorik", in: *Shakespeare Jahrbuch*, Bd. 71, S. 11–31 (1935).
16. "Das Problem des religiösen Epos im 17. Jh. in England", in: *Dtsch. Vjschr.*, Bd. 14, S. 60–74 (1936).
17. *Geschichte der englischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Halle 1937, SS. VII, 679.
18. "August Wilhelm Schlegel und England", in: *Shakespeare Jahrbuch*, Bd. 75, S. 77–107 (1939).
19. "Über das Historiendrama in der englischen Renaissance", in: *Archiv*, Bd. 179, S. 1–7 (1941).
20. "Consigned", in: *Anglia*, Bd. 67/8, S. 339–340 (1944).
21. "J. Joyce und der englische Roman", in: *Aufbau*, Bd. 1, S. 41–46 (1945).
22. "Zum 200. Todestage Swifts", in: *Aufbau*, Bd. 1, S. 266–278 (1945).
23. *Kurze Geschichte der englischen Literatur*, Halle 1945, SS XVI, 319; (Zweite Auflage, Tübingen 1949).
24. *Der Einfluß der deutschen Literatur auf die englische im 19. Jh.*, Halle 1947, SS IX, 165.
25. "Shakespeare und der junge Goethe", in: *Publications of the English Goethe Society*, Bd. 17, S. 26–42 (1948).
26. "German Literature, Historiography and Theology in 19th Century England", in: *German Life and Letters*, N. S. 1/2, S. 165–174 1948.
27. "Lydgates Fall of Princes", in: *Anglia*, Bd. 69, S. 301–334 (1950).
28. *Kleine Schriften*, Tübingen, SS 200 (1950). (Enthaltend: Der englische Humanismus [= Nr. 14]; Das Ende des Mittelalters in England [= Umarbeitung von Nr. 13]; Der Stil in Lydgates Dichtung; Chaucer, Shakespeare und die Antike [= Nr. 12]; Shakespeare und die Rhetorik [= Nr. 15]; Über das Historiendrama in der englischen Renaissance [= Nr. 19]; Geistesgeschichtliche Grundlagen der Barockliteratur [= Nr. 10]; Problem des religiösen Epos [= Nr. 16]; August Wilhelm Schlegel.
29. "The Importance of the 15th Century for the Study of the English Renaissance", in: *English Studies Today*, Oxf. 1951. S. 104–10.
30. "Goethe und Byron", in: *Forschungsprobleme der Vergleichenden Literaturgeschichte*, Tübingen o. J. (1951). S. 47–56.
31. *John Lydgate. Ein Kulturbild aus dem 15. Jahrhundert*. Tübingen 1952. SS XI, 255.
32. *Alte und neue Wege der Shakespearekritik*, Bonner akademische Reden, 9. Bonn 1953. SS 33.
33. *Geschichte der englischen und amerikanischen Literatur*. 2 Bde. Tübingen 1954. SS XII, 465; IV, 335.
34. *Glück und Ende der Könige in Shakespeares Historien*. Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Heft 22. Köln 1954. SS 18.
35. "Die englische Dichtung", in: *Europa, Vermächtnis und Verpflichtung*, ed. H. Loebel, Frankfurt 1957, S. 254–60.
36. "Layamon's Brut". Presidential Address 1957, in: *Annual Bulletin of the Mod. Hum. Res. Ass.* S. 15–27.

37. "Shakespeares klassizistische Gegenspieler", in: *Anglia*, Bd. 76, S. 90 bis 116 (1958).
38. *Die frühen Darstellungen des Arthurstoffes. Geoffrey - Wace - Layamon*. Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, H. 73, Köln 1958, SS 85.
39. *Macbeth. Zum Verständnis des Werkes*. Rowohlt's Klassiker. Hamburg 1958, S. 151–71.

Walther Paul Fischer, väterlicherseits württembergischer, mütterlicherseits bayrischer Abstammung, wurde am 17. Januar 1889 als Sohn eines Eisenhändlers in Reutlingen (Württemberg) geboren. 1890 verzogen seine Eltern nach ihrer Heimatstadt Regensburg, wo er die Volksschule und das humanistische Neue Gymnasium besuchte. 1907–1910 widmete er sich dem Studium der Neueren Sprachen an den Universitäten München (unter H. Breymann, Leo Jordan, J. Schick und E. Sieper) und Montpellier (Coulé, Vianey, Grammont). 1910/11 wurde er "Special Fellow in Romance" an der Columbia Universität, New York (R. Weeks, Todd, A. Cohn; Thorndike, Krapp), und 1911/12 "Harrison Fellow in Romance" an der Universität von Pennsylvania, Philadelphia (H. A. Rennert, Crawford; F. G. Childs, F. Schelling), wo er 1912 in den Romanischen Sprachen und Literaturen und in Englischer Philologie promovierte. Anschließend wurde er daselbst "Instructor in French" und "Lecturer in French in the Graduate School". Vom ersten Weltkrieg auf Europapurlaub überrascht, verbrachte er das Sommersemester 1916 an der Universität Berlin (Brandl, Morf) und legte im Herbst 1916 das Universitätsexamen für das Höhere Lehramt in Englisch und Französisch in München ab. Hierauf wurde er Lektor für Englisch an der Universität Würzburg, wo er sich im Januar 1918 unter O. L. Jiriczek für Englisch (worin das Amerikanische eingeschlossen war) habilitierte. Eine Dozententätigkeit an der flämischen Universität Gent (Herbst 1918) war nur von kurzer Dauer. Nach einer Vertretung für H. Varnhagen (1920/21) in Erlangen wurde er 1921 zum apl. a. o. Professor ernannt. 1922 folgte er als Ordinarius einem Ruf nach Dresden an die Technische Hochschule (Nachfolge R. Brotaneks). Von 1926–1946 lehrte er als Nachfolger W. Horns in Gießen und vertrat gleichzeitig mehrere Semester in Frankfurt (für R. Imelmann und H. Glunz); einen Ruf an die Handelshochschule in Leipzig (1929) lehnte er ab. Ein im Frühjahr 1934 ergangener und zum 1. 10. 34 angenommener Ruf nach Frankfurt, wurde von dem inzwischen gebildeten Reichskultusministerium laut telefonischer Mitteilung (Ende Sept.) "nicht durchgeführt". Im Winter 1945/46, als die Universität Gießen geschlossen war, verbrachte er ein anregendes Semester mit H. Schöffler in Göttingen. 1946 wurde er nach Marburg berufen; gleichzeitige Rufe nach Mainz und Göttingen lehnte er ab. Im Sommersemester 1948 übernahm er eine Vertretung in Tübingen. In Marburg wirkte er (seit 1948 als Nachfolger Max Deutschbeins) bis zu seiner Emeritierung im Oktober 1955. Vom September bis Dezember 1951 unternahm er auf Einladung des amerikanischen Erziehungsbureaus in Washington, D. C., eine Studienreise zu amerikanischen Colleges und Universitäten, die ihn bis nach Denver und Colorado Springs

führte. Im Juni 1953 wurde er zum ersten Vorsitzenden der in Marburg damals begründeten "Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien" gewählt, deren Vorsitz er bis 1956 innehatte.

Verzeichnis der Schriften von Walther Fischer

Zusammengestellt von Bernhard Fabian.

Vorbemerkung

In der folgenden Bibliographie sind kleinere Aufsätze und Miszellen nur in Auswahl aufgeführt. Von den Rezensionsarbeiten sind nur einige Sammelreferate und Literaturberichte verzeichnet; mehrere hundert Einzelrezensionen wurden nicht aufgenommen.

I. Selbständige Veröffentlichungen.

1. *The Literary Relations between LaFontaine and the "Astrée" of Honoré d'Urfé*. Publ. Univ. of Pennsylvania: Series in Romanic Languages and Literatures, no. 6, (Philadelphia, 1913), X, 103 S. [Dissertation].
2. *Die persönlichen Beziehungen Richard Monckton Milnes' zu Deutschland, insbesondere zu Varnhagen von Ense*, (Würzburg, 1918), IX, 94 S. [Habilitationsschrift].
3. Einführungsvortrag zu einer Aufführung von *Der Arzt am Scheidewege*, Theaterkultur: Volkstümliche Vorträge, 4 (Würzburg, 1920), 30 S.
4. "Die Briefe Richard Monckton Milnes', ersten Barons Houghton, an Varnhagen von Ense (1844–1854)", mit einer literarhistorischen Einleitung und Anmerkungen herausgegeben, *Anglistische Forschungen*, Heft 57, (Heidelberg, 1922), IX, 178 S.
5. *Amerikanische Prosa vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart (1803–1922)* (Leipzig-Berlin, 1926), VIII, 256 S.
6. "Hauptfragen der Amerikakunde: Studien und Aufsätze", *Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen*, Bd. 3, (Bielefeld und Leipzig, 1928), 91 S. [Inhalt: Die Bevölkerungselemente der Vereinigten Staaten. Von der amerikanischen Geisteshaltung. Amerikanische Kultur in amerikanischer Beleuchtung. Von den amerikanischen Universitäten. Das amerikanische Englisch.]
7. *Die Englische Literatur der Vereinigten Staaten von Nordamerika*, Handbuch der Literaturwissenschaft, hrsg. von O. Walzel, (Wildpark-Potsdam, 1929), 134 S.
8. [Zusammen mit Ricardo Ruppert y Ujaravi:] "Amor y Obligacion: Ein ungedrucktes Jugendwerk von Antonio de Solis y Rivadeneyra: Nach den Handschriften der Madrider Nationalbibliothek herausgegeben", *Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie*, Bd. 6, Zusatzheft, (Gießen, 1929), 95 S.

9. *Thomas Ellwood's "Davideis": A Reprint of the First Edition of 1712 with Various Readings of Later Editions*: Ed. with an Introd. and Notes. Englische Textbibliothek, 21, (Heidelberg, 1936), XXVIII, 248 S.
10. "Des Darmstädter Schriftstellers Johann Heinrich Künzel (1810–1873) Beziehungen zu England": Mit ungedruckten (oder wenig bekannten) Briefen von Carlyle, Dickens, Macaulay, Chr. von Bunsen, F. Freiligrath u. a., *Gießener Beiträge zur deutschen Philologie*, Bd. 67, (Gießen, 1939), 80 S.
11. "Hauptströmungen des modernen amerikanischen Schrifttums": I. Der moderne amerikanische Roman und seine geistigen Grundlagen. II. Das amerikanische Theater der Gegenwart, *Schriften der Wittheit zu Bremen*, Reihe D, Abhandlungen und Vorträge, Bd. 17, H. 4, (Bremen, 1948), 55 S.
12. *William Shakespeare, Julius Caesar*, Edition, English Authors, 12; Anhang: 37 S. (Bielefeld und Hannover, 1950), XIV, 98 S.
13. "Deutscher Kultureinfluß am viktorianischen Hofe bis zur Gründung des Deutschen Reiches (1870)", *Gießener Beiträge zur deutschen Philologie*, Bd. 97, (Gießen, 1951), 74 S.
14. [Zusammen mit Antje Behrens:] *Amely Bölters Briefe aus England an Varnhagen von Ense (1844–1858)*: Mit Einl. u. Anm. hrsg., (Düsseldorf, 1955), X, 137 S.

II. Aufsätze und Referate

15. "H. D'Urfé's *Sireine* and the *Diana* of Montemayor", *MLN*, Bd. 28, (1913).
16. "Somaize and Sorel", *MLR*, Bd. 9, (1914), S. 375–378.
17. "The Merchant Prince of Cornville von S. E. Gross und Rostands *Cyrano de Bergerac*", *Archiv*, Bd. 133, (1915), S. 382–400.
18. "Varnhagen von Enses Carlyle-Bibliothek", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 24, (1916), S. 449–462.
19. "Über Bret Hartes Drama *Two Men of Sandy Bar*", *Archiv*, Bd. 136, (1917), S. 72–83.
20. "Ein Zwiegespräch des Erasmus von Rotterdam und Rostands *Cyrano de Bergerac*", *Archiv*, Bd. 136, (1917), S. 287–289.
21. "A Note on Bulwer-Lytton's Translation of Schiller's *Fantasie an Laura*", *MNL*, Bd. 32, (1917), S. 461–465.
22. "Ein vergessenes Jugendwerk Carlyles: Die Novelle *Cruthers and Jonson*", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 24, (1917), S. 605–616.
23. "The Poisonous Book" in Oskar Wildes *Dorian Gray*", *Englische Studien*, Bd. 51, (1917/18), S. 37–47.
24. "Ein unbekannter Brief Byrons an Dr. Kennedy", *Englische Studien*, Bd. 51, (1917/18), S. 385–387.
25. "Ein unbekannter Brief Shelleys an Ollier", *Englische Studien*, Bd. 51, (1917/18), S. 388–390.
26. "Carlyle und Tasso" (Nachtrag zu *Die neueren Sprachen*, XXIV, 608), *Die Neueren Sprachen*, Bd. 25, (1918), S. 461–464.

27. "Ferdinand Freiligrath und Amely Bölte (1847–1848)", *Archiv*, Bd. 140, (1920), S. 25–32.
28. "Zur Biographie Kaspar Heywoods", *Englische Studien*, Bd. 54, (1920), S. 352–357.
29. "Max Dauthendey als Dramatiker", *Literarisches Echo*, Bd. 22, (1920).
30. "Zur me. Romanze *Sir Ferumbras*: das Verhältnis des ersten Entwurfs (V. 331–759) zur Reinschrift", *Archiv*, Bd. 142, (1921), S. 25–54.
31. "Italienisch-Amerikanisches", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 28, (1921), S. 164–168.
32. "Über H. G. Wells' Kriegsroman *Mr. Britling Sees it Through*", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 28, (1921), S. 337–351.
33. "Philologischer Nachtrag zu *Mr. Britling Sees it Through*", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 29, (1921), S. 52–53.
34. "Charlotte Williams Wynn in ihren Beziehungen zu Varnhagen von Ense und Richard Mockton Milnes", *GRM*, Bd. 9, (1921), S. 292–299.
35. "Max Dauthendey's letzte Grüße an die Heimat", *Das literarische Echo*, Bd. 23, (1921), S. 579–586.
36. "Der alte und der neue Milton", *GRM*, Bd. 10, (1922), S. 292–305.
37. "Über einige Beziehungen der Literaturgeschichte der Vereinigten Staaten zur amerikanischen Kulturgeschichte", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 31, (1923), S. 38–57.
38. "Schriften zum Englischen Deismus", [Literaturbericht], *Anglia Bbl.*, Bd. 34, (1923), S. 236–244.
39. "Der gegenwärtige Deutschunterricht in den Mittelschulen der Vereinigten Staaten", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 32, (1924), S. 49–53.
40. "Englische und amerikanische bibliographische Hilfsmittel", [Literaturbericht], *Die Neueren Sprachen*, Bd. 32, (1924), S. 164f.
41. "Americana", [Literaturbericht], *Anglia Bbl.*, Bd. 35, (1924), S. 289 bis 302.
42. "Joseph Hergesheimer", *Jahrbuch für Philologie*, Bd. 1, (1925).
43. "Über eine angebliche Quelle von Oscar Wildes Erzählung *The Canterville Ghost*", *Neophilologus*, Bd. 10, (1925), S. 42–49.
44. "Defoe und Milton", *Englische Studien*, Bd. 58, (1924), S. 213–227.
45. "Die französischen Sprachkenntnisse von Chaucers Priorin", in: Wolfgang Keller (ed.), *Probleme der englischen Sprache und Kultur: Festschrift J. Hoops zum 60. Geburtstag*, Germanische Bibliothek, 2. Abt., 20. Bd., (Heidelberg 1925), S. 149–151.
46. "Der demokratische Gedanke in der neueren amerikanischen Literatur", *GRM*, Bd. 14, (1926), S. 126–140.
47. "Zu Ludwig Tiecks elisabethanischen Studien: Tieck als Ben Jonson-Philologe", *Shakespeare Jahrbuch*, Bd. 62, (1926), S. 98–131.
48. "Americana", [Literaturbericht], *Anglia Bbl.*, Bd. 37, (1926), S. 140 bis 151.
49. "Zur Einführung", in: W. M. Thackeray, *Der Jahrmarkt der Eitelkeit*, (Leipzig, 1927, S. V–XIII).
50. "Neuere und neue Arbeiten über amerikanisches Englisch", [Literaturbericht], *Die Neueren Sprachen*, Bd. 35, (1927), S. 449–456.

51. "Soziologische Gesichtspunkte in der amerikanischen Literaturbetrachtung", *Jahrbuch für Philologie*, Bd. 2, (1927), S. 122–137.
52. "Zur 'neunten Woge'", *Anglia Bbl.*, Bd. 38, (1927), S. 158–159.
53. "Otto Luipold Jiriczek zum 18. Dezember 1927", *GRM*, Bd. 16, (1928), S. 1–6.
54. "Aus der Frühzeit der amerikanischen Anglistik: Louis F. Klipstein (1813–1879)", *Englische Studien*, Bd. 62, (1927/28), S. 250–264, [Festschrift für Arnold Schröer].
55. "Amerikakunde und die deutsche Schule", *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung*, Bd. 5, (1929), S. 54–64.
56. "Thomas und Jane Carlyle im Spiegel der Briefe Amely Böltes an Varnhagen von Ense (1844–1853)", *Englische Studien*, Bd. 64, (1929), S. 419–433.
57. "Kultur- und Gesellschaftskritik im modernen Schrifttum der Vereinigten Staaten", *Neuphil. Monatsschr.*, Bd. 1, (1930), S. 442–459.
58. "Amerikanisches Englisch", in: *Handbuch der Amerikakunde*, (Frankfurt, 1931), S. 153–178, Handbücher der Auslandskunde, Bd. 6 (2. Aufl., Cambridge, Mass. 1945).
59. "'Middletown': Kulturprobleme der amerikanischen Kleinstadt", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 39, (1931), S. 241–261.
60. "Zur Textgeschichte von Thomas Ellwoods *Davideis* (1712–1796)", *Anglia*, Bd. 55, (1931), S. 84–100.
61. "Amer. Slang GUY 'Fellow, Chap, Person'", *Anglia*, Bd. 50, (1931), S. 443–448.
62. "Sinclair Lewis, der Nobelpreisträger", *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung*, Bd. 7, (1931), S. 700–709.
63. "In Memoriam Max Friedrich Mann (1860–1932)", *Anglia Bbl.*, Bd. 43, (1932), S. 161–163.
64. "Ein wenig bekanntes Autogramm Miltons (Album Amicorum Zollicoferi Sangallensis, 1656)", *Anglia*, Bd. 57, (1933), S. 221–224.
65. "Samuel Dodsworth bereist Europa", *Nachrichten der Gießener Hochschulgeseellschaft*, Bd. 9, (1933), H. 3, S. 31–42.
66. "Von neuerer deutscher Beowulf-Forschung", in: *Germanische Philologie: Ergebnisse und Aufgaben*, Festschrift für O. Behagel, Germanische Bibliothek, 1. Abt., Bd. 19, (Heidelberg, 1934), S. 419–431.
67. "Mark Twain (zu seinem 100. Geburtstage)", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 43, (1935), S. 471–480.
68. "Karl Luick (1865–1935)", *Anglia Bbl.*, Bd. 46, (1935), S. 289–290.
69. "Wanderer, V. 25 und V. 6–7," *Anglia*, Bd. 59, (1935), S. 299–302.
70. "Die Erforschung des amerikanischen Englisch", in: *Germanen und Indogermanen: Volkstum, Sprache, Heimat, Kultur*, Festschrift für H. Hirt, Bd. 2, Indogermanische Bibliothek, 3. Abt., 15. Bd., 2. Teil, (Heidelberg, 1936), S. 409–427.
71. "Thorton Wilders *The Bridge of San Luis Rey* und Prosper Merimées *Le Carosse du Saint-Sacrement*", *Anglia*, Bd. 60, (1936), S. 234–240.
72. "Der letzte Puritaner: Ein philosophischer Roman von George Santayana", *Anglia*, Bd. 62, (1938), S. 437–452.

73. "Ein unbekannter Brief David Garricks an Samuel Richardson", *Anglia*, Bd. 63, (1939), S. 436–444.
74. "An Unpublished Letter by Longfellow to a German Correspondent", in: *Studies for William A. Read*, (Louisiana, 1940), S. 313–315.
75. "Die Kultur des amerikanischen Mittelwestens in der Gegenwart", *Die Neueren Sprachen*, Bd. 49, (1941), S. 61–72.
76. "Angloamerikanische Kultur- und Literaturbeziehungen in neuerer Zeit", *Archiv*, Bd. 184, (1943), S. 11–31.
77. "Englische Einflüsse" (Einige Kleidernamen), in: *Deutsche Wortgeschichte*, Festschrift für A. Götze zum 17. Mai 1941, Bd. 2, (Berlin, 1943), S. 356–377.
- 79.¹⁾ "Die Shakespeare-Bacon-Frage in ihrer geschichtlichen Entwicklung", *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft*, Bd. 16, (1946/47), S. 1 bis 31.
80. "Vom amerikanischen Englisch", *Hamburger Akademische Rundschau*, 1. Jahrg., H. 11–12, (1946/47), S. 466–472.
81. "Henry Vaughan, ein Dichter des englischen Barocks, in neuer Beleuchtung", *Forschungen und Fortschritte*, Bd. 21/23, (1947), S. 163 bis 168.
82. "Henry David Thoreau (1817–1862), der Dichter des Waldensees (1854)", *Archiv*, Bd. 186, (1949), S. 28–48.
83. "Henry David Thoreau", Einleitung zu: Henry D. Thoreau, *Walden oder Leben in den Wäldern*, (Leipzig, 1949), S. VII–XVIII.
84. "King Lear at Tübingen: Johannes Nauclerus and Geoffrey of Monmouth", in: Thomas A. Kirby and Henry B. Woolf (eds.), *Philologica: The Malone Anniversary Studies*, (Baltimore, 1949), S. 208–227.
85. "Zu Charles Morgans künstlerischer Entwicklung", *Forschungen und Fortschritte*, Bd. 26, (1950), H. 1–2, Spalte 1–6.
86. "Sprachliche Auslegung einiger englischer Ausdrücke in der Kontrollratsdirektive Nr. 2", *Die öffentliche Verwaltung*, Bd. 3, (1950), S. 298.
87. "Zur Frage der Staatsauffassung in Shakespeares Königsdramen", *Shakespeare-Studien: Festschrift für H. Mutschmann*, (Marburg, 1951), S. 64–79.
88. "Die Amerikanistik im gegenwärtigen Universitätslehrplan und in den Prüfungsordnungen der deutschen Länder", *Neuphilologische Zeitschrift*, Bd. 3, (1951), S. 412–417.
89. "Amerikanisches Englisch", in: P. Hartig und W. Schellberg † (ed.), *Amerikakunde*, Handbücher der Auslandskunde, (Frankfurt, Main, 1952, 2. Aufl.), S. 346–371.
90. "Über einige Zusammenhänge zwischen Kultur und Literatur in den Vereinigten Staaten der Gegenwart", *Archiv*, Bd. 189, (1952), S. 3–23.

¹⁾ 78. "Zur Etymologie von ae. *docza*, ne. *dog* und einigen anderen Tiernamen", *Anglia*, Bd. 67/8 (1944) [gedruckt, aber infolge des Krieges nicht mehr erschienen].

91. "Eindrücke von amerikanischen Colleges und Universitäten mit besonderer Berücksichtigung der amerikanischen Studien", *Neuphilologische Zeitschrift*, Bd. 4, (1952), S. 327–337.
92. "Matthew Arnold und Deutschland", *GRM*, Bd. 35, (1954), S. 119–137.
93. "Shakespeares späte Romanzen", *Shakespeare-Jahrbuch*, Bd. 91, (1955), S. 7–24.
94. "Geleitwort", *Jahrbuch für Amerikastudien*, Bd. 1, (1956), S. 5–7.
95. "Friedrich Schöнемann (1886–1956)", *Archiv*, Bd. 193, (1956), S. 139 bis 140.
96. "Geleitwort", *Jahrbuch für Amerikastudien*, Bd. 2, (1957), S. 5–7.
97. "Ferdinand Holthausen (1860–1956)", *Archiv*, Bd. 194, (1957), S. 36–38.
98. "Heinrich Mutschmann (1885–1955)", *Shakespeare-Jahrbuch*, Bd. 93, (1957), S. 282–284.
99. "Britisch-Amerikanisch ON zu Ungunsten, gegen und verwandte Wendungen unter anglo-irischem Einfluß", *Anglia*, Bd. 76, (1958), S. 203 bis 207.

III. Herausgebertätigkeit

100. [Zusammen mit K. Glaser und W. Horn:] Behrens-Festschrift: Dietrich Behrens zum siebzigsten Geburtstag, *Supplementheft der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* [sic], XIII, (Jena und Leipzig, 1929), 327 S.
101. *Beiblatt zur Anglia*. Halle, Bd. 43–55 (1932–1944).
102. Zusammen mit K. Wentersdorf: *Shakespeare-Studien*: Festschrift für Heinrich Mutschmann, (Marburg, 1951), 208 S.
- 102a. [Zusammen mit B. Fabian:] *Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien*, (Marburg, 1954–56).
103. *Jahrbuch für Amerikastudien*, Bd. 1 – (Heidelberg, 1956f.).
104. [Zusammen mit L. Borinski und H. Oppel:] *Britannica et Americana*, (*Britannica*, neue Folge), Bd. 1 – (Hamburg 1956f.).
105. *Beihefte zum Jahrbuch für Amerikastudien*, Bd. 1 – (Heidelberg, 1957f.).

IV. Übersetzungen

106. Jos. Schrijnen, *Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft: mit besonderer Berücksichtigung der klassischen und germanischen Sprachen*, Indogermanische Bibliothek, I. Reihe, Bd. 14, (Heidelberg, 1921), X, 340 S. [Vorwort des Übersetzers: V–VI], [Aus dem Holländischen].
107. Rein van der Velde, *Thessalische Dialektgeographie*, (Nimwegen, Utrecht, 1924), XII, 182 S., 6 Karten. [Aus dem Holländischen, anonym].
108. Herman Melville, Hunilla ["Norfolk Isle and the Chola Widow" aus *The Encantadas*], *Gießener Familienblätter*, Unterhaltungsbeilage zum *Gießener Anzeiger*, no. 1 u. 2, (1930).

Personalnachrichten

Dr. Otto Hietsch, Professor mit Lehrauftrag an der Universität Padua, hat sich an der Universität Wien für „Englische Sprache und Englische Literatur bis zur Renaissance“ habilitiert.

Am 11. November beging der emeritierte ordentliche Professor an der Universität Wien, Dr. Friedrich Wild, seinen 70. Geburtstag.

